Deutsche Geschichte

für

das deutsche Volk

von

Karl August Mayer.

Ich halte die Geschichte für ein wirksames Mittel, Vaterlandsliebe zu erregen und zu erhalten gegen die Einwirkung der Selbstsucht.
(Stein.)

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Gustav Mayer.
1858.

Inhalt.

16. Deutschland um die Zeit Friedrichs des Großen. Maria Theresia. Joseph II.

Erste Abtheilung.

> Und vor, wie Pallas aus des Donnrers Haupt,
> Gerüstet springt aus ihrem Arsenal
> Borussia!
>
> (Scherenberg.)

Wir haben zuletzt miteinander die Steppen unserer Geschichte durchzogen, mein Leser: wandre jetzt mit mir durch eins ihrer reichsten Gefilde. Meine Brust athmet leichter, da ich Dir den Blick in diese Gegend eröffnen darf.

Schon im vorigen Abschnitte trat uns das junge Königreich Preußen als ein aufstrebender Staat entgegen, der im Verhältnisse zu seiner mäßigen Ausdehnung und seinen beschränkten Mitteln Viel vermochte, während große und reiche Länder ohnmächtig waren, weil sie ihre Hülfsquellen nicht zu erschließen verstanden oder vergeudeten. Preußen war der Staat der Sparsamkeit, des Fleißes und der Ordnung, wo, unter dem Zepter einfach tüchtiger, ächtdeutscher Fürsten, die untern Stände sich hoben, und überhaupt alle Kräfte sich eifrig regten; es war der protestantische Großstaat Deutschlands, der Staat der Aufklärung und des Fortschritts.

Was ein hochbegabter, kraftvoller, edelgesinnter Mann auf dem Throne eines solchen Staates vermag, das zeigte Friedrich II., genannt der Große, der 1740 seinem Vater Friedrich Wilhem folgte. Friedrich II. war den 24. Januar 1712 auf einen Sonntag, in dem Monate, welcher Preußen die Königskrone gebracht hatte, geboren. Die Natur hatte ihn reich ausgestattet; denn zu den außerordentlichen Gaben des Geistes kam ein wohlgestalteter Körper: es war ein schöner, liebenswürdiger Knabe mit äußerst lebendigen Gesichtszügen und von edlem Anstande. Selbst als Strapazen, Alter und Kränklichkeit seinen Körper

gebeugt hatten, blieb ihm das große, blaue Auge, dessen Adlerblick Niemand so leicht ertrug.

Wie bei dem großen Kurfürsten stählte auch bei ihm eine harte Jugend den Charakter. Dort war es die Bedrängniß der Zeitumstände, hier die strenge Zucht des nüchternen Vaters, der sich im Jähzorne sowohl gegen ihn wie gegen seine geistesverwandte Schwester Sophie Friederike Wilhelmine, spätere Markgräfin von Baireuth, zu den härtesten Strafen, zu Stock- und Faustschlägen hinreißen ließ. Biersuppe war Hauptnahrung des Kindes. Die Ausgaben des Prinzen, die sich der Vater bis auf den Heller verrechnen ließ, waren so beschränkt, daß sie bis zum siebzehnten Jahre Friedrichs nicht leicht die Summe von 300 Thlrn. überschritten. Ganz besonders war der König bestrebt, frühzeitig den Kriegsmann in ihm herauszubilden, und als Georg II., sein Schwager, 1724 zum Besuche kam, exercirte, zum Staunen des englischen Königs, der zwölfjährige Knabe ein für ihn errichtetes Korps gleichalteriger Kadetten mit großer Gewandtheit. Aber die Seele des Prinzen war nicht bei diesen Soldatenspielen, und Friedrich Wilhelm mußte zu seinem großen Verdrusse sehen, daß die ertödtende Einförmigkeit der Wachtparaden, die rohen Scherze des Tabakskollegiums und die wilden Hofjagden dem feinorganisirten Jünglinge widerstrebten; daß Dieser lieber in Wissenschaft und Kunst Nahrung für seinen Geist suchte, und von der ausgebildeten Sprache der Franzosen, die er sehr früh erlernte, und dem Geiste ihrer gefeierten Dichter und Denker, in den er von französischen Erziehern eingeführt worden war, mächtig angezogen wurde. Latein lernen und Verse machen waren freilich Dinge, die er nur heimlich betreiben durfte, und wenn er mit Meister Quanz die Flöte blies — ein Instrument, das zu dem gefühlvollen Herzen Friedrichs stimmte, und auf dem er mit der Zeit Meisterschaft erlangte —: so mußte auch Dies hinter dem Rücken des Vaters geschehen; ja einmal wurde, als Dieser unverhoffter Weise eintraf, der Musikus im Kamin versteckt. Der König zitterte bei dem Gedanken, sein Sohn und Nachfolger sei auf dem Wege, ein „Dintenkleckser" zu werden; denn so beliebte es ihm, die Gelehrten zu nennen. „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet," schalt er; „er macht sich Nichts aus den Soldaten, und wird mir meine ganze Arbeit verderben." Mit eiserner Strenge wollte er den Sinn des Prinzen, den er nicht verstand, beugen; der nach seinem Urtheile in gänzliche Weichlichkeit versunkene Jüngling sollte den engen Weg, den er, der Vater, eingeschlagen hatte, gehen, damit nicht Preußen von der hohen Bahn,

den die Hohenzollern ihm angewiesen hatten, abgelenkt werde. Aber hier traf ein fester Charakter auf den andern, und das Verhältniß zwischen Vater und Sohn ward immer schwieriger. Der König kam so weit, daß er verlangte, Friedrich solle seine Ansprüche auf den Thron seinem Bruder August Wilhelm, bei dem er mehr Regententugenden zu sehen glaubte, abtreten; aber der Prinz erklärte: eher werde er sich das Haupt abschlagen lassen.

Friedrichs Mutter Sophia Dorothea, eine Schwester Georgs II., wünschte den Sohn mit ihres Bruders schöner Tochter Amalie, Georgs Sohn und Nachfolger aber mit der geistreichen Prinzessin Wilhelmine, derer wir oben gedachten, zu verbinden. Friedrich Wilhelm war anfangs dieser Doppelheirath, die seinen Kindern erwünscht und für Preußen ebenso ehrenvoll als vortheilhaft erschien, nicht abgeneigt; dann aber, als er mit seinem Schwager zerfiel und dem östreichischen Einflusse mehr Gehör gab, erklärte er sich entschieden dagegen, und Friedrich und Amalie sahen sich getrennt. Später schloß der Prinz auf Befehl seines Vaters eine andere Ehe, die ihm kein häusliches Glück brachte, und die englische Prinzessin starb unvermählt, Friedrich um ein Jahr überlebend.

Im Sommer 1730, als der Heirathsplan mit Amalie durch den König zerrissen wurde, entwarf Friedrich mit seinen Freunden Keith und Katte den Plan, sich heimlich der tyrannischen Gewalt des Vaters zu entziehen und an dem englischen Hofe Schutz zu suchen. Eine Reise, die Friedrich Wilhelm im Juli dieses Jahres an den Rhein machte, sollte zur Flucht benutzt werden; aber ein Brief des Prinzen an Katte in Berlin, den Jener in der Hast ohne Aufschrift gelassen hatte, fiel in des Königs Hände und verrieth das Geheimniß. Der redlich strenge Fürst sah in dem Fluchtversuche den schwärzesten Verrath an Krone und Reich; er ließ den Prinzen gefangen nach der Festung Küstrin bringen und am 25. Oktbr. vor ein Kriegsgericht stellen, dem die Frage vorgelegt wurde: welche Strafe „der Oberstleutnant Fritz" für sein Ausreißen verdient habe. Die Mehrzahl der Generale erkannte nach dem Buchstaben des Gesetzes auf Tod, und wirklich schwebte einen Augenblick der Prinz und damit Preußens Geschick in unermeßlicher Gefahr. Doch stimmte das dringende, unerschrockene Zureden der Generale den König milder, und er ließ es, da auch die auswärtigen Höfe und besonders der östreichische sich mit Nachdruck für den Prinzen verwandten, bei der Festungshaft bewenden. Dieselbe war anfangs so streng, daß ihm als Speisegeräth

nur ein hölzerner Löffel, als Möbel zwei elende Stühle und nur bis Abends acht Uhr Licht verstattet, Schreibmaterial und Bücher aber untersagt waren.

Gegen Alle, die den Fluchtplan Friedrichs begünstigt hatten, wozu auch die Prinzessin Wilhelmine gehörte, verfuhr der König mit leidenschaftlicher Härte. Leutnant von Katte, der Hauptmitschuldige, wurde von ihm zur Enthauptung verurtheilt. Dieser sonst leichtsinnige Mensch hat sein Leben durch seinen Tod veredelt. Als er den 6. November an Friedrichs Fenster vorüber zum Richtplatze geführt wurde, rief ihm der Prinz unter strömenden Thränen zu: „Mein lieber Katte, vergeben Sie mir, daß ich Sie in dies Unglück gestürzt habe!" Katte gab fest zur Antwort: „Ich habe Ihnen Nichts zu vergeben, mein Prinz. Hätte ich zehn Leben für Sie zu opfern, ich gäbe sie freudig hin." Und am nahen Sandhügel niederkniend, um den Todesstreich zu empfangen, warf er noch mit der Hand einen Kuß nach dem Fenster seines in Ohnmacht gesunkenen Freundes.

Der starre Trotz, den Friedrich in den ersten Tagen der Festungshaft und vor dem Kriegsgerichte bewiesen hatte, war jetzt gebrochen: er bat seinen Vater demüthig um Verzeihung. Das Anerbieten, das ihm Dieser hatte machen lassen: dem Throne zu entsagen, und in voller Freiheit als Privatmann ein Leben nach seiner Wahl zu führen, hatte er jedoch auch in dieser Lage entschieden von sich gewiesen. „Ich nehme den Vorschlag meines Vaters an, gab er zur Antwort, wenn mir Derselbe erklärt, daß ich sein Sohn nicht bin." Am 29. November erhielt Friedrich Degen und Orden zurück und durfte sein Gefängniß verlassen.

Merkwürdig und der Aufzeichnung werth ist, daß Friedrich selbst in jener Zeit der Kerkerhaft und der Zerknirschung noch von jenen stolzen, hohen Gedanken getragen wurde, die seines Mannes- und Greisenalters Ziel waren. In einem aus jener Periode stammenden Aufsatze: Gegenwart und Zukunft des preußischen Staates, setzt er die politische Nothwendigkeit auseinander, daß Preußen sich abrunden müsse; der Beruf dieses Staates, in die Reihe der europäischen Großmächte einzutreten, ist erkannt. „Ja," ruft der edle Jüngling aus, „ich wünsche diesem königlichen Hause Preußen, daß es sich vollständig aus dem Staube, in dem es bisher gelegen, erheben möge, damit es die protestantische Religion in dem deutschen Reiche und in ganz Europa blühen mache; damit es die Zuflucht der Unterdrückten, der Beistand

der Unglücklichen, die Stütze der Armen, der Schrecken der Ungerechten sei."

Die Zeit der Buße war für Friedrich noch nicht vorüber. Der König bestimmte, daß er einige Jahre in Küstrin verweilen und als Kriegsrath auf der Domainenkammer beschäftigt werden solle, ohne je die Stadt zu verlassen oder eine Uniform anzulegen. Der Prinz unterzog sich dieser neuen Bestimmung mit großem Eifer, und erwarb sich hier auf praktischem Wege die Kenntnisse, welche nachmals so reiche Früchte getragen haben. Nachdem er ein volles Jahr zur Zufriedenheit des Vaters gearbeitet, ließ ihn Dieser bei Gelegenheit der Vermählung seiner Tochter Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Baireuth am 23. November 1731 nach Berlin kommen. Der Mutter und der Schwester ganz unerwartet, führte er ihn Abends nach der Tafel in Civilkleidung mit den Worten: „Da ist nun der Fritz wieder" ein, und ein großer Jubel umgab den Schwergeprüften. Auf die Bitte der Generale erhielt er seinen militairischen Rang wieder; doch mußte er im December nach Küstrin zurück, um noch einige Monate lang seinen Posten in der Domainenkammer zu bekleiden.

Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war von nun an ungetrübt. Friedrich Wilhelm legte dem zwanzigjährigen Jünglinge so strenge Fesseln nicht mehr an, und Dieser bestrebte sich, in allen Stücken, besonders aber in Erfüllung seiner militairischen Pflichten als Oberst des Regimentes Goltz, die Zufriedenheit des Vaters zu erwerben. Jetzt führte ihm auch der König, ohne ihn dabei irgendwie zu Rathe zu ziehen, in Elisabeth Christiane von Braunschweig-Bevern eine Braut zu; die Hochzeit erfolgte im Juni 1733; aber obgleich die Prinzessin in frischer Jugendblüthe und von großer Herzensgüte war, zog sich doch Friedrich bald von ihr zurück und sah sie nur selten.

Im folgenden Jahre nahm der Prinz seinen Wohnsitz auf dem freundlich gelegenen Schlosse Rheinsberg, zu dessen Ankauf der sonst sehr sparsame Vater ihm 50,000 Thaler geschenkt hatte. Hier, an dem See gleichen Namens, unweit der mecklenburgischen Grenze, verlebte er goldene Tage der Jugend und der Muße im Verkehr mit geistvollen Freunden, mit Gelehrten, Künstlern und Offizieren, die er um sich versammelt hatte. Man las hier die Alten und die Franzosen, besonders Voltaire, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, und mit welchem Friedrich, wie mit andern ausgezeichneten Männern verschiedener Nationen, einen Briefwechsel voll hingebender Bewunderung eröffnete;

man philosophirte, man musicirte, und auch an tollen Streichen ließen es die genialen jungen Männer nicht fehlen. Diese rheinsberger Zeit ist ein Idyll in Friedrichs Leben, ein Ruhepunkt, wo er Athem schöpft nach der Qual der früheren Jugendjahre, und Kraft sammelt zu den Schöpfungen und Kämpfen des Mannes. Daß er auch die Kriegskunst fleißig studirte, daß er auf den Reisen, die er mit dem Könige machte, dem Militairwesen die größte Aufmerksamkeit schenkte, und endlich, daß sein Regiment bei den Musterungen stets als eins der geübtesten erschien, bewahrte ihm die Gunst des Vaters, der sogar nicht geringe Hoffnung auf ihn zu setzen begann. So erklärt sich auch jene Aeußerung Friedrich Wilhelms in der Erbitterung über die Politik Oestreichs, das mit seiner Ehrlichkeit und Treue Mißbrauch trieb. Auf den Kronprinzen zeigend sagte er im Gefühle der tiefsten Kränkung: Hier steht Einer, der mich rächen wird.

Als der frühgealterte König sein Ende nahe fühlte, ward „der liebe Fritz", wie er jetzt hieß, aus Rheinsberg nach dem Marmorpalais bei Potsdam geholt, wo Friedrich Wilhelm seinen Sommeraufenthalt genommen hatte, und gereichte dem Vater in den letzten Stunden zu großem Troste. Sterbend ermahnte der König seinen Sohn, vor Oestreich auf der Hut zu sein, dessen unabänderlicher Grundsatz dahin gehe, das Haus Brandenburg niederzuhalten.

Friedrichs Regierungsantritt im Jahre 1740 erfolgte gerade hundert Jahre nach dem seines Urahns, des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Durch die Seele der Menschen ging ein Ahnen, daß wiederum ein Großer den Thron der Hohenzollern bestiegen habe, und gleich der Anfang seiner Regierung entsprach den hohen Erwartungen, die Europa und besonders Preußen von ihm hegten. Gegen die rheinsberger Gesellschaft erklärte er unumwunden: „die Possen hätten nun ein Ende". Wie jener Heinrich der V. von England, von dem uns Shakespeare ein Bild ewiger Schönheit aufgestellt hat, plötzlich, als der Ernst des Herrscherberufs an ihn herantrat, den Verkehr mit den lustigen Gesellen seiner leichtsinnigen Jugend aufgab und mit einmal ganz Hoheit und Würde war: so auch der achtundzwanzigjährige Monarch Preußens. Die Anrede, womit er die Minister und Generale empfing, setzte Diese in Staunen. Indem er ihnen für die treuen Dienste, die sie bisher geleistet, dankte, mahnte er sie, auf des Königs und des Landes Vortheil, die unzertrennlich seien, auch ferner gleiche Sorgfalt zu wenden; wo sie aber in Zweifel seien, ob Etwas dem Lande oder dem Könige

fromme, da sollten sie das Land vor dem Könige bedenken.

War man schon unter Friedrich Wilhelm an einen Regenten von ungewöhnlicher Thätigkeit gewöhnt, so hatte man es hier mit einem Fürsten zu thun, der seinen Pflichten noch viel eifriger oblag, der weit mehr die Seele von Allem war, und seinen Räthen fast Nichts übrig ließ als den Vollzug seiner Befehle. Wir haben hier einen unumschränkten Herrscher vor uns, wie er noch ganz im Charakter jener Zeit lag, aber einen Herrscher, der in der unablässigen Förderung des Wohls seiner Völker seine Lebensaufgabe sah, und der so den entschiedensten Gegensatz zu einem Ludwig XIV. bildete, dem der Staat nur Mittel zur eigenen Erhöhung war. In einer noch in Rheinsberg verfaßten Abhandlung sagt er ausdrücklich: „Die meisten Fürsten glauben, daß Gott aus besonderer Rücksicht auf ihre Macht, ihr Glück und ihren Stolz diese Menge von Menschen geschaffen habe, deren Wohl ihnen anvertraut ist, und daß ihre Unterthanen nur zu Werkzeugen und Dienern ihrer ungemäßigten Leidenschaften bestimmt seien. Daher dieser ungezügelte Ehrgeiz, daher das brennende Verlangen, Alles zu verschlingen; daher die Härte willkürlicher Auflagen, womit das Volk belastet ist; daher die Faulheit der Fürsten, daher ihr Hochmuth, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei und alle jene Laster, welche die menschliche Natur entwürdigen. Wenn die Fürsten diese irrigen Ideen aufgeben, wenn sie bis auf den Zweck ihrer Einsetzung zurückgehen wollten: sie würden einsehen, daß der Rang, auf welchen sie so eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung nur das Werk ihrer Völker ist; daß diese Tausende von Menschen, die ihnen anvertraut sind, sich nicht zu Sklaven eines Einzelnen gemacht haben, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich keineswegs einem Mitbürger unterworfen haben, um die Märtyrer seiner Laune, der Spielball seiner Einfälle zu sein; sondern daß sie Denjenigen aus ihrer Mitte gewählt haben, den sie für den gerechtesten hielten sie zu regieren, für den besten, um als Vater für sie zu sorgen, für den tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu vertheidigen, kurz, für den Mann, der am geeignetsten war, der Repräsentant des ganzen Staates zu sein, und dem die unbeschränkte Macht als Stütze der Gesetze und Gerechtigkeit, aber nicht als ein Mittel dienen sollte, Verbrechen ungestraft zu begehen und Zwingherrschaft auszuüben".

Genußsüchtige oder unfähige Herrscher, wie die sächsischen Kurfürsten August II. und August III., konnte er mit der Sprache des derbsten

Spottes verfolgen. Als August III. 1733 — wie zuvor sein Vater — zum Könige von Polen erwählt wurde, schrieb Friedrich an den ihm befreundeten General Grumbkow: „Da sitzt nun unser großer Hans auf dem Esel — oder, um in dem Style der Zeitungsschreiber zu berichten: der königliche Sprößling ist zum Könige von Polen erwählt worden". In einem Buche, das damals in Rheinsberg entstand, dem Antimachiavell, greift er die Selbstsucht der Herrscher auf das entschiedenste an und führt aus, daß der Fürst nichts Anderes, als der erste Diener des Staates ist. Indem so Friedrich, „der Philosoph auf dem Throne", den Staat in den Mittelpunkt rückte, um welchen Alles, wie die Planeten um die Sonne, kreisen sollte, und auch dem Fürsten, der bisherigen Sonne, die Rolle eines Planeten, wenn auch des größten und hellsten, zuwies: legte er den Grundstein zu einer neuen Zeit; mit Friedrich begann die absolute Monarchie zu Grabe zu gehen, und der Zauber des göttlichen Ursprungs der Kronen erblaßte immer mehr.

Friedrich verband mit der weisen Sparsamkeit des Vaters, welche die Mittel des Staats sorgfältig zu Rathe hielt und unablässig zu mehren suchte, einen genialen Blick in den Stand der Dinge, eine schöpferische Kraft als Politiker und Kriegsmann, eine Schnelligkeit und Kühnheit des Entschlusses, die ihn weit über seinen Vater hinausführten, so daß die Kraft seines kleinen Landes, welches bei seinem Regierungsantritte nur 2,240,000 Einwohner zählte, in seiner Hand verzehnfacht erschien. Im Bewußtsein dieser glücklichen Hand setzte er das Preußen Friedrich Wilhelms, d. h. die deutsche Großmacht, auf's Spiel, und gewann damit sein Preußen, die europäische Großmacht.

Fassen wir die Wirksamkeit dieses Mannes, der hinfort allen Herrschern Europas als Musterkönig vorleuchten sollte, nach innen und außen näher ins Auge. Nicht leicht hat ein Fürst seine Zeit so wohl genutzt, wie Friedrich. Indem er, nur wenig Stunden Schlaf sich gönnend, sehr früh aufstand, hatte er einen langen Tag, in welchem er, bei der Schnelligkeit, womit ein Geist wie der seine arbeitete, doppelt Viel beschickte. Wie sein Gang und jede seiner Bewegungen rasch waren; wie sein Reisewagen, mit acht Pferden bespannt, im Fluge dahinsauste; wie er zum Ritte von Berlin nach Potsdam mit unterlegten Pferden selbst im höheren Alter nur eine Stunde brauchte — also wenig Mehr als heut zu Tage die Eisenbahn —: so blitzschnell strömten ihm auch die Gedanken zu; geflügelt drangen Fragen und Antworten über seine Lippe, und Alle, die mit ihm arbeiteten, sahen sich bald in die neue Bewegung hin-

eingerissen; seit dem Augenblicke, wo er seine Hand an die Staatsmaschine gelegt hatte, begannen alle Räder in beschleunigter Bewegung zu schwirren. Den Gesandten war er ein Räthsel, weil Niemand seine Geheimnisse theilte. Selbst wenn er verreiste, pflegte er Die, welche ihm folgen sollten, nur wenige Stunden vorher von seiner Abreise zu benachrichtigen. „Und er findet sie bereit" — setzt der Gesandte, der Dies berichtet, hinzu — „da er weder einen Hof noch Höflinge, sondern lauter Generale, Prinzen und Adjutanten zu Begleitern hat".

Ein unerhört kalter Winter hatte viel Noth gebracht: Friedrich gab aus seinen Magazinen Korn zu billigen Preisen. Dagegen wurde die potsdamer Riesengarde als ein zu theures Spielwerk abgeschafft. In Religionssachen stellte er den weisen Grundsatz allgemeiner Duldung auf; Jeder sollte, wie er sich ausdrückte, nach seiner Façon selig werden. Die unter seinem Vater vernachlässigte Wissenschaft hob er; den Philosophen Wolf, dessen Schriften er schon als Kronprinz studirt hatte, rief er nach Halle zurück; er zog den hochverdienten Mathematiker Euler und mehrere französische Gelehrte von Ruf nach Berlin, und gab der Akademie der Wissenschaften, die unter der vorigen Regierung verkümmerte, neues Leben. Er stiftete einen Orden für das Verdienst, welcher also nicht Gunstbezeigung, sondern Anerkennung wirklicher Leistungen sein sollte. Er schaffte, von allen Fürsten des europäischen Festlandes zuerst, die Folter und gewisse grausame Todesstrafen ab; die Zeitungen erschienen in Berlin ohne Censur; kurz, in allen Zweigen der Verwaltung ward ein neuer Geist gespürt. Auch die Truppen wurden, im Hinblicke auf die großen Dinge, die der junge König im Geiste bewegte, ansehnlich vermehrt.

Das Verhältniß Preußens zu Oestreich änderte sich ganz und gar. Hatten sich die beiden Könige vor Friedrich dem Kaiser untergeordnet, so trat unter ihm die unabhängige Politik des großen Kurfürsten wieder an den Tag. Der ohnmächtige Reichstag des heiligen römischen Reichs — von dem Voltaire treffend sagte, daß es weder heilig, noch römisch, noch ein Reich sei — und das an die Habsburger geknüpfte Kaiserthum, das nur östreichischen, d. h. großentheils nicht deutschen Interessen diente, waren zwei verwitterte Burgen, die den Einsturz drohten. Friedrich bedachte sich nicht, ihren unvermeidlichen Ruin zu beschleunigen, um aus ihren Trümmern Steine zu einem neuen Baue zu gewinnen. Der Tod Kaiser Karls VI., der am 20. Oktober, fünf Monate nach Friedrichs Thronbesteigung, Statt hatte, gab hierzu Gelegenheit. Karl Albert, Kur-

fürst von Baiern, welcher der pragmatischen Sanktion nicht beigetreten war, erhob nämlich, nachdem nun das Haus Habsburg männlicherseits ausgestorben war, Ansprüche auf das östreichische Erbe, nicht sowohl in seiner Eigenschaft als Gemahl einer Tochter Josephs I., als weil er in gerader männlicher Linie von Anna, der Tochter Kaiser Ferdinands I., stammte. Frankreich und Spanien sagten ihm, obwohl sie durch die pragmatische Sanktion gebunden waren, 1741 in dem Bündnisse zu Nymphenburg — natürlich aus den selbstsüchtigsten Gründen — ihre Unterstützung zu, und auch der Kurfürst von Sachsen und Wahlkönig von Polen August III. verlangte als Gemahl der ältesten Tochter Josephs I. Antheil an der habsburgischen Erbschaft. Karl Albert verband mit seinen Ansprüchen eine Bewerbung um die Kaiserkrone. Fiel diese Würde, die bisher an Oestreich gefesselt schien, an Baiern, das nicht die Kraft hatte sie festzuhalten, mit andern Worten: wurde dieselbe wieder flüssig: so konnte sie leicht an Preußen, den deutschen Großstaat, gelangen und um so eher bei ihm verharren, wenn die Macht der östreichischen Monarchie durch Theilung gebrochen war. Jedenfalls eröffneten Karl Alberts Pläne Friedrich eine Aussicht auf Schwächung des feindlichen Habsburg. Der König zögerte deshalb nicht, sich auf dessen Seite zu stellen, und hätte der Kurfürst Kraft und Charakter besessen, so wären wahrscheinlich schon damals die alten Formen des Reichs zusammengestürzt. Wie Friedrich die Lage der Dinge auffaßte, geht aus einem Briefe, den er zwei Tage nach Karls VI. Tode an Voltaire schrieb, hervor: „Der Kaiser ist gestorben, heißt es darin, und ich glaube, daß nächsten Juni viel die Rede sein wird von Pulver, Soldaten und Laufgräben. Die Zeit ist gekommen, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erfahren muß. Der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezar's Bildsäule von viererlei Metall herabrollen und sie zermalmen wird." Was konnte unter dieser aus mancherlei Metall gemischten Figur mit halb eisernen halb thönernen Füßen des Propheten Daniel Anderes gemeint sein als Oestreich?

Zunächst beschäftigten den König die freilich sehr alten Rechte Brandenburgs auf einen beträchtlichen Theil Schlesiens, welche jetzt endlich geltend zu machen Aussicht war. In Folge einer im Jahre 1537 zwischen Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und Herzog Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau abgeschlossenen Erbverbrüderung waren nämlich 1675 die drei genannten Herrschaften an den großen Kurfürsten gefallen. Ebenso besaß er ein unbezweifeltes Erbrecht

auf Jägerndorf; aber Oestreich hatte die vier schlesischen Fürstenthümer eingezogen, und weder der Kurfürst noch dessen Nachkommen waren im Stande gewesen, einer so überlegenen Macht gegenüber in Besitz ihres Eigenthums zu gelangen. Friedrich beschloß, dies Länder-Kapital sammt Zinsen einzufordern und Schlesien mit Waffengewalt an sich zu bringen. Ein so tiefer Bruch mit dem alten mächtigen Hause Oestreich erschreckte seine sämmtlichen Minister und Generale; ins besondere widerrieth Fürst Leopold von Dessau, der kriegserfahrenste Mann in Preußen. In seiner derben Weise nannte er das Unternehmen „einen tollen Streich", welcher Preußen ins Verderben stürzen werde. Allein Friedrich ließ sich nicht irre machen. Im Vertrauen auf die politische Lage Europas, wo zwei Hauptmächte: Frankreich und England in Feindschaft gegeneinander standen, so daß eine mächtige Verbindung gegen ihn nicht möglich war; im Vertrauen ferner auf die verrotteten Zustände Oestreichs, dessen militairische Einrichtungen noch vor dem Tode des seit vier Jahren verstorbenen Prinzen Eugen in Verfall gerathen waren; hauptsächlich aber im Vertrauen auf die jugendfrische Kraft Preußens und auf die Ader Cäsars, die er in sich fühlte, that er den folgeschweren Schritt. Ohne eine Stunde Zeit zu verlieren, ließ er, noch bevor er mit Karl Albert ein Bündniß abgeschlossen, von Maria Theresia, der dreiundzwanzigjährigen Erbin Karls VI., Niederschlesien fordern; wogegen er ihr beträchtliche Unterstützung an Geld und Truppen und dem Großherzoge Franz, ihrem Gemahl, seine Stimme bei der Kaiserwahl verhieß. Zugleich aber schickte er, der Erfolglosigkeit dieses Schrittes im voraus sicher, sein trefflich gerüstetes Heer im November 1740 gegen Schlesien vor. Er selbst, halbe Nächte lang den rauschenden Winterfreuden seiner Hauptstadt hingegeben, schien ganz harmlos. Plötzlich verließ er, nach einem großen Maskenballe im Schlosse, am 13. December Berlin, um, statt mit seidenen Damen im zierlichen Menuet, in rauher Jahreszeit den eisernen Tanz des Krieges zu tanzen. Als er am 14. December in Krossen an der Oder ein Regiment auf dem Markte in Augenschein nahm, stürzte in der nahen Kirche die große Glocke mit lautem Krachen vom Thurme. „Das bedeutet Unglück für den König!" ging es von Mund zu Munde. Aber Friedrich wußte schnell das zufällige Ereigniß anders zu deuten. „Ein gutes Zeichen für uns und unsere Waffen!" rief er. „Was hoch ist, soll erniedrigt werden. Das Haus Oestreich wird einen Fall thun."

Der junge König überließ, da er selbst gänzlich Neuling war,

die Führung seines Heeres dem pommerschen Edelmanne Kurt Christoph von Schwerin, den er kurz zuvor in den Grafenstand erhoben hatte, einem bewährten Offizier aus der Schule Marlborough's und Eugens. Am 16. December rückten die Preußen, 28,000 Mann stark, bei dem Dorfe Läsohen, ohne Widerstand zu finden, in Schlesien ein, und wurden, da sie treffliche Mannszucht hielten, überall wohl aufgenommen. Hoch erfreut über ihre Erscheinung waren die protestantischen Schlesier — fast die Hälfte der Einwohnerzahl — die unter Oestreich den engherzigsten Druck erfahren hatten. Diese zogen in Scharen, mit Heugabeln und Sensen bewaffnet, den Preußen aus den Dörfern entgegen, und begehrten in langverhaltenem Grolle die Katholiken aus dem Lande zu jagen. Aber der König verbot alle Gewaltthätigkeit und hieß sie nach Hause gehen. „Ihr seid alle meine Kinder," sagte er, und behandelte die beiden Religionsparteien überall mit gleicher Gerechtigkeit und Milde. Breslau, das sich neutral zu halten dachte, wollte sich anfangs dem Einzuge des Königs widersetzen; aber ein Volksauflauf, durch den Schuster Deblin, einen Lutheraner, erregt, zwang den Rath der Stadt noch vor Beginn der Feindseligkeiten, die Thore zu öffnen, und der König hielt am 3. Januar einen feierlichen Einzug.

Im Laufe dieses Monats fiel das ganze Land in Friedrichs Hände, mit Ausnahme der Festungen Glogau, Brieg und Neisse, welche eingeschlossen wurden. Die Truppen bezogen auf einige Wochen die Winterquartiere und der König ging Ende Januar nach Berlin und genoß, wie im tiefen Frieden, der Freuden des Carnevals. Am 24. Februar war er wieder in Schweidnitz, um mit seinen kriegslustigen Truppen den eigentlichen Feldzug zu beginnen; denn nun hatten die Oestreicher ihre Streitkräfte, die vom Türkenkriege her anfangs noch in Ungarn verweilten, gesammelt. Die erste Unternehmung war gegen die Festung Glogau gerichtet, die in der Nacht vom 9. März berannt und erobert wurde; dabei fielen 8000 Mann östreichischer Besatzung kriegsgefangen in Friedrichs Hand. Drei Tage später hielt der König in Schweidnitz ein Dankfest für die Wiederherstellung der Religionsfreiheit in Schlesien. Er hatte die den Evangelischen im dreißigjährigen Kriege geschlossenen Kirchen öffnen lassen und sechszig lutherische Prediger in das Land gerufen.

Jetzt rückte der östreichische General Graf Neipperg von Mähren aus mit 30,000 Mann in Schlesien ein. In den ersten Tagen des Aprils suchten sich die beiden Heere bei heftigem Schneegestöber, ohne

sichere Kunde von einander zu besitzen. Als sich endlich am 16. das Wetter aufgehellt hatte, rückten die Preußen gegen das Dorf Mollwitz (in der Nähe von Brieg) vor, um dem Feinde, der hier und in den benachbarten Ortschaften lag, die Schlacht zu bieten. Erst Nachmittags begann der eigentliche Kampf, der bald durch einen Reiterangriff der Oestreicher eine so gefährliche Wendung nahm, daß die Generale den unerfahrenen jungen König bewogen, das Schlachtfeld zu verlassen. Schwerin, der jetzt freie Hand hatte, ließ die Infanterieregimenter des linken Flügels, die bisher noch nicht im Feuer gewesen waren, vorrücken, und suchte ihnen, von einem Bataillon zum andern eilend, seinen Heldengeist einzuflößen. Als ein Oberst, der die Hoffnung auf Sieg verloren haben mochte, fragte, wohin der Rückzug zu nehmen sei: donnerte ihn Schwerin an: „Auf den Leib des Feindes!" Wirklich gab die Standhaftigkeit des Fußvolks, das diesen Tag fünf Stunden lang im Feuer ausharrte, der Schlacht eine andere Wendung; aber der Sieg der Preußen war schwer erkauft, und gar mancher tapfre Krieger hatte das Schneefeld roth gefärbt. An des Königs Seite war sein Vetter, der Markgraf von Schwedt, gefallen. Von dem ersten schönen Gardebataillon, dem Reste der potsdamer Riesen Friedrich Wilhelms I., lag die Mehrzahl der Offiziere unter den Todten; von den achthundert Mann, die es zählte, waren nur noch hundertundachtzig kampffähig.

Die Früchte des Siegs überwogen die Opfer reichlich. Der nächste Gewinn war die Uebergabe der Festung Brieg, der im Oktober die der Festung Neisse folgte. Im November wurden die Stände Schlesiens zur Erbhuldigung nach Breslau berufen.

Eine weitere Folge des Siegs war, daß Preußen und sein junger Fürst außerordentlich in der öffentlichen Meinung stiegen. Wie der Kriegsruhm Brandenburgs durch die Schlacht bei Fehrbellin sich auf dem der Schweden auferbaute, so der Kriegsruhm des jungen Königreichs durch die Schlacht bei Mollwitz auf dem der Oestreicher, deren Lorbeeren aus dem spanischen Erbfolgekriege und den Türkenschlachten jetzt zu welken begannen. Indeß nur der kleine Krieg fortdauerte, und Joachim Hans von Zieten an der Spitze der preußischen Husaren seinen ersten Ruhm gewann: ward Friedrichs Lager der Schauplatz wichtiger Verhandlungen mit den europäischen Mächten. Da England auf Oestreichs Seite stand, so trat der König am 4. November 1741 mit Frankreich in Verbindung, und verhieß dem Kurfürsten von Baiern seine Stimme bei der Kaiserwahl. Im Juli dieses Jahres waren bereits die französisch-

bairischen Truppen in Oestreich eingefallen; Passau ward überrumpelt, und Karl Albert nahm in Linz die Huldigung der Stände als Erzherzog entgegen. Schon war er nur noch acht Meilen von Wien entfernt; schon hatte die zitternde Hauptstadt ihre Kostbarkeiten nach Preßburg geflüchtet: als sich der Kurfürst — wahrscheinlich auf den übelgemeinten Rath der Franzosen — plötzlich nach Böhmen wandte, wo er sich unter großem Prunke in dem eroberten Prag zum König dieses Landes krönen ließ.

Von da ging Karl Albert zu einer zweiten Krönung nach Frankfurt; denn die Kurfürsten hatten ihn am 24. Januar 1742 als Karl VII. zum deutschen Kaiser gewählt. Auch hier wurde die Feierlichkeit mit außerordentlichem Gepränge vollzogen. Karl war ein eitler, schwacher Fürst, von der Woge des Glückes schnell gehoben, um eben so bald wieder zu sinken. Die Tüchtigkeit seiner Gegnerin war die Hauptursache seines jähen Falles. Maria Theresia, die junge, schöne, hochherzige Kaisertochter, fand zu einer Zeit, wo ganz Europa ihrem Untergang entgegensah, bei den Ungarn kräftige Unterstützung. Auf dem Reichstage zu Preßburg riefen ihr die zahlreich auf dem Schlosse versammelten Magnaten, von ihrer Erscheinung und ihrer Ansprache hingerissen, in wilder Begeisterung ihr: „Laßt uns sterben für unsern König Maria Theresia!“ zu, und schon nach einem Monate, im Oktober, zogen 15,000 berittene Edelleute in Preßburg ein. Die halbwilden Völker aus den Ebenen und von den Grenzen Ungarns strömten beutegierig heran; auch die Tiroler erhoben in alter Treue ihre Waffen. Um die Zeit, da Karl VII. in Frankreich erwählt wurde, besetzte ein östreichisches Heer unter dem Grafen Khevenhüller Oberöstreich, die Verbündeten vor sich hertreibend. Bald brachen die Sieger verwüstend in Baiern ein; München fiel einen Tag nach der Krönung des neuen Kaisers in die Hand seiner Feinde, und er selber mußte ohne Geld, Heimat, Macht und Ansehn mit seinem Reichshofrathe in Frankfurt wie in der Verbannung leben.

Nur einen ihrer Feinde konnte die Königin von Ungarn — mit diesem Titel wurde Maria Theresia damals noch bezeichnet — nicht bewältigen: Friedrich II. Dieser war, sobald er sich ganz Schlesiens bemächtigt hatte, in Mähren eingedrungen, und hatte seine Truppen, nach der Eroberung der Stadt und Grafschaft Glatz, in Böhmen in die Winterquartiere gelegt. Während Karl VII. in Frankfurt in Trübsinn versinkt, sprudelt in Friedrich die volle Lust der Jugend und Genialität. In Krieg und Staatsgeschäfte vergraben, findet er gleichwohl noch Zeit

zum Lesen, Flötenspielen, Dichten und zum Briefwechsel mit seinen Freunden; den Bau des neuen Opernhauses in Berlin verfolgt er sorgfältig aus dem Lager, und besingt dessen künftige Eröffnung.

Unterdessen rückte ihm ein östreichisches Heer unter dem Prinzen Karl von Lothringen, dem Bruder des Großherzogs Franz, 40,000 Mann stark, entgegen, und es kam bei Chotusitz, in der Nähe der Stadt Czaslau, am 15. Mai 1742 zur Schlacht. Mitten unter den Vorbereitungen zu derselben schreibt der König an seinen Freund Jordan: „Alles, was ich Dir melden kann, ist, daß die Oestreicher gegen uns marschiren, daß wir sie angreifen und schlagen werden.“ Seine Zuversicht betrog ihn nicht. Nachdem das Kriegsglück, bei ungefähr gleichen Kräften von beiden Seiten, anfangs geschwankt hatte: gab der scharfblickende König, dessen kriegerisches Talent hier schon deutlich an den Tag tritt, durch schnelle Besetzung einer Anhöhe dem Kampfe eine günstige Wendung, und nach wenigen Stunden sah sich Karl von Lothringen genöthigt, den Rückzug anzuordnen. Auch in dieser Schlacht war die preußische Reiterei, die sich erst in den schlesischen Kriegen heranbildete, durch die große Ueberlegenheit der östreichischen Kavallerie zum Wanken gebracht worden, und es ist der Aufzeichnung nicht unwerth, daß der tapfere Feldprediger Segebarth, der unabläßig auf seinem kleinen Fuchse, den Kugelregen nicht achtend, im schwarzen Rock umhersprengte, bei den preußischen Schwadronen durch das Feuer seiner Rede das Treffen wieder zum Stehen brachte.

Hiermit war der erste schlesische Krieg beendet; denn jetzt beeilte sich die Königin von Ungarn, unter Englands Vermittelung, auf Bedingungen, denen sie lang entschieden widerstrebt hatte, mit Friedrich zu unterhandeln. In dem Frieden zu Breslau und Berlin, den 11. Juni und 28. Juli 1742, erhielt Friedrich Schlesien und die Grafschaft Glatz. Am 12. Juli zog er unter großem Jubel der Bevölkerung in die Hauptstadt ein. Die Eroberung des schönen, 642 Geviertmeilen großen Landes hatte seinen Unterthanen keine Geldopfer gekostet: der Schatz Friedrich Wilhelms I. war nicht einmal ganz erschöpft.

Nun konnte Maria Theresia ihre ungetheilte Kraft gegen die übrigen Feinde wenden. Noch stand ein französisches Heer unter Marschall Belleisle in Böhmen. Dieser wurde nun in Prag belagert, und nur ein meisterhafter Rückzug in der bittersten Winterkälte durch verschneite Gebirgsgegenden rettete ihn unter großen Verlusten vor dem vollständigen Verderben. Bald war die Königin von Ungarn wieder im Besitze von

ganz Böhmen, und empfing in Prag die Krone dieses Landes. Ein mächtiger Beistand erwuchs ihr in den Hülfstruppen Georgs II. von England, die man die pragmatische Armee nannte. Der König selber führte sie an den Rhein, und schlug mit ihr im Juni 1743 die Franzosen bei Dettingen, unfern Aschaffenburg; wodurch Diese genöthigt wurden, einstweilen über den Rhein zurückzugehen. Als nun Maria Theresia auch in Sardinien und Sachsen Hülfe gewann, konnte sie an die Wiedereroberung Schlesiens denken, obgleich sich der östreichische Erbfolgekrieg noch nicht erschöpft hatte. Aber Friedrich war nicht der Mann, der sich zuvorkommen ließ. Er hatte vergeblich versucht, einen Bund norddeutscher Fürsten zusammen zu bringen, und wiederum war ihm Nichts übrig geblieben, als seine Verbindung mit Frankreich zu erneuern, die ihm jedoch keinen Vortheil brachte. Ohne nun einen Angriff seiner erbitterten Feindin abzuwarten, warf er im August 1744 mit der Schnelligkeit, die wir an ihm kennen, 80,000 Mann nach Böhmen, welche Sachsen unangemeldet durcheilten. Schon im September kapitulirte das starkbeschossene Prag; in demselben Monate folgten Tabor und Budweis. Der König rückte den Grenzen Oestreichs immer näher, und es schien Maria Theresia eine neue Flucht aus ihren Erbstaaten bevorzustehen. Aber es kam diesmal anders. Prinz Karl von Lothringen marschirte auf den Ruf der Königin von Ungarn vom Rhein heran; die Sachsen sandten ein Hülfscorps; die Ungarn stellten 10,000 Mann leichter Truppen, die den Preußen in dem ohnehin feindlichen Lande allen Unterhalt abschnitten. Unter großen Verlusten wurde Friedrich zum Rückzuge genöthigt; so oft er auch eine Schlacht bot, Feldmarschall Traun, der den Befehl unter dem Prinzen von Lothringen führte, vermied klug die Berührung des jungen Löwen, und der König sah sich ohne größeren Kampf aus Böhmen hinausgedrängt. Er bezog dann in Schlesien die Winterquartiere.

Um diese Zeit, im Januar 1745, raubte der Tod Friedrich einen Bundesgenossen, der ihm wenigstens durch seinen Rang nützlich gewesen war, den Kaiser. Karl VII. hatte, als die Franzosen, in Böhmen einbrechend, die östreichischen Streitkräfte in Anspruch nahmen, seine Rückkehr nach Baiern möglich gemacht, und war im Oktober 1744 in München eingezogen. Das Grab enthob ihn der Nothwendigkeit, von neuem seinem Lande den Rücken zu wenden, und seine Worte: „Das Unglück wird mich nicht verlassen, bis ich es verlasse", fanden ihre Bestätigung in diesem Ausgange.

Es war Friedrichs Art, dem flüchtig gewordenen Glücke nachzusetzen, bis er es wieder fassen und bei den Locken festhalten konnte. Er hatte die Wintermonate in Berlin zugebracht, und traf nun wieder im März bei seinen Truppen in Oberschlesien ein, fest entschlossen, die Scharte vom vorigen Jahre gründlich auszuwetzen. Fast wäre er gleich in den ersten Wochen von den leichten Reitertruppen der Oestreicher, die auch im Winter die preußischen Quartiere beunruhigt hatten, in der schönen Cisterzienser-Abtei Kamenz aufgehoben worden. Als er mit dem Abte in einer Gartenlaube tafelte, und das friedliche Geschütz der Champagnerflaschen eben zu knallen begonnen hatte: stürzt athemlos ein Pater herbei: „Majestät — Hochwürden — die Feinde — Kroaten!" Schnell hatten König und Abt ihren Entschluß gefaßt. Während der Prälat die Vesper zu läuten gebot, hüllte sich der protestantische Fürst in eine Kapuze, und schlüpfte durch die Sakristei in die Kirche, wo schon die Brüder versammelt waren. Als die Kroaten, welche genaue Kundschaft hatten, in den Klosterhof sprengten, war kein König mehr zu finden. Sie drangen in die Kirche; aber hier klangen Orgel und Chorgesang; die Rauchfässer dampften, und es blieb ihnen Nichts übrig, als sich zu kreuzigen und die Knie zu beugen. Der plötzliche Ruf: „Die Preußen kommen!" unterbrach ihre Andacht: es waren die zietenschen Husaren, welche von dem Ueberfalle Nachricht erhalten hatten. Eilig warfen sich die Kroaten auf die Pferde; aber nur Wenigen von ihnen gelang es zu entrinnen. Noch heut' zu Tage liest man in der kamenzer Kirche folgende Inschrift: „Hier stand und sang Friedrich II., König von Preußen, verkleidet im Cisterzienser-Chorkleide, im Jahre 1745 mit dem Abte Tobias und den Geistlichen die Metten, während dem die feindlichen Kroaten ihn in hiesiger Kirche suchten und nur seinen Adjutanten trafen, den sie gefangen fortführten."

Indessen machten die Oestreicher große Fortschritte in Schlesien; Ende Mai nahmen sie die Festung Kosel und erhoben schwere Brandschatzungen. Der kleine Krieg dauerte mit wechselndem Glücke; besonders thaten sich die Obersten Zieten und Winterfeld hervor. Einst, als der König von einem beträchtlichen Theile seiner Armee durch 20,000 Oestreicher abgeschnitten war: befahl er dem tapfern Zieten, sich mit seinem Regimente zu jenem Corps, dessen Beistand er dringend bedurfte, von Frankenstein nach Jägerndorf durchzuschlagen. Die Meldung sollte vollzogen werden, und wenn sie auch die größten Opfer kostetete; ja der König wollte, daß sie jedem einzelnen Husaren mitgetheilt würde, damit,

wenn auch nur ein Mann sich durchschlüge, dennoch der Befehlshaber des Corps von Friedrichs Lage Nachricht erhielte. Zieten wußte sich zu helfen. Er ließ sein Regiment die den Oestreichern noch unbekannten neuen blauen Pelze anlegen, und schloß sich am hellen Tage einer feindlichen Schar, als ob er zu ihr gehöre, an. Auf diese Weise legte er den großen Weg durch ein mit Feinden überschwemmtes Land fast ohne Verlust zurück, und entledigte sich glücklich des gefährlichen Auftrags, indem er sogar noch Gefangene mit nach Jägerndorf brachte.

Während sich die preußischen Streitkräfte bei Frankenstein sammelten, stieß das sächsische Heer in Böhmen zu dem östreichischen; die vereinigten Armeen überschritten in großer Uebermacht die sächsische Grenze, und jetzt sollte eine Schlacht über den Besitz Schlesiens entscheiden. Die Feinde trafen sich am 4. Juni 1745 bei dem Dorfe Hohenfriedberg, nordwestlich von Schweidnitz. Friedrich hatte seine Generale und Obersten schon um zwei Uhr in der Frühe im Lager bei Striegau zum Kriegsrathe versammelt. „Die Reiterei, so befahl er, fällt den Feind ungestüm mit dem Degen in der Faust an; sie macht in der Hitze des Gefechts keine Gefangene, und richtet ihre Hiebe alle nach dem Gesichte. Das Fußvolk rückt im Sturmschritte gegen den Feind an; wenn die Umstände es nur irgend erlauben, dringt es mit gefälltem Bayonnete auf ihn ein. Muß gefeuert werden, so geschieht es erst in einer Entfernung von 150 Schritt." Unterdessen hielten auch die verbündeten Feinde unter dem Prinzen von Lothringen Rath — auf der Galgenstätte von Hohenfriedberg, als wollten sie schon im voraus mit dem Tode sich befreunden. In dem ersten Scheine des Morgens glänzten die Waffen der Preußen auf den Höhen von Striegau, und schon donnerten ihre Geschütze, bevor noch die Oestreicher ihre Aufstellung vollendet hatten. Sofort wurde der linke Flügel des östreichischen Heeres, den die Sachsen inne hatten, von der preußischen Reiterei mit außerordentlichem Nachdrucke angegriffen. Das Fußvolk, das erst noch Sümpfe zu durchwaten hatte, durch die sich die Oestreicher gedeckt glaubten, rückte mit gefälltem Bayonnete, wie eine mit Stacheln besetzte Mauer, an. Alles wurde genau nach der Vorschrift des Königs vollzogen. Den sächsischen Junkern, von denen viele an dem üppigen Hofe der Auguste verweichlicht sein mochten, wurde mit manchem guten Hiebe das zarte Gesicht zerfetzt, und sie stoben wie Spreu auseinander. Die Oestreicher wurden mit in ihre Flucht gerissen, und schon um neun Uhr war die Arbeit gethan. Dies ist der erste glänzende Sieg des Königs über die Oestreicher.

Letztere hatten 15,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt, worunter 4 Generale und 400 Offiziere; andere Tausende traten als Ueberläufer unter die glorreichen Fahnen Friedrichs. Der Verlust der Preußen betrug 3000 Mann; erbeutet waren 66 Kanonen und 83 Fahnen und Standarten. Das einzige Dragonerregiment Baireuth hatte 20 Bataillone Oestreicher in die Flucht geschlagen und 66 Fahnen erobert; weshalb es auch seitdem die Zahlen 20 und 66 in seinem Regimentssiegel trug.

Nach dieser Niederlage bei Hohenfriedberg oder Striegau — denn nach beiden Orten wird die Schlacht benannt — mußte der Feind in Böhmen eine Zuflucht suchen. Friedrich folgte ihm dahin, nachdem er im Hochgefühle seines Sieges Belobungen und Belohnungen in Fülle gespendet hatte. Im weiteren Verlaufe des Sommers geschah nichts Erhebliches. Abtheilungen des preußischen Heeres, die der König aus Böhmen entsandte, säuberten Schlesien vollends vom Feinde und entrissen ihm Kosel. Gerade hierdurch war aber die Hauptarmee in Böhmen geschwächt, und Friedrich mußte sich auf den kleinen Krieg beschränken.

Anderwärts war Maria Theresia unterdessen vom Glücke begünstigt gewesen. Kurfürst Maximilian Joseph, der Sohn Kaiser Karls VII., der letzte Sprosse des wittelsbacher Stammes von der bairischen Linie, hatte nämlich den Krieg mit der Königin von Ungarn unglücklich fortgesetzt, und dann im Vertrage zu Füßen, April 1745, Baiern zurück erhalten, nachdem er auf das östreichische Erbe Verzicht geleistet und dem Großherzoge Franz seine Kurstimme zur Kaiserwahl zugesichert hatte. Die Folge davon war, daß Dieser im September, trotz der Gegenerklärung Brandenburgs, als Franz I. zum Kaiser gewählt wurde. Auch Friedrich war jetzt geneigt, Maria Theresias Gemahl anzuerkennen, falls ihm der Besitz von Schlesien gesichert würde. Allein diese Fürstin erklärte, von neuem Selbstvertrauen erfüllt, mehrmals hartnäckig: „sie wolle lieber den Rock vom Leibe als Schlesien missen“.

Und wirklich eröffneten sich auch günstige Aussichten dazu. Herzog Karl von Lothringen hatte sein Heer auf 40,000 Mann gebracht, indeß Friedrich wenig über 18,000 Mann in Böhmen zählte. Da es überdies dem Könige an Proviant mangelte, beschloß er sich wieder nach Schlesien zu wenden. Im nordöstlichen Böhmen, nördlich von Königsgrätz, trat ihm Herzog Karl entgegen, um ihm den Rückzug abzuschneiden, und Friedrich bedachte sich keinen Augenblick, den Kampf anzunehmen. Es

war am 30. September 1745, als die Oestreicher vor Tagesanbruch in Schlachtordnung anrückten. Das überraschte preußische Heer mußte sich unter dem Kanonendonner des Feindes aufstellen, und erlitt anfangs empfindliche Verluste. Als es jedoch den braven Grenadieren gelungen war, eine östreichische Batterie mit 28 Kanonen im Sturme mit dem Bayonnete zu nehmen: wandte sich das Schlachtenglück. Nach fünfstündiger Gegenwehr stürzten sich die Oestreicher in wilder Flucht ins Gebirge dem Dorfe Sorr zu, nach welchem die Schlacht benannt wird. Als die günstige Wendung für die Preußen schon eingetreten, und Friedrich bereits mit der Verfolgung des Feindes beschäftigt war: erschienen plötzlich, in Folge einer rasch ausgeführten, unerwarteten Bewegung, einige Regimenter ungarischer Husaren und Panduren in seinem Rücken, und plünderten das preußische Lager. Des Königs volle Schatulle, das Silberzeug, die Reisewagen, die Flöte und die Bücher, die er so ungern mißte, wurden geraubt; aber gerade dies Plündern hielt die wilden Banden vom Schlachtfelde zurück, und Friedrich konnte leicht den persönlichen Verlust verschmerzen, wenn er auf den neuen Siegeskranz, den er Preußen gewonnen, auf die zahlreichen Gefangenen, auf die Geschütze und Fahnen, die wiederum in seine Hand gefallen waren, schaute.

Nachdem er noch einige Tage auf dem Schlachtfelde verweilt hatte, führte er sein Heer nach Schlesien in die Winterquartiere, und begab sich Ende Oktober nach Berlin, wo er mit außerordentlichem Jubel empfangen wurde. Er trug sich mit der sichern Hoffnung, daß der Friede nun bald zu Stande kommen werde, als ihm aus der Feder eines Freundes in Dresden die sichere Kunde von einem gefährlichen Plane zuging, den der sächsische Minister Brühl entworfen und Oestreich gebilligt hatte, nämlich noch in dieser späten Jahreszeit mit einer aus Oestreichern und Sachsen gebildeten Armee von 80,000 Mann in die Mark einzudringen und wo möglich Berlin zu besetzen. Man rechnete so sicher auf eine Ueberraschung und Niederlage Preußens, daß schon im voraus die Länder-Beute unter die beiden Mächte vertheilt war. Aber Friedrich verdarb ihnen durch schnelles Zuvorkommen das Spiel. Mitte November war er wieder in Schlesien; am 23. schlug er die Sachsen, bevor sie noch ihre Vereinigung mit den Oestreichern bewirkt hatten, bei Katholisch- oder Groß-Hennersdorf in der Lausitz; wobei Zieten mit seinen Husaren den Reigen anführte. Auf diesen Sieg zog sich Herzog Karl wieder nach Böhmen zurück, und die 7000 Oestreicher unter General Grünne, die von der Elbe her in die nahe Mark einzubrechen

gedroht und Berlin in nicht geringen Schreck gesetzt hatten, wandten den Rücken, um sich mit den sächsischen Truppen in Dresden zu vereinigen. Jetzt schrieb Friedrich dem Fürsten Leopold von Dessau, der mit einem preußischen Heere bei Halle stand: „Ich habe einen Schlag in der Lausitz ausgeführt; führen Sie den Ihrigen in Sachsen aus. Ich rechne darauf, Sie in Dresden wiederzusehen." Der alte Dessauer, der dem östreichischen Hofe geneigt und deshalb bisher im Hintergrunde des Krieges geblieben war, rückte bei strenger Kälte, mit der methodischen Langsamkeit der alten Schule, vor, vereinigte sich, nachdem er Leipzig durch Kapitulation eingenommen hatte, am 23. December zu Meißen mit General Lehwald, und marschirte dann auf Dresden, um die durch Grünne's Corps verstärkten Sachsen seine Eisenfaust fühlen zu lassen, während August mit einem Theile des Hofes in großer Bestürzung nach Prag entfloh. Die Sachsen deckten ihre Hauptstadt, indem sie das westlich gelegene, durch eine tiefe, steile Schlucht vertheidigte Kesselsdorf besetzt hielten. Aber so fest auch ihre Stellung sein mochte, Fürst Leopold griff sie den 25. December 1745 an. Man erzählt, der alte Haudegen, damals nahe an Siebzig alt, habe sich vor der Schlacht mit folgenden Worten an Gott gewendet: „Lieber Gott, steh' mir heute gnädig bei; oder willst Du nicht, so hilf wenigstens dem Schurken von Feind nicht, sondern sieh, wie's kommt".

Der eigentliche Kampf begann erst um zwei Uhr Nachmittags. Zweimal mißlang der verzweifelte Sturm der Preußen auf die kesselsdorfer Höhe und das Dorf selbst, von wo ihnen hundert Kanonen Verderben und Tod entgegenspieen, indeß Leopolds Geschütz noch zurück war. Um sich einigermaßen zu decken, zog sich der Fürst etwas nach rechts, wodurch, bei fortgesetztem furchtbaren Kartätschenfeuer, die preußischen Regimenter zu schwanken begannen. Als nun jetzt die Sachsen und Oestreicher mit Siegesgeschrei, das wohlbefestigte Dorf verlassend, auf sie zustürzen, wirft Leopold ein Dragonerregiment in ihre aufgelockerten Reihen; seine Grenadiere folgen; das Dorf und die Batterien werden genommen, und der Schlüssel der Stellung ist gewonnen. Der linke Flügel der Preußen unter Prinz Moritz von Anhalt, den weder das halbgefrorene Wasser noch die Eiswände der Schlucht aufzuhalten vermögen, vollendet den blutigen, aber entscheidenden, glorreichen Sieg.

Friedrich, der die Nachricht von dem Ausgange der Schlacht schon an demselben Abende in Meißen erhalten hatte, rückte drei Tage später in das nun offene Dresden ein, und der Friede fiel ihm jetzt wie eine

reife Frucht in die Hand. Die Kaiserin, deren Stolz nun doch gebeugt war, mußte wiederum auf Schlesien verzichten und Sachsen eine Million Thaler an den Sieger zahlen. Dagegen gewährte Friedrich dem neugewählten Kaiser seine Anerkennung.

Am Nachmittage des 28. Decembers 1745, drei Tage nach dem Abschlusse des dresdner Friedens, hielt der jetzt dreiunddreißigjährige königliche Held seinen Einzug in dem freudetrunkenen Berlin. Die Kaufmannschaft hatte ihn zu Pferde eingeholt, und schon am kottbusser Thore scholl ihm der Ruf: „Es lebe Friedrich der Große!" — jener Ruf, in den bald sein Jahrhundert und die Geschichte einstimmen sollten — entgegen. Die kottbusser, die dresdner, die Roß- und die breite Straße, kurz der ganze Weg bis zum Schlosse, war mit jauchzenden, die Hüte schwenkenden Menschen angefüllt. Mädchen und Frauen hatten, trotz der späten Jahreszeit, Grün und Blumen gestreut. Aus allen Fenstern wehten Tücher. Man warf Lorbeerkränze in den offenen Wagen, in welchem der König mit seinen Brüdern Heinrich und Wilhelm saß, bis der Wagen zuletzt ganz angefüllt damit war. Abends schwamm Berlin in einem Meere von Lichtern. Diese Beleuchtung, wie das ganze Fest, war eine freiwillige, von Herzen kommende und zu Herzen gehende Huldigung, welche die Bürger ihrem Könige darbrachten.

Während so der Jubel bis in die späte Nacht dauerte, schlich Friedrich, in den Feldmantel gehüllt, zu Dühan, seinem alten Lehrer und treuen Freunde, den er schwer erkrankt wußte, um dem edlen Manne, der die allgemeine Freude nicht theilen konnte, durch seinen Besuch eine frohe Stunde zu bereiten.

Es sei uns hier erlaubt, die allgemeine Geschichtserzählung einen Augenblick zu unterbrechen und über den alten Dessauer, der zu Kesselsdorf auf sein weißes, sieggekröntes Haupt zuletzt noch einen so schönen Kranz drückte, ein besonderes Wort zu sagen.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau war 1676 zu Dessau geboren. Der kräftige Knabe, der in ungebändigter Wildheit aufwuchs, wandte sich schon sehr früh der Jagd und dem Kriege zu. Als Inhaber eines brandenburgischen Regimentes kämpfte er, noch nicht zwanzig Jahre alt, für König Wilhelm III. von England gegen Ludwig XIV. in den Niederlanden. Nachdem er 1698 die Regierung angetreten und sich dann mit Anna Luise Föhse, der Tochter eines Apothekers, deren Nachkommenschaft noch heute regiert, vermählt hatte: nahm er als preußischer General an dem spanischen Erbfolgekrieg den thätigsten

Antheil. In der berühmten Schlacht bei Höchstädt führte er, wie oben erzählt worden, unter Eugen und Marlborough das Fußvolk des rechten Flügels, und entschied auf seiner Seite durch die standhafteste Tapferkeit den Sieg. Ein Jahr später, 1705, steht er in dem italienischen Feldzuge Eugen zur Seite. Nach der blutigen Schlacht bei Cassano fiel er, in Folge seiner Anstrengungen unter dem Himmel Welschlands, in Krankheit; doch stand er wieder im Felde, als Eugen zum Entsatze von Turin schritt, und der Leser weiß schon, welche Heldenrolle er in der Schlacht vom 7. September 1706 spielte. Ein heiteres Erinnerungszeichen an jene Thaten der Preußen in Italien ist der seitdem in Deutschland eingebürgerte dessauer Marsch, das Lieblingsstück des Fürsten, das ihm damals die Turiner zur Huldigung spielten. Auch der Krieg in den Niederlanden 1709 und 1710 brachte Leopold neue Lorbeeren.

Als Friedrich Wilhelm I. 1713 den preußischen Thron bestieg, erhielt der Fürst bei der großen Vorliebe des Königs für alles Soldatenwesen die einflußreichste Stellung. In dem Kriege Preußens gegen den von ganz Europa gefürchteten Karl XII. schlug er den Schwedenkönig von Rügen zurück, und gewann 1715 das feste Stralsund; wodurch der Feldzug beendigt und der günstige Friede von 1720 vorbereitet war.

Von jetzt an ruhten die Waffen Preußens, und Leopolds kriegerischer Eifer konnte sich hinfort nur noch auf dem Exercirfelde zeigen. Die hohe Ausbildung der preußischen Truppen unter Friedrich Wilhelm I. war hauptsächlich sein Werk; seine Lieblingswaffe war das Fußvolk, dessen Geschicklichkeit, Schnelligkeit und feste Ruhe damals in Europa ohne Gleichen war. Ein Augenzeuge hat das schnelle, pünktliche Feuern der Regimenter bataillons-, divisions- und pelotonsweise mit ebensoviel angeschlagenen Klavieren verglichen. Diese Vorzüge wurden durch beständige Uebung und eiserne Mannszucht erreicht. Trotz aller Strenge war aber der Fürst bei dem Heere beliebt; denn er wußte auch zu loben und zu belohnen; er verstand durch derben Humor sich in die Gunst des Soldaten zu setzen, und sah ihm durch die Finger, wenn er außer dem Dienste den Bürger und Bauer hudelte. Bezeichnend für ihn ist folgender Zug. Einst waren dessauische Rekruten in das benachbarte Sächsische geflüchtet, und saßen, froh dem Korporalstock entronnen zu sein, in der Schenke. Bald gesellte sich Leopold, als Leiermann verkleidet, zu ihnen, und hielt sie so lange durch Spiel und Gesang fest, bis die bestellten Soldaten das Haus umzingelt hatten. Auf den Schreckensruf: „Die Dessauer kommen!“ steckt der Wirth die Ausreißer in den Keller, und

als die Soldaten das Haus durchsuchen, können sie Niemand finden. Da läßt der Spielmann, der mit im Keller sitzt, aller Drohungen ungeachtet seinen Leierkasten so laut als möglich klingen, und ruft zuletzt mit seiner Donnerstimme die Soldaten herbei, welche nun die Kellerthür sprengen und die Flüchtlinge gefangen nehmen.

Nach Friedrich Wilhelms Tode minderte sich Leopolds Ansehen. Der neue König wußte so viel Tüchtigkeit zu schätzen, nahm aber Anstoß an dessen Rohheit, Härte und Eigensinn. In dem ersten schlesischen Kriege wurde ihm anfangs nur eine zweite Rolle als Befehlshaber eines Beobachtungscorps zugewiesen; doch vertheidigte er später Oberschlesien zur großen Zufriedenheit Friedrichs. Im zweiten schlesischen Kriege stand Leopold an der Spitze des ganzen Heeres, und stieß als solcher 1745 im Januar bei Neustadt in Oberschlesien auf den Feind. Nachdem er seine 36,000 Mann zur Schlacht geordnet hatte, führte er sie ins Feuer. Sie mußten dabei ganz gleichen Schritt, wie auf dem Exercirfelde, halten; er und sein Sohn Leopold galoppirten beständig die lange Linie auf und ab, und prallte ein Mann ein wenig vor, so donnerten ihm die derbsten Flüche um den Kopf. Als die Oestreicher die Preußen in so stolzer Haltung zur Schlacht wie zur Parade anrücken sahen, trugen sie Bedenken, die angebotene Schlacht anzunehmen und zogen sich zurück.

Mit der Schlacht bei Kesselsdorf beschloß Leopold seine fünfzigjährige kriegerische Laufbahn in glänzender Weise. Ein Glück, das vielen Helden versagt ist, blühte ihm: mit frischem Ruhmeskranze zu Grabe zu gehen. Er starb 1747, im 71. Jahre. Leopold war von hoher Gestalt und wohlgebildet; in den Zügen seines magern, wetterbraunen und wie vom Pulverdampfe geschwärzten Gesichtes lag Heiterkeit, zugleich aber auch etwas Wildes. Man sah es diesen feurigrollenden Augen an, daß ihr Blick Verderben und Tod schleudern konnte. Die schwarzen, lang von den Schläfen herabhängenden Haare und der mächtige Zwickelbart vollendete die kriegerische Erscheinung. Die Hinterhaare trug er in einen Zopf gebunden, wie es überhaupt bei der Armee Brauch war und für zweckmäßig galt. In Kleidung, Kost und Lager hielt er sich nicht besser als der gemeine Soldat, und haßte gezwungenes Wesen und höfische Manieren. Seine Gattin hatte ihm fünf Söhne und eben so viel Töchter geboren. Von den vier Söhnen, die ihn überlebten, wurden drei, Leopold Maximilian, Dietrich und Moritz, ebenfalls preußische Feldmarschälle.

Mit dem dresdner Frieden ging nicht allein der zweite schlesische

Krieg, sondern auch der östreichische Erbfolgekrieg — von dem die zwei schlesischen Kriege überhaupt nur einen Theil ausmachen — für Deutschland zu Ende. In den Niederlanden und in Italien dauerte er indessen noch drei Jahre fort. Im Mai 1745 hatte der leichtfertige Marschall Moritz von Sachsen, ein natürlicher Sohn Augusts II., einer der besten Feldherrn seiner Zeit, bei Fontenoy im Hennegau einen blutigen Sieg an der Spitze einer überlegenen Armee über das Heer der Oestreicher, Engländer und Holländer davongetragen. Diesem folgte, nach dem Abzuge der Engländer, im folgenden Jahre der Sieg bei Raucoux (Rocoux) im Limburgischen, worauf die östreichischen Niederlande bis auf Luxemburg und Limburg in die Hand der Franzosen fielen. Die nahe Gefahr brachte in Holland eine Umwälzung zu Wege. Die bis dahin herrschende aristokratisch-republikanische Partei, welche die Wahl eines Statthalters seit Wilhelms III. Tode verhindert hatte, und das Kriegswesen in Verfall gerathen ließ, unterlag der oranischen oder Volkspartei. Diese setzte durch, daß in Wilhelm IV. von Nassau-Oranien, einem Seitenverwandten Wilhelms III., ein Statthalter eingesetzt wurde, mit der Bestimmung, daß diese Würde in dem Hause Oranien erblich sein solle. Wilhelm IV. war ein Schwiegersohn Georgs II., und Holland kam unter englischen Einfluß. Die französischen Waffen wandten sich nun auch gegen diesen Staat; der Marschall von Sachsen erkämpfte neue Siege; aber die Mächte waren so erschöpft, daß im Oktober 1748 zu Aachen ein Friede zu Stande kam, durch welchen Frankreich auf seine Eroberungen verzichtete, Maria Theresia aber im Besitze der östreichischen Erblande blieb, mit Ausnahme Schlesiens, das schon an Friedrich gegeben war, und Parmas und Piacenzas, das Spanien für den Infanten Philipp gewann.

Friedrich nutzte die elf Jahre der Ruhe, die ihm vom dresdner Frieden bis zum Anfange des siebenjährigen Krieges gegönnt waren, auf's trefflichste. Neben die Siege, die er mit dem Schwerte zur Vergrößerung des Reichs gewonnen hatte, stellte er jetzt die Siege der Kultur und der Wissenschaft zur Beglückung dieses Reichs. So eroberte er auch die Herzen der Schlesier. Hatten während des Geld- und Menschen verzehrenden Krieges Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel gelitten, so ging jetzt sein eifrigstes Bestreben dahin, diese wieder empor zu bringen. Eine besondere Aufmerksamkeit schenkte er dem Oderflusse, der seit der Eroberung Schlesiens völlig eine preußische Wasserstraße geworden war. Durch Anlegung des neuen Oderkanals und der Hafenstadt Swine-

münde gewannen Schifffahrt und Handel sehr, und Stettin, dessen Hafen Swinemünde ist, erhob sich zu ungekannter Blüthe. Durch zwei andere Kanäle wurden ferner die Oder mit der Havel und Spree, und die Havel auf einem kürzeren Wege mit der Elbe verbunden. Eine wichtige Unternehmung war die mit der Anlegung des Oderkanals in Verbindung stehende Urbarmachung der Oderbrüche, die sich unter der Hand von Kolonisten aus Sümpfen in Ländereien von üppiger Fruchtbarkeit verwandelten. In jenen Wüsteneien zwischen Stettin, Garz und Damm erhoben sich innerhalb zehn Jahren 280 Dörfer, so daß Friedrich in stolzer Freude sagen konnte: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten brauche.“ Andere Kolonien entstanden damals und in späterer Zeit an anderen Orten. Ueberhaupt begünstigte Friedrich allerwärts die Entstehung eines freien Bauernstandes, wodurch der Ackerbau erst in volles Leben trat, und dem Staatsgebäude ein fester Grund gegeben wurde. In Schlesien, wo viele Bauerngüter in Folge des Krieges herrenlos geworden waren, hatten die Grundherrn und Rittergutsbesitzer sie an sich gezogen; aber Friedrich gab sie, um auch dort einen kräftigen Bauernstand zu erhalten, an Einwanderer aus dem Zweibrückischen, wohl wissend, daß mit der Anhäufung großer Güter dem Lande nicht gedient sei. Er schickte ferner Landwirthe nach Holland und England, damit sie dort ihre Kenntnisse erweiterten, und zog erfahrene Oekonomen aus jenen Ländern heran, welche Musterwirthschaften auf den königlichen Gütern einrichteten. In unzähligen Verordnungen empfahl er landwirthschaftliche Verbesserungen: gewisse Düngungen, Anlage von Fichtenwaldungen, Umfriedigung der Aecker durch Hecken, Klee-, Hopfen- und Oelpflanzenbau u. s. w.; ganz besonders aber suchte er den Kartoffeln Eingang zu verschaffen, gegen die damals noch ein so großes Vorurtheil bestand, daß der König genöthigt war, sie auf den Kanzeln empfehlen und die ersten Anpflanzungen derselben durch Landreiter schützen zu lassen. Die strenge Sorge, die Friedrich auf den Kartoffelbau wandte, kam nachmals Preußen zu Gute, als in den Jahren 1770 und 1771 die große Hungersnoth in den Nachbarländern Hunderttausende von Opfern forderte. Veredlung der Wolle, Seidenzucht, Bergbau und Fabriken hatten sich in gleicher Weise seiner Pflege zu erfreuen. Daß die Staatseinkünfte und das Staatsvermögen unter einer solchen Verwaltung beträchtlich stiegen, braucht kaum hinzugefügt zu werden.

Dem Binnenhandel sollte ein bedeutender Seehandel zur Seite gehen; in dieser Hinsicht war die Gewinnung Ostfrieslands von

Wichtigkeit. Friedrich II. hatte von diesem bekanntlich jetzt zu Hannover gehörigen Fürstenthume in Folge einer alten Erbverbrüderung Besitz ergriffen, nachdem der einheimische Fürstenstamm 1744 mit Karl Edzard ausgestorben war. Hiermit hatte er 94 Geviertmeilen mit nahezu 100,000 Einwohnern von altgermanischer Tüchtigkeit und in Emden einen wichtigen Handelsplatz gewonnen. In dieser Stadt, die nun zum Freihafen erklärt wurde, errichtete Friedrich eine asiatische Handelscompagnie, welche mit eigenen Schiffen nach China und Indien Handel trieb, später jedoch in Folge des siebenjährigen Krieges einzugehen genöthigt war.

Besonderen Dank der Ostfriesen erwarb sich Friedrich durch Bedeichung der niedrigen, von den Nordweststürmen außerordentlich gefährdeten Küsten, und noch heute ist der Name Preußen dort gesegnet.

In der Rechtspflege trat Friedrich als eifriger Reformator auf, indem er sie von vielen vernunft- und zweckwidrigen Bestimmungen alter Zeiten zu reinigen bestrebt war. Der Wust der Prozesse, die sich von Jahrzehend zu Jahrzehend weiter schleppten, fand an ihm den erbittertsten Feind. Er ließ deshalb durch den berühmten Rechtsgelehrten Cocceji, einen seiner Minister, zunächst eine Prozeßordnung für Pommern und Brandenburg ausarbeiten, kraft welcher allein in Pommern binnen acht Monaten nicht weniger als 2400 alte Prozesse zu Grabe getragen wurden. Weiter arbeitete Cocceji von 1749 bis 1752 ein neues preußisches Gesetzbuch unter dem Titel Corpus juris Fridericianum aus, das wenigstens in einigen Provinzen Geltung erlangte. Es wurde darin die Unabhängigkeit der Rechtspflege, in Bezug auf welche Preußen bis auf den heutigen Tag als Musterstaat gelten kann, als unumstößlicher Grundsatz festgestellt. Friedrich wollte den Gang des Gesetzes durch keinen Einfluß, auch nicht durch seinen eigenen, gehemmt wissen, und erklärte ausdrücklich eine derartige Kabinetsordre, wenn auch mit seiner Unterschrift versehen, zum voraus für erschlichen, nichtig und wirkungslos.

Cocceji's Gesetzbuch, das damals von ganz Europa angestaunt wurde, erfuhr nach dessen Tode eine Umarbeitung durch den Großkanzler von Carmer; es ist dies das in deutscher Sprache abgefaßte allgemeine preußische Landrecht, das bis auf den heutigen Tag eine große Wohlthat für Preußen gewesen ist. Hierdurch erhielt der Bürger eine verständige, den Rechtsgang vereinfachende, sehr vollständige Sammlung von Gesetzen, einen Rathgeber in Rechtsangelegenheiten, der ihm

häufig die Juristen und habgierigen Advokaten entbehrlich machte. Uebrigens hat das „Landrecht" erst seit 1794, also acht Jahre nach dem Tode des Königs, allgemeine Gesetzeskraft in Preußen erlangt.

Von Friedrichs Rechtsgefühl zeugt die allbekannte Geschichte des Müllers von Sanssouci. Der König verlangte dessen Windmühle, weil er den Raum, den sie einnahm, in seine Gartenanlagen ziehen wollte. Der Müller, der nicht Lust hatte, sein Eigenthum, das Erbe der Voreltern, zu verlassen, schlug alle Anerbietungen aus, und als Friedrich es versuchte, den eigensinnigen Mann zu schrecken, indem er sagte: „Weißt Du, daß ich Dir die Mühle nehmen kann? Ich bin Dein Herr und König": erwiederte der Müller unerschrocken: „Ja — wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre." Worauf der König seinem Wunsche entsagte, erfreut, daß seine Unterthanen an die Gerechtigkeit seiner Regierung glaubten.

Es ist oben erwähnt worden, daß Friedrich gleich zu Anfang seiner Regierung die Tortur abschaffte; jener Kabinetsbefehl vom Jahre 1740 kam jedoch erst 1754 zur völligen Ausführung. Die übrigen deutschen Staaten traten langsam in seine Fußstapfen ein; Baden folgte 13, Mecklenburg 15, Kursachsen 17, Oestreich 22 Jahre später; Dänemark nach 16, Schweden nach 18, Frankreich nach 35, Rußland nach 47 Jahren.

Daß der große König gegen die verschiedensten Religionsparteien volle Duldung übte, weiß der Leser. Während er sich mit großem Eifer in und außerhalb seines Landes der Protestanten annahm, und besonders für die gedrückten Anhänger der evangelischen Lehre in Ungarn thätig war: übte er auch gegen die katholische Kirche Gerechtigkeit und Milde. Er unterstützte den Bau des ersten katholischen Gotteshauses in Berlin, der für die damalige Zeit sehr ansehnlichen Hedwigskirche, auf alle Weise; er ließ, als später der Papst die Jesuiten auflöste, und alle Fürsten Europas sie vertrieben, diese Erzfeinde des Protestantismus ungefährdet, weil die Freiheit der Presse, der Bildung und der Religion in seinen Staaten ihm ein hinlängliches Gegenmittel schien. Von der andern Seite wußte er aber auch geistlicher Anmaßung und Herrschaft gegenüber sein Ansehen und sein Recht als Landesfürst vollkommen zu behaupten. Da ihn die freie Geistesbildung, die er sich angeeignet hatte, weit über den engen Gesichtskreis so vieler Geistlichen hinaushob, konnte er mitunter recht zornig derb mit ihrer Beschränktheit verfahren. Dies erfuhr, um ein Beispiel anzuführen, das magdeburger Consistorium, das

sich hartnäckig der Verheirathung eines Mannes mit seiner verwittweten Schwägerin wegen zu naher Verwandtschaft widersetzte, und so ungeschickt war, den König deshalb in tiefer Nacht durch einen Eilboten zu bestürmen. Sofort ertheilte Friedrich eigenhändig folgenden schriftlichen Bescheid: „Das Consistorium zu Magdeburg seindt Esels, und ich als Vicarius Jesu Christi und Erzbischof zu Magdeburg befehle, daß sie ehelich zusammengegeben werden".

Daß ein Herrscher von Friedrichs Geist und Kraft besonders auch den Uebergriffen der römischen Kurie zu begegnen verstand und ihren Staat im Staate nicht duldete, läßt sich erwarten. Er scheint mit dem Gedanken umgegangen zu sein, dies fremde Kirchenregiment allmählich auf die Seite zu schieben und eine preußisch-katholische Kirche aufzubauen. Wenigstens ernannte er den Grafen Sinzendorf, Fürst-Bischof von Breslau, zum General-Vikar und obersten geistlichen Richter sämmtlicher preußischen Katholiken, und bestimmte ihm in dem Grafen Schaffgotsch einen Nachfolger, ja er wußte in den Jahren 1742 und 48 die Bestätigung des Papstes für Beide zu erlangen.

Zeigte er so der Geistlichkeit den Herrscher, so war er doch demüthig vor Gott. In dem Kirchengebete hieß es früher: „Insonderheit laß Dir, o Gott, empfohlen sein Ihro Majestät, unsern theuersten König." Friedrich setzte statt Dessen: „unsern König, Deinen Knecht".

Wie fern dem philosophisch gebildeten Fürsten auch das engere Bekenntniß der Protestanten liegen mochte: so wußte er doch die Kirchenreformation in ihrem vollen Werthe zu schätzen, und er preist Luther und dessen Mitkämpfer in seiner Vorrede zur Kirchengeschichte Fleury's als Männer, welche der Menschheit großes Heil gebracht, indem sie der freien Entfaltung der Vernunft und Wissenschaft rüstig vorgearbeitet haben. „Hätte Luther weiter Nichts gethan, sagt er, als die Fürsten und Völker von der knechtischen Sklaverei befreit, in welcher sie die Herrschaft der römischen Päpste hielt: er hätte Altäre verdient wie ein Befreier des Vaterlandes."

Preußens Macht stützte sich auf sein treffliches Heer; der Staat, pflegte Friedrich zu sagen, ruhe auf demselben, wie der Himmel auf den Schultern des Atlas. Natürlich war er unablässig auf dessen Vervollkommnung bedacht; besonders schenkte er seine Aufmerksamkeit dem schwächeren Theile des Heeres, der Kavallerie. Er berief deshalb Reiteranführer aus Ungarn nnd Polen, der Heimat der Husaren und Ulanen,

und setzte besondere Belohnungen für die Husaren aus, welche sich durch Keckheit und Verschlagenheit auszeichneten. Zu bemerken ist noch, daß er nur in der Artillerie, in den Husarenregimentern und in den Freibataillons bürgerliche Offiziere duldete: in jener, weil dort eine gründlichere Vorbildung, wie sie die Adeligen sich seltner aneignen, verlangt wird; in diesen, weil daselbst Abenteurer und Raufbolde mit oder ohne Stammbaum überhaupt willkommen waren. Wie weit auch Friedrich im allgemeinen seiner Zeit vorangeeilt war: hier zeigte er sich von Vorurtheil befangen. Er sah in dem Adel eine besondere Stütze seines Thrones. Wirklich mochte dieser Stand damals vorzugsweise zu höheren Militärstellen geeignet sein; aber der Bürgerstand war in raschem Aufschwunge begriffen, und es hieß auf eine Menge der schönsten Talente — namentlich im Heere selbst — verzichten, wenn man, zum Schaden der Kriegsmacht und des Staates, diese Schranke zog.

Aus demselben Gesichtspunkte wollte Friedrich auch, daß die Rittergüter nicht in bürgerliche Hände übergingen, und daß Edelleute nicht außer ihrem Stande heiratheten. Doch trat er überall den Anmaßungen des Adels kräftig entgegen. Als ihn ein Hofmarschall um eine Offizierstelle für seinen Sohn anging, weil derselbe Graf sei: erhielt er folgende Antwort: „Junge Grafen, die Nichts lernen, seindt Ignoranten bei allen Landen; in England ist der Sohn des Königs nur Matrose auf ein Schiff, um die manoeuvres dieses Dienstes zu lernen. Im Fal nun einmal ein wunder geschehen und aus einem Grafen etwas werden solte, so Mus er sich auf Titel und geburth Nichts einbilden, den das seindt nur narenspossen, sondern es kömt nur allezeit auf sein Merit personnel an.“

Von den großen Bauten, die Friedrich ausführte, ist schon des Opernhauses gedacht, dessen Besuch dem kunstliebenden, musikalischen Fürsten reichen Genuß gewährte. Wir nennen ferner das Invalidenhaus zu Potsdam, die Bibliothek, deren ansehnliche Räume sich jetzt schnell zu füllen begannen, und den Dom, der zugleich als Erbbegräbniß dienen sollte. Als die messingenen Särge der brandenburgischen Fürsten aus dem alten abgebrochenen Dome in den neuen gebracht wurden, ließ Friedrich den des großen Kurfürsten öffnen, sah lange schweigend in das noch kenntliche Angesicht und sagte dann, ihn bei der Hand fassend, unter Thränen: „Messieurs, Der hat Viel gethan!“

Der Lieblingsbau des Königs ist das in den Jahren von 1745 bis 47 in reizender Lage erbaute Schloß Sanssouci, die regelmäßige

Sommerwohnung Friedrichs. Steigt man, an der großen, mit Götterbildern geschmückten Fontaine vorbei, den terrassenförmigen Park hinan, so gelangt man auf die weitschauende Höhe zu dem freundlichen Sitze des „Philosophen von Sanssouci", einem im Geschmacke der Zeit aufgeführten Gebäude in einem Geschoß. Was ist all die leere, kalte Pracht von Versailles, dessen Riesenbau 800 Millionen Francs verschlungen hat, gegen dies schlichte Haus voll großer Erinnerungen, das Friedrichs Asyl bis zum Tode war? Noch sieht man, dicht neben dem Schlosse, die oben erwähnte Windmühle als Zeugniß der Gerechtigkeit des großen Königs. Friedrich Wilhelm III. ließ sie wieder auferbauen, als sie einst, vom Blitze angezündet, eine Beute des Feuers ward; denn, sagte er, „die Mühle gehört der Geschichte, sie muß erhalten werden."

Ein so reiches Leben wie das Friedrichs, welches, in Folge seiner durchaus praktischen und doch auch wieder idealen Natur, nicht allein der Regentenpflicht in Krieg und Frieden in außerordentlicher Weise genügte, sondern auch noch Raum für Wissenschaft, Kunst und Literatur, für schriftstellerische Arbeiten im Gebiete der Politik, Geschichte und Dichtkunst und endlich für mannigfache mit Geist gewürzte Vergnügungen fand, setzt eine eben so große Thätigkeit wie Ordnung voraus. Und wirklich war ihm Thätigkeit das dringendste Bedürfniß. „Ich arbeite, schreibt er an einen Freund, um zu leben; denn Nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode als der Müssigang". Der Page, der ihn Morgens um Vier und an Reisetagen noch früher weckte, hatte Befehl, unerbittlich auf dem Aufstehen seines Herrn zu dieser Stunde zu bestehen. So wie er das Bett verließ, fuhr er in die hohen Reiterstiefeln und streifte sie erst wieder ab, wann er sich zur Ruhe legte — als ob es immer gälte, zu Roß zu steigen und auf Thaten auszuziehen. Der ganze lange Vormittag war den Staatsgeschäften gewidmet. Was ihn zuerst beschäftigte, waren die in der Nacht eingegangenen Briefschaften, von denen er die wichtigeren selber las, die andern den Kabinetsräthen überließ, um Auszüge davon anzufertigen. Einen Staatsrath gab es nämlich unter Friedrich nicht; auch die Minister wandten sich brieflich an ihn und erhielten schriftliche Antwort.

Waren die Kabinetsräthe gegangen, so trat der Generaladjutant ein, um über die Angelegenheiten des Heeres Meldung zu thun, und der wachthabende Offizier stattete seinen Bericht ab. Jetzt erst war Frühstückszeit. Während Friedrich ein Glas Wasser und seinen Kaffee trank, beschäftigten ihn noch die wichtigeren Briefe. Dann ging er

stundenlang, auf seiner Flöte phantasirend, von Zimmer zu Zimmer. Es war, als ob sein über dem Schicksale Preußens und Europas brütender Geist aus der Musik eine glückliche Stimmung zöge, und während des Spiels strömten ihm die bedeutendsten Gedanken zu. Nun traten die Kabinetsräthe wieder ein, und Friedrich gab auf jeden Brief kurzen, bestimmten Bescheid, wenn er es nicht vorzog, mit zwei Worten am Rande — die in der Regel den Kern der Sache trafen — sein Urtheil schriftlich abzugeben. Es war Grundsatz, Alles, was am vorhergehenden Tage eingegangen war, am folgenden Tage zu erledigen; nur Todesurtheile unterlagen einer längeren Prüfung. So fand jedes Gesuch, auch des niedrigsten Bittstellers, wenn es nicht geradezu albern war, eine schnelle, gewissenhafte Erledigung, und weder Festtage, noch Besuche, noch Reisen unterbrachen diese Thätigkeit.

Damit waren die Staatsgeschäfte für den Morgen beendigt. Der König legte den Uniformrock an und besuchte die Parade, wo ihm die fremden Offiziere vorgestellt wurden, oder er machte einen Spazierritt. Die übrige Zeit bis zur Tafel füllten Audienzen aus, oder er setzte sich nieder, um Briefe zu schreiben, oder er nahm ein Buch, aus welchem er laut mit vernehmlicher Stimme las. Schlag Zwölf begann das Mittagsmahl, das etwa aus acht Schüsseln bestand. Friedrich liebte scharfgewürzte Speisen und Obst; selbst im Winter durften frische Kirschen nicht fehlen. Die beste Würze erhielt die Tafel durch die ausgewählte Gesellschaft von sieben bis zehn Offizieren, Gelehrten, Schriftstellern. Im Gegensatze zur gewöhnlichen Hofsitte sah Friedrich es gern, wenn seine Gäste den Stoff des Gesprächs frei bewegten und Einwendungen machten. Er selbst sprach viel und gut; sein treffliches Gedächtniß, dem Gelesenes und Erlebtes gleich zu Gebote stand, sein Geist und sein — mitunter allzu scharfer — Witz hielten die Unterhaltung im Flusse. Unter den Tischgenossen Friedrichs pflegten geistreiche Franzosen zu sein, deren gewandtes Wesen er liebte, ob er gleich von Herzen deutsch war. Auch wurde, während die Dienstsprache natürlich deutsch war, bei Tafel in der Regel französisch gesprochen.

Nach der Tafel blies Friedrich wieder eine halbe Stunde Flöte. Dann stellten sich die Kabinetsräthe ein, und legten ihm die unterdessen ausgefertigten Schriften zur Unterzeichnung vor. Sein scharfes Auge entdeckte leicht Mängel: da mußte oft noch geändert und wieder geändert werden, bis er ganz zufrieden war Jetzt machte er einen Spaziergang im Garten, nahm ein angefangenes Bauwerk in Augenschein und unter-

hielt sich mit den Künstlern. Von Vier bis Sechs empfing der königliche Schriftsteller den Besuch seiner Muse. Wie fleißig er auch in diesem Gebiete war, beweisen seine zahlreichen nachgelassenen Werke. Um Sechs folgte dann das Koncert, in dem er selber die Flöte spielte, und wozu nur Kenner zugelassen wurden; um Sieben die Abendtafel, die sich oft unter geistreichen Gesprächen bis weit in die Nacht verlängerte.

Seine regelmäßig eintretenden Reisen waren theils zu Truppenmusterungen, theils zur Prüfung der Beamten und Landesbedürfnisse bestimmt, und brachten stets reichen Segen. Landräthe und Amtleute mußten, neben seinem Wagen herreitend, über ihre Bezirke Auskunft ertheilen. Scharfblickend und von trefflichem Gedächtniß unterstützt, erschien er überall, zum Staunen der Einwohner, wie zu Hause. Auch die Geschäftsleute mußten ihm Rede stehen und erhielten Hülfe, soweit er vermochte. „Wenden Sie sich nur an mich", sagte er einmal im schlesischen Gebirge zu den Abgeordneten des Handelsstandes; „ich bin Ihr erster Minister". Wie mit den gemeinen Soldaten, so verstand er auch mit dem Bauersmanne treuherzig und theilnehmend zu reden, und ihn gegen Beamtenwillkühr und Druck der Edelleute kräftig zu schützen; daher auch der Name weniger Fürsten so volksthümlich geworden ist, wie der des alten Fritzen.

Das tiefe Gemüth, das dem König inne wohnte, und das auch der gemeine Mann recht wohl herausfühlte, sprach sich besonders im Verhältnisse zu den Freunden aus. Leider starben Jordan und Kaiserling, die Jugendgenossen aus der rheinsberger Zeit, mit denen er stets den innigsten Verkehr erhalten hatte, schon 1745 in der Blüthe des Mannesalters; Andere, wie der Generaladjutant von der Golz und Graf Rothenburg, folgten wenige Jahre nachher, und Friedrich beklagte bitter den Verlust dieser Männer. Unter den Franzosen, mit denen der edle Fürst näher verkehrte, ragt der berühmte Mathematiker Maupertuis, der Präsident der Akademie der Wissenschaften, hervor, und ganz besonders Voltaire. Die Werke dieses geistreichen, aber charakterlosen, eitlen Schriftstellers, welchen die Franzosen bekanntlich zu ihren besten Köpfen zählen, hatten stets eine große Anziehungskraft auf Friedrich ausgeübt. Nachdem er schon von Rheinsberg aus einen Briefwechsel mit ihm eingeleitet hatte, und gleich nach seinem Regierungsantritte in Kleve dessen persönliche Bekanntschaft gemacht hatte: fesselte er 1750 den damals drei und fünfzigjährigen Mann durch große Aner-

bietungen an seinen Hof, und der von ganz Europa gefeierte Voltaire nahm seinen Wohnsitz zu Sanssouci. Allein, so entzückt auch der König anfangs über den Besitz des Franzosen sein mochte, dessen Rede nicht weniger gewandt als seine Feder war: so traten bei so naher Berührung doch bald die widerwärtigsten Eigenschaften hervor: Neid auf Jeden, der Miene machte, des Königs Huld mit ihm theilen zu wollen, namentlich auf Maupertuis, den er mit dem giftigsten Spotte verfolgte, und Habgier, die ihn bald in schmutzige Händel verwickelte*). Es erfolgte ein Bruch, der zwar oberflächlich wieder geheilt ward; indessen kehrte Voltaire 1753 in sein Vaterland zurück, und der Verkehr Friedrichs mit ihm beschränkte sich wieder, wie zuvor, auf den brieflichen Austausch ihrer Gedanken.

---

17. Deutschland um die Zeit Friedrichs des Großen. Maria Theresia. Joseph II.

Zweite Abtheilung.

Festgestanden und auf der Hut! Heiterkeit und Klugheit! und wir jagen den Teufel aus der Hölle — wenn einer drin sitzt.

(Aus einem Briefe Friedrichs des Großen an den Herzog Ferdinand von Braunschweig, am 15. September 1756.)

Maria Theresia hatte bisher zwei unglückliche Kriege gegen Friedrich geführt, und beide Male Schlesien nothgedrungen in seiner Hand gelassen. Jetzt, nach elfjähriger, auch von ihr wohlbenutzter Rast, sehen wir die beiden Gegner wieder zu den Waffen greifen, um sich weit länger und hartnäckiger als bisher zu bekämpfen. An diesem dritten schlesischen Kriege, der bekanntlich nach seiner Dauer der siebenjährige Krieg genannt wird, nimmt, wie der Leser bald erfahren soll, halb Europa Theil; es erweitert sich die Bühne des Kampfs in großartiger Weise, und in gleichem Maße wächst der Ruhm des Siegers.

In Preußen hatten die neuen Gedanken des Jahrhunderts den Thron bestiegen; der mächtige Luftstrom, auf dem der Adler der Hohen-

*) „Mit allen Euern Talenten, die Ihr als der schönste Geist Frankreichs aufzuweisen habt — schreibt der edle Friedrich dem Dichter von Potsdam nach Berlin — bedeckt Ihr die Flecken nicht, mit denen Euer Betragen Euren Ruhm schändet."

zollern sich wiegte — und sich allein nur wiegen darf — war der Fortschritt. Dies erbitterte alle Fürsten, die es für angemessener hielten beim Alten zu verharren, gegen den großen König, und Das um so mehr, weil Friedrich die sittliche Fäulniß der Höfe jener Zeit mit dem schonungslosesten Spotte geißelte. Auf dem Throne Rußlands saß damals Peters des Großen jüngere Tochter Elisabeth, welche die Regierung Günstlingen, sich selbst aber zügellosen Ausschweifungen überließ. Der König machte aus der Verachtung, die er gegen sie fühlte, kein Geheimniß, und der sächsische Minister Brühl, Friedrichs bitterster Feind und Neider, welcher Spione am preußischen Hofe hielt, versäumte nicht, jedes Wort und noch mehr als gesagt wurde, nach Petersburg zu melden, um den Haß der Kaiserin gegen ihn zu entflammen. Dieser Brühl, von dem Friedrich in seinem Gemälde Europas im Jahre 1740 spottend sagt: „Er hatte mehr Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefel, Schuhe und Pantoffeln, als irgend ein Mensch des Jahrhunderts", war allmächtiger Gebieter an Augusts III. Stelle, den er gänzlich beherrschte. Auf seiner Tafel sah man fünfzig, ja hundert Gerichte, die zum Theil aus Wien, Paris, Rom verschrieben waren; und ein Schwarm von zweihundert Bedienten harrte seiner Winke. Trotz der unsinnigsten Verschwendung sammelte er Millionen, indeß das ausgesogene Land immer mehr in Armuth versank. Wenn Friedrich seinen Witz an dem Treiben in Sachsen übte, so war dabei mindere Gefahr; er zügelte ihn aber auch nicht dem französischen Hofe gegenüber, wo die Marquise von Pompadour, die Buhlerin Ludwigs XV., statt des schwachen Königs Krieg und Frieden machte, und die ersten Stellen des Reichs vergab. Ein schweres Ungewitter zog sich allmählich über seinem Haupte zusammen. Nachdem Maria Theresia schon 1746 ein offenbar gegen ihn gerichtetes Bündniß mit Elisabeth geschlossen hatte, gelang es zehn Jahre später dem östreichischen Minister Kaunitz, eine Vereinigung zwischen den durch dreihundertjährigen Haß getrennten Häusern Habsburg und Bourbon zu Stande zu bringen. Die sonst strenge Maria Theresia und Kaunitz hatten kein Mittel gescheut, die allmächtige Maitresse Ludwigs für sich zu gewinnen. Während Friedrich dem Baron Knyphausen, seinem Gesandten am Hofe zu Versailles — im Gegensatze zu den übrigen dort vertretenen Mächten Europas — ausdrücklich untersagt hatte, der Marquise von Pompadour seine Aufwartung zu machen: erschien Kaunitz in ihren Abendgesellschaften im großen Kostüme, und die Kaiserin nannte sie brieflich „ihre theuerste Schwester". Friedrich wollte um so weniger sein Bündniß mit

Frankreich erneuern, weil er, nach den ihm vorgelegten Bedingungen von dieser Macht abhängig geworden wäre, wie einst Kaiser Karl VII. „Ich will mich nicht zu einer Macht zweiten Ranges hinabdrücken lassen", äußerte er gegen seine zum Rathe versammelten Generale, die dem Bündnisse mit Frankreich das Wort redeten. „Was ist zu thun?" sagte Schwerin, nachdem sich Friedrich zurückgezogen hatte, achselzuckend zu den Offizieren. „Nur in der Phantasie eines Dichters kann der Gedanke aufkommen, sich als König von Preußen mit Frankreich, Oestreich und Rußland an Macht gleich zu schätzen; aber bei einem Poeten hat die Sprache des Verstandes kein Gewicht".

So hatten denn drei Frauen, wovon zwei auf mächtigen Kaiserthronen saßen, und die dritte das Zepter Frankreichs hielt, sich zu Preußens Untergange verschworen, und Friedrich besaß keinen Bundesgenossen von Bedeutung als England, mit dem er 1756 einen Vertrag abgeschlossen hatte. Diese Macht, die arm an Soldaten, aber reich an Geldmitteln ist, wollte durch den Bund mit Friedrich Hannover vor den Franzosen sichern. Wir sehen also beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges die theilnehmenden Mächte Europas und Deutschlands in zwei Gruppen von sehr verschiedener Stärke getheilt: auf der einen Seite stehen mit Oestreich im Bunde: Rußland, Frankreich, Schweden und der größte Theil des deutschen Reichs; auf der andern Seite mit Friedrich: England, Hannover, Braunschweig, Hessen-Kassel, Gotha und Bückeburg. Was vermochten diese Kleinen — denn auch England ist zu Lande nur eine Macht zweiten Rangs — gegen diese Kolosse Europas, die alle brannten, dem rasch emporwachsenden preußischen Adler, bevor er noch flügge war, die Flügel zu brechen? Was Sachsen anging, so zählte es ebenfalls zu Friedrichs Feinden; doch zögerte fürs erste August III. noch — der Schlacht bei Kesselsdorf und ihrer Folgen wohl eingedenk — der Verschwörung Europas gegen Preußen förmlich beizutreten. Man hatte in Dresden den Plan entworfen, sich für neutral zu erklären nnd den Preußen den Durchzug zu gestatten; dann wollte man, wenn Friedrich in Böhmen eingebrochen war, die Waffen plötzlich gegen ihn erheben, so daß er auf der Front und im Rücken zugleich den Feind abzuwehren hatte. Einstweilen versicherte Brühl die Kaiserin von Oestreich: sein Herr könne nicht eher ruhig schlafen, als bis er den Doppeladler in Schlesien wieder aufgerichtet sähe.

Friedrich der Große, der von allen diesen geheimen Planen die genaueste Kunde hatte und recht gut wußte, daß die Truppensammlungen in

Böhmen und Livland von Seiten Oestreichs und Rußlands ihm galten, beschloß auch diesmal seinen Feinden zuvorzukommen, und eröffnete, indem er 60,000 Mann, die mit außerordentlicher Schnelligkeit zusammengezogen waren, über die sächsische Grenze führte, den 29. August 1756 den siebenjährigen Krieg. Sein Angriff auf Sachsen hatte den Zweck, dies Land zu einem Bunde mit Preußen zu zwingen und dann in Böhmen einzubrechen, wo die östreichischen Rüstungen noch nicht vollendet waren. Allein August III. entfloh erschrocken, des Königs Verfahren für einen Landfriedensbruch erklärend. Dieser dagegen, der schon den 9. September in Dresden eingezogen war, verfuhr als Feind, indem er alle Kriegsvorräthe und Staatskassen in Beschlag nahm, ohne jedoch das besondere Eigenthum der Unterthanen irgendwie anzutasten. Sachsen erhielt eine preußische Verwaltung; Friedrich bewohnte den moscinska'schen Garten in Dresden, hielt daselbst, wie daheim, offene Tafel und empfing die Standespersonen der Hauptstadt; die preußischen Truppen hielten musterhafte Mannszucht. Die berühmte, mit den Meisterwerken aller Zeiten angefüllte Gemäldegallerie erlitt nicht den mindesten Verlust; der König beschränkte sich darauf, einige der Bilder kopiren zu lassen. Die Gemahlin Augusts III., die im Schlosse zurückgeblieben war, ließ er auf das artigste begrüßen. Natürlich setzten Friedrichs Feinde alle Mittel gegen ihn in Bewegung; der Kaiser veröffentlichte eine Mahnschrift, worin er feierlich aufgefordert wurde, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen"; ein anderes Schreiben gebot seinen Offizieren, ihren „gottlosen Herrn zu verlassen". Um sich vor der Welt zu rechtfertigen, wollte Friedrich die von den feindlichen Höfen gegen ihn gesponnenen Ränke bekannt machen und zu diesem Zwecke die geheime Hofkanzlei im königlichen Schlosse, wo die Briefe, deren er bedurfte, sich befanden, öffnen lassen; aber die Königin von Polen widersetzte sich, aus ihren Gemächern herbeieilend, persönlich diesem Vorhaben. Ein tapfrer Schotte, der an allen Enden Europas gefochten hatte, und zuletzt aus russischen Diensten in preußische übergetreten war: Feldmarschall Keith', fand die Fürstin vor der Kanzlei, deren Zugang mit ihrem Reifrocke und ausgebreiteten Armen vertheidigend. Als Keith, auf ein Knie sich niederlassend, sagte, daß sein Auftrag laute, im Nothfalle Gewalt zu brauchen: wich sie endlich, und der Schlosser öffnete. Nachdem so ein reiches Material von Urkunden in Friedrichs Hand gegeben war, säumte

er nicht, eine Schrift zu seiner Rechtfertigung in deutscher und französischer Sprache zu veröffentlichen.

Doch bald kam es vom Federkriege zum Kampfe mit den Waffen. Die sächsische Armee, die 17,000 Mann zählte, hatte schon am 2. September auf der Hochebene von Pirna, in der Nähe der Festung Königstein, eine unangreifbare Stellung eingenommen, wodurch zugleich dem preußischen Heere der Weg nach Böhmen sehr erschwert ward. Friedrich mühte sich, Zeit und Kräfte verschwendend, an diesem Lager ab, das er, in der Hoffnung es auszuhungern, wie eine Festung eingeschlossen hielt: als der östreichische Feldmarschall Browne mit 50,000 Mann aus Böhmen heranrückte, um die Sachsen zu entsetzen. Diesem mußte Friedrich zuvorkommen. Er verließ daher seine Belagerungsarmee, und eilte zu dem bei Außig im Nordwesten Böhmens unter Keith aufgestellten Corps von 30,000 Mann, um es gegen den übermächtigen Feind zu führen. Bei dem Städtchen Lowositz an der Elbe kam es am 1. Oktober zur Schlacht. Der Kampf begann des starken Nebels wegen erst Nachmittags; von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit und Umsicht gestritten, und es zeigte sich, daß die Oestreicher in Friedrichs Schule Etwas gelernt hatten. Zuletzt wurde der blutige Sieg den Preußen zu Theil, und Browne zog sich über die Eger zurück. In einem Briefe des Königs an den Feldmarschall Schwerin vom folgenden Tage heißt es: „Nie haben meine Truppen, sowohl Fußvolk als Reiterei, solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe sie anzuführen".

Das Victoriaschießen der Preußen hallte wieder an den Felsenwänden der sächsischen Schweiz, und das Herz der in ihrem Lager gefangenen Sachsen erbebte vor Schrecken und Schmerz; denn nun schwand die Hoffnung auf Entsatz. Hatten sie schon früher, in Folge unbegreiflicher Fahrlässigkeit, Mangel an Brot gelitten: so war jetzt ihr Mundvorrath so stark geschmolzen, daß ihr tägliches Maß auf die Hälfte herabgesetzt wurde. Sie stiegen deshalb ins Elbthal hinab, um sich nach Böhmen durchzuschlagen, und gelangten auch wirklich, von den Kanonen der Festung Königsstein gedeckt, zum Fuße des Lilienstein, von drei Feinden: dem bösen Wetter, dem Hunger und den preußischen Kanonen, zugleich bedrängt. Endlich, am 14. Oktober, verlangten die tapfern Männern zu kapituliren, und das ganze auf 14,000 Mann herabgeschmolzene Corps mußte sich mit allem Kriegsmaterial gefangen geben. Die Offiziere wurden, nachdem sie sich mit ihrem Ehrenworte verpflichtet

hatten, in diesem Kriege nicht mehr gegen Friedrich zu dienen, nach Hause entlassen, die Unteroffiziere und Gemeinen dagegen dem preußischen Heere eingereiht — eine Maßregel, die sich übrigens später als unzweckmäßig erwies, indem die Meisten bei der ersten Gelegenheit von der Fahne liefen. August III., der während der Noth seiner Truppen auf dem Königsstein in gewohnter Fülle gelebt hatte, ging jetzt unter preußischer Ulanenbedeckung nach Warschau, begleitet von seinen zwei Söhnen, dem Minister Brühl, seinen Küchenwagen und den französischen Mundköchen. Ganz Sachsen aber mit der Kurfürstin und dem Kurprinzen blieb in der Hand des Siegers, dessen Name schon damals durch ganz Europa mit Bewunderung genannt wurde. Ungestört von den Oestreichern, die tief nach Böhmen zurückgegangen waren, nahmen die Preußen Ende Oktober ihre Winterquartiere in Sachsen und Schlesien. Friedrich brachte die Zeit der Waffenruhe in Dresden, seiner zweiten Hauptstadt, zu, von wo er Preußen und Sachsen, wie ein Zweigespann, mit sicherer Hand am Zügel hielt, hörte entzückt die Opern Hasse's und durchwanderte die herrliche Bildergallerie. Darüber ließ er aber nicht die schweren Wetterwolken, die sich in Ost und West sammelten, aus den Augen, indem er wohl wußte, daß der eigentliche Sturm erst mit dem nächsten Jahre zum vollen Ausbruch kommen werde. Einstweilen hob er aus dem eroberten Sachsen 10,000 Rekruten aus, die bis zum Frühjahre waffentüchtig gemacht wurden.

Mit dem Jahre 1757 nahm Ludwig XV., der bereits in einen Seekrieg mit England verwickelt war, wider den Willen seines Volks am Kampfe gegen Friedrich Theil, indem er 100,000 Mann stellte. Schweden, vom französischen Hofe durch Ueberredung und Geld gewonnen, rückte mit 10 000 Mann ins Feld. Die erbitterte Kaiserin von Rußland setzte, wie Frankreich, 100,000 Mann in Bewegung. Oestreich hatte aus seinen völkerreichen Staaten so viel Mannschaft zusammengebracht, als nur irgend möglich war, und außerdem auf dem Reichstage den Beistand Deutschlands erlangt; eine eilende — oder, wie es in dem Dekret in Folge eines bedeutsamen Druckfehlers, hieß: eine elende — Reichs-Exekutions-Armee war gegen Friedrich aufgeboten worden. Der kurbairische Hofgerichtsadvokat April hatte als kaiserlicher Notar dem kurbrandenburgischen Gesandten von Plotho in Regensburg eine Vorladung zu überbringen, worin „der Kurfürst und Markgraf von Brandenburg" aufgefordert wurde, in eigner Person zu erscheinen, „damit er sehe und höre, wie er werde in des Reiches Acht

und Aberacht erklärt und aller seiner Lehen, Rechte, Gnaden, Freiheiten und Anwartschaften beraubt werden". Plotho empfing den von zwei Zeugen begleiteten Notar im Schlafrocke, steckte die Vorladung — oder, wie man sich ausdrückte, die Insinuation — nachdem er sie gelesen, in die Tasche, und schob zornglühend den Herrn April unter sehr unsanften Worten zur Thür hinaus, indem er seinen Bedienten befahl, ihm rasch aus dem Hause zu helfen.

War auch die Feindschaft des Reichs wenig zu fürchten, wie sollte Friedrich der ungeheuern Wucht all dieser Mächte widerstehen? Es war ein Kampf, wie der Griechenlands gegen Xerxes. Schon war von seinen Feinden eine Theilung Preußens verabredet worden, wornach sie die ihnen zunächst gelegenen Provinzen erhalten, Friedrich hingegen auf die Mark Brandenburg beschränkt werden sollte. Aber der große König verzagte keinen Augenblick. England, wo Pitt der Aeltere, der berühmte Staatsmann und Bewunderer des preußischen Helden, zu seinen Gunsten wirkte, zahlte ihm eine Million Pfund jährlicher Hülfsgelder — eine Saat, aus der ein Friedrich reiche Früchte zu erzielen verstand. Ein Heer von 40,000 Mann, großentheils aus den Truppen der kleinen deutschen Länder, die auf Preußens Seite standen, gebildet, wurde an der Weser unter Anführung des Herzogs von Cumberland, eines Sohns Georgs II., aufgestellt, um den 100,000 Franzosen, die im Westen drohten, zu wehren. Den 10,000 Schweden im Norden hatte Friedrich nur 4000, den 100,000 Russen im Osten nur 14,000 Mann entgegenzustellen. Mit seiner Hauptmacht wollte sich der König auf Oestreich werfen, dessen Truppen den seinen an Tüchtigkeit am nächsten standen. „Es wird dies Jahr scharf hergehen", schreibt Friedrich im März aus Dresden an den Generalleutnant von Winterfeld; „aber man muß die Ohren steif halten, und Jeder, der Ehre und Liebe fürs Vaterland hat, muß Alles dran setzen. Eine Husche*), und es wird Alles klar werden". Bald darauf brachen, nach einem zwischen Friedrich und Schwerin verabredeten Plane, vier Heeresabtheilungen auf vier verschiedenen Straßen, wie eben so viel Bergströme, mit überraschender Schnelligkeit in Böhmen ein, und trafen sich, nachdem sie unterwegs beträchtliche Vorräthe der Oestreicher erbeutet hatten, der Verabredung gemäß pünktlich am Morgen des 6. Mais in der Nähe von Prag, auf dessen Eroberung es abgesehen war. Das kaiserliche Heer in Böhmen

*) Regenschauer.

stand unter dem Prinzen Karl von Lothringen, welchem der einsichtsvolle Browne untergeordnet war; eine zweite Armee hatte Feldmarschall Daun in Mähren zusammengezogen. Da der König der Vereinigung des Prinzen Karl mit Daun zuvorkommen wollte, beschloß er noch am 6. Mai, den Erstgenannten in seiner außerordentlich günstigen Stellung anzugreifen, obschon er 15,000 Mann schwächer war, im Vertrauen auf Winterfeld's übrigens ungenaue Untersuchung des Schlachtfelds. Schwerin, der eben erst angekommen war und letzteres noch gar nicht kannte, hatte Bedenken gegen die Schlacht erhoben; allein der König wollte Nichts von Aufschub hören, indem er rief: „Frische Fische gute Fische!“ — „Soll und muß denn gerade heute geschlagen werden“, erwiederte der greise Feldherr feurig, indem er den Hut in die Augen drückte, „so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe“. Mit diesen Worten sprengte er mit Winterfeld nach dem linken Flügel, um zum Angriffe zu schreiten. Die eigentliche Schlacht begann erst Nachmittags um Ein, nachdem die Preußen die Verhacke und Moräste, die sie vom Feinde trennten, mit außerordentlicher Anstrengung überwunden hatten. Der ungestüme Angriff ihrer Reiterei auf die östreichische war glücklich; aber das Fußvolk wurde auf den Dämmen, die es überschreiten mußte, durch die trefflich aufgestellten Batterien des Feinds mit Kartätschen überschüttet, und ein Regiment um das andere stürzte unter dem eisernen Regen zusammen. Da riß der drei und siebzigjährige Schwerin die Fahne seines wankenden Grenadierregiments dem Stabskapitain Rohr aus der Hand, und mit dem Rufe: „Heran, meine Kinder!“ führte er es von neuem in den todsprühenden Feuerschlund. Nach wenigen Schritten sank er, von fünf Kartätschenkugeln zerrissen, zu Boden; worauf ein anderer General mit der blutgetränkten Fahne, die er mit Mühe aus der festgeschlossenen Hand des todten Feldherrn gezogen hatte, vorwärts drang. Zugleich übernahm General Fouquet, an Schwerins Stelle, die Führung des linken Flügels. Als Diesem eine Kartätschenkugel den Degen zerschmetterte und die Hand verwundete, ließ er sich einen andern Degen, den ein zum Tode getroffener Offizier ihm bot, an die blutige Hand binden und führte sein Kommando weiter. In dieser furchtbaren Stunde trat des Königs Bruder Heinrich, der eine Brigade führte, zu Fuß auf dem linken Flügel an die Spitze des Regiments Itzenplitz, und rückte im Sturmschritte mit demselben gegen die feindlichen Batterien. Da die Grenadiere vor einem Wasser stutzten, sprang der Prinz, der klein von Gestalt war, mit dem Degen in der

Faust hinein, indem er rief: „Keiner ist unter Euch, der nicht zum wenigsten einen Kopf größer ist als ich, und wo mir das Wasser fast an den Kragen geht, reicht es Vielen von Euch noch nicht an die Hosenschnalle. Nehmt Gewehr und Patrontasche in Acht und folgt mir getrost". Die Grenadiere schritten ihm nach, und die Batterie wurde gestürmt.

Auf einem anderen Theile des Schlachtfelds brachte Herzog Ferdinand von Braunschweig die Oestreicher vom linken Flügel durch große Tapferkeit zum Weichen, und eroberte, den Feind von Berg zu Berg treibend, sieben Schanzen. Auch die Tapferkeit Zieten's, der die Reiterei des Rückhaltes befehligte, und die tödtliche Verwundung Browne's, dem eine Stückkugel den Schenkel zerschmetterte, trugen Viel zur Entscheidung der Schlacht bei. Zuletzt erzwang ein glücklicher Angriff Friedrichs auf das Centrum des Feindes den Sieg; aber der neue Lorbeer des Königs, der sich persönlich in äußerster Gefahr befunden hatte, war blutig. Achtzehntausend lagen todt oder waren verwundet, und Schwerin war gefallen, nach Friedrichs Ausspruch allein zehntausend Mann werth! Die Oestreicher hatten durch Gefangenschaft, Tod oder Verwundung nur wenige Tausende mehr eingebüßt. Der treffliche Schwerin erfuhr von Freund und Feind hohe Ehre; Friedrich ließ sein Marmorbild in römischer Kleidung zu Berlin auf dem Wilhelmsplatze aufstellen, und 1824 haben ihm preußische Offiziere auf dem Schlachtfelde bei Prag einen Denkstein in rothem Marmor gesetzt. Als Kaiser Joseph II., Maria Theresias Sohn, neunzehn Jahre später bei einer Heerschau auf jenen Platz kam: ließ er fünf Bataillone eine dreimalige Geschütz- und Gewehrsalve geben, und entblößte dreimal mit seinen Offizieren das Haupt.

Die geschlagenen Oestreicher warfen sich theils in die Stadt Prag, theils vereinigten sie sich mit dem vorsichtig heranrückenden Daun. Friedrich schritt, ohne seinen Truppen weitere Erholung zu gönnen, zur Belagerung Prags und begann es heftig zu beschießen. Die Hauptstadt Böhmens, die jetzt 46,000 Mann Oestreicher beherbergte, gerieth bald in Noth; doch fühlte sich Friedrich durch die Nähe Daun's, welcher 60,000 Streiter zählte, belästigt. Gelang es ihm Diesen zu schlagen, so mußte Prag schnell in seine Hand fallen. Am 18. Juni — einem Tage, der 58 Jahre später durch die Schlacht bei Waterloo Preußen unsterblichen Ruhm bringen sollte — traf er bei dem böhmischen Dorfe Kollin (an der Elbe im Osten Prag's) auf den doppelt so starken Feind. Eine

düstre Stimmung, welche das leicht bewegte Gemüth des Königs in jener Zeit, wo auch schlimme Nachrichten vom Rheine und von Preußen her eingetroffen waren, beherrschte, und ihn schroff und unzugänglich für guten Rath machte, trug nicht wenig zur unheilvollen Wendung dieser Schlacht bei. Der König hatte einen trefflichen Plan zu derselben entworfen, wich aber unbegreiflicher Weise inmitten des Kampfes von demselben ab. Während sein rechter Flügel siegreich war, so daß Daun sogar schon auf den Rückzug dachte: wurde der linke von der tapfern sächsischen Reiterei durchbrochen, und dadurch eine Niederlage herbeigeführt. Alle Tapferkeit der preußischen Truppen war umsonst. Friedrich selbst stürmte mit seiner Reiterei, die schon sechsmal geworfen worden war, zum siebtenmal vergeblich gegen den Feind. Der große König mußte jetzt erfahren, daß auch ihm die Schlachtengöttin unhold sein könne. Wie wenn er ihr abtrotzen wollte, was sie ihm heute fest verweigerte, sah man ihn zuletzt eine Hand voll Leute mit klingendem Spiele gegen eine Batterie führen. Ohne zu bemerken, daß seine Schar ihm nicht mehr folgte, war er fast allein den Feuerschlünden gegenüber: als sein Adjutant le Grand ihn anrief: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein nehmen?" Friedrich hielt an, sah durch sein Fernglas nach der Schanze, und wandte dann sein Roß langsam nach dem rechten Flügel.

Der Verlust der Preußen in der Schlacht bei Kollin betrug fast die Hälfte des Heers, nämlich 14,000 Todte, Verwundete und Gefangene, darunter 326 Offiziere und ein großer Theil der Garde. Doppelt schwer war dies Unglück nach der blutigen Schlacht bei Prag — für einen Herrscher, der nicht mehr Unterthanen zählte als heut zu Tage Baiern; dessen Länder gerade damals in West und Ost von Hunderttausenden bestürmt wurden.

Der geordnete Rückzug der Preußen ging die Elbe hinab nach dem Städtchen Nienburg. In einem Dorfe, wo der König Halt machte, reichte ihm ein alter verwundeter Reitersmann einen frischen Trunk, den er mit seinem Hute aus einem Pferdeeimer geschöpft hatte. „Trinken Ew. Majestät, sagte er treuherzig, und lassen Sie Bataille Bataille sein. Es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herrgott gibt uns schon wieder einen Sieg. In Nienburg fanden die nachfolgenden Offiziere Friedrich am späten Abende auf einer Brunnenröhre sitzend und in düstrer Stimmung Figuren in den Sand schreibend. Keiner wagte ihn anzureden, bis er sich ermannend aufstand und anordnete, was Noth war. Mit

Thränen in den Augen sah er den Rest seiner Garde heranmarschiren. „Kinder," sagte er zu ihnen, „Ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt." „Leider!" war die Antwort, „wir sind nicht gut geführt worden." „Habt Geduld, Kinder," erwiederte der König; „ich will Alles wieder gutmachen."

Die Belagerung von Prag mußte nun aufgehoben und Böhmen geräumt werden, was mit neuen Verlusten verbunden war. Doch hatte Friedrichs Geist zu viel Schnellkraft, um sich nicht bald wieder aufzurichten. Philosophie und Freundschaft gewährten ihm Trost; besonderen Genuß zog er aus dem Briefwechsel mit der Markgräfin von Baireuth, seiner Schwester, der er oft seinen Zustand und seine Stimmung in Versen malte. Wie heiter und vertrauungsvoll klingt schon wieder ein Schreiben jener Tage, worin es heißt: „Fortuna hat mir den Rücken gewendet. Ich hätte darauf gefaßt sein sollen: sie ist ein Frauenzimmer, und ich nicht galant." In einem Briefe an Ferdinand von Braunschweig sagt er ferner: „In unserer Lage, lieber Freund, muß man sich überreden, daß Einer von uns so viel werth ist als vier Andere."

Wie diese Worte zu Thaten wurden, bevor auch das Jahr zu Ende ging, werden wir hören.

Oestreich erhob über die gewonnene Schlacht einen unermeßlichen Jubel; Maria Theresia stiftete zum Andenken an ihn den nach ihr benannten Orden für ausgezeichnete Kriegsthaten, und den Feinden Preußens wuchs der Muth. Im Monat Juli fielen die barbarischen Schwärme der Russen verwüstend in Preußen ein, während die Franzosen das nordwestliche Deutschland zu plündern begannen. Letztere schlugen am 26. Juli bei dem Dorfe Hastenbeck, unweit Hameln, die obenerwähnte nur halb so starke Hülfsarmee Friedrichs, welche unter die schlechte Führung des Herzogs von Cumberland gestellt war, und drängten sie bis an die Elbmündung; worauf der englische Prinz den 8. September zu Kloster-Seven einen schimpflichen Vergleich abschloß, in Folge dessen die schlimmen Gäste sich ungehemmt weiter ausbreiteten.

Ein besonderes französisches Corps von 34,000 Mann, das auf die Fürsprache der Pompadour dem Prinzen Soubise übergeben worden war, hatte die Bestimmung, mit Hülfe der Reichstruppen die Preußen aus Sachsen zu vertreiben.

Friedrich hatte nach seinem Rückzuge aus Böhmen bei Görlitz in der Lausitz*) ein Lager bezogen. Obgleich der Prinz von Lothringen und

*) Gegenwärtig zur Provinz Schlesien gehörig.

Daun sich jetzt vereinigt hatten; wagten sie doch nichts Ernstes gegen ihn zu unternehmen, sondern warteten lieber die Fortschrittte der Franzosen und Russen ab, in der Hoffnung, daß der gefährliche Kreis, der sich um den Helden zu schließen begann, immer enger gezogen werden, und die Vernichtung des Helden stets leichter sein werde. Zu der Hiobspost von Hastenbeck und Kloster-Seven kam die Nachricht von einem Siege der Russen bei Großjägerndorf in Ostpreußen über den alten Feldmarschall Lehwald und von einem Einfalle des schwedischen Heeres in das preußische Pommern. In dieser verzweifelten Lage theilte Friedrich sein in der Lausitz stehendes Heer. Die Hauptmacht blieb daselbst unter dem Herzoge von Bevern, um Schlesien gegen die Oestreicher zu decken, indeß er selbst Ende August mit 12,000 Mann nach dem von den Franzosen bedrohten Sachsen ging. Kaum war er einige Tage entfernt, als der östreichische General Nadasti auf eine Abtheilung des bevernschen Heeres, die eine Stunde von Görlitz bei dem Dorfe Moys am Holzberge stand, einen Angriff unternahm und sie trotz verzweifelter Gegenwehr besiegte. Bei dieser Gelegenheit erhielt Winterfeld eine tödtliche Wunde, woran er in der folgenden Nacht in Görlitz starb. In diesem trefflichen Manne verlor der König einen ebenso ausgezeichneten General als vertrauten Freund. Als Friedrich im August von ihm geschieden war, hatte er noch einmal sein Pferd nach ihm umgewendet und ihn umarmt, indem er sagte: „Bald hätt' ich vergessen Ihm Seine Instruktion zu geben. Sie ist kurz: Erhalte Er sich mir!" Jetzt, als er die schmerzliche Todesnachricht erhielt, rief er aus: „Wider die Menge meiner Feinde werd' ich Mittel finden; aber wer schafft mir einen Winterfeld wieder!"

Nach dem Kriege ehrte der König sein Andenken durch ein Standbild aus Marmor, das er ihm zu Berlin auf dem Wilhelmsplatze setzen ließ.

Mit Winterfeld war eine beträchtliche Anzahl tüchtiger Offiziere gefallen, und dem Herzoge von Bevern schien der Muth zu kräftigem Widerstande gebrochen. Er führte das Heer mit Zieten nach Schlesien, wo, wie wir bald sehen werden, ein Verlust auf den andern folgte.

Unterdessen lud die Mark Brandenburg, die dem Feinde ganz offen lag, den Kroatengeneral Haddik zum raschen, unvermutheten Besuche ein. Am 6. Oktober erschien er mit 6000 Pferden vor dem unbefestigten Berlin, ging aber, nachdem er 200,000 Thaler Brandschatzung binnen 24 Stunden erpreßt hatte, sogleich wieder zurück, indem er ebenso schnell verschwand, wie er gekommen war. Der König, welcher sich schon auf-

gemacht hatte, um seine Hauptstadt diesen Räubern zu entreißen, ging nach Sachsen zurück und zog ein Heer von 20,000 Mann zusammen, mit dem er in den ersten Tagen des Novembers in der schlachtenberühmten leipziger Ebene bei dem Dorfe Roßbach zwischen Merseburg und Weißenfels lagerte.

Soubise sollte, bevor er noch mit Friedrich zusammentraf, die Bekanntschaft der Preußen auf unangenehme Weise machen. Er war im September in den Besitz Gotha's gelangt; 6000 Franzosen lagen in der Stadt; er selber hatte mit seinen Generalen im Schlosse Quartier genommen, und die geistvolle, mit Friedrich befreundete Herzogin Luise Dorothea mußte diese unwillkommenen Gäste bewirthen. Aber heimlich hatte sie einen Bauer, der ein zusammengerolltes Zettelchen im Munde trug, an den König abgeschickt und ihm den Besuch gemeldet. Seidlitz, den der König mit 1500 Reitern aufsitzen ließ, traf ganz unerwartet in Gotha ein, gerade als Soubise mit seiner Generalität zu Tafel gehen wollte. Wie nun die preußischen Trompeten plötzlich zu schmettern begannen, und Dragoner und Husaren in die Stadt sprengten: verging den Herrn Franzosen auf dem Schlosse der Appetit, und sie machten sich eiligst auf und davon. Die Herzogin aber war sehr erfreut, zu dem köstlichen Mahle, das sie dem Feinde hatte bereiten müssen, nun Seidlitz und seine Offiziere zu laden. Die preußischen Reiter, die den Flüchtlingen nachsprengten, machten reiche Beute an Kammerdienern, Köchen, Haarkünstlern und Schauspielern, an Schlafröcken, wohlriechenden Wassern und Papagaien; denn dies Alles führten die weibischen Franzosen in großer Menge mit sich.

Es sei hier gestattet, einen Augenblick bei Seidlitz zu verweilen, welcher zu Friedrichs trefflichsten Generalen gehörte. Die unbändige, ächt soldatische Natur dieses Mannes zeigte sich sehr früh. Eines Rittmeisters Sohn und zeitig mit Pferden vertraut, sprengte er schon als Knabe von sieben Jahren zwischen den sausenden Flügeln einer Windmühle durch. Im ersten schlesischen Kriege gerieth er als Kornet in Gefangenschaft, nachdem ihm ein Pferd unter dem Leibe getödtet worden war. Wieder in Freiheit gesetzt, wohnte er einer Truppenschau in Berlin bei, und äußerte bei dieser Gelegenheit gegen seine Kameraden: ein Reiteroffizier dürfe sich in allen Fällen erst nach dem Verluste seines Pferdes gefangen geben. Der König, welcher zufällig die Aeußerung des jungen Prahlers vernahm, befahl ihm, mit einem Kommando über eine nahe Brücke zu gehen. Mitten auf der Brücke hält Friedrich, der

ihm zur Seite war, plötzlich an und sagt zu dem Korneten: „Er ist mein Gefangener." „Ich?!" erwiedert Seidlitz, schlägt seinem Pferde die Sporn in die Seiten, setzt über die Brücke hinab in die Spree und eilt, ans Ufer schwimmend, zurück zum Könige, der ihn sofort zum Rittmeister bei den neu errichteten weißen Husaren ernannte. Ueberhaupt war Seidlitz heißblutig und ehrliebend, und ließ sich auch in späteren Jahren von Friedrich nicht zu nahe treten. Als Dieser ihm einst sagte: „Seidlitz, Er hat immer einen Sporn zu viel!" — trat er sich sogleich einen Sporn vom Stiefel, und erschien seit diesem Tage nie wieder mit zwei Sporen. Man sagte, Seidlitz dürfe jedes Wort gegen den König wagen, nicht aber Dieser gegen ihn. Bei Hohenfriedberg, Sorr, Lowositz und besonders bei dem Rückzuge nach der Schlacht bei Kollin zeichnete sich Seidlitz in hohem Grade aus und stieg zum Generalmajor auf. Nach dem Handstreiche auf Gotha stellte Friedrich den fünf und dreißigjährigen Mann, den jüngsten Kavallerie-General der Armee, an die Spitze der gesammten Reiterei — wir werden hören, mit welchem Erfolge. So begegnen wir ihm fast in allen Schlachten des siebenjährigen Krieges, stets neue Lorbeerkränze gewinnend.

Wir kehren zu Friedrich nach Roßbach zurück. Der heranrückende Feind war fast dreimal so stark; denn zu den 36,000 Franzosen unter Soubise waren noch 27,000 Mann Reichstruppen unter dem Prinzen Joseph von Sachsen-Hildburghausen gestoßen, die sich freilich, als ein Ergebniß des zerrütteten deutschen Reichs, in traurigem Zustande befanden. Die Franzosen hatten sich der Saale bemächtigt und rechneten darauf, ihre Winterquartiere in Sachsen zu nehmen. Mit dem »marquis de Brandenbourg« — wie sie Friedrich übermüthig nannten — dachten sie leicht fertig zu werden: geschah ihm doch schon, meinten sie, eine große Ehre, daß man sich überhaupt mit ihm einließ. Ein so kleines Heer zu umzingeln schien leicht, und schon hatte Soubise den Parisern versprochen, ihnen den König als Gefangenen aufzuführen — ein Schauspiel, dem sie mit Begierde entgegensahen.

Es war am Morgen des 5. Novembers 1757. Der König war auf den Boden des Herrenhauses zu Roßbach gestiegen, und erforschte durch das Fernrohr die Bewegungen des Feindes. Dieser ließ sich aus einer vortheilhaften Stellung in die Ebene locken und wollte die Preußen umgehen. Schon dehnte er sich links und rechts über ihre Flanken aus; seine kriegerische Musik scholl herausfordernd herüber, und noch rührten sich die Preußen nicht, außer daß sie ruhig ihr Mittagsmahl kochten und

zur gewohnten Zeit verzehrten. Den Franzosen schien Dies ein sichres Zeichen, daß sie, an ihrem Schicksale verzweifelnd, ohne Kampf sich würden gefangen geben. Auch der König hielt mit Behagen Tafel, und stieg dann um Zwei noch einmal auf den Boden, der Kanonenkugeln nicht achtend, die über den Edelhof hinwegflogen. Plötzlich gab er Befehl zum Aufbruche. In weniger als einer halben Stunde war das preußische Lager abgebrochen, zum Staunen des Feindes, der an diesem Tage gründlich belehrt werden sollte, wie rasch und gewandt die „schwerfälligen" Deutschen sein können. Französische Offiziere verglichen selber diese Bewegung mit dem Wechsel einer Dekoration. Jetzt standen Friedrichs Krieger geordnet unter den Waffen, der linke Flügel unter Anführung des Königs, der rechte, welcher die Reichsarmee gegenüber hatte, unter dem Herzoge von Braunschweig. (Der Zufall wollte, daß eine Menge Hasen, durch den Donner des Geschützes aus ihrem Lager aufgeschreckt, zwischen beiden Heeren umherirrten. Einer derselben wurde von einer französischen Kugel vor der Front der Preußen zerschmettert. Da riefen Diese: „Es wird gut gehen; die Franzosen schießen sich selber todt." Und heitres Gelächter lief durch die Reihen.)

Die Preußen lehnten sich an eine Anhöhe, die Friedrich mit Geschütz bepflanzen ließ. Plötzlich bricht Seidlitz, der verdeckt hinter dem Janushügel gestanden hatte, hervor. Bevor er zum Angriffe schreitet, sprengt er weit vor seine Front und schleudert, vor den Augen der ganzen Linie, seine Tabakspfeife in die Luft, als Zeichen, daß es jetzt Zeit sei zum Schwert zu greifen, und nun stürzen seine Schwadronen mit solcher Wucht auf die weit überlegene Reiterei, daß sie in wenigen Minuten über den Haufen geworfen ist. Von der Höhe donnern die preußischen Batterien, als wenn — wie ein Augenzeuge sich ausdrückt — Erd' und Himmel zusammenstürzen wollten. Im Sturmschritte fällt das preußische Fußvolk vom linken Flügel, unter Führung des Königs, auf die Infanterie des rechten Flügels der Franzosen. Zwei Grenadierbataillone gewinnen dem Feinde durch eine Seitenbewegung den Rücken ab; das Flankenfeuer, das er unverhofft empfängt, bestürzt und verwirrt ihn. Er wirft sich auf seinen linken Flügel, wo die Reichsvölker stehen. Die Verwirrung ist unsäglich; wie Würgengel fallen die preußischen Schwadronen über diesen Menschenknäuel her; Flucht oder Tod ist jetzt die Losung. Selten ist eine so glorreiche Schlacht so rasch und mit so wenig Opfern geschlagen worden. Schon gleich anfangs waren die bunt gemischten Reichsvölker, wie Spreu vor dem Winde, auseinander gestoben; nach

kaum anderthalbstündiger Gegenwehr wenden auch die Franzosen den Rücken. Es ist ein dahinstürzender Strom, ein Meer von Verfolgten und Verfolgern, und nur die früheinbrechende Novembernacht rettet die Trümmer des feindlichen Heeres. Die wilde Jagd, der sie ein Ziel setzt, wird jedoch am folgenden Tage wieder fortgesetzt.

Merkwürdiger Weise büßte der Feind nur 600 bis 700 Mann an Todten, dagegen 2000 an Verwundeten und 5000 an Gefangenen ein, worunter weit über 300 Offiziere; dazu eine gute Zahl Kanonen, Fahnen und Standarten sammt großem Kriegsvorrathe. Friedrichs eigner Verlust betrug nicht mehr als 91 Todte und 274 Verwundete. Es war ein panischer Schrecken in die Flüchtlinge gefahren, und Viele schienen gar nicht mehr Halt machen zu wollen. Die Straßen nach dem Rheine, dem sie zueilten, waren mit Kürassen, langen Reiterstiefeln, Waffen und Allem, was sie immer abwerfen mochten, um es sich leicht zu machen, bedeckt. Die thüringischen Bauern, denen die Franzmänner arg mitgespielt hatten, machten förmlich Jagd auf sie, und lieferten sie in großer Anzahl den Preußen aus. Durch ganz Deutschland, nicht allein durch Preußen, ging ein lauter Jubel über die meisterhaft entworfene, meisterhaft ausgeführte, von dem vollständigstem Erfolge begleitete Schlacht, welche den übermüthigen Erbfeind, der dem Vaterlande ungestraft so viel Leid zugefügt hatte, zu Boden warf, und uns endlich wieder das Vollgefühl unserer Manneskraft gab. Die Sachsen priesen ihr Schicksal, daß die ungezügelten französischen Gäste verjagt waren; eine sächsische Gemeinde setzte sogar zuerst nach beendigtem Kampfe ein Denkmal auf der Wahlstatt, das später (1815) von Seiten Preußens erneuert wurde, nachdem das roßbacher Schlachtfeld mit einem großen Theile Sachsens preußisches Gebiet geworden war. Friedrichs Ruhm war auf allen Lippen. Ueberall in Deutschland trug man sogenannte Vivatbänder mit seinem Bildnisse; eine hessische Prinzessin stiftete einen besonderen Orden mit dem Wahlspruche: „Er ist im Frieden wie im Kriege der größte König auf Erden"; *) womit Tausende von Damen sich schmückten. Die Franzosen selber sangen Spottlieder auf Soubise, den sie „Prinz Sottise" nannten, und feierten Friedrichs Namen. In Genf trug man Fächer mit dem preußischen Adler, der Frankreichs Lilien zerpflückte; die ganze protestantische Schweiz war — wie es in Briefen jener Zeit heißt — „preußischer

*) Soit en paix soit en guerre,
C'est le plus grand roi de la terre.

als Preußen und Brandenburg selber." Fast noch höher stieg die Begeisterung für Friedrich in England. In Hütten und Palästen hing dort, wie bei uns, sein Bildniß; sein wenige Wochen nach der roßbacher Schlacht eintreffender Geburtstag wurde allgemein als ein Volksfest begangen; man veranstaltete Unterzeichnungen für Friedrich den Großen und Unbesiegbaren, und, was das Wichtigste war, Pitt der Aeltere, der jetzt an der Spitze des Ministeriums stand, erlangte von seinem Könige, daß der Vertrag von Kloster-Seven aufgehoben, und der Prinz von Cumberland abberufen wurde. An seiner Stelle erhielt Herzog Friedrich von Braunschweig, einer der besten preußischen Generale, den Oberbefehl.

Friedrich und seine Truppen hätten es wohl verdient, in so vorgerückter Jahrszeit nach dem herrlichen Siege im Winterquartiere der Ruhe zu pflegen; aber die schlimmen Vorgänge in Schlesien erlaubten keine Rast. Am 12. November brach der König von Leipzig auf, und zog auf abscheulichen Wegen mit ermatteten Truppen, abgetriebenen Pferden und schlecht bespanntem Geschütze durch Sachsen und die Lausitz nach der schlesischen Grenze, von wo ihm eine schlimme Botschaft um die andere entgegen kam. Die wichtige Festung Schweidnitz war am 11. mit 6000 Mann Besatzung und reichen Vorräthen in die Hände des Feindes gefallen. Am 22. griffen 80,000 Oestreicher den Herzog von Bevern, dessen Streitkräfte auf 25,000 Mann zusammengeschmolzen waren, in seinem verschanzten Lager bei Breslau an: die Preußen wurden geschlagen, und erlitten einen Verlust von 8000 Mann und 80 Kanonen; zwei Tage darauf gerieth Bevern selbst in Gefangenschaft. Zugleich ergab sich Breslau mit vollen Magazinen und Zeughäusern, und die Bürger der schlesischen Hauptstadt huldigten Oestreich von neuem.

Es war ein herzbrechender Anblick, als der brave Zieten am 28. November zu Parchwitz an der Katzbach 6000 Mann — den kleinen Rest eines beträchtlichen Heeres — seinem König entgegenführte. Huldreich faßte Friedrich die Hand des Tiefbekümmerten, indem er sagte: „Wir wollen's nun besser angreifen." „Ich hab' es Ew. Majestät immer gesagt," erwiederte Zieten: „wir Beide müssen zusammenhalten, sonst geht es nicht vorwärts." Als es nun wieder Sonnenschein ward auf dem wetterbraunen Gesichte des alten Husarengenerals, so kehrten auch Freude und Vertrauen in die Herzen der Krieger zurück. Wer konnte länger zagen, da Friedrich wieder da war? — Friedrich, der jetzt mit heitrem Antlitze durch die Reihen ritt und von der Schlacht bei Roßbach erzählte.

Des Königs und Zieten's Truppen machten zusammen nicht mehr als 32,000 Mann aus, während die Oestreicher 90,000 zählten; daher Diese die Preußen spottend die potsdamer Wachtparade nannten. Dennoch widerrieth der vorsichtige Daun eine Schlacht im offenen Felde; der Herzog von Lothringen dagegen, der es für schimpflich hielt, bei solcher Uebermacht den Feind hinter Schanzen zu erwarten, verließ seine feste Stellung bei Breslau, und rückte nach dem Dorfe **Leuthen** in der Nähe von Lissa vor. Es war zum erstenmal in diesem Kriege, daß die Oestreicher mit den Preußen in einer Ebene schlugen. Friedrich trug kein Bedenken die Schlacht anzunehmen; es galt ja diesmal den Besitz Schlesiens und die Erhaltung seines Throns. Er versammelte seine Generale und Obersten um sich, und entflammte ihre Herzen durch eine meisterhafte Rede; dann brach er am 4. December von Parchwitz auf und ging bis **Neumarkt**; am 5., in der Frühe des dunklen Wintermorgens, marschirte er auf Leuthen. Mehrere Regimenter sangen Lieder aus dem lutherischen Gesangbuche: man konnte an die Krieger Gustav Adolphs erinnert werden. Waren es doch die Preußen, die den Kampf gegen das alte, starre, unduldsame Habsburg wieder aufgenommen hatten.

Ueber dem Marsche brachten Husaren von der Vorhut einige Gefangene und darunter einen Grenadier aus dem Elsaß ein, der nach der Schlacht bei Kollin aus Friedrichs Heer desertirt war. „Ei, Mertens" — rief ihm der König, der ihn wieder erkannte, zu — „Du konntest mich verlassen?" „Halten zu Gnaden, Majestät" — gab ihm der geworbene Soldat zur Antwort — „es stand doch gar zu schlecht mit uns." „Hast Recht, Bursche" — erwiederte der König — „aber laß uns heute noch einmal unser Glück versuchen. Geht's schlecht, so laufen wir morgen Beide davon." Auf die Bitte des Grenadiers erlaubte ihm der König bei dem Leibregimente, wo er früher gestanden, wieder einzutreten.

Bevor die Schlacht begann, beschied Friedrich — so erzählt einer seiner Lebensbeschreiber — einen Offizier mit fünfzig Mann Husaren zu sich. „Ich werde mich heute mehr aussetzen müssen wie sonst," sagte er zu ihm. „Er mit seinen fünfzig Mann soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und gibt Acht, daß ich nicht der Kanaille in die Hände falle. Bleib' ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt **Keinem** ein Wort. Die Bataille geht fort, und der Feind wird geschlagen."

Die Schlachtlinie der Oestreicher dehnte sich fast eine deutsche Meile

weit aus. Sie ließen die Preußen ruhig aufmarschiren, erstaunt, daß sich dies Häuflein überhaupt mit ihnen messen wollte, und voll der sichersten Hoffnung, sie in ihren Riesenarmen zu ersticken. Um ein Uhr Nachmittags begann der Kampf. Friedrich wählte die schiefe Schlachtordnung des Epaminondas, nach welcher man nicht die Mitte, sondern einen der Flügel angreift, während man den andern verweigert. Diese Stellung, durch die der Schwache ein Uebergewicht über den Starken erlangen kann, indem er eine größere Truppenzahl als Dieser auf den eigentlichen Angriffspunkt bringt, gehört zu den Meisterstücken der Kriegskunst; es ist dazu eine ganz besondere Ordnung und Geschwindigkeit nothwendig, wie sie damals nur den Preußen eigen war. „Die Art dieser Evolution — sagt Archenholz, der im siebenjährigen Kriege mitgefochten und ihn beschrieben hat — ist, eine Linie in viele Haufen zu theilen, diese Haufen dicht aufeinander zu schieben und so die gedrängte Menschenmasse sich bewegen zu lassen. Friedrich erfand diese Stellungsart; es war eine Nachahmung der macedonischen Phalanx, die in sechzehn Gliedern marschirte und stritt, und viele Menschenalter lang für unüberwindlich gehalten wurde, bis das Schwert der römischen Legionen sie vertilgte, und von ihr Nichts als der Name übrig blieb. Dieser so gestellte Soldatenkörper nimmt verhältnißmäßig nur einen geringen Raum ein, und, zeigt in der Ferne einen höchst unordentlichen auf einander gehäuften Menschenklumpen. Allein es bedarf nur eines Winks des Heerführers, so entwickelt sich dieser Knäuel mit der größten Ordnung und mit einer Schnelligkeit, die einem reißenden Strome ähnlich ist."

Indem Friedrich einen Scheinangriff auf den rechten Flügel des Feindes machte, in der That aber seine volle Kraft gegen den linken wandte, täuschte er die östreichischen Führer. Daun, der den rechten Flügel kommandirte, zog die Reserve an sich, während Nadasti, der Führer des linken, der ihrer allein bedurfte, sie vergeblich forderte. Friedrich hatte diesen Flügel gleich im ersten Angriffe über den Haufen geworfen; die neuen Regimenter, die zu Hülfe kommen wollten, erlitten dasselbe Schicksal, ja sie fanden nicht einmal die Zeit Stellung zu nehmen, und die Unordnung unter den Oestreichern wurde bald so groß, daß viele Tausende von ihnen gar nicht zum Schusse kamen. Am heftigsten tobte der Kampf um die Batterie am Fichtenbusche und am leuthener Kirchhofe, den die Kaiserlichen stark befestigt hatten. Beide Punkte wurden von den Preußen durch einen Bayonnetangriff genommen, und auch aus dem Dorfe wurde der in allen Häusern und Winkeln verzweifelt sich

wehrende Feind herausgeschlagen. So glückte Friedrichs Schlachtplan, der ebenso geschickt und kraftvoll ausgeführt wurde, wie er scharfsinnig angelegt war, vollkommen. Schon um Vier war die Niederlage der Oestreicher entschieden. Eine unbeschreibliche Verwirrung bemächtigte sich Derselben mit der einbrechenden Nacht, so daß sie bataillonsweise in Gefangenschaft geriethen. Viele streckten auch ungezwungen, im Grimm über die mangelhafte Führung, die Waffen. Ein Kornet und seine zwölf Reiter von den zieten'schen Husaren nahmen in der Nacht ein versprengtes Infanterie-Regiment gefangen, wofür ihn der König zum Rittmeister ernannte und ihm den Verdienstorden verlieh. Ueber 21,000 Mann fielen so auf dem Schlachtfelde in die Hand der Preußen; über 6000 lagen todt oder verwundet; dazu kamen 6000 Ausreißer, die nach der Schlacht zu dem Sieger übergingen. Erbeutet wurden 116 Kanonen, 51 Fahnen, 4000 Wagen mit Kriegsvorrath und unsägliche andere Habe.

Friedrich ging sogleich mit den Husaren und Zieten zur weiteren Verfolgung des Feindes nach Lissa, indeß sein erschöpftes Heer langsam über das mit Leichen und Sterbenden erfüllte Schlachtfeld nachrückte. Plötzlich stimmte ein alter Grenadier das schöne Lied: „Nun danket Alle Gott“ mit lauter Stimme im Schatten der Nacht und des Todes an. Die Nächsten sangen andächtig mit; bald fiel auch die Feldmusik ein, und zuletzt brauste es tausendstimmig von den Lippen des Heeres:

Nun danket Alle Gott mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut an uns und allen Enden;
Der uns von Mutterleib' und Kindesbeinen an
Unzählig Viel zu Gut' und jetzo noch gethan.

Unterdessen gerieth Friedrich in Lissa in augenscheinliche Lebensgefahr. Viele Oestreicher hatten sich dahin geflüchtet; das ganze Schloß war mit Stabsoffizieren angefüllt, die sich eben eine Mahlzeit hatten anrichten lassen. Plötzlich erschien der König in nur geringer Begleitung. Die Offiziere kamen ihm mit Lichtern entgegen und starrten ihn an mit verwundertem Ah! Friedrich, seiner bedenklichen Lage nicht achtend, schritt unerschrocken zwischen ihnen durch. „Bon soir, Messieurs! Kann man hier noch mit unterkommen?“ sagte er in unbefangenem Tone, und nahm neben seinen Todfeinden an der Tafel Platz. Bald kamen seine Generale nach, und die östreichischen Offiziere mußten sich gefangen geben.

Roßbach und Leuthen sind zwei nie verlöschende Sterne des Ruhms an Preußens Himmel. Napoleon, der selber in Bezug auf Raschheit der Heeresbewegungen Friedrich zum Muster genommen zu

haben scheint, sagte von der Schlacht bei Leuthen, daß sie allein hinreichen würde, Friedrich unsterblich zu machen und ihn den ersten Heerführern der Welt beizugesellen. Begeisterte Stimmen verglichen damals den König mit jenen Musterhelden des Alterthums, und es ist keine Ueberschätzung des preußischen Ruhms, wenn die Minerva auf der Schloßbrücke zu Berlin dem Knaben eine Tafel vorhält, auf welcher die drei Namen Alexander, Cäsar, Friedrich stehen.

Wer jetzt das Schlachtfeld von Leuthen besucht, findet dort auf einer vierzig Fuß hohen Granitsäule das weithin schauende Bild der Siegesgöttin.

Friedrich verstand es, nicht allein Siege zu gewinnen, sondern sie auch völlig auszunutzen. Während Daun die Trümmer seines Heers eilig nach Böhmen führte, der Prinz von Lothringen aber vom Oberbefehle abberufen ward: schritt der König sogleich zur Belagerung Breslau's, obgleich er einige Tausend Mann weniger zählte, als der Feind in der festen Stadt. Die Oestreicher suchten den wichtigen Platz um jeden Preis zu halten; es wurden sogar Galgen für Die errichtet, die von Uebergabe sprechen würden. Dennoch fiel er nach vierzehn Tagen, als schon die Vorbereitungen zum Sturme getroffen waren, mit einem Heere von 18,000 Mann, 700 Offizieren und 13 Generalen, mit einer vollen Kriegskasse und herrlichen Vorräthen in die Hand der Preußen. Etwas später erfolgte die Uebergabe von Liegnitz. Zieten und Fouquet mußten unterdessen die flüchtigen Oestreicher mit ihren leichten Reiterscharen verfolgen. So eifrig diese Männer waren, so ermüdete Friedrich doch nicht, sie durch Befehle und Briefe zu spornen. „Nur immer dem Feinde in die Hosen gesessen, mein lieber Zieten!" so lautet eins seiner damaligen Handschreiben. „Ein Tag Fatigue in diesen Umständen bringt uns in der Folge hundert Ruhetage." Wirklich büßten die Oestreicher zwei Drittheile ihrer Armee bei diesem Feldzug ein, und kehrten nicht stärker als einige 30,000 Mann nach Böhmen zurück; der König aber nahm ruhig sein Winterquartier in Schlesien, das bis auf Schweidnitz vom Feinde gänzlich gesäubert war.

Während Friedrich in Sachsen und Schlesien so große Thaten vollbrachte, hatten auch anderswo seine Angelegenheiten sich wesentlich gebessert. An der unteren Elbe bekämpfte Prinz Ferdinand von Braunschweig das Nordheer der Franzosen, und drängte sie aus ihren Eroberungen; doch blieb Westfalen noch in ihren Händen. Die östlichen Provinzen sahen sich schon Ende September von ihren barbarischen Feinden

befreit, indem der russische General, in Folge einer Krankheit der Kaiserin, plötzlich Befehl erhalten hatte, mit seinem Heer nach Petersburg zurückzukehren. Feldmarschall Lehwald konnte daher seine schwachen Streitkräfte gegen die Schweden wenden, die aber, bevor es noch zum Schlagen kam, über die Grenze flüchteten. Es war, als ob da, wo Friedrichs Arme nicht hinreichen konnten, sein bloßer Name Schlachten für ihn schlüge.

Bei den schwachen Mitteln Preußens war es auch von großer Wichtigkeit, daß ihm das englische Parlament unter Pitt's Ministerium vier Millionen Thaler jährlicher Hülfsgelder bewilligte. Dennoch war der König bei den ungeheuern Summen, die der Krieg verschlang, genöthigt, den Münzen, die er schlug, im Verlaufe des langwierigen Kriegs einen immer geringeren Gehalt zu geben.

Mit dem Jahre 1757 endigte ein Feldzug, der zu den denkwürdigsten der Geschichte gehört. Friedrich hatte sich mit seinen geringen Streit- und Geldkräften der Hunderttausende von Feinden, die kaum weniger kriegstüchtig wie seine eignen Truppen waren, nicht allein glücklich erwehrt und im wesentlichen den Bestand seiner Länder erhalten, sondern auch die gefährlichsten dieser Feinde in zwei herrlichen Schlachten, wo Einer gegen Drei focht, aufs Haupt geschlagen und tief gedemüthigt. Da er nach den großen Verlusten Oestreichs die Hoffnung hegen durfte, das Ohr Maria Theresias für Friedensvorschläge zugänglich zu finden, gab er ihr in einem Schreiben das bisherige Glück seiner Waffen zu bedenken und ersuchte sie, dem Blutvergießen und dem Ruine ihrer Länder Einhalt zu thun. „Sie werden sehen," heißt es darin, „daß Sie Den nicht überwinden können, der, wenn Sie ihn zum Freunde haben wollten, Europa mit Ihnen könnte zittern machen." „Ich schreibe Dies aus dem Innersten meines Herzens," setzt er hinzu, „und wünsche, daß es Eindruck machen möge. Freilich, wenn Ihnen Ihre Bundesgenossen nach ihrer Schuldigkeit beistehen werden, dann ist es um mich gethan, Das sehe ich voraus; allein es wird mich vor Mit- und Nachwelt rechtfertigen, daß ich gegen zwei Kaiserinnen und drei Könige ankämpfen mußte."

Als Maria Theresia auf Friedrichs Vorschläge nicht einging, entbrannte der Krieg mit dem Jahre 1758 von neuem. Die feindlichen Heere erschienen frisch ausgerüstet unter neuen Feldherren, von deren Führung man sich größeres Glück versprach. Schon am 22. Januar zogen die Russen unter Fermor in Königsberg ein, und nahmen die

Behörden in Pflicht für ihre Kaiserin, als ob nunmehr Ostpreußen dem Reiche der Czarin einverleibt sei. Zur Widervergeltung ließ sich Friedrich, der fürs erste diese entlegene Provinz ihrem Schicksal überlassen mußte, von den sächsischen Ständen huldigen.

Der Zweite, der zu den Waffen griff, war der wackere Herzog Ferdinand von Braunschweig. Plötzlich von Stade aufbrechend, überfiel er die Franzosen in ihren Winterquartieren, trieb sie aus Hannover, Hessen und Westfalen über den Rhein, und brachte ihnen mit weit schwächeren Streitkräften am 23. Juni bei Krefeld eine Niederlage bei. Als später das französische Heer in dem Marschall Contades einen tüchtigen Führer erhielt, mußte Ferdinand wieder über den Rhein zurückgehen, aber er schützte wenigstens Westfalen und Hannover, und die Franzosen vermochten den Befehl ihres Kriegsministers, diese Länder in Wüsteneien zu verwandeln, nicht ins Werk zu setzen.

Friedrich hatte erst Anfang Februar die Winterquartiere in Schlesien bezogen; jetzt, im März, rückte er mit einer durch Aushebung und Werbung ansehnlich vermehrten Streitmacht ins Feld. Die Pommern hatten zehn Bataillone Miliz gegen die Schweden errichtet, und auch andere Provinzen stellten Mannschaft zur Landesvertheidigung, die bald die Linie an Tüchtigkeit erreichte. Die erste That des schlesischen Heers war die Eroberung von Schweidnitz, das den Winter hindurch blokirt gewesen war und nach sechszehntägiger Belagerung fiel. Man erwartete wieder einen Einfall in Böhmen; plötzlich aber stand Friedrich in Mähren und belagerte Olmütz. Es war Dies ein kürzerer Weg durch Feindesland nach Wien; denn er hegte die kühne Hoffnung, Maria Theresia aus ihrer Hofburg zu vertreiben. Allein es gelang nicht, die inmitten einer feindlichen Bevölkerung gelegene, stark befestigte Stadt einzuschließen, und schon rückte Daun heran. Hierzu kam, daß eine Zufuhr von 3000 Wagen durch die Oestreicher unter Loudon in den Gebirgspässen bei Domstadt genommen wurde — ein unersetzlicher Verlust, der vorzugsweise das ganze Unternehmen scheitern machte.

Dieser Loudon, aus einer schottischen Familie in Livland geboren, hatte unter russischer Fahne bis zum Hauptmann gedient. Mit 23 Jahren verabschiedet, bot er Friedrich seine Dienste an. Der König, durch das Aeußere desselben und, wie man sagt, besonders durch sein rothes Haar abgestoßen, willfahrte ihm nicht, und Loudon wandte sich nach Oestreich, wo er als Fremdling, Bürgerlicher und Protestant besondere Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Dennoch fand er An-

stellung und, nachdem er seinen Glauben aufgegeben hatte, nach langen Widerwärtigkeiten auch die verdiente Anerkennung. Zufällig gerieth das Generalspatent, das ihm die Kaiserin 1757 überschickte, in Friedrichs Besitz, der es ihm, mit einem glückwünschenden Schreiben von seiner Hand begleitet, übersandte. Loudon war der fähigste General der Oestreicher im siebenjährigen Kriege; er hätte verdient, unter Friedrich neben einem Schwerin, Seidlitz, Zieten und so vielen Andern den Ruhm des großen Königs zu theilen.

In der Nacht vom 1. zum 2. Juli trat Friedrich jenen von allen Kriegskundigen als Meisterstück gepriesenen Rückzug aus Mähren an; er nahm seinen Weg durch Böhmen, den Feind fortwährend durch verstellte Märsche täuschend, und langte ohne allen Verlust in Landshut an, wo er ein festes Lager bezog. Von hier ging er, die schlesische Armee unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls Keith zurücklassend, mit 14,000 Mann in gewohnter Schnelligkeit nach der Neumark, wo seine Anwesenheit sehr nothwendig war. Die Russen hatten nämlich nach Pommern und hierher ihren Fuß gesetzt, und Raub, Verwüstung, Brand und entsetzliche Grausamkeiten waren, wie überall, ihre Begleiter. Graf Dohna, der in Pommern gegen die Schweden stand, war ihnen mit 20,000 Mann entgegengetreten, aber zurückgedrängt worden. Am 21. kam Friedrich nach Küstrin, das die Russen nutzlos bis auf drei Häuser in Asche gelegt hatten; ebenso trug die ganze Gegend umher Spuren der schrecklichsten Verwüstung. Entrüstet über diese Gräuel befahl er, den Barbaren in der bevorstehenden Schlacht keinen Pardon zu geben. Am folgenden Tage vereinigte er sich mit Dohna. Als er Dessen wohlgekleidete Truppen sah, rühmte er, nicht ohne Spott, ihr frisches Aussehen. „Die, welche ich mitbringe, fügte er hinzu, sehen aus wie Grasteufel, aber sie beißen".

Drei Tage später, am 25. August, kam es bei Zorndorf (nördlich von Küstrin) mit dem weit überlegenen russischen Heer zum Kampfe. Die Schlacht, welche von Morgens Neun bis Abends Zehn währte, war äußerst blutig, da nun auch die Russen keinen Pardon gaben, und Friedrich, um sie recht sicher zu vernichten, ihnen den Weg zur Flucht versperrt hatte. Mit des trefflichen Seidlitz Hülfe ward der Sieg errungen, aber er kam theuer zu stehen; denn von den 30,000 Mann, die gefallen waren, rechnete man ein Drittheil auf die Preußen.

Einem der Soldaten Friedrichs war von einer russischen Kugel das Pferd erschlagen und der Fuß so schwer verwundet worden, daß er

in der Schlacht nicht mehr weiter konnte und Gefahr lief, unter die Hufe der Feindesrosse zu gerathen. Plötzlich sieht er Preußen vorüberkommen. Er rafft sich auf und faßt den nächsten Offizier beim Steigbügel; Dieser läßt sogleich sein Pferd langsamer gehen, so daß der wunde Krieger folgen kann. Dann, als Derselbe außer Gefahr ist, reicht ihm der Reiter einen Krückstock, den er mit sich führt, indem er sagt: „Nun hilf Dir selber weiter, mein Sohn". — Der Reiter war der König, von dem viele solcher menschenfreundlichen Züge erzählt werden könnten. Uebrigens ist jener Krückstock von spanischem Rohre mit elfenbeinernem Griff in der Bauernfamilie, welcher der Soldat angehörte, als heiliges Erbstück auf Sohn und Enkel übergegangen.

Die Beute der Preußen in der Schlacht bei Zorndorf betrug 103 Kanonen, 27 Fahnen und Standarten, die Kriegskasse und eine Menge Gepäck. Die Russen, die überdies in den ausgeplünderten Gegenden keinen Unterhalt mehr fanden, kehrten nach der Weichsel zurück, nachdem sie vergeblich versucht hatten, das von einer Hand voll Invaliden und der Bürgerschaft tapfer vertheidigte Kolberg in Pommern zu nehmen, und bezogen in Ostpreußen die Winterquartiere.

Während Friedrich die Russen von dem Herzen seines Landes abwehrte, war Daun mit der Hauptarmee nach Sachsen gegangen und bedrängte den Prinzen Heinrich, der dies Land nicht allein gegen die Oestreicher, sondern auch gegen die wieder auferstandene Reichsarmee mit unzureichenden Kräften zu vertheidigen hatte, und bis dahin mit großem Geschicke sich ihrer erwehrt hatte. Als nun Friedrich nach der Schlacht bei Zorndorf nach Sachsen eilte, um den Fortschritten der Oestreicher ein Ziel zu setzen und sich dann nach Schlesien zu wenden, wo der Feind die beiden Festungen Neisse und Kosel bedrohte: suchte ihm Daun mit seiner weit stärkeren Truppenzahl den Weg abzuschneiden. Friedrich lagerte sich, im Angesichte der Oestreicher, gegen den Rath seiner Generale, in der unhaltbaren Stellung bei Hochkirch an der Straße von Bautzen nach Görlitz, indem er — durch einen vom Feinde erkauften Kundschafter betrogen — dem stets bedächtigen Daun keinen Ueberfall zutraute. Als Keith ihm sagte: „Wenn die Oestreicher uns hier in Ruhe lassen, verdienen sie gehangen zu werden": gab er lachend zur Antwort: „Sie werden sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten".

Indessen hatte Friedrich doch beschlossen, in der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober seine gefährliche Stellung zu verlassen: da unter-

nahmen die Oestreicher die Nacht zuvor wirklich einen Ueberfall. Sie hatten sich nach Mitternacht in aller Stille aus ihrem Lager aufgemacht, brachen Morgens um Vier in das Dorf Hochkirchen ein, und bemächtigten sich der dort aufgestellten großen Batterie, welche die Hauptgasse des Dorfes beherrschte. In grenzenloser Verwirrung stürzten die preußischen Krieger, zum Theil halb nackt, herbei, und wurden von ihren eigenen Kanonen niedergeschmettert. Die Dunkelheit war so groß, daß die Preußen nach den Bärenmützen der Kaiserlichen, Diese nach den Blechmützen der Grenadiere Friedrichs tasteten, um nicht den Freund, statt des Feindes, zu treffen. Friedrich, der anfangs den Lärm in seinem Lager auf keinen Ueberfall der ganzen östreichischen Armee gedeutet hatte, war jetzt, als die Kanonen donnerten, einer der Ersten zu Pferde. „Hochkirchen bis auf den letzten Mann vertheidigen!“ so lautete sein Befehl an Keith. Dieser ließ durch einen kleinen Tambour, der ihm in die Quere kam, die Truppen zusammentrommeln, und rückte mit 600 Mann gegen das Dorf vor; aber eine Kanonenkugel machte bald dem Leben des tapfern Schotten ein Ende. Zieten, der am Abend zuvor den Befehl erhalten hatte, für die Nacht absatteln zu lassen, war diesem Befehl zwar wörtlich nachgekommen, hatte aber vorsorglich nach einer Stunde neu zu satteln befohlen, so daß er, als der Ueberfall Statt fand, zur Abwehr bereit war. Er und Seidlitz flogen mit ihren Reiterscharen bald da-, bald dorthin, große Thaten der Tapferkeit verrichtend und Hunderte gefangen nehmend: aber es war in der Dunkelheit und Verwirrung nicht möglich sie festzuhalten. Am hartnäckigsten tobte der Kampf um den Kirchhof des in Flammen aufgehenden Dorfes. Dort hatten Major Lange und Leutnant Marwitz mit 600 Preußen Fuß gefaßt, und hielten Stunden lang mit unvergleichlicher Tapferkeit gegen acht östreichische Grenadierbataillone Stand. Die kleine Heldenschar begann zu schmelzen; aber es mußten noch vierzehn andere Bataillone hinzukommen, um sie zu bezwingen. Beide Führer und der größte Theil der Mannschaft fielen, als sie zuletzt noch den Versuch machten, durch den Wald von Feinden sich durchzuschlagen. So ward dieser Kirchhof zu einem preußischen Thermopylä.

Die Lage Friedrichs bei Hochkirch, der 30,000 Mann gegen 65,000 zählte, war so verzweifelt, daß jedes andere Heer vernichtet worden wäre. Aber auch hier geschah der Rückzug, zu dem der König um Neun des Morgens den Befehl ertheilte, in der besten Ordnung, und eine Stunde hinter dem Schlachtfelde nahm Friedrich eine neue

Stellung in so guter Haltung, daß Daun nicht weiter an den blutenden Löwen zu rühren wagte. Die Preußen hatten an Todten, Verwundeten und Gefangenen 9000 Mann eingebüßt, worunter 250 Offiziere. Dem Prinzen Franz von Braunschweig hatte eine Kanonenkugel den Kopf weggerissen; des trefflichen Keith ist schon oben gedacht worden. Alle preußischen Generale, und auch der König, hatten Wunden davon getragen. Eben so viel betrug ungefähr der Verlust der Oestreicher; sie hatten aber den Preußen fast das sämmtliche Gepäck, den Schießbedarf, die Zelte und 100 Stück Geschütze abgenommen.

Als das halb zertrümmerte Heer gegen Elf bei den sogenannten Spitzbergen (zur Seite von Bautzen) festen Schrittes, als ob es zum Exerciren ginge, beim König vorüberzog: zeigte Dieser ihm schon wieder ein heiteres Gesicht. „Kanoniere, rief er einige Artilleristen an, wo habt Ihr Eure Kanonen gelassen?“ „„Der Teufel hat sie in der Nacht geholt““, gaben die Soldaten zur Antwort. — „So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abjagen, meine Kinder“. — „„Ja, Das ist Recht, und sie sollen noch Zins dafür bezahlen““.

Auch Friedrichs Briefe aus damaliger Zeit beweisen seinen unerschütterlichen Muth. So schreibt er an Voltaire: „Wir sind geschlagen worden und können mit Franz I. sagen: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht. Daun kam in der Nacht: da hatte der Ruhm geringen Spielraum. Dennoch halten wir uns aufrecht und bereiten uns vor zu neuen Siegen“.

Allgemein wurde jetzt von Daun erwartet, daß er die bedenkliche Lage, in die er das preußische Heer versetzt hatte, ausbeuten werde; allein, wie zuvor, vergrub er sich hinter die tiefen Schanzen seines Lagers. Desto rühriger war Friedrich, ein Held im Glücke, ein doppelter Held im Unglück. Prinz Heinrich mußte sich, den Feind durch künstliche Märsche täuschend, mit ihm vereinigen; er brachte Kriegsvorräthe und 7000 Mann. Damit brach der König drei Tage später in stiller Nacht auf, umging Daun's Lager und gelangte glücklich nach Schlesien. Neisse und Kosel waren bald entsetzt und die Provinz wiederum für Preußen gerettet. Daun hoffte jetzt wenigstens in Sachsen, wo einige Generale Friedrichs mit schwachen Streitkräften zurückgeblieben waren, glücklich zu sein; aber, obschon von dem Reichsheer unterstützt, wurde er nicht Meister über sie. Auch von der Eroberung Dresdens stand er ab, nachdem Graf Schmettau, der preußische Kommandant, ihm hatte erklären lassen, daß er die Stadt von Straße zu Straße verthei-

digen, und sich im Nothfalle unter den Trümmern des Schlosses begraben werde. Als der rastlose Preußenkönig nun gar Anstalt machte, wieder nach Sachsen zu marschiren: räumte Daun „aus gewissen wichtigen Rücksichten" Sachsen und kehrte nach Böhmen zurück. Prinz Heinrich nahm sein Winterquartier in Dresden, der König in Breslau — und zum Staunen der Welt hatten sich die Dinge am Schlusse des Feldzugs so gestaltet, als ob nicht Friedrich, sondern Daun geschlagen worden sei.

Die Schweden hatten sich in diesem Jahre auf die bloße Brandschatzung der unvertheidigten Provinzen beschränkt; so bald eine Schar Preußen Miene machte sie anzugreifen, flüchteten sie unter die Kanonen von Stralsund.

Friedrich benutzte die Muße des Winters, um seine Feinde mit noch anderen Waffen, mit denen des Spottes, auf deren Führung er sich nicht minder gut verstand, zu verwunden. Papst Clemens XIII. hatte Daun ein geweihtes Baret und einen gleichen Degen für den glücklichen Streich, den er zu Hochkirch auf den protestantischen König geführt hatte, überschickt — eine Ehre, die vormals auch dem Herzog Alba und dem Prinzen Eugen widerfahren war. Wir haben oben gesehen, daß dieser heilige Stahl den östreichischen Feldherrn eben nicht zu großen Thaten begeistert hatte, sondern an die Paradedegen der Bühne erinnerte, die nicht bestimmt sind gezogen zu werden. Friedrich schrieb nun im Namen des Papstes ein Breve an den „Mann mit der geweihten Mütze", wie er Daun zu nennen pflegte, worin er ihn wegen seiner Heldenthaten im Ketzerkriege und besonders wegen seines staunenswerthen Siegs vom 14. Oktober höchlich belobte. „Als Vater der Rechtgläubigen" — so lautet nach Förster eine Stelle — „haben Wir Unseres Amtes gemäß erachtet, die wundervollen Wirkungen Deiner Tapferkeit durch die Kraft Unseres Segens noch zu verstärken, und finden für gut, das Beispiel Unserer Vorfahren nachzuahmen, da die Heldentugenden des Prinzen Eugen seligen Andenkens mit dem geweihten Hute und Degen sind belohnt worden. Da Du nun diesen Helden und Beschützer der Kirche an Tugenden weit übertriffst und gegen Ketzer streitest, die mit einer viel beharrlicheren Bosheit, als die Ungläubigen selbst, den abscheulichen Irrthümern anhangen: so ertheilen wir Dir den himmlischen Segen dahin, daß Du vermittelst beifolgenden Degens die Ketzerei vertilgen mögest, deren pestilenzialischen Gestank die Hölle ausgebrütet hat. Dein Arm rauche stets vom Blute dieser Gottlosen!" Der König warf diesen apostolischen Brief mit beigefügter lateinischer Uebersetzung, die als

Original galt, ins Publikum; die große Masse hielt ihn für ächt, und das Flugblatt that so gute Wirkung, daß er bald andere ähnlicher Art nachfolgen ließ.

Es wird die Bewunderung aller Zeiten erregen, daß ein Fürst, der fünf Millionen Einwohner beherrschte, mit Kaisern und Königen, denen neunzig Millionen unterthan waren, sieben Jahre lang den Kampf bestand. Das dritte Jahr dieses Kampfes, 1759, das verhängnißvollste von allen, war angebrochen. Nur mit Härte konnte Friedrich aus dem unterworfenen Sachsen die Kriegsbedürfnisse bestreiten. Leider begannen seine Kerntruppen zusammen zu schwinden, und die Feinde waren klug genug, dem menschenarmen Könige die Auslösung der Gefangenen zu verweigern, während Oestreich seine Heere leicht aus der kräftigen Jugend seiner zahlreichen Erbstaaten ergänzte, und mit der Dauer des Kriegs die Tüchtigkeit seiner Soldaten wachsen sah.

Friedrich mußte sich diesmal auf die Vertheidigung beschränken. Er hatte 40,000 Mann in Schlesien zusammen gezogen, denen 80,000 Oestreicher an den Grenzen Böhmens unter Daun und Loudon gegenüberstanden. Prinz Heinrich eröffnete mit gewohnter Geschicklichkeit den Feldzug in Sachsen, indem er den Oestreichern durch Zerstörung wichtiger Magazine unermeßlichen Schaden zufügte, und dann die Reichsarmee in Franken auseinander sprengte. Unterdessen rückten 50,000 Russen unter Soltikof heran, denen Loudon mit 20,000 Mann entgegenzog; denn es war der Plan der Verbündeten, Friedrich durch vereinte Uebermacht zu erdrücken. Der König schickte den Grafen Wedel, einen noch jungen Offizier, der sich mehrmals durch große Kühnheit ausgezeichnet hatte, mit diktatorischer Macht bekleidet, den Russen entgegen; allein der Glückswurf mißlang: Wedel lieferte ihnen den 23. Juli bei Kay (an der Nordgrenze Schlesiens) eine unglückliche Schlacht; worauf elf Tage später bei Frankfurt an der Oder die gefürchtete Vereinigung Soltikof's und Loudon's wirklich Statt fand. Jetzt eilte Friedrich an Wedel's Stelle, und erschien, nach einem Marsche von fast übermenschlicher Anstrengung, am 11. August mit 40,000 Mann vor dem Feinde, der ihn, 60,000 Mann stark, bei Kunersdorf (in der Nähe der obengenannten Stadt) hinter wohlverschanzten Batterien, von Hohlwegen und Sümpfen umgeben, erwartete. Am 12. erfolgte die bekannte Schlacht. Durch den ungünstigen Boden aufgehalten, konnte Friedrich erst gegen Mittag mit seinen von Strapazen und Hitze ermüdeten Truppen zum Kampfe schreiten. Dennoch gelang der Angriff auf den linken Flügel

des Feindes, trotz des furchtbaren Feuers, das Dieser unterhielt. Um sechs Uhr waren die Russen auf dieser Seite zum Weichen gebracht und die Batterien mit 180 Kanonen erobert; schon wurde ein Bote mit der Nachricht des fast gewissen Siegs nach Berlin abgefertigt. Da aber Friedrich den Feind gänzlich vernichten wollte, versperrte er dem geschlagenen Flügel die Flucht nach Frankfurt, und zwang, gegen den Rath der Generale, seine ermüdeten Truppen zum Angriffe der letzten festen Stellung auf den Judenbergen. Jetzt schob sich Loudon mit noch frischen Kräften in die preußische Linie; ein mörderischer Kampf begann; Seidlitzen's treffliche Reiterei sah sich durch eine große russische Batterie zerschmettert; ihr kühner Führer wurde verwundet aus dem Feuer getragen. Es war kein Zusammenhang des Kampfes, kein Vertrauen auf Erfolg mehr. Vergeblich suchte der König mit einigen Trümmern seines Heers vorzudringen; die Flucht war nicht mehr aufzuhalten; nur durch ein Wunder entging er selbst dem Tode. Musketenkugeln durchlöcherten seine Kleider; zwei Adjutanten wurden an seiner Seite, zwei Pferde unter seinem Leibe niedergeschossen. Ein Glück war's noch, daß die Kugel, die ihn traf, auf die goldene Dose in seiner Westentasche schlug. Fast wäre er zuletzt noch einem Truppe Kosaken in die Hände gefallen; doch war Rittmeister Prittwitz so glücklich, ihn aus dem Getümmel zu retten. Auf dem Rücken dieses Offiziers schrieb er mit Bleistift an seinen Minister Finkenstein nach Berlin: „Alles ist verloren — retten Sie die königliche Familie. Adieu für immer!"

Friedrich brachte die Nacht über in dem Dorfe Oetscher, in einer von den Kosaken halbzerstörten Bauernhütte, auf der Streu zu. Krank und der Verzweiflung Preis gegeben, warf er sich hin und her, indeß neben ihm seine auf den Tod ermüdeten Adjutanten in eisernem Schlafe lagen. Von Sorgen gequält, daß seine Krankheit wachsen und er nicht mehr im Stande sein werde, den Oberbefehl zu führen, erhob er sich in tiefer Nacht und übertrug denselben schriftlich dem General Fink, indem er ihm sein nächstes Verhalten gegen den Feind vorschrieb, und ihn zugleich an den Prinzen Heinrich wies, welchen er schon vor der Schlacht für den Fall seines Todes zum Regenten, an der Stelle seines noch unmündigen Neffen, ernannt hatte. Wäre Friedrich in Feindeshand gefallen, so hätte er wahrscheinlich seinem Leben durch Gift, das er stets bei sich führte, ein Ende gemacht; denn er war fest entschlossen, die Erniedrigung Preußens nicht zu erleben und seinem Lande die ungeheuern Opfer, welche seine Auslösung erfordert haben würde, zu ersparen.

Im Schutze der Nacht hatten sich 5000 Mann zu Oetscher gesammelt; diese Zahl wuchs in den nächsten Tagen. Der Verlust der Preußen war nun übersichtlich: sie hatten 18,000 Mann und fast das sämmtliche Geschütz eingebüßt! Unter den Todten befand sich auch der tapfere Major Ewald von Kleist, der damals gefeierte Dichter des Frühlings. Auch für den Feind war der Tag sehr blutig gewesen: Soltikof selbst gab seinen Verlust auf 24,000 Mann an. „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte," rief er aus, „so werde ich, mit einem Stabe in der Hand, allein die Nachricht davon nach Petersburg bringen müssen." So erklärt es sich, daß er den flüchtigen König nicht verfolgte, was Dieser sicher an seiner Stelle gethan hätte.

Friedrich nutzte die ihm gegönnte Ruhe vortrefflich, indem er auf das eifrigste Kriegsbedürfnisse und Truppen heranzog. Schon nach einigen Tagen finden wir ihn wohlgerüstet nnd kampfbereit an der Spitze von 28,000 Mann. Dagegen entsprachen die weiteren Unternehmungen der Verbündeten dem großen Erfolge, den sie errungen hatten, nicht. Statt gemeinschaftlich in die Mark einzufallen, weigerte sich Soltikof für Oestreich Eroberungen zu machen, und Daun selbst ward durch die geschickten Bewegungen des Prinzen Heinrich, der ihm in seinem Rücken die beträchtlichsten Magazine zerstörte, zur Rückkehr gezwungen. So sehen wir Soltikof nach einigem Zögern durch Niederschlesien nach der Weichsel und den Mann mit der geweihten Mütze nach Böhmen zurückgehen, ohne die Früchte des Siegs geerntet zu haben.

Unterdessen war die Reichsarmee, die in diesem Feldzuge den Spottnamen Reißausarmee, der ihr seit Roßbach anhing, nicht verdiente in das von Truppen entblößte Sachsen eingebrochen, und am 4. September ging sogar Dresden mit reichgefüllten Magazinen verloren, indeß Friedrich gichtkrank in Glogau darnieder lag. Dies bewog Daun in Sachsen einzurücken. Halb krank raffte sich der König auf, um die Oestreicher nach Böhmen zurückzuwerfen und Dresden, den wichtigsten Punkt Sachsens, wieder zu gewinnen. Daun lagerte in der Nachbarschaft hinter dem plauenschen Grunde. Jetzt erhielt General Fink von Friedrich den verzweifelten Auftrag, mit 15,000 Mann über Freiberg und Dippoldiswalde durchs Gebirge nach Maxen zu gehen, um von da dem 40,000 Mann starken Feinde in den Rücken zu fallen. Als Fink den König auf das Gefährliche der Unternehmung aufmerksam machte, fiel ihm Dieser, der das kühne Spiel, das er selber spielte, auch von seinen Offizieren verlangte, heftig ins Wort. „Er weiß," rief er, „daß ich keine

Diffikultäten leiden kann. In des Dreiteufels Namen, mach' Er, daß Er fortkommt!" Fink verlor die nöthige Zuversicht und Entschlossenheit, und war bald in der Lage, daß er, von allen Seiten eingeschlossen, den 20. November bei Maxen kapituliren mußte, wie drei Jahre zuvor die Sachsen unter dem benachbarten Lilienstein. Dieser „Fang auf dem Finkenherde", wie die Oestreicher es scherzhaft benannten, war ein unerhörter Fall im preußischen Heere.

Es wäre jetzt Zeit gewesen, die Winterquartiere zu beziehen; allein Friedrich, der des neuen Verlustes ungeachtet von Daun nicht angefochten wurde, blieb trotzig bei der heftigsten Kälte in seinem Lager bei Wilsdruf stehen; wodurch Daun gezwungen war, ebenfalls in seinem Lager auszuhalten, ohne daß er vermocht werden konnte, die Winterquartiere in Sachsen aufzugeben. Erst im Januar 1760 legte der König sein Hauptquartier nach Freiberg.

Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte den Franzosen auch im letzten Jahre die tapferste Gegenwehr geleistet, und sogar am 1. August mit 40,000 Mann bei Minden einen vollständigen Sieg über 85,000 davon getragen, so daß Friedrich am Schlusse des unglücklichen Jahres 1759 keinen Gebietsverlust, außer Dresden, zu beklagen hatte.

Da des Königs Versuche, im Laufe des Winters einen ehrenvollen Frieden zu erlangen — und nur einen solchen konnte ein Friedrich eingehen — scheiterten: so mußte er ein neues Heer gegen die übermächtigen Feinde zusammenbringen. Es war Dies bei der Erschöpfung seiner Länder nur durch ausgedehnte Werbung im übrigen Deutschland möglich; der Zauber, den sein Name übte, hatte auch nach diesem Unglücksjahre seinen Klang nicht verloren. Besonders schwierig war es, die nöthigen Offiziere zu beschaffen, da Friedrich in Folge eines schon obenerwähnten Vorurtheils bei den meisten Truppengattungen in der Regel nur adelige Führer anstellte, so daß er jetzt nicht selten sich mit Knaben aus den Kadettenhäusern behelfen mußte, statt zu den tauglichen Unteroffizieren zu greifen.

In dem Feldzuge des Jahres 1760 mußte sich der König wiederum auf die Vertheidigung beschränken. Nach langen Berathungen waren die verbündeten, aber nicht sehr einträchtigen Feinde übereingekommen, Schlesien durch gemeinschaftliche Anstrengungen dem Könige zu entreißen. Deshalb sollte, obschon Loudon mit 40,000 Mann in dem genannten Lande stand, und auch Daun dahin beordert war, Soltikof mit

der russischen Hauptmacht daselbst einrücken. Welche Hoffnung blieb jetzt noch dem Könige, die Provinz zu erhalten? Auch waren die ersten Kriegsereignisse Nichts als Unglücksfälle für Preußen. General Fouquet, der bei Landshut in Schlesien stand, gerieth, nachdem er sich mit 8000 Mann fünf Stunden lang gegen 30,000 Oestreicher unter Loudon als ein zweiter Leonidas geschlagen hatte, mit der Hälfte seiner Leute in Gefangenschaft; die Reiterei brach sich Bahn; die Uebrigen wurden zusammengehauen. Fouquet selbst wäre unter den Schwertern der feindlichen Dragoner gefallen, hätte nicht sein treuer Reitknecht Trautschke den Schwerverwundeten mit seinem Leibe gedeckt, und dreizehn Wunden für ihn empfangen unter dem beständigen Rufe: „Wollt Ihr den kommandirenden General umbringen?“ bis endlich ein feindlicher Oberst Fouquet aus den Händen der Reiter befreite.

Eine Folge des Verlustes bei Landshut war der Fall von Glatz, der wichtigsten Festung Schlesiens; worauf Loudon sich gegen Breslau wandte. Friedrich hatte unterdessen Dresden stark beschossen, aber nicht erobern können, weil es ihm an der hinlänglichen Mannschaft gebrach. Jetzt eilte er nach Schlesien, um wo möglich dem Verluste des schönen Landes vorzubeugen. Die zwei östreichischen Generale Daun und Lascy marschirten mit großen Armeen vor und hinter ihm, als ob sie seine Vor- und Nachhut seien. Dennoch gelang es ihm, mit seinem kleinen Heere und 2000 Proviantwagen in fünf Tagen Schlesien ohne Unfall zu erreichen.

Unterdessen vertheidigte Tauentzien Breslau mit einer Hand voll Leute gegen den klugen Loudon bis aufs äußerste, indem er der heftigsten Beschießung Trotz bot. Zum Glück kam Prinz Heinrich noch zur rechten Zeit, um die Stadt zu entsetzen; worauf er eine so gut gewählte Stellung nahm, daß die Russen, die sich am rechten Oderufer eingefunden hatten, keinen Uebergang wagten. Friedrich war bis in die Nähe der Stadt Liegnitz gelangt. Ihm gegenüber, jenseits der Katzbach, lagerte ein dreimal so starkes östreichisches Heer unter Daun und Loudon; auch Soltikof drohte mit einer großen Armee aus der Nähe. So war der König wie ein Reh, das drei Wölfe umschleichen. Er hatte nur auf wenige Tage Lebensmittel, und der Weg zu seinen Magazinen war durch die Oestreicher versperrt. Auch gab es Augenblicke, wo er glaubte, daß die ganze Boutique zum Teufel gehe, wie er am 1. August in seiner derben Soldatensprache an einen Freund schreibt. Doch wankte sein Entschluß nie, den letzten Tropfen Blut an einen

rühmlichen Ausgang zu setzen. „Nie," sagt er in einem späteren Briefe, „wird meine Hand einen schimpflichen Frieden unterzeichnen. Ich bin fest entschlossen, Alles in diesem Feldzuge zu wagen und die verzweifeltsten Dinge zu unternehmen, um zu siegen oder ein ehrenvolles Ende zu finden.

Damit er der Umzinglung des Feinds entginge und wo möglich ihn irre führte, wechselte er in den Nächten fortwährend seine Stellung. So war er auch in der Nacht vor dem 15. August heimlich aufgebrochen und, das Schwarzwasser überschreitend, nach den Höhen von Pfaffendorf gegangen, indeß Bauern im alten Lager die Wachtfeuer zur Täuschung des Feindes unterhalten mußten, und zurückgebliebene Husaren-Patrouillen den Wachtruf erschallen ließen. In derselben Nacht hatten sich aber auch die Oestreicher aufgemacht, um Friedrich in dem eben verlassenen Lager zu überraschen und ihm ein zweites Hochkirch zu bereiten. Loudon rückte zu diesem Zwecke mit seiner ganzen Armee aus, um über die pfaffendorfer Höhen, die er unbesetzt wähnte, vorzudringen. Es war eine milde Sommernacht; Friedrichs Grenadiere hatten sich, das Gewehr im Arm, am Boden gelagert, und schwatzten und scherzten mit gedämpfter Stimme; denn jede laute Aeußerung war untersagt. Plötzlich sprengte der Husarenmajor Hund heran und rief nach dem Könige, der, in seinen Mantel gehüllt, im Walde neben Zieten beim Wachtfeuer lag. Die von Hund geführte Patrouille war auf den Feind gestoßen. „Pferd her!" schrie Friedrich; die Generale fuhren aus halbem Schlaf empor; im Nu standen Führer und Soldaten an ihrem Platze. „Der Loudon soll sich wundern, wenn er das Nest leer findet. Auf, Kinder! wir wollen ihm zeigen, wohin die Vögel ausgeflogen sind."

Eben graute der Tag, als Zieten mit den Husaren, Prinz Heinrich mit den Kürassieren und General Krokow mit den Dragonern gegen den Feind stürmten und die östreichische Reiterei auseinander sprengten. In gleicher Tapferkeit schritt das Fußvolk vor und vollendete den Sieg. Früh um Sechs war schon die Arbeit gethan. Der Verlust der Oestreicher betrug 10,000 Mann, 82 Kanonen und 23 Fahnen und Standarten. Dies war die Rückzahlung für Hochkirch.

Die Schlacht bei Liegnitz war für Friedrich und sein Heer der erste Morgenstrahl nach langer Unglücksnacht. Zieten wurde auf dem Schlachtfelde zum General der Reiterei ernannt — eine Stelle, welche Seidlitz dieses Jahr durch seine Wunden anzunehmen verhindert war. Um die erlittenen Verluste zu sehen, ließ der König seine ganze Armee in

einer Linie sich aufstellen, und ritt langsam die Front hinab. An der Spitze des einen Flügels stand, Gewehr bei Fuß, das Regiment Bernburg, das sich mit Todesverachtung geschlagen hatte. Dasselbe war bei der oben erwähnten Belagerung Dresdens gewichen, und hatte deshalb — vielleicht ohne Schuld — empfindliche Strafe leiden müssen. Friedrich hatte nämlich den Offizieren die Huttressen, den Soldaten die Bandlitzen auf der Uniform, so wie den Pallasch genommen, und den Trommlern untersagt, den Generalmarsch zu schlagen. Als nun der König bei seiner Heerschau zu diesem Regimente kam, hielt er sein Roß an und sagte, den Soldaten freundlich zunickend: „Kinder, Ihr habt Eure Sachen brav gemacht, sehr brav. Ich danke den Herren Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten. Nun sollt Ihr auch Eure Borten und Litzen wieder haben.“ Da trat der Flügelmann der Leibcompagnie, genannt der lange Fausser, vor und sprach, sein Gewehr präsentirend: „Ich danke Ew. Majestät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unser Recht zukommen lassen. Ew. Majestät sind nun doch wieder unser gnädiger König.“ Friedrich ritt dicht an den alten Graukopf und sagte, ihm auf die Schulter klopfend, mit Thränen in den Augen: „Es ist Alles vergeben und vergessen; aber den heutigen Tag werd' ich Euch nicht vergessen.“

Drei Stunden nach der Schlacht war das preußische Heer, zum Staunen der Oestreicher, schon wieder auf dem Marsche, die Gefangenen in der Mitte, die Verwundeten von Freund und Feind auf Wagen, die erbeuteten Kanonen zwischen den andern. Breslau mit seinen Vorräthen konnte jetzt dem eilenden Könige so leicht nicht mehr versperrt werden. Doch war seine Lage noch bedenklich genug; denn der Sieg bei Liegnitz hatte nur Loudon's Armee einen empfindlichen Schlag beigebracht; Daun's Heer, das, ganz in der Nähe, bei entgegengesetztem Winde den Donner der Geschütze gar nicht vernommen hatte, war noch unversehrt, so wie auch Soltikof's Russen, die sich jedoch nun zurückzogen. Am 29. August vereinigte sich Friedrich vor Breslau mit dem Prinzen Heinrich.

Indessen war Sachsen von der verstärkten Reichsarmee erobert worden. Pommern, das die Schweden und die Russen zu Wasser und zu Land angriffen, wußte sich des doppelten Feindes zu erwehren. Es war Dies hauptsächlich das Verdienst Heide's, des tapfern Kommandanten Kolbergs, und General Werner's, der mit 5000 Mann in Schnellmärschen aus Schlesien zu Hülfe kam. Auch Berlin schwebte in

den ersten Tagen des Oktobers in großer Gefahr, als 20,000 Russen, zu denen noch 15,000 Oestreicher stießen, plötzlich in die Mark eindrangen, und sich der preußischen Hauptstadt, die nur eine Besatzung von 1200 Mann hatte, näherten. Der Hof war nach Magdeburg geflüchtet. Zwar eilten, nachdem die Vorstädte schon beschossen worden waren, zwei preußische Generale, von denen der Erstere, Prinz Eugen von Würtemberg, neun Meilen in einem Tage zurückgelegt hatte, mit 14,000 Mann zu Hülfe; aber Dies reichte nicht aus, um eine so große, offene Stadt zu vertheidigen, und Berlin ergab sich am 8. Oktober. Zum Glück war Tottleben, der russische General, der die Kapitulation abschloß, ein Deutscher; zum Glück besaß Berlin in dem Kaufmanne Gotzkowski einen eben so edlen als einflußreichen Bürger, durch dessen Einwirkung die hohe Brandschatzung ermäßigt und die Zerstörung der Fabriken abgewendet wurde. Desto barbarischer verfuhren die Feinde in der Umgegend, und wenn irgendwo, so erschien auch hier Friedrich als Helfer in der Noth; bei seinem Anrücken wurde Berlin schon am 12. Oktober wieder frei, und der Raubzug stob auseinander.

Die Zeitgenossen des großen Königs erzählen Viel von dem vertraulichen Tone, der zwischen ihm und seinen Soldaten herrschte. Der Name alter Fritz war eine Bezeichnung, deren Diese sich vor seinem Ohr bedienen durften, und das Du, womit er sie anredete, wurde mit Du erwiedert. Sein steter Morgengruß an sie war ein herzliches: „Guten Tag, Kinder!" Die Antwort darauf lautete: „Guten Tag, Fritz!" Uebrigens hieß er auch schon damals schlechtweg der Alte; denn er war früh von den unsäglichen Anstrengungen und Sorgen des Kriegs ergraut und gebeugt. Er, der einst so glänzende Prinz, vernachlässigte sein Aeußeres immer mehr. Wenn er auf dem erwähnten Marsche nach Berlin den Leuten, die in Folge der großen Anstrengung sich nicht selten einer bequemen Haltung überlassen mochten: „Gerade, Kinder, gerade!" im Vorüberreiten zurief: so scholl es aus den Gliedern in gerechter Erwiederung: „Fritz auch gerade!" Ein Husar, der dieselbe Mahnung von ihm erhielt, entgegnete sogar: „Fritz auch gerade, und die Stiefeln in die Höhe gezogen!" Einen solchen Ton erlaubte sich besonders die Garde. So rief einst vor der Schlacht bei Leuthen — trotz des feierlichen Ernstes, der damals über dem Heere lagerte — ein Gardist einen hinter ihm marschirenden Gefährten an. „Hör' Du," sagte er, „sammle eine Kollekte bei Deiner Kompagnie." — „Für wen? — Für wen? Für Fritz. Sieh nur sein Rockfutter an." Alles blickte nach dem zerrissenen Rocke des Königs,

der dicht neben dem Zuge ritt, und bald jagte ein Scherz den andern, indem Jeder an dem Kleide Etwas geflickt haben wollte. Dazwischen rief Einer laut: „Wenn unser Eins so auf die Parade käme, da sollte der Alte uns schön aufspielen." Friedrich ließ sie eine Weile gewähren; dann erhob er die Stimme: „Gewehr in Arm!" Und mit einmal erstarb jedes Wort, und Nichts war mehr zu hören als das taktgemäße Schreiten des Marsches. Dergleichen Vertraulichkeiten, die ein Mann wie er, ohne der Mannszucht Eintrag zu thun, gestatten durfte, dienten vielmehr im Vereine mit seiner großen Feldherrngabe dazu, den Soldaten eine Liebe und Hingabe für ihren König einzuflößen, ohne die er schwerlich sein großes Werk ans Ziel geführt hätte.

Als Berlin entsetzt war, wandte sich Friedrich nach Sachsen, um dieses Land wieder in seine Macht zu bringen. Dies konnte nicht geschehen, wenn er nicht die Reichstruppen und Daun, der ihm überall wie sein Schatten folgte, daraus verjagte. Die Russen, die sich bis an die Warthe zurückgezogen hatten, hofften auf einen Sieg der Oestreicher, um in die Marken zurückzukehren und dort bei dem bevorstehenden Winter Quartier zu nehmen. Friedrich mußte also einen Schlag ausführen: sonst war er, so vielen Feinden gegenüber, verloren. Nachdem die Reichsvölker glücklich zurückgeworfen, und Leipzig und Wittenberg wieder gewonnen waren: rückte er am 2. November gegen Torgau vor. Dort stand Daun mit 64,000 Mann in einem vortheilhaft gelegenen, wohlverschanzten Lager, welches Friedrich mit seinen 44,000 Kriegern nicht wohl angreifen konnte, ohne Gefahr zu laufen, ein zweites Kunersdorf zu finden. Auch schwiegen alle seine Generale, als er ihnen im Kriegsrathe die Schlacht in Aussicht stellte; nur Zieten meinte: alle Dinge seien möglich, nur eines schwerer als das andere; worauf der König seinen Entschluß mit den Worten: „Meine Herren, wir werden schlagen!" kund gab. Der 3. November war der Tag der blutigen Entscheidung. Friedrich wollte Daun's in großem Halbmond aufgestelltes Heer an beiden Flügeln zugleich angreifen und gegen die Mitte werfen. Gelang es, diese Kerntruppen der Kaiserin, trotz der großen Uebermacht und der sehr beträchtlichen Bodenschwierigkeiten, zu schlagen und von der Elbe, an die sie mit dem linken Flügel lehnten, durch die erwähnte Bewegung weg zu drängen: dann waren sie des Rückzugs beraubt und vernichtet. Er übergab deshalb dem treuen Zieten die eine Hälfte des Heeres und schickte ihn gegen die siptitzer Höhen, indeß er selbst mit der andern Hälfte durch den torgauer Wald marschirte. Hier wäre er, noch

vor dem Beginn der Schlacht, beinahe ein Opfer des Todes geworden, indem ein ungeheurer Eichenast plötzlich dicht vor ihm, zwei Mann zerschmetternd, niederstürzte. Die Schwierigkeiten, die sich dem Marsche des Königs entgegensetzten, waren so groß, daß er nicht im Stande war, vor 2 Uhr Nachmittags den Feind zu erreichen. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß sich jetzt ein Schießen vom andern Flügel hören ließ. Friedrich glaubte, daß Zieten schon im ernsten Gefechte begriffen sei, und eilte mit den ersten Regimentern, die ihm zur Hand waren, ohne Reiterei zum Kampfe. Einige hundert Geschütze des Feindes donnerten zu gleicher Zeit gegen seine Preußen. Das Feuer war so furchtbar, daß Friedrich zu einem Offizier an seiner Seite sagte: „Hat Er jemals eine stärkere Kanonade gehört? Ich niemals. Die Oestreicher schießen Einem das Wort vom Munde weg; es ist ein wahres Pelotonfeuer von Kanonen." Einige Soldaten wurden sofort völlig taub. Die Wirkung dieser Batterie war entsetzlich. Bataillon auf Bataillon wurde von dem Kartätschenregen niedergeschmettert; von den 5500 Grenadieren, die zuerst zum Angriffe geschritten waren, blieben nur 600 unversehrt. Dennoch drang das Fußvolk über die zuckenden Körper der Kameraden voran; aber die erstürmten Schanzen gingen wieder verloren, weil Geschütz und Reiterei fehlten. Von den Kugeln, die rechts und links in die Erde schlugen, zuckten und stampften die Pferde, die der König nach einander bestieg. Zwei waren ihm unter dem Leibe erschossen. Als er einen neuen verzweifelten Angriff unternahm, sank er, von einer Kugel auf die Brust getroffen, lautlos aus dem Sattel. Die Adjutanten rissen ihm bestürzt die Kleider auf; zum Glück hatte die Kugel durch den Pelz und die sammtene Uniform einen guten Theil ihrer Kraft verloren, und ermattet auf dem Brustbeine Halt gemacht. Als Athem und Besinnung wiederkehrten, rief er: „Es ist Nichts!" bestieg sein Pferd und fuhr fort, Befehle für den Kampf zu geben.

Die von Friedrich geführten Mannschaften waren nach und nach eingetroffen, hatten aber jetzt dem Kampfe keine günstige Wendung mehr zu geben vermocht. Unterdessen war der Abend herangekommen, und Daun, der selbst eine Wunde am Schenkel davongetragen hatte, schickte, wie Friedrich bei Kunersdorf, einen Boten mit der Siegeskunde nach der Hauptstadt ab.

Mit der einbrechenden Nacht ruhten die mörderischen Waffen noch nicht; in der Verwirrung des Kampfes feuerte im Dunkel Freund auf Freund, und mehrmals gerieth der König in ein Getümmel von Feinden.

Versprengte Truppen irrten die lange, kalte Novembernacht umher auf der torgauer Heide. Von der blutigen Arbeit ermattet, zündeten Preußen und Oestreicher Feuer an, um bis zum Morgen zu rasten; in ihrem rothen Scheine lagerten Gesunde und Verwundete beider Armeen in seltsamer Mischung; sie hatten die Uebereinkunft mit einander getroffen: wessen Partei sich am Morgen als siegreich ausweisen würde, Dem sollten sich die Andern gefangen geben.

Friedrich brachte die Nacht in der Kirche des benachbarten Dorfes Elsnig zu; ringsum in allen Häusern lagen Verwundete. Er saß auf der Altarstufe; ein Talglicht flackerte auf dem Tische des Herrn; das kleine Gotteshaus war so dunkel wie die Seele unseres Helden, der es nicht anders wußte, als daß die Schlacht verloren sei, und dem Zusammensturze Preußens entgegen sah. Dennoch traf er Anordnungen zur Erneuerung des Kampfes für den folgenden Tag, und streckte sich dann auf ein elendes Strohlager nieder, um noch eine Stunde zu schlummern.

Als der erste Morgenschein durch die Fenster brach, stand er auf und warf sich aufs Pferd. Vor dem Dorfe sah er Männer in weißen Mänteln auf sich zureiten: es war Zieten mit einer Reiterschar. Zieten ritt zum Könige heran und that Meldung: „Majestät, der Feind ist geschlagen und zieht sich zurück.“ „Bursche!“ rief er dann den Reitern zu, „unser König hat die Schlacht gewonnen. Es lebe unser großer König!“ — „Unser König Fritz soll leben“ — gaben Diese zur Antwort — „und Vater Zieten, der Husarenkönig!“ Friedrich fiel dem tapfern Freunde, der diesmal den ersten Preis davon getragen, in die Arme; er konnte vor Rührung nicht sprechen; aber seine Thränen sagten Mehr als alle Worte.

Um diesen glücklichen Ausgang zu verstehen, muß man wissen, daß Zieten bei dem Umwege, den er zu machen hatte, erst spät zum Schlagen gekommen war. Von den Unfällen des Königs unterrichtet, war er von dem anfänglichen Schlachtplane abgewichen, und hatte (durch den wackern General Saldern unterstützt) eine große östreichische Batterie genommen, von wo aus er ein mörderisches Feuer auf den Feind bis tief in die dunkle Nacht hinein unterhielt. Erst um Zehn endete die Schlacht mit der Eroberung des brennenden Dorfes Siptitz; worauf die Oestreicher nach großem Verluste in völliger Auflösung das Schlachtfeld verließen. Zum Glück für sie waren drei Schiffbrücken über die Elbe geschlagen, auf welchen sie, Torgau um Mitternacht durchschreitend, eilig mit ihrem verwundeten Feldherrn über den Fluß entwichen.

Der Verlust der Schlacht betrug für die Preußen 12,000, für die

Oestreicher 20,000 Mann; außerdem büßten die Letzteren 50 Kanonen und 27 Fahnen ein. Die weiteren Folgen dieses blutigen Siegs waren sehr bedeutend. Die Oestreicher zogen sich gegen Dresden zurück, und ein großer Theil Sachsens fiel in Friedrichs Hand zurück. Dieser konnte nun Schlesien — mit Ausnahme von Glatz, wo Loudon die Winterquartiere nahm — die Mark und Pommern von den Feinden säubern und noch 8000 Mann dem Herzog Ferdinand von Braunschweig senden, der sich auch in diesem Jahre gegen die überlegenen Franzosen behauptet hatte. Friedrich brachte den Winter diesmal in Leipzig zu, wo er in allgewohnter Weise, neben der Politik, der Musen pflegte, und mit den Gelehrten der dortigen Hochschule, unter Anderen auch mit Gottsched, dessen Bekanntschaft er schon früher gemacht hatte, und mit Gellert, dem Fabeldichter, der ihm besonders wohlgefiel, in Verkehr trat.

Ende Oktober 1760 war König Georg II. gestorben. Sein Nachfolger Georg III. hatte erklärt: er werde das Bündniß mit Friedrich festhalten, und das Parlament hatte darauf erwiedert: es könne die unerschütterliche Standhaftigkeit des Königs von Preußen und die unerschöpflichen Hülfsquellen seines Geistes nicht genug bewundern, und bewillige von ganzem Herzen die fernere unverzügliche Leistung der Hülfsgelder. Dennoch bewirkte Lord Bute, der neue Günstling des englischen Königs, ein dem Kriege feindlicher, unfähiger Mann, daß diese Hülfsgelder nicht ausgezahlt wurden. Es war Dies für Friedrich, dem sein kleines, durch den langen Krieg von Freund und Feind ausgesogenes Land so wenig Mittel bot, ein sehr empfindlicher Schlag. Nur die nahe Gefahr des Unterganges kann ihm zur Entschuldigung gereichen, wenn er nicht allein preußische, sondern auch sächsische, russische und polnische Münzen von höchst geringer Währung prägte. Bei dieser eigenthümlichen Art von Steuer, die er von seinen Feinden erhob, unterstützte ihn der Jude Ephraim, dem er die berliner Münze für sieben Millionen Thaler in Pacht gab; daher der Volkswitz die Drittel-Thalerstücke mit des Königs Bildniß Ephramiten nannte und von ihnen sagte:

Von außen schön, von innen schlimm,
Außen Fritz und innen Ephraim.

So blieben dem Könige, nach seinem eigenen Ausspruche, keine Bundesgenossen als Tapferkeit und Ausdauer. Wenn auch er und viele seiner Offiziere im vollsten Besitze dieser Tugenden waren: welches Vertrauen sollte er in sein Heer setzen, dessen Blüthe in so viel blutigen Schlachten gefallen war oder in Gefangenschaft schmachtete? Friedrich

selbst vergleicht sich in einem Briefe (an den befreundeten Marquis d'Argens) mit einem Seiltänzer, der thurmhoch in freier Luft ein schmales Tau beschreitet. „Ich muß den salto mortale machen," sagt er; „denn es beliebt ja ihren apostolischen, allerchristlichen und allermoskowitischen Majestäten zu sagen: Springen Sie, Markgraf!" „Zwar sagt man" — fährt er mit Anspielung auf die Engländer fort — „Du hast ja Freunde. Ja, saubere Freunde, die mit gekreuzten Armen sagen: „Ich wünsche Ihnen alles mögliche Gute." „„Aber ich ertrinke! Werft mir doch ein Seil zu!"" „O nein, Sie werden nicht ertrinken." „„Aber ich sinke in diesem Augenblick unter."" „Seien Sie versichert, wir werden Ihnen einen schönen Grabstein setzen."

Begreiflicher Weise beschränkte sich der König auf die Vertheidigung, und auch die Oestreicher gingen nicht angreifend zu Werke, da sie von Seiten Friedrichs einen kühnen Streich befürchteten. Sie hegten die Hoffnung, ganz Schlesien in diesem Jahre zu gewinnen, dann in die Marken vorzudringen und dem Kriege in der Hauptstadt Preußens eine Ende zu machen. Zu diesem Ende sollten sich die 72,000 Oestreicher unter Loudon mit 60,000 Russen in Schlesien vereinigen. Friedrich überließ seinem Bruder Heinrich die Vertheidigung Sachsens gegen Daun und ging nach Schlesien, um dieser gefährlichen Verbindung entgegen zu treten. Drei Monate lang rückten die Heere, wie die Figuren eines Schachbretts, künstlich hin und her, bis endlich doch am 17. August die Vereinigung gelang. Der König bezog nun bei Bunzelwitz (in der Nähe von Schweidnitz) ein Lager, das er nach und nach durch starke Verschanzungen zu einer kleinen Festung umschuf, indeß 130,000 Mann Feinde seine Stellung im Halbkreise umzogen, so daß ihm nur der Rücken offen blieb. Einem so starken Feinde gegenüber that Wachsamkeit Noth: auch mußten die preußischen Truppen damals die Ordnung der Tageszeiten umkehren, indem sie Nachts unter dem Gewehre standen und am Tage ruhten; denn Friedrich war zu erschöpft, um ein zweites Hochkirch zu ertragen. Er selber theilte ihre Anstrengungen, um ihnen die Last zu erleichtern und ihre Wachsamkeit aufs höchste zu spannen, und verbrachte bald in dieser, bald in jener Batterie die Nacht unter freiem Himmel, unter den gemeinen Soldaten am Feuer sitzend. Oft legten sie ihm dann ein paar Wachtmäntel auf die Erde, und er schlummerte ein Stündchen in ihrer Mitte, während die Fürsten, die ihn bekriegten, vielleicht die Nacht in glänzenden Festen verschwelgten und dann in üppigen Betten sich wiegten. „Wenn Fritz bei uns schläft," pflegten die Krieger zu sagen,

„ist es ebenso gut, als wenn unserer Fünftausend wachen.“ Nicht selten sprach er auch bei dem alten Zieten vor, und schüttete die Last der Sorgen, die sonst Jedermann verborgen blieben, in das Herz des treuen Waffengefährten aus. Einst, als Zieten seine Zuversicht gegen ihn aussprach, daß noch Alles gut gehen werde: fragte ihn der König, ob er sich etwa einen neuen Alliirten verschafft habe. „Nein,“ sagte Zieten, ich habe keinen anderen als den alten da oben da; Der verläßt uns nicht.“ „Ach!“ erwiederte der König, „Der thut keine Wunder mehr.“ „Die brauchen wir auch nicht,“ gab der fromme Zieten zur Antwort; „er streitet dennoch für uns und läßt uns nimmer sinken.“ Trotz dieser Schwermuth zeigte der König den Soldaten, wie immer, ein heiteres Gesicht, und ließ es gelegentlich an Scherz nicht fehlen. Eines Abends, als er mit Zieten von Wachtfeuer zu Wachtfeuer ging, gewahrte er einen Reiter, der sich aus Mehl und Speck einen Kuchen bereitete. „Das riecht ja herrlich!“ bemerkte der König stehen bleibend. „Ja, Das glaub' ich“ — sagte der Reiter, ohne sich umzusehen — „aber Euch soll mein Kuchen nicht zwischen den Zähnen stecken bleiben.“ Einige Kameraden flüsterten ihm zu: „Still, es ist der König!“ „Und wenn's auch der König ist,“ erwiederte der trotzige Mensch, ohne von seiner Pfanne aufzusehen. „Laß Er uns gehen,“ sagte jetzt Friedrich zu Zieten; „hier werden wir schwerlich zu Gast gebeten.“

Ein Glück wars, daß Butturlin, der russische Feldherr, und Loudon uneins waren, so daß es zu keinem rechten Angriffe auf Friedrichs Lager kam, bis sich Jener mit dem größeren Theile seines Heeres aus Mangel an Lebensmitteln auf das rechte Oderufer zurückzog. Da sagte Friedrich zu Zieten: „Er hat doch Recht gehabt; Sein Alliirter hat Wort gehalten.“ Um die russischen Magazine zu zerstören, schickte Friedrich 8000 Mann unter Platen nach Polen. Der kühne Streifzug wurde glücklich ausgeführt, und die Russen dadurch abgehalten, in die Mark einzufallen.

Während so das brandenburgische Stammland verschont blieb, erlitt Friedrich in Schlesien große Verluste. Nachdem er sein festes Lager verlassen hatte, in der Hoffnung, den noch immer weit überlegenen Loudon nach sich zu ziehen und endlich zur Schlacht zu vermögen: wandte sich Dieser plötzlich gegen Schweidnitz und bemächtigte sich am 1. Oktober der wichtigen, mit allen Vorräthen wohlausgestatteten Festung durch Ueberrumpelung. Dies war ein harter Schlag; denn Oestreich hatte dadurch mitten in Schlesien festen Fuß gefaßt. Loudon bezog darauf bei der kleinen Gebirgsstadt Freiburg ein durch Natur und Kunst befestigtes

Lager, von wo er die Festung in wenigen Stunden erreichen konnte, und es blieb Friedrich bei der vorgerückten Jahrszeit Nichts übrig, als seine Truppen bei Strehlen an der Ohlau (zwischen Brieg und Schweidnitz) in die Winterquartiere zu legen und weiteren Verlusten wachsam vorzubeugen.

Der König selbst nahm seine Wohnung dicht bei Strehlen in dem Dörfchen Woiselwitz. Hier, in dem noch erhaltenen schlichten Hause eines Bauinspektors, wäre Friedrich beinahe das Opfer des schnödesten Verraths geworden. Der in der Umgegend begüterte Baron Warkotsch wollte den König, seinen Landesherrn, mit dem er einen heuchlerisch freundlichen Verkehr unterhielt, in jenem Hause überfallen und den Oestreichern todt oder gefangen überliefern. Zu diesem Ende setzte sich sein Helfershelfer aus der Nachbarschaft, der katholische Priester Schmitt, mit dem kaiserlichen Oberst Wallis, der in dem nahen Münsterberg stand, in Verbindung. Ein Trupp wohlberittener Husaren sollte in der Nacht des 30. Novembers aus dem Walde brechen und den König überraschen. Zugleich sollten zehn Dörfer um Strehlen angezündet werden, um die Aufmerksamkeit der Preußen zu zerstreuen. Zum Glück wurde das Bubenstück einen Tag vor der anberaumten Frist durch Kappel, den Jäger des Barons, vereitelt, indem er einen Brief seines Herrn an Schmitt nicht Diesem, sondern dem lutherischen Geistlichen Gerlach in Schönborn übergab, welcher den Jäger sogleich damit zum Könige schickte. Warkotsch entging, wie auch Schmitt, dem Henkertode durch die Flucht, nicht aber der Verachtung und dem Elende. Der König verlegte darauf sein Hauptquartier nach Breslau, indem er seine Truppen zwischen Brieg und Glogau längst der Oder aufstellte. Oberschlesien mit Glatz und Schweidnitz mußte er in Loudon's, einen großen Theil Sachsens mit Dresden in Daun's Händen lassen. Leider ergab sich am 16. December, nach viermonatlicher tapferer Gegenwehr, die von Lebensmitteln ganz entblößte Festung Kolberg an ein russisches Heer unter Romanzow — was den Verlust von halb Pommern nach sich zog, wo nun die Russen für den Winter ihre Sitze nahmen. So hatten denn auch dieses Jahr die Feinde wieder beträchtliche Fortschritte auf dem preußischen Boden gemacht, und immer enger schien sich das Netz des Verderbens um Friedrich zusammen zu ziehen.

Die Lage des Königs hätte sich leicht noch wesentlich verschlimmert, wenn einem seiner Feinde ein Anschlag auf Magdeburg, wo sich des Königs Schatz und die Archive befanden, gelungen wäre. Unter den Kriegs-

gefangenen, mit welchen dieser Ort damals angefüllt war, befand sich auch der östreichische Rittmeister von Trenk, der in der Tiefe seines Kerkers, wohin der gefährliche Abenteurer gebracht worden war, Einverständnisse mit den andern Gefangenen angeknüpft und den kühnen Plan entworfen hatte, mit ihrer Hülfe die schwache Besatzung nieder zu machen und jene Hauptfestung Preußens dem Feinde zu überliefern. Zum Glück gelang es ihm nicht, sich seiner Ketten zu entledigen, und so scheiterte das ganze Unternehmen.

Ein Bündniß, das Friedrich in seiner verzweifelten Lage mit den Türken anzuknüpfen versuchte, gelangte, in Folge des französischen Einflusses bei der Pforte, nicht zur Ausführung. Obgleich die Thaten des Königs und sein Widerstand gegen halb Europa auch in fernem Osten bewundert wurden, und Derselbe sogar unter den Räthen des Sultans Verehrer zählte: so konnte Dieser sich doch nicht entschließen, die Waffen gegen Oestreich zu erheben. Das Einzige, was der Großherr that, war, daß er ein Heer bei Belgrad aufstellte, welches aber der Kaiserin keine Furcht einflößte, da ihr die Stimmung der Pforte bekannt war. Auch die Unterhandlungen Friedrichs mit dem kräftigen Tartaren-Khan Krim-Girai, der dem Könige gegen eine Geldvergütung 16,000 Mann tartarischer Hülfstruppen aus der Krim zur Verfügung stellen wollte, wurde von dem Barbaren so weit hinausgezögert, daß sie keinen Erfolg brachten.

Friedrich war von Schwermuth befangen; er zeigte sich auf keiner Parade mehr, speiste allein, und die Flöte, die sonst so oft sein Gemüth erheitert hatte, schien auf immer bei Seite gelegt. Seine Feinde dagegen triumphirten; besonders rechneten die Russen und Oestreicher ganz fest auf den Besitz Ostpreußens und Schlesiens, und begannen sich dort wie daheim einzurichten. Maria Theresia fühlte sich so sicher, daß sie sogar ihr Heer verminderte. Aber es war anders im Rathe der Dinge beschlossen: Friedrich sollte den Lohn seiner heldenmüthigen Standhaftigkeit ernten; Preußen, der Staat der Zukunft, sollte nicht untergehn.

Am 5. Januar 1762 starb die Kaiserin Elisabeth, Friedrichs unversöhnliche Feindin, und ihr Neffe Peter bestieg als der Dritte dieses Namens den russischen Thron. Dieser Fürst, welcher von Seiten des Vaters deutscher Abstammung war, betete Friedrich den Großen an; man sah ihn fast täglich in der preußischen Generalsuniform, den schwarzen Adlerorden, den ihm der König bei der Thronbesteigung geschickt hatte, auf der Brust. Wenn er von Friedrich sprach, sagte er stets: „der König,

mein Herr;" er küßte dessen Bildniß, das er auf einem Ringe am Finger trug, las in tiefer Verehrung dessen Schriften und suchte, so weit Dies in dem barbarischen Lande möglich war, dessen Einrichtungen, besonders im Kriegswesen, nachzuahmen. Natürlich brannte dieser Mann, mit dem preußischen Helden Friede und Freundschaft zu errichten. Sofort wurden von beiden Seiten die Kriegsgefangenen frei gegeben und ein Waffenstillstand abgeschlossen, dem in den ersten Tagen des Mais ein vollständiger Friede folgte. Die Russen gaben ihre Eroberungen heraus, und auch Schweden, dem dieser Krieg überhaupt keine Lorbeeren eingetragen hatte, machte noch in demselben Monate mit Preußen Friede. Peter ertheilte sogar seinem General Tschernitscheff Befehl, dem Könige 20,000 Mann zuzuführen. Da auch der Sultan ein gleich starkes Hülfsheer in Aussicht stellte, und die preußischen Streitkräfte nun ungetheilt gegen Oestreich gewendet werden konnten: so war Friedrich wieder voll froher Hoffnungen. „Der russische Kaiser", schreibt er an den Marquis d'Argens, „ist ein göttlicher Mann, dem ich Altäre bauen muß." Und ein anderes Mal: „Zwei Feinde hab' ich vom Halse, und meine Armee wird zu ihrem rechten Flügel 20,000 Russen, zu ihrem linken — 20,000 Türken erhalten. So werden mir also zwei Kaiser als Kapläne eine Messe vor der Königin von Ungarn lesen helfen, und sie wird gezwungen sein, ein de profundis: „Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir!" abzusingen."

Der Tod der Kaiserin Elisabeth war in der That ein harter Schlag für Maria Theresia. Sie stand jetzt — da die Franzosen durch den Herzog von Braunschweig in Schach gehalten waren — allein gegen den Mann, den das vereinigte Europa nicht hatte überwältigen können, mit einem geschwächten, mißgestimmten Heere, mit gänzlich zerrütteten Finanzen. Peter hatte mittlerweile die kriegsgefangenen Preußen wohlgekleidet und gut bewaffnet seinem königlichen Freunde zugesendet. Ende Juni trafen auch die russischen Regimenter unter Tschernitscheff ein. Friedrich hielt auf dem Schlachtfelde von Leuthen Heerschau über sie, und: „Hurrah Fuoder Fuoderwitz!" scholl es aus tausend Kehlen Friedrich dem Großen entgegen.

Zunächst galt es Schweidnitz, das mit 12,000 Mann östreichischer Kerntruppen besetzt war, wieder zu gewinnen. Daun, der jetzt wieder an Loudon's Stelle in Schlesien befehligte, deckte die Festung durch seine Stellung bei Burkersdorf und Leutmersdorf. Dahin also nahmen Friedrich und seine russischen Hülfstruppen ihren Weg. Bevor es aber noch zum Schlagen kam, erhielt Tschernitscheff Nachricht von der am 9. Juni

erfolgten Entthronung des Czars; zugleich ward ihm befohlen, sofort die russische Armee nach Polen zurückzuführen. Peter III. hatte nicht allein durch seine zum Theil unbesonnenen Neuerungen die Nation, besonders aber die Geistlichkeit und das Heer gegen sich aufgebracht, sondern auch seine Gemahlin Katharina, eine geborene Fürstin von Anhalt-Zerbst, durch rücksichtsloses Benehmen tief verletzt. Die hochbefähigte, ehrgeizige Frau nahm Theil an einer Verschwörung der Großen, in deren Folge Peter gestürzt und ermordet, sie selbst aber, die später so berühmte, mächtige Fürstin, als Kaiserin ausgerufen wurde. Diese Wendung der Dinge war für Friedrich sehr unerfreulich. Glücklicher Weise gelang es ihm, den russischen General, der ihn hochverehrte, zu bewegen, noch drei Tage lang das den Oestreichern unbekannte große Geheimniß zu verheimlichen und bei dem bevorstehenden Kampfe seine Stellung als Flügel des preußischen Heers beizubehalten. In der Nacht vom 20. zum 21. Juni griffen die Preußen bei Reichenbach die östreichischen Verschanzungen an; die Anwesenheit der Russen hielt einen Flügel derselben in Unthätigkeit, und Friedrich errang einen vollständigen Sieg. Darauf zogen die Russen von dannen, zum Bedauern ihrer Generale, die sich vom Könige mit ungewohnter Rücksicht behandelt sahen; zur Freude ihrer Soldaten, welche unzufrieden waren, daß der König sie nicht hatte plündern lassen.

Die ersten Schritte Katharinas gegen Friedrich zeigten von großer Erbitterung. In der Voraussetzung, daß der Czar in allen seinen Schritten von ihm geleitet worden sei, erklärte sie den König für einen Hauptfeind Rußlands, und widerrief Peters Verfügungen zu Friedrichs Gunsten. Als sie jedoch in den Briefen des Letzteren an ihren Gatten fand, daß der König ihm weise Mäßigung in seinen Neuerungen und rücksichtsvolle Behandlung seiner Gemahlin anempfohlen hatte, nahm sie das Manifest zurück, und hob den geschlossenen Frieden nicht wieder auf; das Hülfsheer aber war für Friedrich verloren.

Schweidnitz leistete hartnäckigen Widerstand, und konnte erst nach zweimonatlicher Belagerung genommen werden; wobei wiederum Zieten — nächst Friedrich der gefeiertste Held in diesem Kriege — die trefflichsten Dienste leistete. Damit fiel Schlesien, mit Ausnahme der Grafschaft Glatz, wieder in preußische Hände. Der König wandte sich nun nach Sachsen, wo Prinz Heinrich — in Bezug auf welchen Friedrich das anerkennende Wort sprach: „Er ist von uns allen der Einzige, der keinen Fehler gemacht —“ und der wiederhergestellte Seidlitz dem Feinde

tapfern Widerstand geleistet hatten. Nachdem die Reichstruppen von dem Letzteren aus Sachsen herausgeworfen worden waren, lieferte der Prinz am 29. Oktober bei Freiberg den Oestreichern eine Schlacht, in welcher der Feind trotz seiner großen Ueberzahl mit Seidlitzens Hülfe in weniger als zwei Stunden überwunden wurde.

Die letzte Schlacht des siebenjährigen Kriegs war geschlagen. Nach Abschließung eines Waffenstillstandes mit Oestreich legte Friedrich seine Truppen durch Thüringen, die Lausitz, Sachsen und Schlesien in die Winterquartiere. Da das deutsche Reich in diesem Waffenstillstande nicht mit eingeschlossen war, sandte er den General Kleist mit 10,000 Mann nach Franken, um diesen kleinen Feinden die Lust an der Fortsetzung des Kriegs zu benehmen. Kleist erhob starke Kontributionen, eroberte Bamberg und Nürnberg und drang bis in die Nähe Regensburgs vor, wo der Reichstag für seine Sicherheit zitterte. Dieser mitten im Winter unternommene Zug hatte, von der ansehnlichen Beute abgesehen, den guten Erfolg, daß einige der ersten Reichsfürsten dem Kriege mit Preußen entsagten.

Auch Herzog Ferdinand von Braunschweig, der an der Spitze seines englisch-deutschen Heers den Krieg mit der französischen Uebermacht in rühmlicher Ausdauer geführt, mehrere schöne Siege erfochten und zuletzt dem Feinde noch Kassel entrissen hatte, legte jetzt die Waffen aus der Hand, indem England den 3. November 1762 zu Paris mit Frankreich Frieden schloß.

Durch den pariser Frieden nahm nicht nur der lange Krieg, den die beiden Staaten auf dem europäischen Festlande, sondern auch der, den sie zu gleicher Zeit auf dem Meere und in ihren Kolonien geführt hatten, ein für die Franzosen wenig ehrenvolles Ende. Dieselben machten sich verbindlich, Hannover, Hessen, Braunschweig, so wie auch die preußisch-westfälischen Provinzen zu räumen. Da nun aber zu Friedrichs großer Entrüstung und Englands Unehre nicht bestimmt war, wann die Räumung der letztgenannten Länder zu vollziehen sei: so mußte sie der König durch ein Heer, das er im December 1762 dahin schickte, den Franzosen entreißen.

Für das Jahr 1763 machte Friedrich, welcher viele der von den Feinden entlassenen Truppen in seine Dienste genommen hatte, großartige Rüstungen; doch jetzt bot Maria Theresia, in Hinblick auf so viele vergebliche Feldzüge, auf die gänzliche Erschöpfung ihrer Finanzen und den Verlust ihrer Bundesgenossen, endlich die Hand zur Versöhnung. Die Unterhandlungen

wurden mit dem 31. December auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg (bei Oschatz) eröffnet, und nahmen bei der außerordentlichen Mäßigung, die Friedrich zeigte, einen raschen Verlauf, so daß schon am 15. Februar 1763 der berühmte Friede von den Bevollmächtigten Oestreichs, Preußens und Sachsens unterzeichnet wurde, nachdem das Reich einige Tage zuvor auf weiteren Krieg verzichtet hatte. Der Hubertsburger Friede bestätigte den von Dresden. Die Oestreicher mußten also dem Könige, der kein Dorf von dem Schlesien, das er zuvor besessen hatte, missen wollte, die Grafschaft Glatz, die ihnen allein noch übrig geblieben war, einräumen; dagegen ließ Friedrich das größtentheils in seiner Hand befindliche Sachsen fahren, dessen Herrscher sich während der sieben Kriegsjahre in Warschau gepflegt hatte, und versprach dem Erzherzoge Joseph, Maria Theresias Sohn, seine Stimme bei der Wahl zum römischen Könige.

Am 5. Mai verkündete ein Herold den Frieden auf den öffentlichen Plätzen Berlins; eine jubelnde Menge umwogte den Bringer der frohen, langersehnten Botschaft. Man machte prächtige Zurüstungen, um den Sieger und König, der seine Hauptstadt in sieben Jahren nicht mehr gesehen hatte, einzuholen; die Kaufmannschaft zog ihm zu Rosse in blauen, goldgestickten Uniformen entgegen. Es war diesmal eine Festlichkeit, die das Volk aus eigenem Antrieb und Herzensbedürfniß, im Gefühle der Liebe und Bewunderung, angeordnet hatte. Friedrich aber traf, nachdem er einen großen Umweg durch Schlesien genommen, und besonders die Erweiterung und Verstärkung der dortigen Festungen angeordnet hatte, absichtlich erst Abends nach Acht am 20. März in Berlin ein. Während er nach dem ersten schlesischen Kriege, als ein noch jugendlicher Held, den Triumph des Einzugs in die Hauptstadt vollauf gekostet hatte: suchte er jetzt der Last so vieler wohlgemeinten rauschenden Festlichkeiten zu entgehen, und fuhr auf einem Umweg nach dem Schlosse. Durch ganz Preußen wurde am 4. April eine Friedensfeier mit außerordentlichem Gottesdienste und Festgelagen begangen. Das edle Herz des Königs fand an einer stilleren Feier Gefallen: er ließ in der Schloßkapelle zu Charlottenburg ein von seinem Kapellmeister Graun komponirtes Tedeum vor einem kleinen Kreise von Freunden aufführen. Als die Singstimmen einsetzten, und der Lobgesang, die Instrumente überbrausend, an den Wölbungen des Gotteshauses emporstieg: stützte der König das Haupt in die Hand und brach in Thränen aus.

18. Deutschland um die Zeit Friedrichs des Großen. Maria Theresia. Joseph II.

Dritte Abtheilung.

Habe Muth, Dich Deines Verstands zu bedienen! ist der Wahlspruch der Aufklärung. (Kant.)

Der siebenjährige Krieg war zu Ende, und die in Blut gebadeten Schwerter ruhten vom Streite. Dreizehn Hauptschlachten hatte das kleine Preußen gegen halb Europa geschlagen, und war in zehn siegreich gewesen: bei Lowositz, Prag, Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Liegnitz und Torgau, die unter des Königs eigener Führung, bei Krefeld und Minden, die von Herzog Ferdinand von Braunschweig, und bei Freiberg, die von dem Prinzen Heinrich gewonnen wurde; dreimal war Friedrich geschlagen worden: bei Kollin, Hochkirch und Kunersdorf. Vielleicht wäre er mit seinem Preußen ohne einen außerordentlichen Glücksfall zu Grunde gegangen; aber der Umstand, daß Peter III. auf den Thron gelangte, wirkte nur deshalb so günstig, weil ihn der König durch seine hohen Eigenschaften an sich gefesselt hatte; es war diesmal der Wiederschein der Größe Friedrichs, der Preußens Kraft neu belebte.

Es ist berechnet worden, daß dieser Krieg weit über 800,000 Mann gekostet hat, wovon 180,000 auf Preußen kommen. Groß war die Noth, die er über Deutschland gebracht; manche Gegenden, besonders da, wo die Franzosen und Russen gehaust hatten, lagen ganz verödet, wie im dreißigjährigen Kriege; ganze Dörfer waren ausgestorben und in Trümmer und Asche umgewandelt, und wo es auch nicht so schlimm hergegangen war, fehlte es doch an Vieh, an Saatkorn, an Händen, um die Aecker zu bestellen. Schwache Weiber führten den Pflug, weil das Schwert die Männer, ja selbst die reiferen Knaben hinweggerafft hatte.

Der siebenjährige Krieg hat an dem Besitzstande der deutschen Fürsten Nichts geändert; dennoch ist er nicht allein für Preußen, das hart geschmiedet wie ächter Damascenerstahl aus ihm hervorging, sondern auch für ganz Deutschland von unendlichem Werthe gewesen. Der Gewinn war mehr ein geistiger als ein materieller. Von welchen Gefühlen mußten zunächst die mit Siegeskränzen nach der Heimat eilenden Helden Friedrichs

erfüllt sein, welche den Bestand Preußens und die Nationalehre gerettet — trotz Kaisern und Königen und Rom, das heimlich das Feuer gegen den ketzerischen König geschürt hatte, und welchen Gefühlen mußten sie überall begegnen! Welcher Schatz der Erinnerung war es, in jenen Schlachten unter dem alten Fritz, unter Vater Schwerin, unter „Zieten aus dem Busch", unter dem blitzschnellen Seidlitz mitgefochten, in jenen Lagern und auf jenen Märschen ausgedauert, und an so manchem kühnen Streiche am lichten Tage oder in dunkler Nacht Theil genommen zu haben! Ein besonderer Glanz umgab natürlich Den, der mit Friedrich in näherer Berührung gestanden; dem der Alte vielleicht auf die Schulter geklopft oder ein besonderes Lob gespendet hatte. Eine solche Ehre war mehr werth als das Bein, ohne das der Soldat vielleicht als Stelzfuß heimkehrte. Aber dieser Krieg hatte noch eine weit andere Bedeutung. Die Reformation war eine große Schlacht des Geistes gewesen, wenig unterstützt von Waffenthaten; denn noch bebte der treue Deutsche zurück, die erhabene Person des Kaisers anzutasten, der das Mittelalter eine besondere Weihe verlieh — selbst wenn er sein Heiligstes von dem Oberhaupte mit Füßen getreten sah. Friedrich der Große, der deutsche Held der neuen Zeit, und sein Preußen holten nach, was damals an mannhaften Waffenthaten versäumt worden war. Der siebenjährige Krieg war gewissermaßen eine Fortsetzung der Reformation, ein zweiter großer Sieg des Protestantismus auf dem Felde des Staatslebens. Deutschland war wie aus langem Schlaf erwacht. In einer matten Zeit sah man das staunenswerthe Beispiel einer Geisteskraft und Ausdauer ohne Gleichen; gegen alle Berechnung der Staatsmänner, der Feldherrn und der Weisen der Zeit trugen Die, welche einem fast gewissen Untergange geweiht schienen, den Sieg davon, und zeigten der Welt, was Menschenwille in höchster Spannung vermag. Dies unsterbliche Beispiel wurde von Deutschen, wurde durch den jungen, strebsamen, von dem Salze des Protestantismus durchdrungenen Staat Preußen gegeben, durch die ernste Kraft Niederdeutschlands, das jetzt die Bühne der Geschichte betrat — durch den freien Denker auf dem Throne, der zuerst die Aufgabe der Fürsten begriffen hatte. So war aufs neue eins der schönsten Blätter der Geschichte Deutschlands beschrieben worden; Preußen und Friedrich waren die beiden Namen im Tempel des Ruhms, deren Glanz Alles überstrahlte. Die von Hauptmann Archenholz verfaßte Geschichte des siebenjährigen Kriegs war in vielen tausend Händen; man las sie in den Schulen, und die jugendlichen Gemüther nahmen sie an-

dächtig wie ein Heldengedicht in sich auf; man übertrug sie in neuere und alte Sprachen.

Wenn der dreißigjährige Krieg den tiefsten Verfall unserer Nation bezeichnet, so sehen wir sie im siebenjährigen Kriege wieder in Jugendkraft erstanden, und die herrlichen Geistesblüthen, die wir sie in diesem, ganz besonders aber im nächsten Abschnitte werden treiben sehen, sind wesentlich eine Frucht des Hochgefühls, das aus dieser Kraft entsprang. Niemand hat mehr für unsere Literatur gethan, als Der, welcher sie am wenigsten schätzte: Friedrich der Große. Dies bestätigt auch Göthe, indem er sagt: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie. — — Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen so für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte, und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können.“

Diesmal rief der Frühling den König zu keinem neuen Feldzuge; mit dem behaglichen Gefühle, daß die schwerste Arbeit seines Lebens gethan sei, und daß Europa hinfort den preußischen Leuen zu wohl kenne, um neue Angriffe auf ihn zu wagen, siedelte er nach seinem schönen Sanssouci über. Er durfte ja nun wieder bei den Seinen bleiben; es war ja Friede: wie hold klang dieses Wort nach sieben wilden, blutigen Jahren! Aber die Zeit des Friedens war keine Zeit der Ruhe für ihn: die tiefen Wunden des Kriegs bedurften der Pflege, und da gab es keinen bessern Arzt als Friedrich. Von den Truppen wurden sogleich 37,000 Mann entlassen, meist noch ganz junge Leute, deren Arme daheim Noth thaten. Dagegen wurden eine Menge Ausländer, die der Friede dienstlos gemacht hatte, geworben, und überhaupt Heer nnd Kriegsmaterial in ehrfurchtgebietenden Stand gesetzt; denn nur so war auf dauernde Ruhe zu rechnen. Eine große Menge Saatkorn und 35,000 Pferde wurden an die Landleute der Provinzen, die den größten Kriegsschaden erlitten hatten, vertheilt, 15,000 Häuser neu auferbaut; den Schlesiern die Abgaben auf sechs Monate, den Pommern und Neumärkern auf zwei Jahre erlassen. Eine Kreditanstalt, die neu gegründet wurde, rettete viele Grundbesitzer vom Untergange, und gab der Landwirthschaft neues Leben. Die Rittergutsbesitzer in Pommern und Schlesien erhielten außerdem über eine Million Thaler, um ihre Güter wieder emporzubringen. Man hat berechnet, daß der König von 1763 bis 1786 an baaren Schenkungen über 24 Millionen Thaler geleistet hat und zwar allein aus seiner Privat-

kasse, welcher jährlich 1,200,000 Thaler aus Staatsmitteln zuflossen — eine Summe, von der Friedrich etwa nur ein Sechstel für sich verbrauchte. Dennoch blieben ihm die Mittel, zwischen Potsdam und Sanssouci ein prächtiges Schloß, das neue Palais genannt, mit einem Riesensaale, der für ein Wunder der Baukunst gilt, zu errichten; wodurch Hunderte von Künstlern und Handwerkern, die bis dahin gefeiert hatten, eine langdauernde Beschäftigung erhielten. Eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllte er, indem er zu Berlin auf dem Wilhelmsplatze die Marmorstatuen der ersten Helden des siebenjährigen Kriegs aufstellen ließ.

Auch ein Schatz wurde wieder gesammelt: Dies gehörte mit zur Kriegsbereitschaft; „denn," pflegte Friedrich zu sagen, „wenn Zwei sich bekriegen, wird Der den besten Frieden machen, der den letzten Thaler in der Tasche behält." Ein anderes Wort von ihm lautet: „Mein Staat ist reich, aber ich bin arm." Und bis auf den heutigen Tag ist Preußen, obgleich viele seiner Provinzen von der Natur nur stiefmütterlich bedacht sind, kraft seines guten Haushalts ein reicher Staat.

Welchen Gegensatz zu Friedrichs des Großen Reich bildeten nicht jene geistlichen Staaten in Mittel- und Süddeutschland, wo der Fortschritt der Zeit den hartnäckigsten Widerstand traf. Gedrückter Bauernstand, kraftloses Bürgerthum, im Schlendrian versunkene Beamte, verschwenderischer Adel, der mit den Herrn von der Kirche an Ueppigkeit wetteiferte, und eine allgemeine Faulheit, zu welcher das Mönchthum den Ton angab, war dort an der Tagesordnung. Daß man nicht verhungerte, war dem Reichthume des Bodens und der dünnen Bevölkerung zu danken; man zählte durchschnittlich 1000 Menschen auf der Geviertmeile, worunter 50 Geistliche und 260 Bettler!

Im Oktober 1763 starb Kurfürst August III., Wahlkönig von Polen, und von neuem kam es in Frage, welche auswärtige Macht durch Gewalt oder Bestechung die Wahl zu ihrem Vortheile lenken werde; denn längst war die Krone des zerfallenen Landes ein Spielball der wildesten Parteiungen. Einen Nationalkönig, der die Wohlfahrt des Staates wirklich gefördert hätte, kannte man dort nicht mehr; ja es war überhaupt — insofern Staat eine Ordnung bedeutet — gar kein Staat mehr vorhanden in einem Lande, wo es nur zügellosen Adel, sklavische Bauern und niedergetretene Juden, aber keine Bürger gab. Das Mittelalter, welches von den andern Kulturvölkern Europas als vertrocknete Haut abgestreift worden war, saß hier noch fest auf und hatte, wie ein böser Aussatz, den ganzen Körper vergiftet. Dagegen war, die Ostgrenze

Polens entlang, ein jugendkräftiger Barbarenstaat von riesiger Ausdehnung entstanden, der sich, in Berührung gebracht mit europäischer Bildung durch Peter den Großen, zur ersten Macht des Nordens aufgeschwungen hatte, und jetzt auf dieser Bahn der äußeren Größe und Macht mit schnellen Schritten voranging. Sollten Preußen und Oestreich, Polens westliche Nachbarn, ruhig zusehen, daß dies verwitterte Reich, wo man sich, wie Katharina sagte, nur zu bücken brauchte, um ein Land aufzuheben, die Beute Rußlands wurde und dessen Uebergewicht noch vermehrte?

Dies war die allgemeine Lage der Dinge. Besondere Umstände kamen jedoch noch hinzu, um dessen Auflösung zu beschleunigen. Ungefähr ein Jahr nach Augusts III. Tode wurde unter russischem Einflusse Stanislaus Poniatowski, ein Günstling Katharinas, zum König von Polen erwählt. Friedrich, der sich damals, in Ermanglung anderer Bundesgenossen, an Rußland — die fünfte Großmacht Europas, seit Katharina das Zepter hielt — angeschlossen hatte, unterstützte dessen Wahl und gab ihm die trefflichsten Rathschläge. „Von einem Könige," schrieb er ihm, der die Krone der Geburt verdankt, ‚erwartet die Welt nicht Mehr als Das, womit die Menschen gewöhnlich begabt sind, obschon weit Mehr zu wünschen wäre. Aber von einem Könige, der durch seines Gleichen von einem Unterthan zum Fürsten erhoben worden ist, der über Die, deren Geschöpf er ist, regieren soll, erwartet man Alles, was nur irgend einer Krone zum Verdienst oder Schmuck gereichen mag." Stanislaus, ein feingebildeter, geistvoller, aber charakterschwacher Mann, entsprach solchen Forderungen wenig. Schwankend zwischen den polnischen Patrioten und Katharina, welche, der russischen Politik gemäß, unablässig und mit allen Mitteln auf die innere Auflösung der polnischen Republik hinarbeitete, verlor er allen Einfluß; an seiner Statt herrschte dagegen Rußland im Anschlusse an die unzufriedene Partei der Dissidenten, d. h. der nicht unirten Griechen und der Protestanten in Polen, welche seit 1736 aller staatsbürgerlichen Rechte beraubt worden waren. Die Patrioten traten in der Konföderation zu Bar 1767 zu einem Bunde zusammen, erhoben die Waffen gegen Stanislaus und Rußland, das mit einem Heere in Polen stand, und erklärten, nachdem sie den Beistand der Türkei erlangt hatten, den König für abgesetzt. Aber der Türkenkrieg nahm für Rußland, das damals die Krim eroberte, einen günstigen Verlauf, und die Konföderirten konnten sich nicht behaupten.

Unter diesen Umständen lautete die Frage nicht mehr: soll Polen — das damals noch 13,500 Geviertmeilen, also mehr als das heutige Kaiserthum Oestreich zählte — aufgelöst werden oder nicht? sondern: soll Rußland der einzige Erbe dieses „kranken Mannes" sein und dadurch zum Riesenstaate anschwellen, oder sollen die anstoßenden Großmächte mit ihm theilen? Die Lage der Dinge führte eine Annäherung Preußens und Oestreichs herbei. Joseph II., seit 1765 deutscher Kaiser, machte dem Könige im Sommer 1769 zu Neiße in Schlesien einen Besuch. Der lebhafte und strebsame vierundzwanzigjährige Fürst, dessen hohes Vorbild Friedrich längst gewesen war, kam dem „größten König und Feldherrn", wie er ihn nannte, in liebenswürdiger Offenheit entgegen und erklärte: „Für Oestreich gibt es kein Schlesien mehr." Friedrich dagegen nannte diesen Tag „den schönsten seines Lebens". Die Zusammenkunft dauerte mehrere Tage. Mit allgemeiner Freude sah man die beiden edlen Monarchen Arm in Arm, wie Vater und Sohn, im vertraulichen Gespräche. Es kam ein geheimer Vertrag zu Stande, worin sie sich für die Erhaltung des bestehenden Friedens feierlich verpflichteten. Ein Jahr später machte Friedrich dem Kaiser im Lager bei Neustadt in Mähren einen Gegenbesuch. Der König und seine Generale sprengten in weißen östreichischen Uniformen heran. „Da bring' ich Ew. Majestät Rekruten!" rief der artige Friedrich. Als dann getafelt wurde, hieß er Loudon neben sich sitzen: „Den," sagte er, „will ich lieber an meiner Seite als gegenüber haben." Jetzt kam die Nothwendigkeit, Rußland gemeinschaftlich den Arm zu binden, näher zur Sprache. Diese Macht hatte im Türkenkriege auch die Moldau und Walachei besetzt, und wollte diese Länder, zu Oestreichs größter Unzufriedenheit, nicht mehr fahren lassen. Als Ersatz dafür brachten die beiden deutschen Mächte eine Theilung des ohnehin zerfallenen Polens in Vorschlag, wodurch der Friede gewahrt, die Russen von der Donau, der Pulsader Süddeutschlands, fern gehalten und, neben dem Wachsthume Rußlands, auch eine Machtvermehrung Oestreichs und Preußens erlangt wurde. Nur mit Widerstreben gab die gewissenhafte Maria Theresia als Josephs Mitregentin ihre Zustimmung, „weil," sagte sie, „so viele und gelehrte Männer es wollen," indem sie zugleich voraussagte, daß großes Unheil aus dieser Verletzung des Rechtes entspringen werde.

So schritten denn die drei Adler zur Zerstückelung der Beute oder, wie es Prinz Heinrich, der Unterhändler in dieser Sache, genannt hat: zur Theilung des Kuchens. Die einrückenden Heere zwangen den

Reichstag nachzugeben. Rußland gewann auf diese Weise ein Gebiet von über 2000 Geviertmeilen; Oestreich erhielt Galizien und Lodomirien in der Größe von über 1500 Geviertmeilen; Preußens Antheil betrug nur 600 Geviertmeilen mit 600,000 Einwohnern. Es war Dies West- oder Polnisch-Preußen, das alte Besitzthum der Deutschritter, das die Polen vor 300 Jahren ihnen entrissen hatten — jedoch mit Ausschluß der wichtigen Städte Danzig und Thoren — und der Netzdistrikt. Dadurch gewannen die zerstückelten preußischen Lande Zusammenhang, und es war nun von Pommern zum Herzogthume Preußen eine Brücke gebaut, worüber Friedrich große Freude empfand. Uebrigens war es für die Bewohner der gewonnenen Provinzen eine große Wohlthat, unter preußisches Zepter zu kommen. In dem von der Natur gesegneten, aber unter polnischer Wirthschaft verkümmerten, menschenarmen Lande stellten sich jetzt, nachdem Kolonisten herangezogen, die Leibeigenschaft aufgehoben, die Religionsparteien gleichgestellt, die preußische Rechtspflege eingeführt und ein ordentlicher Volksunterricht eingerichtet worden war, natürlich bald bessere Zustände ein; Ackerbau und Viehzucht kamen in Blüthe; ein gesunder Bürgerstand wuchs heran, und man begreift wohl, daß sich große Gutsbesitzer bei Friedrich mit der Bitte meldeten: er möge den schwarz und weißen Grenzpfahl so weit hinausrücken, daß auch sie noch von den Fittigen des schwarzen Adlers bedeckt würden. Für den innern Verkehr der preußischen Staaten war ferner die Anlage des bromberger Kanals, d. h. die künstliche Verbindung der Weichsel und Oder durch eine Wasserstraße zwischen ihren Nebenflüssen, ausgeführt in den Jahren 1772 bis 74, von großer Wichtigkeit.

Das gute Vernehmen Friedrichs mit Joseph war bei dem Ehrgeize des jungen Kaisers ohne Bestand. Als Maximilian Joseph, Kurfürst von Baiern, im December 1777 starb, ohne Erben seiner Linie zu hinterlassen: bewog Joseph dessen Vetter und Nachfolger Karl Theodor, den schwachen Kurfürsten von der Pfalz, der keine rechtmäßigen Kinder hatte, ihm die größere und bessere Hälfte seines Erbtheils zu überlassen, und besetzte Niederbaiern mit seinen Truppen. Gegen diesen Schritt, der alle Reichsfürsten in Schrecken versetzte, erhob sich Friedrich als Sachwalter Deutschlands. Er veranlaßte den gesetzlichen Erben Karl Theodors Herzog Karl von Zweibrücken, Einsprache gegen die Rechtsverletzung, die er hierdurch erfuhr, zu thun, und rüstete zwei Heere, um mit ihnen in Böhmen einzufallen, obschon er krank und hinfällig war. Joseph hatte seinerseits 200,000 Mann zusammengebracht, an deren Spitze er sich mit

dem alten Löwen zu messen Lust hegte. Allein Maria Theresia, die bis an ihren Tod ein Uebergewicht über ihren Sohn ausübte, wollte keinen Krieg, und es kam, bevor noch ein ordentliches Zusammentreffen Statt gefunden hatte, im Mai 1779 zum Frieden von Teschen, worin sich Oestreich mit dem Innviertel — einem kleinen Landstriche zwischen Donau, Inn nnd Salza — begnügen mußte. Friedrich verzichtete großmüthig auf jede Entschädigung, obgleich ihn der bairische Erbfolgekrieg — oder Kartoffelkrieg, wie ihn das Volk scherzweise genannt hat — über 20 Millionen Thaler zu stehen kam.

Sechs Jahre später versuchte Joseph auf einem anderen Wege in den Besitz Baierns zu gelangen: er bot Karl Theodor die östreichischen Niederlande mit dem Titel: König von Burgund an. Der bethörte Kurfürst war nicht abgeneigt, auf den in jeder Hinsicht nachtheiligen Tausch einzugehen; aber auch hier machte Friedrichs Einfluß seinen Plan zu nichte. Baiern hat demnach dem großen Könige zweimal seine Rettung zu verdanken. Indem er aber der Verschmelzung dieses Landes mit Oestreich zuvorkam, hinderte er zugleich — und Dies ist ungleich wichtiger — die Bildung einer sehr gefährlichen katholischen Großmacht in Deutschland.

Um den Uebergriffen des Reichsoberhaupts auch für künftige Zeiten einen festen Damm entgegenzustellen, stiftete Friedrich der Große 1785 den schon längst beabsichtigten deutschen Fürstenbund, welchem Sachsen und Hannover und bald darauf eine große Anzahl anderer Reichsglieder beitraten. Es war Dies ein, wie Friedrich sich ausdrückt, „schmalkaldischer Bund" rein politischer Bedeutung, mehr durch den König, sein Oberhaupt, als durch sich selber stark, der, so lange der große Monarch lebte, seinem Zwecke vollkommen entsprach. So trat Preußen, der Reichsfeind im siebenjährigen Kriege, jetzt an die Spitze Deutschlands, und die Waffen, die vormals Oestreich wider Friedrich gekehrt hatte, lagen jetzt in der Hand dieses Letzteren; denn der Fürstenbund wollte nicht bloß Klage erheben und Einsprache thun, sondern im Nothfalle auch das Schwert ziehn.

Und wie Friedrich die Fürsten gegen den Kaiser schützte, so auch die Unterthanen gegen ihre Fürsten. Dies erfuhr Herzog Karl Eugen von Würtemberg, der sein Land durch übermäßigen Aufwand schwer bedrückte, und die Landesverfassung, besonders durch Antastung des Kirchenguts, gefährdete. Auf die Bitten der würtembergischen Stände wandte sich Friedrich mit dem ihm eigenen Nachdrucke an den Kaiser, und gebot zugleich seinem Gesandten in Stuttgart, „die Zähne zu zeigen."

In der That kam es auch, hauptsächlich durch seine Vermittlung, dahin, daß die alte, gute Verfassung von Karl Eugen neu anerkannt, und die Irrungen des Herzogs mit seinen Unterthanen durch einen billigen Vergleich beigelegt wurden.

Mit dem Alter zog sich das edle Herz Friedrichs, da er der Familie entbehrte, und der Tod ihm einen Freund nach dem andern geraubt hatte, mißtrauisch von den Menschen zurück, und suchte eine dürftige Befriedigung in der Pflege, die er seinen Lieblingsthieren erwies, dem Schimmel Condé, der ihm zu Sanssouci in die Säle des Schlosses nachlief, und den schönen Windspielen, die zuletzt dort auf der Terrasse eine Grabstätte fanden. Mit der Hinfälligkeit seines Körpers, mit dem Schwinden seiner Heiterkeit und Geistesfrische, erlitt gleichwohl seine außerordentliche Thätigkeit keine Abnahme. „Mein Geist und mein Leib beugen sich unter meiner Pflicht," lauten seine eignen Worte. Gesetzgebung, Rechtspflege, Hebung des Acker- und Bergbaus, der Forstkultur, des Gewerbfleißes, kurz das Wohl seines Landes im weitesten Umfange, beschäftigten ihn früh und spät, in gesunden und kranken Tagen. Wenn Friedrich in manchen Dingen fehl griff, wenn er die Handelsfreiheit allzusehr beschränkte, und durch sein von unredlichen Franzosen eingerichtetes Zoll- und Accisewesen, das den Staatsschatz zu füllen bestimmt war, die Unterthanen drückte und beeinträchtigte: so gereichen ihm die Vorurtheile der Zeit zur Entschuldigung, über die auch die ersten Geister nicht ganz erhaben sind: war doch die Nationalökonomie auf dem europäischen Festlande damals noch in der Kindheit. Der König hatte Kaffee und Tabak, die während seiner Regierung Lebensbedürfnisse geworden waren, und das Salz zu Monopolen der Krone gemacht. Es traf ihn deshalb Tadel und Spott. Ein witziger Zeichner stellte ihn gestiefelt und gespornt mit der Kaffeemühle auf einem Schemel sitzend dar. Friedrich bemerkte das Spottbild im Vorüberreiten und — befahl es niedriger zu hängen, damit es bequemer gesehen werden könne. Der große Mann verschmähte es, wegen einer Satire kleinliche Rache zu nehmen; „denn" — sagte er mit dem Stoiker Epiktet — „spricht man Böses von mir, und es ist wahr: so habe ich mich zu bessern; sind es Lügen: so verlache ich sie." Der Befehl des Königs hatte zur Folge, daß das Volk das Bild lachend in tausend Stücke zerriß.

Friedrichs Ohr war jedem seiner Unterthanen offen; auch des geringsten Mannes Klage hörte er an. Es geschah sogar bisweilen, daß er, wie in dem Prozesse des Müllers Arnold gegen einen benachbarten

Edelmann, gewaltthätig gegen den Ausspruch der von Adelsvorurtheilen beherrschten Richter entschied, in der Ueberzeugung, daß dem gemeinen Manne zu nahe geschehen war. Eine Linde unter dem Schloßfenster zu Potsdam, wo die Bittsteller geringen Standes sich zu sammeln pflegten, wurde die Bittschriftenlinde, Friedrich selbst aber der Bauernkönig genannt. Ein schöner Zug seines Charakters ist es auch, daß er den Gerichten nachdrücklich anempfahl, bei Verbrechen aus Armuth möglichst mild zu verfahren.

Zur Aufhebung der Leibeigenschaft konnte Friedrich seine Ritterschaft nicht bewegen; nur in den polnischen Provinzen und auf den königlichen Aemtern kam sie zur Ausführung, und erst sein Großneffe Friedrich Wilhelm III. fand die Vorurtheile des Adels so weit geschwunden, daß er 1810, nachdem in Folge der französischen Revolution richtigere Begriffe über die Menschenrecht Verbreitung gewonnen hatten, die letzten Fesseln der Hörigkeit seinem Volke abstreifen konnte.

Bekanntlich hat Preußen gegenwärtig Ursache, vor allen andern Staaten auf sein Unterrichtswesen stolz zu sein. Friedrich, der weder der Kirche noch der Schule eine besondere oder stetige Aufmerksamkeit widmete, und der auch darin fehlte, daß er nicht selten seine rohen Unteroffiziere als Volkslehrer unterbrachte, hat doch das große Verdienst, zuerst einen allgemeinen Unterricht eingerichtet zu haben — ein Standpunkt, den England heut zu Tage noch nicht erreicht hat, von den außerdeutschen katholischen Staaten gar nicht zu reden. Allen Eltern wurde, bei festgesetzten Strafen im Unterlassungsfalle, die Verpflichtung auferlegt, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Die Kosten hatte der Vater oder, bei Armen, die Gemeine zu tragen. Uebrigens wollte er, daß auch in gewöhnlichen Schulen Logik gelehrt würde, um bei Jedermann ein richtiges Denken zu erzielen. Dies darf uns von einem Manne wie Friedrich nicht wundern, welcher sein ganzes Leben lang Nahrung für seinen Geist aus der Philosophie zog; welcher Mäßigung im Glücke und Ausdauer im Unglücke von ihr lernte, und mit ihrer Hülfe seiner Größe die Selbstsucht abstreifte, wodurch sie erst zur rechten Größe wird. Allem Scholasticismus war sein klarer Geist Feind; darum wollte er auch, daß Philosophie nicht von Theologen vorgetragen würde; Das wäre, sagte er treffend, als wenn Juristen Kriegskunst docirn sollten.

Wenn Friedrich den schriftstellerischen Leistungen seiner Zeit auch nicht gerecht war, und namentlich die in sein Alter fallenden Anfänge unserer großen Dichter nicht mehr zu würdigen verstand: so hatte er doch

eine Ahnung von dem mächtigen Aufschwunge des deutschen Geistes, der sich vorbereitete. In seiner 1780 in französischer Sprache verfaßten Schrift über die deutsche Literatur sagt er: „Noch sind die schönen Tage unserer Literatur nicht gekommen, aber sie nähern sich und erscheinen gewiß. Die Auguste werden schon Virgile machen. Wir werden dann auch unsere klassischen Schriftsteller bekommen; Jeder wird sie lesen wollen. Unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, und die Höfe es mit Vergnügen sprechen. Ich kündige diese Zeiten an, obgleich mein Alter mir die Hoffnung nimmt, sie noch selbst zu sehen. Ich bin wie Moses, ich sehe das gelobte Land von ferne, werde aber nicht selbst hinein kommen."

Bis in sein hohes Alter beschäftigte sich Friedrich in freien Stunden mit Wissenschaft und Poesie, sei es, daß er besonders die Werke der Alten und Franzosen studirte, sei es, daß seine Hand, welche nun die Flöte nicht mehr regieren konnte, die Feder zu eigenen Schöpfungen ergriff. Die Musen besuchten ihn in heitern wie in trüben Tagen, im Frieden wie im Kriege, ja oft in Erwartung der Schlacht. Friedrich verstand es, Zepter, Schwert und Feder, gleich Cäsar, zu führen; seine fast in alle Sprachen übersetzten Werke, von denen Friedrich Wilhelm IV. in unsern Tagen eine prächtige Ausgabe in 30 Bänden veranstaltet hat*), tragen den Stempel seines hohen Geistes. Besondere Aufmerksamkeit erregen seine geschichtlichen Werke; er hat den siebenjährigen Krieg und seine Zeit bis zum Jahre 1779 geschildert. Sein Briefwechsel mit Voltaire und d'Alembert, den besten Köpfen Frankreichs, der bis zum Tode dieser Männer (1778 und 1783) geht, ist sehr umfangreich, und läßt uns die interessantesten Blicke in die Verhältnisse und die Persönlichkeiten jener Zeit thun. Als Voltaire starb, feierte ihn Friedrich in einer besonderen Schrift, indem er — wie er gegen d'Alembert äußert — „die Schreibfreiheit benutzte, um zu Berlin öffentlich auszusprechen, was man sich in Paris kaum ins Ohr zu flüstern wagte."

Der französische Gesandte Graf Segür gibt uns ein Bild Friedrichs aus seinen letzten Lebensjahren. „Mit der lebhaftesten Neugier, so erzählt er nach Förster, betrachtete ich diesen Mann, der groß an Genie,

*) Historische Werke I—VII, philosophische Werke VIII und IX, poetische Werke X—XV, Briefe XVI—XXVII (Band XXVI und XXVII die Correspondenz mit den Verwandten und die wenigen deutschen Briefe), XXVIII—XXX Schriften über die Kriegskunst.

klein von Gestalt und gleichsam unter der Last seiner Lorbeeren und langen Mühen gekrümmt war. Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper, seine bis über die Knie hinaufreichenden Stiefeln, seine mit Tabak bedeckte Weste bildeten ein wunderliches und doch imponirendes Ganze. An dem Feuer seiner Augen erkannte man, daß er sich noch wie ein junger Soldat schlagen würde. Trotz seiner kleinen Gestalt schien er größer als alle andern Menschen."

Mit seinen aus dem siebenjährigen Kriege noch übrigen Generalen, den Genossen seines Ruhms, blieb er in freundlichem Verkehre. Besonders lieb war ihm der Umgang des wackern Generals von Lettow, dessen außerordentliches Gedächtniß die Kriegsbegenheiten bis ins einzelste festgehalten hatte. Einst, als Friedrich in dessen Gegenwart an der Tafel den Geist und die Literatur der Franzosen gepriesen hatte, wandte sich der König plötzlich an den schlichten pommerschen Edelmann, der stumm und unbehaglich auf seinem Stuhle saß, mit der etwas spöttischen Frage: „Nun, lieber Lettow, was meint Er zu dem Allen?" Dieser, dem das Schriftenthum der Franzosen gänzlich unbekannt war, erwiederte ohne alle Verlegenheit: „Was Ew. Majestät da von französischen Witzen erzählen, lasse ich dahin gestellt sein; ich weiß nur so Viel, daß wir preußische Witze haben, denen die französischen nicht das Wasser reichen." „Die Behauptung möchte Er schwerlich durchsetzen," entgegnete Friedrich. „Nichts ist leichter als Dies," war Lettow's Antwort. „Da haben wir erstlich Mollwitz, wo Sie die erste Schlacht gewannen, die den Ruhm unserer Waffen gründete; dann haben wir zweitens Bunzelwitz in Schlesien, wo Ew. Majestät gegen die Oestreicher und Russen so sicher saßen, wie in Abrahams Schooß; drittens sitzt dort mein Freund Prittwitz, der Ew. Majestät bei Kunersdorf das Leben rettete, und viertens hier mein braver Nachbar Lestwitz, der mit seinen Grenadieren so oft den Nagel auf den Kopf traf. Diese Witze sind besser als alle französischen, mit denen wir keinen Hund aus dem Ofen locken." — „Er hat Recht, lieber Lettow," sagte Friedrich nach einer Pause, ein wenig betreten.

Seidlitz starb schon 1773 als General der gesammten preußischen Reiterei. Er hat dieser Truppengattung einen europäischen Ruf verschafft, wie vormals der alte Dessauer dem preußischen Fußvolke. Auch im Frieden war er um ihre Ausbildung unablässig bemüht, und seine Meisterschaft war so anerkannt, daß die schlesischen Regimenter die hohe Schule für die Reiteroffiziere der andern Provinzen und auswärtiger Länder

wurden. Im Januar 1786 schied der siebenundachtzigjährige Zieten. Friedrich zeigte ihm stets ein freundlich dankbares Wohlwollen. Einst, als er bei Tafel eingeschlummert war, und seine Tischnachbarn ihn wecken wollten: wehrte ihnen der König mit den bekannten schönen Worten: „Laßt ihn; er hat oft genug für uns gewacht." Der greise Held ging seinem Könige nur wenige Monate voran, als ob er ihm jenseits hätte Quartier machen wollen. Er liegt zu Wustrau neben der Kirche begraben. Da Friedrich durch seinen Tod verhindert war, ihm ein Denkmal zu setzen: so erfüllte sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. diese Pflicht, indem er ihm auf dem Wilhelmsplatze ein treffend ähnliches Standbild durch Georg Schadow setzen ließ.

Zwei andere Kriegsgefährten Friedrichs, die ihm jedoch ferner standen: Herzog Ferdinand von Braunschweig und Prinz Heinrich, überlebten den König um 6 und 14 Jahre. Friedrichs Gemahlin Elisabeth Christine, Ferdinands Schwester, starb 11 Jahre nach ihrem Gatten auf dem Lustschlosse Schönhausen, ihrem gewöhnlichen Aufenthalte.

Friedrichs letztes Werk von Bedeutung war der Abschluß des Fürstenbundes, 1785. Im August desselben Jahres war er bei einer Heerschau sechs Stunden lang zu Pferde. Obgleich ihn ein heftiges Gewitter durchnäßte, nahm er doch keinen Mantel um, und erschien trotz des Fieberfrostes, der ihn Abends überfiel, in den nächsten Tagen wieder bei den Uebungen. Heftige Gichtschmerzen, an denen er auch sonst litt, und Brustkrämpfe stellten sich im September ein; im Laufe des Winters bildete sich eine Brustwassersucht aus, die aber seine Thätigkeit nicht minderte; ja, bei der Schlaflosigkeit, die ihn quälte, geschah es öfters, daß die Kabinetsräthe schon Morgens um Vier mit ihm arbeiten mußten. Ungewöhnlich früh, am 17. April, verlegte er im folgenden Frühjahre seinen Wohnsitz von Potsdam nach Sanssouci; an warmen Tagen sah man ihn wohl auf seinem lieben Condé Spazierritte machen. Die Nächte brachte er meist, ohne das Auge zu schließen, in vorwärtsgebückter Stellung auf seinem Lehnsessel zu. So traurig sein Zustand war, so kam doch keine Klage über seine Lippen. Als ihn der Herzog von Kurland besuchte, bat er ihn scherzend um einen Nachtwächterposten, weil er das Schlafen verlernt habe. Bis zum Tage vor seinem Tode blieb er in gewohnter Thätigkeit; sein klarer Geist war nicht getrübt, oder nur auf Augenblicke. Endlich, am 17. August 1786, früh Morgens zwischen Zwei und Drei, schloß er, 74½ Jahre alt, die Augen auf ewig. Das

Antlitz des Todten zeigte tiefe Ruhe und Heiterkeit. Niemand als der Leibarzt und einige Bedienten waren zugegen.

Man fand ein Testament, eigenhändig in französischer Sprache auf einen Achtgroschenstempelbogen niedergeschrieben. „Unser Leben, lautet es, ist ein rascher Uebergang vom Augenblicke unserer Geburt zu dem unseres Todes. Während dieses kurzen Zeitraums ist der Mensch bestimmt, für die Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Führung der öffentlichen Angelegenheiten gelangte, habe ich mich mit allen Kräften, welche mir die Natur verliehen, und nach meinen schwachen Ansichten bestrebt, diesen Staat, welchen ich zu regieren die Ehre hatte, blühend und glücklich zu machen. Den Gesetzen und der Gerechtigkeit verschaffte ich die Herrschaft; ich brachte Ordnung und Bestimmtheit in die Finanzen, und erhielt die Armee in jener Kriegszucht, welche ihr den Vorrang vor allen übrigen Truppen Europas verliehen hat".

Hierauf folgen die Bestimmungen über seine Beerdigung, indem er ohne allen Prunk auf der Terrasse von Sanssouci begraben zu werden begehrte. Von dem Schatze, den er dem Thronfolger hinterließ, bemerkt er ausdrücklich, daß er Staatsgut sei, nur zur Vertheidigung oder Unterstützung des Volkes bestimmt. Von seinem Privatvermögen sagt er, daß es nur klein sei. „Ich habe," heißt es bei dieser Gelegenheit, „die Einkünfte des Staats als die Bundeslade des Herrn betrachtet, welche nie eine ungeweihte Hand berühren durfte; die öffentlichen Einkünfte wurden nie zu meinem Privatgebrauche verwendet. Die jährlichen Ausgaben für mich haben nie die Summe von 220,000 Thalern überstiegen; daher läßt mir meine Verwaltung ein ruhiges Gewissen, und ich würde nicht fürchten, öffentliche Rechenschaft darüber abzulegen".

Das Testament schließt mit den Worten: „Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, da ich scheide, werden die Wohlfahrt dieses Reichs betreffen. Möchte es doch allezeit mit Gerechtigkeit, Weisheit nnd Kraft regiert werden; möchte es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, in Bezug auf seine Finanzen der am besten verwaltete und durch ein Heer, das nur für Ehre und edlen Ruhm glüht, der am tapfersten vertheidigte Staat sein! Möchte dies Reich sich blühend erhalten bis an das Ende der Tage!"

Friedrichs Leiche wurde an seinem Todestage im Schlosse zu Potsdam auf ein Paradebett gebracht; daneben waren, statt Zepter und

Reichsschwert, sein Krückstock und sein Degen ausgestellt. Am 18. August, Abends um Acht, wurde der Sarg, gegen die Bestimmung des Testaments, in der Garnisonskirche zu Potsdam neben Friedrich Wilhelm I. beigesetzt. Bei der Leichenfeier, die erst am 9. September Statt fand, nahm der Geistliche seinen Text aus dem ersten Buche der Chronik: „Ich habe Dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben". Durch ganz Europa ging von Palast zu Palast, von Hütte zu Hütte die erschütternde Kunde von dem Tode des Mannes, der Preußen groß gemacht und der deutschen Nation wieder Selbstgefühl gegeben; dessen Geist seinem Jahrhunderte und besonders allen Fürsten als Vorbild geleuchtet hatte. Als Josephs Minister Kaunitz, Friedrichs langjähriger, bittrer Feind, sein Ende vernahm, rief er bewegt: „Wann wird ein solcher König das Diadem wieder zieren?"

Friedrich der Große hinterließ seinem Nachfolger, trotz der ungeheuern Kriege, die er geführt, einen Schatz von 70 Millionen und ein Heer von 224,000 Mann. Sein Reich, worin er 600 neue Dörfer angelegt und 42,000 Familien angesiedelt hatte, war um 1325 Geviertmeilen und 3,760,000 Einwohner gewachsen, so daß es jetzt eine Bevölkerung von sechs Millionen auf 3600 Geviertmeilen zählte. Diesem materiellen Zuwachse ging ein moralischer zur Seite, der noch außerordentlicher war. Preußen war durch diesen größten aller deutschen Fürsten von einer Macht dritten zu einer Macht ersten Ranges aufgestiegen, die in Deutschland ein mächtiges Schiedsrichteramt übte, und saß fortan neben Oestreich, Frankreich, England und Rußland in Europas Rath; in Bezug auf freie Geistesentwicklung, diese Frucht des Protestantismus, konnte kein Staat der Welt sich mit ihm messen.

Wanderst Du jetzt durch Berlin, mein Leser, so triffst Du am Eingange der Linden, in dem stolzesten Theile der schönen Stadt, wo wir auf jedem Schritte einer großen geschichtlichen Erinnerung begegnen, das herrliche Denkmal Friedrichs des Großen: ein aus Erz aufgebautes Heldengedicht ragt es bis über die Gipfel der Bäume empor, sichtbar vom Schlosse bis hinab zum Thore der Siegesgöttin. Du siehst „den alten Fritz" auf edlem Streitrosse, den Arm in die Seite gestemmt, mit dem dreieckigen Hute und dem Königsmantel, mit dem Krückstocke und dem Degen — jenem Degen, vor dem Europa gezittert hat! Auf dem Fußgestelle, das den riesengroßen Reiter trägt, erscheinen die vier Tugenden, welche Friedrich vorzugsweise zierten: Stärke, Gerechtigkeit, Weisheit und Mäßigung, und tiefer, in besonderer Abtheilung, lebens-

groß, die Kriegshelden nnd Staatsmänner, die Heroen der Wissenschaft und Kunst des damaligen Preußens. Auf den vier Ecken treten zwei Feldherren und zwei Kavalleriegenerale Friedrichs als Reiterfiguren hervor: Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Sieger bei Krefeld und Minden, der fünf Jahre lang den Franzosen mit weit schwächeren Streitkräften die Spitze bot; Prinz Heinrich von Preußen, Friedrichs geistreicher, staatskluger und kriegserfahrener Bruder, der Sieger bei Freiberg; Hans Joachim von Zieten, der hier mit geschwungenem Schwert erscheint, einen Busch hinter sich, um „den Zieten aus dem Busche" nach der Sprache des Volks zu bezeichnen, der Sieger bei Prag, Leuthen und Torgau, von dem es in Fontane's Lied heißt:

Sie stritten nie alleine,
Der Zieten und der Fritz:
Der Donner war der Eine,
Der Andre war der Blitz —

und der kühne Seidlitz, der Sieger bei Roßbach, Zorndorf und Freiberg, der Retter des preußischen Heers bei dem Ueberfalle von Hochkirch. Diese Vier halten gleichsam Wache um die eherne Feste, und verkünden nach allen vier Winden den Namen Friedrichs. Auf den Feldern, die sie einschließen, sieht man den alten Dessauer, den Grafen Schwerin, der Friedrichs erste Schlacht bei Mollwitz gewann, und bei Prag den schönen Schlachtentod für seinen König starb; Winterfeld, Friedrichs Herzensfreund: Wedell, „den preußischen Leonidas", Wartenberg, Goltz, Geßler und andere Helden; ferner die trefflichen Staatsmänner Finkenstein, Carmer und Schlaberndorff und, an ihrer Seite auf demselben Felde, drei Männer der Kunst und der Wissenschaft: Graun, den Komponisten des „Todes Jesu", Lessing und Kant. Und da der Raum nicht genügte, alle die Männer, die das Preußen Friedrichs des Großen verherrlichten, in Erzbildern darzustellen, so sind noch viele Namen am Sockel eingezeichnet. Eine Welt des Ruhmes, welche der Geschichte Deutschlands einen hohen Glanz verleiht, geht uns vor diesem Denkmal auf.

Die Regierung Friedrichs des Großen wirkte — im Vereine mit dem neuerwachten, durch die besten Köpfe der Zeit gepflegten Geiste — auch darin segensreich, daß sie ein anderes, besseres Geschlecht von Fürsten heranbilden half. Neben den verschwenderischen, auf Despotenlaune und üppigen Lebensgenuß gebauten Höfen, wie sie z. B. kürzer

oder länger in Sachsen, Hessen-Kassel, Pfalz und Würtemberg bestanden, erfreute sich das Volkswohl in Braunschweig, Baden, Weimar, ja sogar in mehreren geistlichen Staaten einer ernsten Pflege. Herzog Karl August von Weimar, Markgraf Karl Friedrich von Baden, Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern, Kaiser Karls VII. Sohn, Joseph Emmerich von Breidbach-Bürresheim, Erzbischof von Mainz, sind Männer, auf deren Andenken großer Segen ruht.

Auch das östreichische Kaiserhaus hat in Maria Theresia und Joseph zwei edle Fürsten aufzuweisen, deren Namen in der Geschichte noch weit heller glänzen würden, stünde nicht Friedrich der Große als Sonne diesen Sternen gegenüber. Daß Maria Theresia den schwierigen Verhältnissen, unter denen sie die Regierung antrat, mit Kraft und Würde begegnete, ist uns bekannt. Ihr Vater hatte ein schlaffes Regiment geführt; die 40,000 Hofdiener, die er hielt, verschlangen allein jährlich zehn Millionen, und die Finanznoth, das Erbübel Oestreichs, lähmte die Unternehmungen der trefflichen Tochter. Dennoch ging sie glorreich aus den Angriffen so vieler Feinde hervor; nur Friedrich dem Großen vermochte sie, wie uns bekannt ist, Schlesien nicht wieder abzuringen. Wenn sie ihren berühmten Gegner auch nicht an Fleiß erreichte, so legte sie doch eine rühmliche Thätigkeit an den Tag, und der frühe Morgen traf auch sie schon bei der Arbeit. Es war aber auch eine Riesenaufgabe, die altherkömmliche, in Formen erstarrte Palastregierung Oestreichs, auf die nur zwei Stände: Adel und Priesterthum, Einfluß übten, in Bewegung zu bringen und zu diesem Zwecke, neben den Privilegirten, auch den Männern von Verdienst einigen Weg zu bahnen. Wirklich ward Maria Theresia durch Abschaffung der Folter und der Hexenprozesse, durch Milderung der Frohndienste und andere nach Preußens Vorbild mit Vorsicht unternommene Besserungen in der Landesverwaltung, in der Gesetzgebung, der Heerverfassung und dem Schulwesen die Wohlthäterin ihrer Unterthanen, und erwarb sich bei diesen eine Anerkennung, wie sie längst kein Habsburger mehr gefunden hatte. An die Stelle der steifen spanischen Hofmanieren trat jetzt ein natürlicher, herzlicher Ton. Besonders fühlte sich die liebenswürdige Fürstin unter ihren Wienern als Landesmutter. Als sie eines Abends die freudige Nachricht erhalten hatte, daß ihrem zweiten Sohne Leopold ein Prinz geboren worden sei — was bei der kinderlosen Ehe Josephs von besonderer Wichtigkeit war — stürzte sie sofort in ihrem Nachtanzuge, eine Reihe von Zimmern durcheilend, ins Schloßtheater, und rief, das Spiel

auf der Bühne unterbrechend, aus ihrer Loge ins Publikum hinab: „Der Leopold hot ä Buoba!" — eine Kunde, die natürlich mit unaussprechlichem Jubel beantwortet wurde.

Eine große Stütze der Kaiserin war der staatskluge Minister Kaunitz. Franz I., ihr Gemahl, beschränkte sich darauf, als ein guter Hauswirth der tiefeingewurzelten Verschleuderung der Staatsmittel möglichst zu steuern und die Finanzen in einige Ordnung zu bringen; doch gab es auch jetzt noch Minister mit 60- bis 70,000 Gulden Gehalt.

Maria Theresia starb 1780 im November, fünfzehn Jahre nach ihrem Gemahle, den Ruhm hinterlassend, Oestreich nicht allein vom Untergange gerettet, sondern auch neu gekräftigt und die bisher nur ganz locker verbundenen Provinzen näher mit dem Kerne der Monarchie vereinigt, überhaupt ihre Staaten der Bildungsstufe Deutschlands und der übrigen Kulturstaaten Europas näher gerückt zu haben.

Joseph II., der Sohn Maria Theresias und Franz I., war 1764, also ein Jahr nach dem Schlusse des siebenjährigen Krieges, einstimmig in Frankfurt zum römischen König gewählt und unter den herkömmlichen prunkhaften Feierlichkeiten, von denen uns Göthe in seiner Lebensbeschreibung eine lebendige Schilderung gibt, gekrönt worden. Schon im nächsten Jahre folgte er seinem Vater als Maria Theresias Mitregent; indessen waren dem jungen Fürsten, der mit dem lothringischen Blute eine außerordentliche Beweglichkeit des Geistes überkommen hatte, und den zugleich die glühende Begier, ein großer Fürst wie Friedrich zu werden, erfüllte, die Hände gebunden, so lange die auf ihre Herrschergewalt eifersüchtige Mutter lebte. Als dann 1780 durch den Tod derselben die Herrschaft über die östreichischen Lande dem vierzigjährigen Fürsten allein zufiel, sah man — um Friedrichs Worte zu gebrauchen — „erwartungsvoll der neuen Ordnung der Dinge entgegen, die nun beginnen sollte". Friedrich, der so lange für Preußens Ruhm und damit auch für Deutschlands Ruhm und Größe Wache gestanden — toujours en vedette! lautete ja der Spruch, den er seinen Nachfolgern zur Beherzigung überließ — war vom Alter gebrochen, und es schien fast, als ob nun Joseph „die Wache" beziehen werde. Noch zu Lebzeiten seiner Mutter hatte er verschiedene Länder Europas besucht, um deren Einrichtungen und ausgezeichnete Männer kennen zu lernen. Seine brennende Wißbegier führte ihn 1777 auch nach Frankreich. Als man dort, obgleich er im strengsten Incognito reiste, allerwärts Feierlichkeiten

und Festbälle ihm zu Ehren veranstaltete; denn seine Schwester Maria Antoinette war Gemahlin des damals regierenden Königs Ludwigs XVI.: wies der junge Kaiser diese Huldigungen von sich, indem er sagte: er sei nicht nach Frankreich gekommen, um zu tanzen, sondern um Kenntnisse zu sammeln. Auch seinen Unterthanen gegenüber hielt er gern dies Incognito fest. Um die Bedürfnisse derselben auf das genauste kennen zu lernen, ging und reiste er oft in schlichter Bürgertracht umher, und trat in die Hütte des Landmanns und in die Kammer des Armen, den dann nicht selten ein ansehnliches Geschenk, das sich hinterher einstellte, den hohen Besuch vermuthen ließ.

Gleich nach dem Tode seiner Mutter beschränkte Joseph die glänzende Hofhaltung auf das Allernothwendigste; seine große, nur allzu hastige Thätigkeit offenbarte sich nach allen Seiten. Sich in seiner Eigenschaft als Kaiser geltend zu machen und dem Schattenbilde der deutschen Majestät wieder Körper zu geben, Dies hatte er schon zuvor vergeblich versucht. Die Reichsmaschine mit ihrem stehenden Reichstage in Regensburg, der Nichts für das Reich beschaffte; mit ihrem Reichskammergerichte in Wetzlar, das nur Akten auf Akten häufte; mit ihrem Reichshofrathe in Wien, dessen Trägheit, Unfähigkeit und Bestechlichkeit bekannt waren, glich einem bis zu den Achsen eingesunkenen Wagen, den auch die äußerste Kraftanstrengung nicht vorwärts bringen konnte. Man braucht nur die Adresse an das Reichskammergericht zu lesen, um einen Begriff von dem Formelwesen zu bekommen, in welchem diese Institute erstickten. Sie lautet: „Denen hoch- und wohlgebohrenen, edlen, vesten und hochgelahrten, dann respektive hochgebohrenen, wohl- und hochedelgebohrenen respektive Ihro kaiserlichen und königlichen katholischen Majestät verordneten wirklichen geheimen Räthen, dann des löblich kaiserlichen und Reichs-Kammer-Gerichts zu Wetzlar hochverordneten Kammer-Richter-Präsidenten und Beisitzern, unseren besonders lieben Herren und lieben Besondern, dann hochgeehrtest auch respektive freundlich vielgeliebten und hochgeehrten Herrn Vettern, dann hoch- und vielgeehrten wie auch weiteres respektive insonderst hochgeneigt und hochgeehrtesten Herren". Alle Bemühungen Josephs, die genannten beiden Reichsgerichte in Wetzlar und Wien umzugestalten, alle Visitationen, Mahnungen und Verordnungen schlugen im wesentlichen fehl, und er machte nun erst gründlich die Erfahrung, daß hier auch eine frische Kraft nicht weiter komme. Es fehlten dem Kaiser die beiden Arme, womit er hätte wirken und schaffen können: Soldaten und Geld.

Das Reichsheer, durch welches er, den Ungehorsamen gegenüber, seinem Willen hätte Nachdruck geben können, stand ihm nicht zu Gebote, weil die größeren Fürsten Deutschlands seinem Rufe gar nicht mehr oder nur nach Willkühr gehorchten — der kläglichen Beschaffenheit desselben gar nicht zu gedenken — und die Reichssteuern, die dem Kaiser noch zustanden, waren auf ganz unbedeutende Gebühren zusammengeschmolzen. Der lose Staatenbund, der deutsches Reich hieß, war nicht einmal durch ein irgend lebhaftes Gefühl von Nationalität zusammengehalten; dagegen blühten die bekannten bösen Früchte der Kleinstaaterei: Willkühr von oben, Spießbürgerthum von unten und Verkrüppelung des ganzen staatlichen Lebens.

Josephs Streben war ferner auf die Vermehrung seiner Hausmacht gerichtet. Wäre es ihm gelungen, Baiern an sich zu reißen, so hätte er eher Mittel gefunden, sich als deutscher Kaiser Geltung zu verschaffen; aber der Versuch scheiterte zweimal, wie wir gesehen haben, an dem eisernen Widerstande Friedrichs.

Das dritte Ziel, nach welchem er unablässig jagte, war die Verbesserung der Zustände seiner Erbstaaten. Maria Theresia hatte in dieser Beziehung kleine, vorsichtige Schritte gethan. Joseph, der gerade hier von seiner Mutter vollständig gehemmt worden war, wollte bei dem vorgerückten Alter, mit dem er die Alleinherrschaft übernahm, eilig das Versäumte nachholen: Oestreichs eisernes Zeitalter sollte durch einen Zauberschlag in ein goldenes verwandelt werden. Aber die Entwicklung der Staaten geht langsamen Schrittes vorwärts, und Blüthen, durch künstliche Hitze getrieben, welken schnell. Es war unerhört, auf dem Throne der Habsburger, wo das starre, nüchterne Festhalten am Hergebrachten Glaubenssatz gewesen, auf einmal einen Mann zu finden, der, von der Strömung der Zeit fortgerissen, in Staat und Kirche plötzlich Alles umkehren wollte, einen gekrönten Revolutionär, einen Enthusiasten und Idealisten. Ohne Zweifel war Joseph durch reiche Kenntnisse, durch scharfen Verstand, rastlose Thätigkeit, edle Selbstverläugnung, weise Sparsamkeit, durch eine Menschenliebe voll feurigen Eifers, die sich auch dem geringsten Unterthan gegenüber bethätigte, vor hundert andern Fürsten berufen, der Wohlthäter eines großen Reichs zu werden. Er wurde Dies auch, aber in weit geringerem Grade, als diese Eigenschaften hoffen ließen, weil ihm zwei große Herrschertugenden fehlten, die Friedrich in so hohem Grade besaß: Mäßigung und Ausdauer; Mäßigung, die ihn gelehrt hätte, nicht zu schnell und nicht zu Viel zu begehren, so

daß er immer — wie ihm der große König vorwarf — den zweiten Schritt vor dem ersten that; und Ausdauer, um an das Gewollte alle Kraft zu setzen bis zur endlichen Erreichung des Ziels. Joseph wollte, als ein unbesonnener Gärtner, von dem wilden Baume Oestreich dieselben Früchte schütteln, wie Friedrich von dem veredelten Baume Preußen. Der Deutschöstreicher, von der Natur mit so guten Gaben ausgestattet wie irgend ein andrer Deutscher, hatte unter dem Regimente der Habsburger eine geistigträge, auf Sinnengenuß gewandte Richtung genommen; die slavischen Länder waren noch in halb barbarischem Zustande. Was Wunder, daß sie seine Reformen theils nur sehr widerwillig über sich ergehen ließen, theils ihnen offenen Widerstand entgegensetzten? Nimmer wird ja das Werk eines Fürsten, das bei der Nation keine Zustimmung findet, gelingen. So unterscheidet sich Joseph von Friedrich, wie der Mann, der Großes gewollt, von dem Manne, der Großes vollbracht hat.

Ein halbes Jahr nach Maria Theresias Tod erließ der Kaiser sein berühmtes Toleranzedikt, durch welches er den Lutheranern, Reformirten und Griechen freie Religionsübung und wesentliche bürgerliche Rechte gestattete. Natürlich war die ungeheure Mehrheit seiner katholischen Unterthanen, bei dem tiefen Standpunkte ihrer religiösen Bildung, durchaus nicht fähig, dies Duldungsgesetz zu würdigen; vielmehr benutzte man es, den Kaiser gleich von Anfang als Ketzer zu verdächtigen, und that alles Mögliche, um die Ausführung desselben zu hemmen. Ein zweiter Schritt war, daß Joseph die Klöster, von denen eine große Anzahl der Faulheit dienten oder in schnöde Ueppigkeit versunken waren, gründlich umzugestalten suchte. Von den 2000 Mönchs- und Nonnenklöstern, die sich damals ungefähr in Oestreich befanden, hob er gegen 700 der besuchtesten, die meist den Bettelorden angehörten, auf, so daß etwa noch 1300 mit 27,000 Mönchen und Nonnen übrig blieben, welche unter strenge Aufsicht gestellt wurden. Ueberhaupt wollte der Kaiser nur noch diejenigen Klöster geduldet wissen, deren Bewohner als Priester, Lehrer oder Krankenpfleger der Menschheit nützlich seien. Weiter war er in ächt reformatorischem Sinne bestrebt, die Werkheiligkeit, diese Wucherpflanze der ächten Frömmigkeit, zu beschränken, indem er Prozessionen, Wallfahrten und andere äußere Religionsgebräuche verbot oder beschränkte, indem er dem Kirchenprunk entgegentrat. Aber auch Dies erbitterte natürlich das bornirte Volk, das in diesen Formen die Religion zu sehen gewohnt war. Das Vermögen der eingezogenen Klöster

wurde zur Errichtung oder Ausbesserung von Pfarren und Schulen, zur Gründung und Erhaltung von Seminarien für Geistliche und Schullehrer — welche Bildungsanstalten von nun an unter Aufsicht des Staates stehen sollten — von Krankenhäusern und andern gemeinnützigen Anstalten verwendet. Den noch bestehenden Klöstern wurde, wie der Geistlichkeit überhaupt, die Verbindung mit auswärtigen Obern und mit Rom abgeschnitten oder erschwert; Geldsendungen dahin wurden untersagt, die Macht der Landesbischöfe gehoben, die der Nuntien verringert und im allgemeinen die Kirchenverfassung eigenmächtig vielfach beschränkt. Was Joseph in den Augen der starren Rechtgläubigkeit noch schwärzer erscheinen ließ, war, daß er für eine Bibelübersetzung Sorge trug, um diesen immer frisch quellenden Born unserer Religion auch dem Volke zugänglich zu machen, und deutsche Kirchenlieder, statt der von der Gemeinde unverstandenen lateinischen, einführte.

Man denke sich das Geschrei, welches sich durch ganz Oestreich erhob, als plötzlich 46,000 Mönche und Nonnen mit kleinem Jahrgehalte in die ihnen ganz fremde Welt geworfen wurden; als überhaupt so durchgreifende, gänzlich unvorbereitete Neuerungen über diese tief in geistigen Schlaf gesunkene Bevölkerung hereinbrachen. Was unter andern Umständen zur größten Wohlthat gereicht hätte, schlug jetzt, wo Alles verfrüht war, nicht selten zum offenen Schaden aus. Ein Schreck ging durch die katholische Christenheit; der kränkliche, hochbetagte Papst P i u s VI. selbst kam unerhörter Weise, nachdem alle Vorstellungen bei dem ketzerischen Kaiser Nichts gefruchtet hatten, 1782 nach der Hauptstadt Oestreichs, um in eigener Person den Widerspänstigen umzustimmen. Joseph fuhr ihm entgegen, und die erstaunten Wiener sahen ihren Herrscher an Pius' Seite, in e i n e m Wagen mit ihm sitzend, einziehen. Uebrigens ließ es der Kaiser an Ehrenbezeugungen gegen den Kirchenfürsten nicht fehlen, aber fest auf seinen Grundsätzen beharrend gab er keinen Verkehr des Papstes mit den Bischöfen des Landes in kirchlichen Angelegenheiten zu, und hielt ihn fast wie einen Gefangenen in seiner Hofburg, bis Pius endlich nach einigen Wochen Wien und Oestreich fast unverrichteter Sache wieder verließ.

Ein Mann, wie der Kaiser, dessen Ziel Beglückung seiner Völker war, mußte die unwürdige Lage der Juden tief empfinden und Alles thun, um sie daraus zu befreien; dagegen ließ er gewisse Sekten, wie die Deisten, die keineswegs gefährlich waren, verfolgen.

Um das in Knechtschaft stumpf gewordene Volk emporzubringen, hob er im wesentlichen die Leibeigenschaft auf. Durch sein berühmtes Steueredikt von 1789 zog er auch die privilegirten Stände zur Abgabenleistung heran. Sein Censuredikt von 1781 gewährte Rede- und Preßfreiheit, und schien den bis dahin gänzlich niedergedrückten Geistern freie Bahn zu öffnen. Durch ein Civil- und Kriminalgesetzbuch, welches 1786 und 87 veröffentlicht wurde, suchte Joseph der Rechtspflege, die gänzlich im argen lag, wieder aufzuhelfen. Gleichheit vor dem Gesetze sollte von nun an Grundsatz sein; kein Ansehen der Person oder des Standes sollte ferner noch auf den Spruch des Richters Einfluß üben. Damals sah man Stabsoffiziere, hohe Staatsbeamte, Barone und Grafen zur Büßung ihrer Verbrechen mit geschornem Kopfe und mit Ketten an den Füßen im Züchtlingskleide die Straßen kehren, indeß ihre Angehörigen ob der unerhörten Schande knirschten. Joseph schaffte auch die Todesstrafe ab, sah sich später aber gezwungen, zu ihr zurückzukehren.

Diese ungeheuern, sich einander überstürzenden Reformen, zu deren Durchführung Menschenalter und Jahrhunderte nothwendig gewesen wären, erzeugten natürlich unsägliche Verwirrung und geriethen, von ungeschickten oder widerwilligen Beamten in die Hand genommen, gar bald ins Stocken.

Auch in Bezug auf Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe und Handel war Joseph außerordentlich thätig. In der That hob sich die Landwirthschaft; Fabriken entstanden; Verträge mit den Türken eröffneten den Oestreichern die wichtige Wasserstraße ins schwarze Meer. Aber auch hier ging Joseph nach seiner abstrakten, mehr aus Büchern wie aus dem Leben geschöpften Weise häufig fehl. So verbot er die Einfuhr aller ausländischen Kunst- und Luxuswaaren; in ganz Oestreich sollten fortan nur inländische Weine getrunken werden.

Der Kaiser mühte sich ferner ab, die ganze aus so ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzte Monarchie unter gleiche Verwaltung zu stellen; Dies fand jedoch in Belgien und Ungarn, wo eigenthümliche Verfassungen festgewurzelt waren, den hartnäckigsten Widerstand. Das belgische Volk, besonders durch die erbitterte Geistlichkeit aufgestachelt, empörte sich; der Kaiser, der damals in einem unglücklichen Kriege mit den Türken begriffen war, konnte am andern Ende der Monarchie nicht kräftig auftreten; die Zugeständnisse, die er machte, befriedigten nicht, und der Aufstand gedieh so weit, daß Joseph für abgesetzt erklärt wurde.

Auch in Ungarn, wo Adel und Geistlichkeit allein den Ausschlag gaben — zwei Stände, die bei Josephs Reformen die größten Opfer zu bringen hatten — wo er überdies durch jähe Einführung deutschen Wesens noch besonders anstieß: erwuchsen ihm bald so große Schwierigkeiten, daß er gleichfalls rückwärts gehen und die meisten Verordnungen widerrufen mußte.

Jenen Türkenkrieg hatte Joseph im Vereine mit der Kaiserin von Rußland unternommen, gestachelt von der ehrgeizigen Hoffnung, Kriegsruhm und Land zu gewinnen. Er rückte 1788 mit 200,000 Mann ins Feld, und es schien, als müßte nun die Pforte, zwischen zwei so mächtige Feinde gestellt, erliegen. Allein während die Russen glücklich fochten, büßte Joseph, der kein Feldherr war, Waffenehre und Gesundheit ein. Ein fürchterliches Unglück traf ihn bei Lugosch in Ungarn, als er schon den Befehl zum Rückzug ertheilt hatte. Zwei östreichische Heeresabtheilungen, die in der Finsterniß der Nacht aufeinander stießen, glaubten sich gegenseitig von dem nahestehenden Feinde angegriffen und bekämpften sich so grimmig, daß 10,000 Mann auf dem Platze blieben.

Unter so vielen Mißgeschicken starb der neunundvierzigjährige Fürst gebrochenen Herzens, am 20. Februar 1790. Obgleich Josephs Reformen meist mit seinem Tode oder später wieder zusammenfielen, so ist sein Streben doch nicht vergeblich gewesen. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft war schon außerordentlich viel gewonnen. Durch die Förderung, welche Ackerbau, Gewerbe, Schifffahrt und Handel erfahren hatten, war die Staatskraft Oestreichs gesteigert worden. Der Aufschwung, den die Geister unter seiner leider nur so kurzen Regierung erhalten hatten, ließ sich auch nicht völlig ersticken. Ueberhaupt läßt sich von vielen seiner mißlungenen Einrichtungen sagen, daß sie wenigstens Keime hinterließen, die eine spätere Zeit zur Reife gebracht hat oder noch bringen wird. Sein Andenken ist bei allen Einsichtsvollen und Guten in Oestreich gesegnet; sein bloßer Name ist eine in die Zukunft gestreute Saat, die nimmer vergehen wird.

Auf der ehernen Reiterstatue, die ihm in der Hauptstadt Oestreichs gesetzt ist, stehen die gerechten Worte: Joseph II., der für das allgemeine Wohl nicht lange, aber ganz lebte.

Friedrichs und Josephs Bestrebungen gingen mit der Richtung des ganzen Jahrhunderts, die wir schon im vorigen Abschnitte durch einen Thomasius und Wolf vertreten sahen, Hand in Hand. Aufklärung war die allgemeine Losung; die öffentliche Meinung fing an, zu

einer Macht heran zu wachsen, und man konnte mit dem Dichter Platen sprechen:

„Es hat die Welt verschleudert ihren Knabenschuh."

Von dieser neuen Gewalt getragen, kämpften mit allen Waffen des Geistes in England die Deisten, in Frankreich die Encyklopädisten, vor Allen Voltaire und Rousseau, Jener durch Spott, Dieser durch Verkündung eines neuen Naturevangeliums. Ihre Erfolge waren unermeßlich. Viele dieser Franzosen verfielen jedoch einem groben Materialismus, dessen höchstes Ziel eitler Lebensgenuß war.

Noch weit größere Dinge gingen in den siebziger Jahren jenseits des Oceans vor. In jener Zeit, wo die alte Welt, im Großen und Ganzen angesehen, den Anblick der Hinfälligkeit gewährte; wo das Auge so häufig selbstsüchtigen, despotischen Fürsten und niedergetretenen, verarmten Völkern begegnete: erhob sich in Nordamerika ein neuer, jugendkräftiger Staat von unermeßlicher Zukunft. Dort, wo der Druck, den in der Heimat Pfaffen und Junker übten, von der Schulter des Einwanderers fiel, in jenen weiten, menschenleeren Gebieten, wo für jede Kraft hinlänglicher Raum war, und die Arbeit den ihr gebührenden Lohn fand, dort hatten Tausende Zuflucht gefunden, und mehrten sich in glücklichem Gedeihen zu Millionen. Diese Länder schienen der Menschheit aufgespart zu sein als urkräftiger Boden, in den sie den Samen ihrer viertausendjährigen Kultur einlegen und in neuer Kraft sollte aufgehen sehen. Nordamerika ist ein umgepflanztes, wenn auch noch sehr unfertiges Europa; es ist vorzüglich ein germanisch-protestantisches Europa; denn nur dem Ernste, dem Fleiße und überhaupt der Innerlichkeit dieses Theils der europäischen Menschheit konnte die Gründung eines solchen Staatenvereins gelingen — während die romanisch-katholischen Reiche Amerikas von sittlicher Fäulniß ergriffen sind.

Seit dem Jahre 1763 waren die Engländer die einzigen Herren Nordamerikas. Schon damals ordneten die einzelnen Staaten ihre innern Angelegenheiten mit großer Selbstständigkeit, und es war vorauszusehen, daß das abhängige Verhältniß zum Mutterlande aufhören würde, sobald die Kolonien hinreichende Kraft zum Widerstande verspürten. Handelsbeschränkungen und Besteurungen gaben 1773 die Veranlassung zum Aufstande; es entbrannte ein Krieg mit England, in welchem von beiden Seiten große Anstrengungen gemacht wurden. Da es England an Soldaten gebrach, suchte es dieselben in Deutschland. Während Friedrich der Große Kolonisten in sein Land zog, um es in Blüthe zu bringen: ver-

kauften mehrere deutsche Fürsten, besonders der Landgraf von Hessen-Kassel, zu ewiger Schmach Unterthanen zur Bekämpfung der Nordamerikaner an England*). Am 4. Juli 1776 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten. Die Nordamerikaner, geführt von dem großen Bürger und trefflichen General Washington, trugen, durch Frankreich und Spanien unterstützt, den Sieg über England davon, und 1783 unterzeichnete der edle Benjamin Franklin den Frieden zu Versailles, in welchem die vereinigten Staaten von dem Mutterlande als selbstständig anerkannt wurden.

Friedrich der Große schloß zuerst unter allen Fürsten der alten Welt ein Freundschafts- und Handelsbündniß mit dem neugegründeten Freistaate. Dies erkannte 1826 der Präsident Adams im Kongreß zu Washington an, indem er sagte: „Als unsere staatliche Entwicklung noch in der Kindheit war, da war jener große, philosophische, obwohl unumschränkte europäische Monarch der Einzige, welcher dem Geiste der Freiheit und Menschenliebe, der aus unsrem Gesandten sprach, Gehör schenkte.“

In eine Zeit mit der Befreiung Nordamerikas fällt die Erfindung oder vielmehr die Verbesserung der schon zu Anfange des Jahrhunderts von dem Engländer Thomas Savery erfundenen Dampfmaschine. James Watt, ebenfalls ein Engländer, wurde um 1780 so gründlich Herr über die Zauberkraft des Dampfes, daß ihm vorzüglich der ungeheure Umschwung, welchen Gewerbfleiß und Verkehr in unsrem Jahrhundert erfahren haben, zu danken ist. In Nordamerika war der Bürgerfreiheit eine feste Burg gegründet; aber auch das Bürgerthum der alten Welt konnte getrost in die Zukunft blicken, nachdem ihm durch die Erfindung der Dampfkraft ein Mittel gegeben war, den Privilegirten Reichthum und Ansehn abzugewinnen. Hier fing man an, auf praktischem Wege zu leisten, was die Aufklärung auf geistigem. Die Aufklärung, Nordamerika und der Dampf sind drei ungeheure Hebel des Fortschritts.

In Deutschland, wo der Protestantismus vorgearbeitet und längst den Boden für die neue Saat gelockert hatte, nahm die Aufklärung — der maßvollen, tiefen Natur unserer Nation gemäß — einen gesunderen Verlauf als in Frankreich. In ihrem Dienste wirkten die Literatur-

*) In gleicher Weise verkaufte damals auch der Herzog von Würtemberg den Holländern mehrere Regimenter zum Dienste in Afrika.

briefe und die deutsche Bibliothek, welche Friedrich Nicolai in Berlin in Verbindung mit den Popularphilosophen Moses Mendelssohn und Abbt, mit dem großen Dichter und Kritiker Lessing, mit dem Dichter und Jugendschriftsteller Christian Felix Weiße und Anderen herausgab. Aus einem andern Theile Norddeutschlands strahlte die 1734 von König Georg II. gegründete, mit allen wissenschaftlichen Mitteln reich ausgestattete Universität Göttingen als ein neues, helles Licht.

Neben den Popularphilosophen jener Zeit, neben einem Sulzer, Mendelssohn, Garve, Engel und Eberhard, steht der große Denker und König der Philosophie Immanuel Kant, wie ein Riese neben gewöhnlichen Menschen. Kant, der Sohn eines Sattlers, war im April 1724 zu Königsberg geboren. Nachdem er sieben Jahre lang an dortiger Universität Privatdocent gewesen, gelangte er, schon 46 Jahre alt, zur Professur; er lehrte bis zu seinem siebzigsten Jahre vor einem Kreise von Zuhörern, die ihm wißbegierig aus allen Gauen Deutschlands zuströmten. Unermüdlich thätig als Schriftsteller wie als Lehrer, verfaßte er seine Hauptwerke: die Kritik der reinen Vernunft mit 57 Jahren, die Kritik der praktischen Vernunft mit 63, die Kritik der Urtheilskraft mit 66 Jahren. Berufungen, die aus Jena, Erlangen und Halle an ihn ergingen, schlug er aus; nie kam er über die Umgegend Königsbergs hinaus. So lebte er einfach, unvermählt und immer gesund, bis er zuletzt, in Schwäche versunken, 1804 in dem hohen Alter von achtzig Jahren starb. Kant's Verdienst kann nicht genug gewürdigt werden. Die in starre Formeln eingeengte leibnitz-wolfische Philosophie genügte der fortgeschrittenen, nach frischen Quellen dürstenden Zeit nicht mehr. Auch war es mit den leichten Waffen, die von schwächeren Armen zu Gunsten der Aufklärung geführt wurden, bei unserer Nation, die Gründlichkeit verlangt, nicht gethan; durch sie konnte der Autoritätsglaube in allen Gebieten des Geistes wohl erschüttert, aber nicht mit der Wurzel ausgehoben werden. Das große Werk des ebenso scharfsinnigen als genialen Kant besteht nun darin, daß er Dies wirklich vollbracht hat. Seine Idealphilosophie, wie sie genannt wird, hat eine eherne Mauer der Geistesfreiheit errichtet, und neues Lebensblut in die Adern der Wissenschaft gegossen. Kant gründete die Religion auf Vernunft und Sitte — zwei Pfeiler, die ihr keine Zeit rauben werden; Religion war ihm die Anerkennung und Erfüllung unserer Pflichten als göttlicher Gebote; in der Kirche sah er keine Hierarchie

oder Demokratie, sondern den edelsten Freistaat, eine freiwillige, allgemeine Vereinigung der Herzen und Gemüther zur Ausübung der Tugend. In seiner Rechtslehre ging er auf die ursprünglichen Menschenrechte zurück; ebenso schuf er der Lehre vom Schönen einen neuen naturgemäßen Boden. Ein ungeheurer Umschwung erfolgte in allen Zweigen des Wissens und des Lebens; Kant selbst vergleicht seine Arbeit mit der Umwälzung des astronomischen Wissens durch Kopernikus, der die Erde aus dem Mittelpunkte des Weltalls in die Dienerstelle eines Planeten wies, und Schiller, dessen Jugend mit Kant's Alter zusammenfällt, preist sich glücklich, in einer Zeit gelebt zu haben, wo der menschliche Geist solche Thaten vollbrachte. Auch hat die Nachwelt, die — großentheils ohne daß sie es weiß — von Kant's Schätzen zehrt, „den königsberger Weisen" nicht vergessen, obwohl seitdem andere große Denker sein Werk weiter geführt haben. An dem Friedrichsdenkmal in Berlin hat ihm der treffliche Meister Rauch eine Stelle unter den Helden jener Zeit angewiesen, indem er sein Erzbild mit dem Lessing's zu einer Gruppe voll der lebendigsten Wahrheit vereinigt hat. Kant scheint im Begriffe, einen Satz seiner Philosophie zu entwickeln, während ihn Lessing in leichtem Verständnisse mit großen Augen anblickt, der lebensgewandte Ritter des Geistes den rastlos schaffenden, einsiedlerischen Meister des Gedankens. Eine ähnliche Statue in kolossaler Größe hat derselbe Künstler für Königsberg gearbeitet, welche dort auf dem Philosophensteige, dem gewöhnlichen Spaziergange Kant's, aufgerichtet werden soll.

Die Arbeiten der Philosophie, so wie die ganze Richtung der Zeit, mußten nothwendig auch auf Religion und Kirche einen wesentlichen Einfluß üben. Das krankhafte Wesen des Pietismus kam immer klarer zu Tage, als aufgeklärte Theologen, wie Spalding, Jerusalem, Zollikofer, in ihren Schriften und auf der Kanzel gesunde Ansichten entwickelten; ja sogar die päpstliche Gewalt fand an hochgestellten Geistlichen der katholischen Kirche Deutschlands — leider nur sehr vereinzelte — Gegner. So trat Hontheim, der edle Weihbischof von Trier, in seinem berühmten Werke: Ueber den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes unter dem Namen Febronius als Vertheidiger der Kirchenfreiheit auf, und wenn auch nachmals die Schwäche des siebenundsiebzigjährigen Greises benutzt ward, um ihn zu einem Widerrufe zu bewegen, so konnte Dies doch seiner Sache bei Vernünftigen keinen Eintrag thun. Vier deutsche Erzbischöfe, die von Mainz, Köln, Trier und Salzburg, schlossen ferner 1785 die so-

genannte emser Punktation, die den Eingriffen des Papstes in ihre Rechte wehren sollte. Das Haupt der Kirche selber konnte sich der Strömung der Zeit nicht ganz entziehen, und Papst Clemens XIV. aus dem Hause Ganganelli hob, von der öffentlichen Stimme und den Höfen Europas gedrängt, 1773 den Jesuitenorden als den Hauptfeind der Aufklärung förmlich auf, nachdem diese Gesellschaft schon zuvor aus den meisten Staaten vertrieben worden war.

In Baiern, wo Kurfürst Karl Theodor sich aller Aufklärung hartnäckig widersetzte, entstand 1776 der Illuminaten-Orden, eine von Weishaupt gegründete Verbrüderung, welche, ohne Unterschied der Religion, sittliche Zwecke verfolgen wollte, die äußere Einrichtung jedoch von den Jesuiten entlehnte. Die Gesellschaft verbreitete sich von Baiern aus durch das ganze katholische Deutschland, und zählte zur Zeit ihrer Blüthe über 2000 Mitglieder, unter denen sich sehr achtbare Männer befanden. Bald aber fing sie an zu zerfallen, und wurde 1788 von dem Kurfürsten aufgelöst und gerichtlich verfolgt. Dagegen fand der aus den mittelalterlichen Baugesellschaften hervorgegangene, hinter ein seltsames Geheimritual sich versteckende Freimaurer-Orden, welcher um die Mitte des Jahrhunderts aus England nach Deutschland übergepflanzt worden war, große Verbreitung, und trug nicht wenig dazu bei, die Religionsparteien, welche sich hier auf dem neutralen Boden der Sittlichkeit und Menschenliebe die Hände reichten, mit einander zu verbinden.

Eine große Umwälzung erfuhr das Erziehungswesen. Die Schule hatte sich bis dahin in alt hergebrachten Formen bewegt; der Unterricht war nicht fruchtbringend, die Behandlung der Jugend hart. Jetzt betrat, von Rousseau angeregt, Basedow aus Hamburg, ein Mann von unruhiger Natur, der aber anregend wirkte, neue Bahnen, und legte in Dessau eine Musterschule, das Philanthropin, an. Der Schweizer Pestalozzi, der edle Menschenfreund, welcher die Armen und Sittlichverwahrlosten um sich sammelte, um ihnen das Evangelium der Bildung zu bringen, zugleich Verfasser des trefflichen Volksromans Lienhard und Gertrud, begann seit 1775 seine auf eine eigenthümliche Erziehungsmethode gegründete Wirksamkeit, von der er auch nach außen durch zahlreiche Schriften Kunde gab. Bildung durch Anschauung, gleichmäßige Entwicklung der Körper- und Geisteskräfte des Zöglings zu edler Menschlichkeit wurde die Losung. An jene beiden Männer schließen sich eine Reihe Kinder- und Volksschrift-

steller und Pädagogen an, wie J. G. Schlosser aus Frankfurt (der Schwager Goethe's), Rochow aus Berlin, Salzmann in Schnepfenthal und Campe in Hamburg, später in Braunschweig, Verfasser des erneuerten Robinsons, auch bekannt als Sprachreiniger.

Wackere, gesinnungsvolle Männer erhoben allerwärts in dem protestantischen Deutschland ihre Stimme, um die Nation aus ihrem politischen Schlafe wach zu rufen. Justus Möser in Osnabrück — „der Anwalt des Vaterlands", wie er mit Recht in mehr als einer Beziehung genannt wurde — besprach in seinen patriotischen Phantasien die Angelegenheiten des Vaterlands mit seinen Mitbürgern in ebenso belehrender als volksthümlich heitrer Weise; in seiner osnabrückischen Geschichte zeigte er sich als gründlichen Forscher heimischer Verhältnisse. In ähnlicher Richtung machten sich Johann Jakob Moser, der wegen seiner freimüthigen Vertheidigung der ständischen Rechte unter Herzog Karl von Würtemberg fünf Jahre lang auf der Festung Hohentwiel in der Gefangenschaft schmachtete, sein Sohn Karl Friedrich Moser und der göttinger Professor Schlözer durch Bearbeitung der Staatswissenschaften und überhaupt durch Aufklärung der Nation über staatsbürgerliche Verhältnisse hochverdient. Eben so große Verdienste um Kirchengeschichte und Geschichte erwarben sich Mosheim, Schröckh, Plank und Spittler. Der Letztgenannte, ein Stuttgarter, welcher Professor der Geschichte in Göttingen, dann würtembergischer Staatsminister war, führte die empfindlichsten Schläge auf das Priesterthum, indem er in seinen kirchengeschichtlichen Werken das allmähliche Entstehen der kirchlichen Lehrsätze und Einrichtungen nachwies; ebenso freimüthig trat er in seinen staatsgeschichtlichen Werken auf, wo er überall die Beschränkung der Fürstenwillkühr durch freie landständische Verfassungen empfahl.

Große Verdienste um die Kenntniß unserer Sprache erwarb sich Adelung in Sachsen, der Verfasser des bekannten Wörterbuchs; um die Kenntniß der alten Sprachen Heyne in Göttingen, der neues Leben in das Studium der klassischen Literatur brachte. Von ächt hellenischem Geiste erfüllt war Johann Joachim Winkelmann, eines armen Schusters Sohn aus Stendal in der Altmark, geboren 1717, in Rom seit 1755, in Triest ermordet 1768, der Lehrer Deutschlands und ganz Europas in Bezug auf klassische Kunst und insbesondere auf Bildhauerwerke. Sein von glühender Liebe zum Schönen erfülltes Werk: Geschichte der Kunst des Alterthums, das er gegen den Willen

seines Gönners, des Kardinals Albani, in deutscher Sprache schrieb, steht nach Form und Inhalt den besten Erzeugnissen unserer Literatur aus dieser Zeit würdig zur Seite; es ist ein neues Kunstwerk, in dem die alten Kunstwerke sich spiegeln.

Aus dunkeln Verhältnissen ging auch Friedrich Wilhelm Herschel, eines Musikers Sohn aus Hannover, 1733 geboren, hervor. Er wandte sich, nachdem er im vierzehnten Jahre Regimentshoboist geworden war, 1757 nach England. Eine unwiderstehliche Neigung trieb ihn zur Sternkunde; in allen Musestunden, die ihm bei seiner Kunst übrig blieben, studirte er unablässig Mathematik und Astronomie. Da ihm die Mittel fehlten, sich ein gutes Teleskop zu kaufen, baute er sich selber eins. Mit einem von ihm angefertigten Rohr entdeckte er 1781 den Uranus. Nachdem ihn darauf König Georg III. in eine sorgenfreie Lage versetzt hatte, machte er, mit immer weiter von ihm vervollkommneten Instrumenten, die wichtigsten Entdeckungen am Himmel. Das berühmte Rohr, das er 1785 baute, mißt 40 Fuß Länge auf 4½ Fuß Durchmesser; mit ihm fand er die Uranusmonde. Auch als Physiker hat Herschel Großes geleistet. Er starb 1822 in dem hohen Alter von 89 Jahren. Eine Schwester und ein Bruder unterstützten ihn bei seinen astronomischen Arbeiten und bei Anfertigung der Instrumente. Sein Sohn Johann Friedrich Wilhelm ist auf der Bahn des Vaters glücklich fortgeschritten.

Noch ist ein Wort von den in diesen Zeitraum fallenden dichterischen Leistungen zu sagen. Auch hier mußte die starre Regelmäßigkeit, wie der Leser sie im vorigen Abschnitte von dem leipziger Diktator als Gesetz hat aufstellen sehen, einer freieren Bewegung Raum geben. Schon die Schüler und früheren Anhänger Gottsched's fingen an, sich der Herrschaft des Diktators zu entziehen und neuen Strömungen zu folgen. Wir nennen hier den Satiriker Rabener und den edlen Gellert, Verfasser vielgelesener Fabeln und innig frommer geistlicher Lieder. Beide gehörten, nebst Zachariä, der komische Heldengedichte schrieb, und einigen Anderen, dem leipziger Dichterbunde an. Einer weltlich heitern Richtung folgte Gleim in Halberstadt, der sich um die deutsche Poesie mehr durch die hülfreiche Freundschaft, die er andern Dichtern gewährte, als durch eigene Schöpfungen verdient machte. Neben tändelnden Liedern und Liebesgedichten — einer Gattung, worin andere „Anakreontiker", wie Götz in Winterburg und Johann Georg Jakobi aus Düsseldorf, mit ihm wetteiferten — verfaßte er die Kriegslieder eines Grenadiers, in

welchen er die Thaten Friedrichs pries. Zu dem Kreise des „Vaters Gleim", wie er genannt wurde, zählen noch der Professor Ramler in Berlin, der den feierlichen Odenton anstimmte; Uz aus Anspach, Verfasser von Oden und Lehrgedichten; Kleist, dem wir oben in der Schlacht bei Kunersdorf begegnet sind, und der Trauerspieldichter Cronegk aus Anspach.

Bekannt als Fabeldichter aus dieser Zeit sind neben Gellert: Lichtwehr aus Wurzen und der blinde Pfeffel aus Kolmar. Während Gellert und Pfeffel die französischen Fabeldichter Lafontaine und Florian nachbildeten, stand Lichtwehr auf eigenen, deutschen Füßen; seine besseren Fabeln sind durch Anschaulichkeit und Wahrheit des Naturlebens ausgezeichnet.

Aus dieser Dichterschar erhob sich, wie aus niedrigem Gebüsch die Eiche, Friedrich Gottlieb Klopstock, den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren. Schon auf der Schule begann er, durch das verlorene Paradies des Engländers Milton und durch Händels Oratorium Messias angeregt, sein begeistertes Lied von dem Erlöser der Menschheit. Die ersten Gesänge der Messiade, die erst 1773 in zwanzig Gesängen vollendet wurde, erschienen 1748, als der Dichter 24 Jahre zählte, und ganz Deutschland horchte staunend der neuen, mächtigen Weise. Das Gedicht trat im antiken Gewande des Hexameters auf, so wie Klopstock auch das Versmaß seiner Oden den Alten entlieh oder nachbildete. Auf diese Weise lehrte der treffliche Sänger unserer geschmeidigen Sprache den kunstreichen Schritt der Griechen, wie er dieselbe überhaupt zu den kühnsten Wendungen geschickt machte. Inhalt seiner Oden sind die höchsten Gefühle, die das Menschenherz bewegen: Religion, Freundschaft, Liebe, Freiheit, Vaterland. Nun, da Friedrich das Gefühl fürs Vaterland geweckt hatte, war auch der Mann da, es zu preisen und die Herzen der Nation für alles Edle zu stimmen. Eine Schar von Dichtern stimmte in diesen Ton mit ein. Während Gleim, Ramler und Kleist in ihren Oden das Preußenthum feierten, kannte Klopstock's Muse nur Deutschland. Das Deutschland, wie wir es träumen und hoffen, das Deutschland, wie es einer so großen und edlen Nation allein würdig ist, lebte in ihm, wie in keinem andern seiner Landsleute, wie in keinem unserer klassischen Dichter, und schlug flammend empor aus seinen begeisterten Liedern — zu einer Zeit, wo das nationale Bewußtsein in unserem zerrissenen Volke fast erstorben war. Von edlem Stolz erfüllt, tadelt er die Deutschen wegen ihrer übergroßen Bescheidenheit und Nachahmungssucht, und weist ihnen — in der Ode Wir und Sie, die drei Jahre

nach dem Schlusse des siebenjährigen Kriegs geschrieben ist — unter den Nationen ihre Stelle neben den von ihm am höchsten gestellten Engländern an. Er feiert unsere „von dem Fremdlinge unentweihte“ Sprache, der es so leicht sei, Gedanken und Empfindungen mit Kraft und „mit Wendungen der Kühnheit“ zu sagen, wie unsern Helden, siegreiche Schlachten zu schlagen. In der Ode Weissagung vom Jahre 1773 verkündet er in prophetischer Weise Deutschland eine bessere Zukunft:

Dein Joch, o Deutschland,
Sinket dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht.

In der schönen Ode an den Kaiser Joseph triumphirt er, daß „der kronentragende Obermönch mit allen seinen purpurbemalten Mönchlein“ Nichts gegen den hellblickenden Kaiser vermöge, und hofft schon auf die Unabhängigkeit Oestreichs von „dem Rom der Römlinge“, während doch Hermann „das Rom der Römer“ überwunden habe. Als die französische Revolution in ihren Anfängen die Kette der Menschheit zu brechen versprach, jubelt ihr der greise Sänger, wie die Lerche dem Frühling, entgegen. In dem Gedichte: der Fürst und sein Kebsweib vom Jahre 1789 läßt er die Buhlerin den Fürsten fragen: warum der Wein, den sie ihm reicht, und das Lied, das sie ihm singt, ihn nicht mehr freue; worauf Dieser erwiedert: ihm schaudre vor dem schrecklichen Geiste der Freiheit der sich jetzt selbst erkennenden Völker. Diesen Geist der Freiheit sieht er in einer andern Ode Mitternachts durch die Schlösser der Könige schreiten.

Dann wehklagt's,
Als flösse die blutige Thräne des Volks;
Klingt's mit der Krone, als fiele sie ab, mit dem Zepter, als bräch' er;
(Die horchenden blassen Höflinge graut's)
Kommt stets näher, schließt den großen goldenen Saal auf,
Und rüttelt am Thron, ein warnend Gespenst!

Als dann die französische Revolution in blutigen Despotismus umschlug, wandte sich der Dichter freilich mit Entsetzen von ihr ab und klagte in den beiden Gräbern, daß Charlotte Corday umsonst für das Vaterland gestorben sei.

Diese patriotische, den Völkerschicksalen mit Theilnahme folgende Richtung macht Klopstock zu einem politischen Dichter im edelsten Sinne des Worts. Seine Vaterlandsliebe trieb ihn auch, Hermann, den

Befreier Deutschlands, nicht allein in seinen Oden, sondern auch in dramatischen, mit Gesängen durchflochtenen Gedichten, Bardiete genannt, zu feiern. An die Stelle der Griechen- und Römer-Götter, die bis dahin in der Poesie geherrscht hatten, kam jetzt der altgermanische Himmel, und auf „Zeus'" Thron ward Allvater Wodan gehoben. Statt der Leier des Dichters klang nun die Harfe der Barden, und ein Strom der „Skaldenpoesie" nahm von Klopstock seinen Ausgang. Ich nenne hier nur Denis in Wien, der sich auch als Uebersetzer Ossian's verdient gemacht, und Kretschmann in Zittau, welche sich die Bardennamen Sined und Rhingulf beilegten. Auch zu den erzählenden Dichtungen, die ihren Stoff aus dem alten Testamente und dem Leben der Patriarchen schöpften, so wie zu den Darstellungen des Hirtenlebens, wie sie der Schweizer Salomon Geßner in seinen Idyllen gab, hatte Klopstock den Ton angeschlagen.

Nach der Erscheinung der ersten Gesänge der Messiade hatte König Friedrich V. von Dänemark dem Dichter einen Jahrgehalt zugesagt, und Klopstock lebte nun meist zu Hamburg in glücklicher Muse. Er starb daselbst den 14. März 1803, ein Jahr vor Kant, mit dem er das gleiche Geburtsjahr theilt. Die fast königliche Leichenfeier bewies, wie tief der Name des edlen Sängers im Herzen der Nation eingegraben stand. Er liegt im Dorfe Ottensen bei Hamburg neben seiner geliebten Meta begraben.

Die volle Größe dieses Dichters läßt sich heut zu Tage weniger an seinen Werken als an der außerordentlichen Wirkung, die er auf seine Zeit ausgeübt hat, ermessen. Das gegenwärtige Geschlecht fühlt sich, seit die deutsche Dichtkunst von Klopstock zu Göthe den Weg von der Erhabenheit zur Schönheit gemacht hat, von diesem ununterbrochenen Fortissimo der Gefühle, von der übergroßen Weichheit der Empfindung, die überhaupt in jener Zeit neben der Kraft auftritt, von der Dunkelheit des Ausdrucks, dem wir besonders in den Oden begegnen, ermüdet. Wie nun alle Ueberschwänglichkeit ins Gegentheil umzuschlagen pflegt, so machte sich bald neben dem überdeutschen Klopstock der französirende Wieland geltend. Hatte Jener vorzugsweise die Jugend, die Frauen, die schwungvollen Herzen für sich: so fand Dieser mehr unter gereiften, kühlen Männern und in vornehmen Kreisen, wo französische Bildung herrschte, Anhang. Klopstock schreitet göttergleich durch die Wolken; Wieland bewegt sich mit leichtem Fuß in zierlicher Sicherheit auf der festen Erde. Sein doppeltes Verdienst ist, daß er die deutsche Dichtkunst

von jener Ueberspannung geheilt und anmuthig zu sein gelehrt hat. Sie ist damit in die große Welt eingetreten. Wieland's Werke, deren leichtfertiger Ton mit den Familientugenden des Dichters einen seltsamen Gegensatz bilden, bestehen theils aus Romanen, theils aus epischen Gedichten von didaktischsatirischer Richtung; sie nehmen ihren Stoff sowohl aus der antiken, als aus der romantischen Welt, und verkünden in scherzhaftem Tone eine freiere Weltanschauung. Wir nennen hier nur sein romantisches Heldengedicht Oberon, welches vorzugsweise den Ruhm des Dichters auf die Nachwelt gebracht hat.

Wieland war 1733 bei Biberach geboren und starb 1813 in Weimar, wohin ihn die verwittwete Herzogin Amalie 1772 berufen hatte. Er bildet mit Göthe und Herder, welche drei und vier Jahre später von Herzog Karl August, Amaliens Sohn, nach Weimar gezogen wurden, und mit Schiller, der ihnen 1799 folgte, den Kranz berühmter Dichter, der jener Stadt den Namen Deutsch-Athen verschaffte.

Drei Schriftsteller zweiter Ordnung lassen die Einwirkung Wieland's deutlich spüren: von Thümmel, Minister des Herzogs von Sachsen-Koburg, der nach englischen Vorbildern eine Reise ins mittägliche Frankreich schrieb; Heinse, Lektor des Kurfürsten in Mainz, der Verfasser üppiger Kunstromane, und Musäus in Weimar, der Dichter beliebter Volksmährchen, deren Ton jedoch nicht rein gehalten ist, da sie ihm zugleich zur Verspottung der herrschenden Empfindsamkeit dienten. In seinen physiognomischen Reisen greift Musäus den züricher Pfarrer Lavater an, einen begabten, damals bedeutsamen Mann, der im Prophetentone eine sehr zweifelhafte neue Wissenschaft: die Erkenntniß des Menschencharakters aus den Gesichtszügen, verkündete. Auch der geistreiche Lichtenberg, Professor der Physik in Göttingen — zugleich der Verfasser der berühmten Erklärung der hogarth'schen Kupfer — verfolgte Lavater mit beißendem Witze. In jener Zeit der Aufklärung fanden alle Phantastereien ihren unerbittlichen Feind.

Neben Klopstock und Wieland erscheint Lessing als einer der Fürsten unserer Literatur. Wenn Klopstock das poetische Gefühl ist, so müssen wir Lessing den künstlerischen Verstand nennen; wenn wir Jenen einem Propheten vergleichen, so Diesen einem Ritter in fester, blitzender Rüstung, dessen scharfen Schwerthieben Niemand widersteht; Beide sind gleich erfüllt von dem edelsten Nationalgefühle. Kritik und Dichtung

gehen bei Lessing Hand in Hand. Wie ein Johannes bereitet er dem Messias der deutschen Poesie den Weg; er selber will, da er den Verstand in sich lebendiger fühlt als die Phantasie, in seiner Bescheidenheit gar nicht Dichter heißen, obgleich er seine poetische Meisterschaft durch unsterbliche Werke bekundet hat. Mit einer Geistesschärfe und einem Freimuthe sonder Gleichen; mit einer Sprache, die noch heute, nach achtzig Jahren, frisch und klar wie ein Alpenquell erscheint, trat er aller Manier, aller Unnatur, allem Vorurtheil entgegen, und räumte, als ein andrer Herkules, den Wust der Jahrhunderte mit Riesenkraft hinweg. Die Grenzlinie zwischen der Poesie und den bildenden Künsten wies er besonders in seinem Laokoon nach, und stellte die Schönheit als höchstes Kunstgesetz auf. Die klassische Bühnendichtung der Franzosen, und vor Allem Voltaire, der als hohes Vorbild galt, stieß er, hauptsächlich durch seine hamburger Dramaturgie, von ihrem angemaßten Throne; daher man ihn den literarischen Arminius genannt hat. Dagegen wies er auf den uns stammverwandten Shakespeare als auf einen ebenso reinen als reichen Quell dramatischer Poesie, und bald ward uns dieser große Meister durch Wieland's und Eschenburg's Uebersetzungen erschlossen. Lessing ist, in seiner doppelten Eigenschaft als Kritiker und als Dichter, der Schöpfer des deutschen Dramas geworden. Indem er dasselbe auf Wahrheit und Natur gegründet wissen wollte, verwarf er sogar den Schmuck des Verses, damit er nicht dazu diene, einen werthlosen Inhalt lügnerisch zu übergolden. In seiner Emilia Galotti gab er das Muster eines bürgerlichen Trauerspiels, in Minna von Barnhelm eines ächtdeutschen Lustspiels. Seine höchste Leistung aber ist Nathan der Weise, den er 1779 im Kampfe wider die beschränkte Schultheologie und deren unduldsamen Eiferer, den Hauptpastor Göze in Hamburg, schrieb. Diesen Göze hatte er schon zuvor im Antigöze, jenen berühmten Flugblättern, als ein Hutten des achtzehnten Jahrhunderts siegreich bekämpft. Mit dem Nathan betrat Lessing, gegen das Ende seines Lebens, den Boden des höheren Dramas; er brachte deshalb jetzt auch den von Shakespeare entlehnten, bisher nur wenig von deutschen Dichtern gebrauchten fünffüßigen Jambus in Anwendung — ein Uebergang, den acht Jahre nachher Göthe mit seiner Iphigenie und Schiller mit dem Don Carlos machten. Nathan der Weise, das Drama der Toleranz, ist ein Edelstein, den erst eine spätere Zeit fähig war in seinem vollen Werthe zu erkennen. Dieses Stück, dessen Inhalt recht oft an uns vorüberzuführen gerade heut zu Tage Noth thut, ist die

Frucht des Jahrhunderte lang gereiften ächten Protestantismus, und gibt so recht Zeugniß von der Tiefe des deutschen Geistes. Keine andere Nation hat solch einen Stoff behandelt — oder auch nur behandeln können.

Lessing, ein Pfarrerssohn gleich Wieland, war den 22. Januar 1729 zu Kamenz in der sächsischen Lausitz geboren. Sein umfassender Geist, welcher Wissenschaft und Leben in stetem Wechsel auf sich einwirken ließ, konnte sich an keine Scholle fesseln, und erst seit 1770 sehen wir ihn als Bibliothekar in Wolfenbüttel in fester Stellung. Er starb, kaum 52 Jahre alt, den 15. Februar 1781. Seinen rastlosen Forschungstrieb hat er in den schönen, oft wiederholten Worten ausgesprochen: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzig innern regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und zu mir spräche: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein —". In unsern Tagen ist Lessing ein herrliches Erzbild von der Meisterhand Rietschel's aus den Beiträgen der Nation in Braunschweig errichtet worden.

Unter all den bisher genannten, in Wissenschaft oder Poesie ausgezeichneten Männern befindet sich kein Oestreicher oder Baier mit Ausnahme des wenig bedeutenden Denis. In Dumpfheit versunken nahmen diese beiden Volksstämme wenig Theil an der geistigen Bewegung des Vaterlandes; nur in der Musik, einer Kunst, welche von dem allgemeinen geistigen Leben minder abhängig ist, haben sie wesentlich zum Ruhme der deutschen Nation beigetragen.

Die Blüthe der Dicht- und der Tonkunst fällt bei uns in eine Zeit. Während die Poesie nach langem Schlummer durch Klopstock und Lessing ihr Auge von neuem erschloß, und die ihr einwohnende Kraft und Ursprünglichkeit offenbarte: trieb der Geist unserer Nation auch nach jener andern Seite die köstlichsten Blüthen, und gerade in der Musik haben wir vor allen andern Völkern die höchsten Preise errungen. Aus der Tiefe des deutschen Gemüths mußte ja diejenige Kunst am reichsten fließen, welche der reinste Ausdruck des Gefühls ist.

Unter den vorzüglichsten Meistern des Jahrhunderts nennen wir zunächst den ehrenfesten Sebastian Bach aus Eisenach, den berühmten Orgel- und Klavierkomponisten, den Meister der Fuge, in welchem sich eine religiöse Kraft, die an Luther erinnert, auf dem Wege dieser Kunst offenbarte. Einer musikalischen Familie entsprungen, war

er zugleich Vater von vier ausgezeichneten Tonkünstlern. Er starb 1750 als Musikdirektor und Kantor an der Thomasschule zu Leipzig, im Alter von 65 Jahren.

Ein Zeitgenosse dieses eben so bescheidenen als tüchtigen Meisters ist Georg Friedrich Händel, welcher, im Gegensatze zu Bach, in der großen Welt lebte und wirkte, deren Gunst und Ungunst der reizbar stolze Mann vollauf erfuhr. Händel ist 1685 in Halle geboren. Sein außerordentliches Talent entwickelte sich so früh, daß er schon mit neun Jahren eine vollständige Kirchenmusik, mit fünfzehn eine Oper schrieb. Italien, wohin er als Jüngling ging, überschüttete den deutschen Opern- und Oratorien-Komponisten mit Ruhmeskränzen. Im Alter von 24 Jahren sehen wir ihn als Kapellmeister in Hannover; 1712 nimmt er in London, wo ihm seine Oper Rinaldo eine glänzende Aufnahme bereitet hatte, seinen Aufenthalt. Händel hat 45 Opern und 26 Oratorien geschrieben; von den letzteren, die ihn auf den Gipfel des Ruhmes hoben, nenne ich den Messias, den Judas Maccabäus, das Alexanderfest und den Samson. Als er 1751 blind wurde, hörte er darum nicht auf zu komponiren und die Aufführung seiner Opern bis acht Tage vor seinem Tode zu leiten. Händel starb 66 Jahre alt, und ist in der Westminsterabtei neben den ersten Männern der englischen Nation bestattet.

Wenn dieser große deutsche Komponist eine vollere Anerkennung auf britischem Boden, als bei uns, gefunden hat — im Gegensatze zu Shakespeare, dem englischen Dichter, der vielleicht in Deutschland in noch höherer Gunst und Anerkennung steht, als daheim —: so hat Dies zunächst darin seinen Grund, daß Händel seine Reife erst in England erlangt und unter dem Einflusse Englands geschrieben hat. Hierzu kommt noch, daß er in Deutschland jene großen, glänzenden Komponisten Oestreichs, von denen hier gleich die Rede sein wird, und Beethoven zu Nachfolgern hatte, welche die Tonkunst in andre Bahnen lenkten. Merkwürdiger Weise scheint es erst unserer Zeit bestimmt zu sein, gegen ihn, so wie auch gegen Bach, volle Gerechtigkeit zu üben. Es hat sich in unsern Tagen eine deutsche Händel-Gesellschaft gebildet, welche eine vollständige, kritische Ausgabe seiner Werke bezweckt — ein Unternehmen, das in doppelter Weise Noth thut, indem fast nur die obengenannten Oratorien, und auch diese nur mit vielfachen Entstellungen, zur Aufführung bei uns gelangen. Seine übrigen Oratorien, wie Saul, Josua, Belsazar, Jephta, Israel in

Aegypten u. s. w., sind unverdienter Weise wenig oder gar nicht bekannt, und ebenso ist Händel als Opern-Komponist, als Schöpfer einer anmuthig heitern weltlichen Musik mit Unrecht in Vergessenheit gerathen. Die deutsche Händel-Gesellschaft verspricht sich, durch Hebung dieser reichen Schätze dem musikalischen Leben unseres Volkes eine neue, bedeutende Anregung zu geben. In Händel, wie in Bach, ist vorzugsweise der norddeutsche, protestantische Charakter ausgeprägt, wozu noch bei Händel der großartige Einfluß des englischen Volkslebens, die erquickende Luft britischer Freiheit kommt. Aus der händel'schen Musik tritt uns eine keusche, männliche, tiefsittliche Kraft entgegen, wie sie bei jenen Tondichtern in Wien nicht gefunden wird, und es ist ein gutes Zeichen von dem ernsten Streben unserer Zeit, daß der Meister aus Halle uns wieder näher rückt. Eben jetzt ist es im Werke, ihm in seiner Geburtsstadt ein Denkmal zu setzen und so den schuldigen Dank gegen den Schöpfer unsterblicher Werke abzutragen, welcher unter den Komponisten aller Völker und aller Zeiten in der geistlichen Musik einen der höchsten Preise, wenn nicht den allerhöchsten, verdient hat.

Neben der Kirchenmusik trat in Deutschland auch die weltliche in die herrlichste Blüthe. Nachdem Männer wie Mattheson in Hamburg und Marpurg in Berlin die theoretische Seite der Tonkunst mit deutscher Gründlichkeit und Tiefe bearbeitet hatten: komponirte Georg Benda in Gotha, der Bruder, Vater und Oheim berühmter Musiker, die ersten Melodramen, und Hiller, an der Thomasschule in Leipzig, brach der deutschen Oper Bahn durch seine damals mit großem Beifall aufgenommenen Operetten. Die Namen dieser verdienstvollen Männer treten in Schatten vor dem Glanze dreier Sonnen, welche in unvergänglicher Schönheit leuchten: Haydn, Gluck, Mozart.

Joseph Haydn, eines Wagners Sohn aus Niederöstreich, erwarb sich als kleiner Knabe sein Brot, indem er Sonntags die Harfe spielte. Ein Verwandter brachte ihn nach Wien, wo er bis zu seinem sechszehnten Jahre Chorknabe bei der Stephanskirche war. Darauf ernährte er sich wieder dürftig mit Unterricht und Orgelspiel, bis er eine Organistenstelle bei den Karmelitern und dann die Führung der esterhazyschen Hauskapelle erhielt. Sein reiches Talent brach schon früh in starken Strömen hervor; ja, er schrieb schon mit zehn Jahren ein sechzehnstimmiges Stück. Zahlreiche Schöpfungen hatten ihm bereits einen großen Namen gemacht, als er 1790 als Direktor der salomonischen Koncerte nach London ging, wo er eine glänzende Aufnahme fand. Von

der Universität Oxford zum Doctor der Musik erwählt, von ganz Europa mit Bewunderung genannt, kehrte er nach fünf Jahren bleibend nach Wien zurück. Hier schrieb er, in seinem kleinen Hause in der Vorstadt, sein Meisterwerk: die Schöpfung, der schon ein anderes Oratorium: Tobias Rückkehr, vorangegangen war, und als drittes: die Jahreszeiten, folgte. Sie schmückten die Stirn des bereits ins Greisenalter eingetretenen Meisters mit unverwelklichem Lorbeer. Haydn starb 1809, 77 Jahre alt. Außer den genannten Oratorien; von denen die beiden letztgenannten noch heute das Entzücken aller Musikfreunde sind, hinterließ er 32 für die Kirche komponirte Stücke, unter denen ein stabat mater, die sieben Worte des Erlösers am Kreuze und 15 Messen in besonderer Schätzung stehen; ferner 140 Symphonien, 83 Quartette, eine Flut von Koncerten für alle Arten von Instrumenten (163 für das Baryton, Esterhazy's Lieblingsinstrument), eine Menge mehrstimmiger Lieder und Gesänge, besonders schottische Nationalgesänge, Sonaten, Märsche, Tänze — — kurz ein ganzes Füllhorn von Musik hat dieser anmuthig heitere Meister über die Welt ausgegossen. — Auch Haydn's Bruder, Johann Michael, war ein ausgezeichneter Komponist für Kirchenmusik.

Christoph von Gluck wurde 1714 in der Oberpfalz geboren. Nachdem er in Prag die Musik, in Italien die Komposition studirt hatte: ging er nach England, wo er eine neue Richtung einschlug. Indem er nämlich begann, im Charakter der Handlung und des vom Dichter gegebenen Wortes zu schreiben, so daß Text und Musik einen Körper bildeten, der Text den Leib, die Musik die Schwingen der Oper, auf denen sie sich über die Erde erhob: schuf er den höheren dramatischen Stil, und setzte den charakterlosen, weichlichen und gezierten Opern der Italiener und Franzosen die deutsche Oper, welche Wahrheit und Tiefe hatte, entgegen. Seine Schöpfungen waren Kunstwerke aus einem Gusse und dabei von der edelsten Einfachheit, wie die Plastik der Alten. Da fand sich keine Anhäufung von Schwierigkeiten, die dem Sänger Gelegenheit gab, mit seiner Virtuosität zu prahlen, kein Haschen nach Orchestereffekten, wie die moderne Oper es liebt. Er zog die Musen den Sirenen vor, wie Jemand treffend gesagt hat.

Gluck hatte seinen Aufenthalt in Wien genommen. Sein europäischer Ruf begann mit der Iphigenie in Aulis, die in den siebziger Jahren entstand. Als er sie nach Ueberwindung vielfacher Ränke, unter dem Schutze der Königin Marie Antoinette, in Paris zur Auf-

führung brachte: wurde sie mit unerhörtem Beifalle aufgenommen, und hundert und siebzigmal in zwei Jahren gegeben. Es war Dies ein großer Sieg der Deutschen auf dem Schlachtfelde der Musik; die französische Oper war auf den Tod getroffen. Der große Meister blieb nun in Paris, und schuf erst jetzt als ein langsam, aber gründlich reifender Geist seine besten Werke Alceste, Cythere, Armide, Iphigenie in Tauris — von Herder „eine heilige Musik" genannt — und Narcissus.

Gluck starb 1787 in Wien im Alter von 73 Jahren.

Wir kommen jetzt zu den letzten der drei wiener Tondichter, zu Mozart. Wenn je die Musen einen Liebling mit Fülle der Gedanken und leicht schaffender Kraft ausgestattet haben, so war Dies bei ihm der Fall. Mozart, mit den Vornamen Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus, ist 1756 in Salzburg geboren. Sein Vater Leopold Mozart aus Augsburg war bei der erzbischöflichen Kapelle in Salzburg angestellt und geschätzt als Musiker, Komponist und Verfasser einer trefflichen Violinschule. Ebenso war Mozart's Schwester Maria Anna, welche fünf Jahre mehr zählte als er, durch musikalisches Talent ausgezeichnet, und auch sein 1791 zu Wien geborener Sohn Wolfgang hat sich als Klaviervirtuos und Komponist einen Namen gemacht. Es sind Dies die Planeten, die um die Sonne Wolfgang Amadeus kreisen.

Schon im dritten Jahre trat die außerordentliche Begabung Mozart's hervor; wie ein anderes Kind sprechen und gehen lernt, so er, aus innrer Nothwendigkeit, musiciren und komponiren. Vom vierten Jahre an erhielt er regelmäßigen Klavierunterricht. Da diese frühe Reife nicht künstlicher Trieb, sondern Natur war: so blieb er, trotz des zarten Körperbaus, gesund und heiter. Als er sechs Jahre zählte, ging sein Vater mit ihm nach Wien, wo der wunderbare Knabe bei Hofe mit großem Beifall spielte, so daß Leopold Mozart sich veranlaßt sah, die Kunstreisen mit Sohn und Tochter zu wiederholen und 1763 nach andern deutschen Ländern, so wie nach Frankreich und England auszudehnen. Zum höchsten Staunen aller Welt spielte Mozart jetzt schon die schwierigsten Sachen von Bach und Händel vom Blatte. Neben dem Klaviere betrieb er auch Violine und Orgel mit großem Erfolg.

Aber nicht die Ausführung, sondern die Schöpfung von Tondichtungen war die Lebensaufgabe dieses merkwürdigen Geistes. Bereits waren Klaviersonaten in Paris von ihm erschienen; jetzt, im

zwölften Jahre, schrieb er eine Oper und, zur Einweihung einer wiener Kirche, ein Tedeum, dessen Aufführung er selbst leitete. Neuen Ruhm gewann er in der ersten Hälfte der siebziger Jahre in Italien. Dort und in München, wo er sich 1774 und 78 aufhielt, entstanden vier Opern neben andern Musikstücken. Es war die Zeit, wo der Genius seine Schwingen übte, bevor er den vollen Aufschwung nahm.

Mozart wählte jetzt Wien als festen Aufenthaltsort und heirathete sein „Stannerl" (Konstanze Weber aus Mannheim). Leider blieb seine äußere Lage beschränkt, so daß er durch Musikunterricht und Koncertgeben einen guten Theil seines Unterhalts gewinnen und seine unschätzbare Kraft zersplittern, vielleicht auch — denn er war kein guter Haushälter — überspannen mußte. Erst die Nachwelt begriff diesen seiner Zeit vorangeeilten Geist. Aber that der östreichische Kaiser, der sonst so hochherzige Joseph, Nichts für ihn? Joseph verlieh ihm 1787 — in dem Jahre, wo der Don Juan erschien — den Titel Kapellmeister nebst einem Jahrgehalte von — 800 Gulden! Er reichte ihm diesen Heller als Gegengeschenk für die schönste Perle weltlicher Musik, die zu irgend einer Zeit zu Tage kam, für die gewaltigste Tragödie im Gebiete der Tondichtung, nachdem Mozart einen vortheilhaften Ruf nach Berlin, seinem Kaiser und der heitern Stadt Wien zu Liebe, abgelehnt hatte!

Der farbenprächtige, vollsaftige, süßduftende Kranz der deutschen Opern Mozart's beginnt 1786 mit der Entführung aus dem Serail; in dasselbe Jahr fällt Figaros Hochzeit, zu der ein damals in Frankreich hochberühmtes Lustspiel Beaumarchais' den Stoff lieferte; in das folgende Jahr Don Juan; 1790 brachte Cosi fan tutte oder Mädchentreu; endlich 1791 Titus und die ächte Volksoper: die Zauberflöte, die jedes Alter und jede Bildungsstufe gleich sehr entzückt.

Außer diesen Werken, die Mozart zum ersten Meister der klassischen Oper erheben, bereicherte er alle Musikgattungen mit einer außerordentlichen Menge genialer Kompositionen. — Er hat sich das zweite große Verdienst erworben, der Schöpfer der neueren Instrumentalmusik zu sein.

Will man Mozart mit einem andern Meister der Kunst vergleichen, so kann es nur mit jenem zweiten Wolfgang — mit Göthe sein. Göthe's Lieder quellen unmittelbar in der feinsten künstlerischen Fassung aus der Brust hervor, wie hier die Melodien in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit. Es ist die Kunst, die eben die höchste ist, weil bei ihr, wie

bei den Erzeugnissen der Natur, alles Machen vergessen wird; es ist die Kohle, die im Hauche des Genius, wie von selbst, zum reinsten Diamanten umschmilzt.

Als Mozart die beiden letztgenannten Opern schrieb, zählte er 35 Jahre. Welche Werke waren noch von diesem von göttlicher Heiterkeit erfüllten, aus unversieglichem Born schöpfenden Geiste, der spielend über alle Süßigkeit, über alle Gewalt seiner Kunst gebot, zu erwarten! Aber die wunderbaren Klänge der Zauberflöte sollten plötzlich verstummen; wie Raphael und Schiller nahm ihn der Tod in dem Alter frischblühender Manneskraft plötzlich hinweg! Er starb, bevor er sein berühmtes Requiem vollendet hatte, den 5. December 1791 um Mitternacht. Ein berühmter Harfenspieler aus Böhmen zerschlug, als er Mozart's Tod erfuhr, sein treffliches Instrument, indem er sagte: mit ihm sei die Musik zu Grabe gegangen. „Sein Leben war ein Glück für Alle, ein Unheil für Alle sein Tod"*). Diese Worte eines Italieners bezeichnen die allgemeine Trauer, welche damals, weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus, die Gemüther ergriff. Und doch zeigten sich die Nächststehenden engherzig, wie auch bei Schiller's Bestattung, und Mozart's Leichnam mußte in einer gemeinsamen Grabstätte untergebracht werden, da Niemand der dürftigen Familie die Mittel reichte, einen besonderen Platz zu kaufen. Einen besonderen Platz in unsern Herzen hat er sich selbst durch seine Tondichtungen erkauft, die noch eine Wonne später Geschlechter sein werden. Vor wenigen Jahren ist ihm ein Standbild von Schwanthaler's Hand in Salzburg errichtet worden; die Aufgabe war schwierig, weil Mozart ein unscheinbares Aeußere besaß. In unaussprechlicher Schönheit umschwebt uns dagegen sein geistiges Bild, und wir sagen mit Stolz: Auch Dieser ist ein Deutscher gewesen!

So schließen wir denn diesen Abschnitt, der uns so viele herrliche Männer unserer Nation vor Augen geführt hat: Fürsten, Kriegshelden, Gelehrte, Künstler — einen Friedrich den Großen, einen Kant, einen Klopstock, Lessing, Händel, Mozart! Auf sie laßt uns weisen, wenn hochmüthige Fremdlinge sich überheben wollen; auf sie laßt uns schauen und Trost aus der Kraft unseres Volkes schöpfen, wenn manchmal die

*) La sua vita era una fortuna pubblica; una pubblica calamità la sua morte.

Gegenwart schwer auf uns lastet. Ein Sprüchlein des Altmeisters Göthe lautet:

> Wohin wir bei unsrem Gebresten
> Uns im Augenblick richten sollen?
> Denke nur immer an die Besten,
> Sie mögen stecken, wo sie wollen.

---

19. Deutschland zur Zeit der Revolution.

Erste Abtheilung.

> Die Zeit ist in ewigem Fortschritte begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1810 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist. Und wiederum ist für eine Nation nur Das gut, was aus ihrem eignen Kern und ihrem eignen Bedürfnisse hervorgegangen, ohne Nachäffung einer andern. Denn was dem einen Volke auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht auf einer andern als Gift. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der Nation wurzelt, sind sehr thöricht, und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solcher Pfuscherei zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfniß einer großen Reform in einem Volke vorhanden: so ist Gott mit ihr, und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern; denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfniß. Er war ebenso sichtbar mit Luther; denn die Reinigung jener durch Pfaffenthum verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden, vielmehr waren Beide lebhaft davon durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse, und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne.
>
> (Göthe's Gespräche mit Eckermann.)

Das große Ereigniß, welches diesem Abschnitte das Gepräge aufdrückt, ist die französische Revolution. Dieses zerstörende, aber auch reinigende Ungewitter, das sich über Frankreich und von da durch ganz Europa verbreitete, hatte seine Vorläufer auf germanisch-protestantischem Boden: in England und Nordamerika. Mit der steigenden Bedeutung und Bildung des Mittelstandes war es natürlich, daß dieser seinen Antheil am Staatsleben immer dringender begehrte. Schenkten nun die Herrscher diesem Bedürfnisse kein Gehör; wollten sie ihre seit einem Jahrhunderte fester gegründete Macht sich nicht schmälern lassen: so mußte sich ein Kampf der Völker mit ihren Gebietern und deren Anhang erheben. In England, wo durch die Parlamente der Nation ein Werkzeug des Widerstandes gegen Fürstenwillkühr gegeben; wo das Volk überhaupt politisch am weitesten entwickelt war, fand am ersten ein

Ausbruch Statt. Dies geschah in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts unter Karl I. aus dem Hause Stuart, der in beschränktem, eigensinnigen Stolze dem Geiste und den Forderungen der Zeit widerstrebte, und eine förmliche Staatsumwälzung hervorrief, über der sein Thron zusammenstürzte, und er selbst sein Blut auf dem Schaffote vergoß. Zwar wurden, nachdem England elf Jahre lang unter dem kräftigen Protektorate des eisernen Cromwell als Republik gestanden hatte, die Stuarts wieder in die Königswürde eingesetzt; aber die Nation kam erst zur Ruhe, als dies Haus, das so wenig von der Revolution zu lernen fähig war, wie nachmals die Bourbonen, vertrieben worden; als unter Wilhelm von Oranien, einem Herrscher, der die republikanische Luft Hollands gesogen hatte, die Rechte des Parlaments und der Volksfreiheit neu gegründet worden waren.

Das Beispiel, das England auf diese Weise den Völkern gab, hätte vielleicht schneller gezündet: wäre nicht durch die Trennung des Inselreichs von dem europäischen Festlande die Mittheilung erschwert gewesen. Es bedurfte eines neuen Anstoßes, und den gab Nordamerika. Dort hatte sich ein blühender Bürgerstaat ohne Aristokratie und Episkopalkirche erhoben, ein Ableger Englands, in frischen, wilden, republikanischen Boden gesenkt. An dem mehrjährigen Unabhängigkeitskampfe dieses Staats hatte Frankreich auf amerikanischer Seite Theil genommen, um seinem alten Feinde England Abbruch zu thun, und der Same der neuen Bürgerfreiheit war von dort mit herübergebracht worden. Ferner hatten Schriftsteller wie Montesquieu und Voltaire, die in den Jahren, wo die französische Revolution sich vorbereitete, von größtem Einflusse gewesen waren, gerade in England ihre Schule gemacht. Daher trug diese Revolution in ihren Anfängen eine germanische Färbung; jene idealistische Erklärung der Menschenrechte, welche die französische Nationalversammlung an die Spitze ihrer Arbeiten stellte, war den Nordamerikanern geradezu entlehnt. Aber natürlich nahm die Umwälzung bald einen eigenthümlichen, nationalen Gang. Schiller heißt uns vor dem Sklaven, der die Kette bricht — nicht vor dem freien Menschen — erzittern. Dieser kettenzerbrechende Sklave war hier ein heißblutiges, durch langen geistlichen und weltlichen Absolutismus verderbtes und zur Erzeugung gesunder Bürgerfreiheit von Haus aus unfähiges Volk; ein Volk, das durch die ungerechteste Besteuerung, die allein auf Bürger und Bauer lastete, und die immer wachsende Schuldenlast des Staats verbittert war; dem überdies der durch Sittenlosigkeit und maßlose Ver-

schwendung verächtlich gewordene Hof keine Scheu mehr einflößen konnte; ein Volk, das zugleich ebenso kriegslustig und unternehmend als kriegstüchtig, ebenso ruhm- als habgierig war — Eigenschaften, die das Ausland bald genug zu seinem großen Schaden erfahren sollte. Frankreich war ein mit schlechten Säften erfüllter Körper; daher die jetzt eintretende Krankheit einen höchst gefährlichen Verlauf nahm.

Bald gewann die französische Revolution eine verzweifelte Gestalt, so daß die englische fast als eine leichte Krise daneben erscheint. Der schwache, gutmüthige König, der die Sündhaftigkeit seiner Väter im vollsten Maße büßen mußte; Marie Antoinette, die Königin, Maria Theresias Tochter; endlich auch des Königs Schwester vergossen ihr Blut durch Henkershand; Ludwigs XVI. junger Sohn erlag den Mißhandlungen roher Republikaner. Frankreich hatte manchen Despoten auf seinem Throne gesehen; aber Keiner führte ein so schreckliches Regiment als jener Verein von Tyrannen, Konvent genannt, der seit 1792 am Steuer saß, als jene Dantons, Marats, Robespierres, die, auf der Woge der Pöbelgunst steigend und fallend, das kurz dauernde Gebäude ihrer Herrschaft mit dem Blute ihrer Mitbürger zusammenkitteten. Frankreich hat innerhalb 56 Jahren zwei Republiken aus leichtem Holze nach seiner Art aufgezimmert, wovon die erste nach zwölf oder eigentlich nach sieben, die zweite nach weit kürzerer Zeit zusammenstürzte; es ist dann jedesmal wieder zur strengen Monarchie und jener Centralisation, die der Romane schon durch seine kirchlichen Verhältnisse mit der Muttermilch einsaugt, übergegangen. Zu einem Freistaate fehlt es an den ersten Bedingungen: an der sittlich-religiösen Grundlage, an einer würdigen Gestaltung des Familien- und Gemeindelebens, an Staatsmännern von unabhängiger Gesinnung.

Während der ersten Jahre der französischen Revolution herrschte über Oestreich Josephs Bruder Leopold II., welcher zugleich mit der deutschen Kaiserwürde bekleidet worden war. In Preußen hatte Friedrich Wilhelm II., der Sohn des Prinzen August Wilhelm, den Thron bestiegen. Leopold II., der zuvor als Großherzog von Toscana die Zustände jenes Landes vorsichtig zu bessern gestrebt hatte, entschlug sich in seiner neuen Würde der Reformen, und war nur bemüht, den von Joseph aufgeregten Sturm durch Hinwegräumung der Neuerungen zu beschwichtigen. Insbesondere blieben Ungarn und Belgien bei ihren alten Verfassungen und Einrichtungen, und kehrten, nachdem in dem letztgenannten Lande die republikanische Partei durch Waffengewalt gedämpft

worden war, zur Ruhe zurück. Während er so langsam rückwärts steuerte, flog das Schiff Frankreichs auf hochgehenden Wogen mit allen Segeln im schärfsten Winde.

Sehen wir, wie sich Preußen zu der großen europäischen Bewegung stellte. Dort war in Friedrich Wilhelm II. vielleicht der schwächste Charakter unter den preußischen Königen auf den stärksten gefolgt. Je kräftiger sich Friedrich der Große gefühlt, um so weniger hatte er Anderen neben sich Spielraum gegeben, so daß jetzt zu fürchten war, Preußen werde in der Noth rathlos sein, da der Einzige, der Tag und Nacht am Steuer gestanden, und Niemandem an dessen Führung Theil gegeben, jetzt hinweggenommen war. Uebrigens zeigte der neue Fürst in seinen ersten Regierungshandlungen Verstand und Gutherzigkeit. Die Sorge Friedrichs des Großen für Heer und Schatz hatte diesen Fürsten zu Maßregeln getrieben, die nicht immer mit der Wohlfahrt und noch weniger mit dem Behagen seines Volks in Einklang standen. Preußen war unter ihm in einem gespannten Zustande, wie Einer, der stets die Hand am Schwerte hält; namentlich war der Kriegsdienst hart. Wie schon oben erwähnt, drückte auch das in der Hand von Franzosen befindliche Zoll- und Accisewesen, Regie genannt, so wie die Handelssperre und die Warenverbote. Friedrich Wilhelm richtete, indem er die Regie aufhob und die fremden Beamten entließ, die ganze Staatswirthschaft zeitgemäßer ein, erleichterte den Kriegsdienst, und traf noch andere wohlthätige Einrichtungen.

Aber auch er gehörte zu den Rückwärtssteuernden; Dies zeigte sich nirgends mehr als in der Art und Weise, wie er die unter Friedrich dem Großen herangewachsene Geistesfreiheit beschränkte. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß diese Sucht der Aufklärung, wie überhaupt alle neu auftauchenden Richtungen, zu weit gegangen, und deshalb eine Gegenstrebung Bedürfniß geworden war. Indem die Aufklärer in ihrem nüchtern verständigen Eifer Alles hinwegräumen wollten, was seit Luther sich überlebt hatte, widerfuhr es ihnen nicht selten, daß sie vom Baume des Glaubens mit den dürrgewordenen Aesten zugleich die, welche noch voll Lebenssaft waren, herunterschnitten. Dann aber war der Verlust größer als der Gewinn; denn wer dem Menschen an die Religion tastet, greift ihm sein Bestes an. Es wäre die Aufgabe des Königs gewesen, die altgläubige Richtung, so weit sie noch bestand, wie die neue, als berechtigt anzuerkennen, an der Schule und auf der Kanzel ausschweifenden Lehren der einen wie der andern Art entgegenzutreten, der

wissenschaftlichen Forschung aber unbeschränkten Spielraum zu gewähren. Dann mußte sich allmählich ein freierer Geist aus den Höhen der Bildung in die tieferen Schichten senken; dann mußte, nachdem das Beiwerk mit schonender Hand hinweggeräumt worden war, durch eine gesunde Weiterentwicklung, wie sie im Charakter des Protestantismus liegt, die Religiosität nicht gehemmt, sondern vielmehr entschieden gefördert werden. Statt Dessen verbot der Neffe des großen Friedrich den Geistlichen und Lehrern bei Strafe der Absetzung, sich von den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche, den symbolischen Büchern, irgendwie zu entfernen, also mit einmal einen Standpunkt einzunehmen, von dem bereits die Meisten, streng genommen Alle, in Folge der Geistesarbeit der letzten Jahrhunderte, sich entfernt hatten; ja sogar die wissenschaftliche Theologie — Schriftsteller sowohl als akademische Lehrer — sollten in diese enge, scholastische Fessel geschlagen werden; wie man denn auch den Versuch machte, dem alten Kant, der nicht einmal Theologe war, und zu dessen Vorlesungen und Schriften überdies das große, nicht philosophisch geschulte Publikum keinen Zutritt hatte, Hemmketten anzulegen. Dieser harte Geisteszwang wurde über Preußen verhängt durch das berüchtigte Religionsedikt vom Juli 1788, also nachdem der große Friedrich noch nicht zwei Jahre lang seine hellen Augen geschlossen hatte! Man heißt es auch das wöllnersche Edikt, weil es von Wöllner ausgearbeitet worden ist, einem altgläubigen Prediger, welcher, nachdem er verschiedene Verwaltungsstellen bekleidet hatte, von Friedrich Wilhelm zuletzt an die Spitze der geistlichen Angelegenheiten gestellt und zum Staatsminister erhoben worden war. Natürlich fand eine solche Beschränkung der Lehr- und Glaubensfreiheit — wo sie nicht zu Heuchelei und schnöder Lüge verleitete — mannigfachen Widerstand, und weder das geschärfte Censuredikt, das die Flut heftiger Schriften, die nun plötzlich auftauchten, zurückdämmen sollte, noch die unmittelbar unter dem Könige und Wöllner stehende „geistliche Immediat-, Examinations- und Visitations-Kommission“ mit ihrem Kandidatenexamen, ihrem Katechismus, über welchen die theologische Fakultät zu Halle eine entschieden ungünstiges Urtheil fällte, und mit allen jenen andern ebenso peinlichen als Aergerniß gebenden Anordnungen konnten zum Ziele führen. In geistlichen, wie in politischen Dingen ist das Schwimmen gegen den Strom, d. h. gegen das allgemeine Wissen und Bedürfniß, vergeblich, zumal in Deutschland, wo der Geist sich weniger als irgendwo binden läßt, und Inquisitionen niemals Boden fanden.

Auch hob des Königs Nachfolger Friedrich Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung 1797 das Religionsedikt sogleich wieder auf, und ertheilte dem verhaßten Wöllner seine Entlassung.

Noch mehr offenbarte sich die Schwäche des Königs in seinem Privatleben. Zu der sittenlosen Haltung des Hofes gab er selbst den Ton an; Maitressen, die man weder vorher noch nachmals am preußischen Hofe von Einfluß gesehen, spielten eine Rolle und verschlangen ungeheure Summen. Des Königs Neigung zum Mysticismus wurde von pietistischen Geheimbündlern, wozu auch Wöllner gehörte, gemißbraucht.

Am meisten vermißte man die Kraft des früheren Regiments in der Stellung Preußens zum Auslande. Die Minister, deren Hand Friedrich Wilhem II. die auswärtigen Angelegenheiten anvertraut hatte, nahmen eine falsche politische Stellung, Herzberg Rußland und Oestreich, später Haugwitz, Lucchesi und Lombard Frankreich gegenüber. So begann Preußen allmählich von der Höhe, auf die es Friedrich der Große gestellt hatte, hinabzusinken.

Die französische Revolution setzte die Staatskunst der Fürsten Europas auf eine harte Probe. Wie ihre Völker, waren sie anfangs über das unvorhergesehene, ungeheure, nur halb verstandene Ereigniß von Staunen ergriffen. Bald theilten sich die Beobachter in feindliche und freundliche. Die Fürsten begannen die Umwälzung als einen Brand im Hause des Nachbars zu betrachten; Adel und höhere Geistlichkeit sahen in der Abschaffung der Privilegien in Frankreich ihre eigenen Vorrechte bedroht; der Mittelstand dagegen war der Revolution günstig gestimmt, und gerade die gebildetsten und edelsten Männer Deutschlands, ein Klopstock an der Spitze, jauchzten den ersten Vorgängen über dem Rheine als einem Siege des Rechts über langverjährtes Unrecht entgegen. Die unwürdige Behandlung, welche Ludwig XVI., besonders nach seinem vergeblichen Fluchtversuche, erdulden mußte, war eine Kränkung für alle Fürsten, namentlich für dessen Schwager Kaiser Leopold; überdies wurde das Ohr der deutschen Fürsten von dem ausgewanderten Adel Frankreichs, der sein Hauptquartier in Koblenz aufgeschlagen hatte, besonders von den Brüdern des Königs, die auch geflüchtet waren, in sehr lästiger Weise bestürmt. Leopold und Friedrich Wilhelm trafen 1791 in Gesellschaft ihrer Thronfolger zu Pillnitz mit dem Kurfürsten von Sachsen und dem Grafen Artois, Ludwigs jüngerem Bruder, zusammen, und veröffentlichten eine Erklärung, durch welche

sie die Theilnahme der Herrscher Europas für die Wiedereinsetzung Ludwigs in seine Rechte zu gewinnen suchten, und, im Falle allgemeiner Hülfeleistung, hinreichenden Beistand von eigner Seite in Aussicht stellten. Es erfolgten auf diese Worte um so weniger Thaten, als kurz nachher Ludwig die ihm vorgelegte Konstitution feierlich annahm, wie er auch den auswärtigen Höfen in aller Form anzeigte, und es nun den Anschein hatte, als werde der Schlund der Revolution sich schließen. Aber der Umstand, daß die dem Königthume feindliche Partei der Jakobiner alle Macht an sich riß, bewirkte, daß der Sturm von neuem ausbrach. Als nun Oestreich und Preußen, welche im Februar 1792 ein Vertheidigungsbündniß errichtet hatten, endlich mit dem Kriege Ernst machten, erhob sich dieser Sturm immer furchtbarer. Der frühzeitige Tod Leopolds, welcher im März, 45 Jahre alt, unerwartet starb, trug eher zur Beschleunigung der Rüstungen bei, indem Franz II., sein Sohn und Nachfolger in den östreichischen Staaten und der Kaiserwürde, die Verbindung des Vaters entschieden aufrecht erhielt. Unter diesen Umständen erklärte Frankreich durch den Mund des von seinem Ministerium hierzu gezwungenen Königs im April Oestreich den Krieg.

Zum Oberbefehlshaber der verbündeteten Truppen war Karl Wilhelm Ferdinand, regierender Herzog von Braunschweig, ernannt worden, vor Zeiten einer der tüchtigsten Generale Preußens, der im siebenjährigen Kriege an der Seite seines Oheims, des berühmten Herzogs Ferdinand von Braunschweig, die Franzosen mit Glück bekämpft hatte. Als im Jahre 1787 Unruhen in Holland ausgebrochen waren, hatte Friedrich Wilhelm II. jenen jüngeren Herzog von Braunschweig seinem Schwager, dem Erbstatthalter Wilhelm V. von Oranien, mit einer ansehnlichen Streitmacht zu Hülfe geschickt, und Diesen wieder in seine Würde eingesetzt. Die Leichtigkeit, womit diese Lorbeeren in Holland gepflückt worden waren, hatte bei den Siegern eine verderbliche Sicherheit erzeugt; man hielt sich für unüberwindlich, wie zu Friedrichs des Großen Zeit, und indem man den leichtfertigen Reden der Emigranten Glauben schenkte, welche die durch bürgerliche Offiziere angeführten Revolutionsheere als zuchtlose Haufen schilderten: sprach man jetzt von einem „bewaffneten Spaziergange nach Paris", in Folge dessen Ludwig in kurzem vollständig in seine alten Rechte wieder eingesetzt sein würde. So war auch das aus der Feder eines Emigranten geflossene Manifest, welches der Herzog von Braunschweig seinem Kriegszuge voranschickte, in einem übermüthigen, den Nationalstolz der Fran-

zosen verletzenden Tone abgefaßt. Ueberhaupt schlug die Hülfe, welche die Fürsten dem unglücklichen Ludwig sandten, Diesem zum Verderben, statt zur Rettung, aus. Die Vortheile, welche ihre Waffen anfangs in den Niederlanden und in Lothringen erlangten, wo die Festungen Longwy und Verdün von den Preußen erobert wurden, schärften die Wuth und Kraft der Revolution. Mit den Kriegsereignissen stehen überhaupt in naher Verbindung die Gefangennehmung des Königs und die Gräuelscenen in Paris in der zweiten Woche des Septembers, sowie die wenige Tage später erfolgte Errichtung der französischen Republik unter Herrschaft des Nationalkonvents, der sofort den König in Anklage versetzte und, am 21. Januar 1793, dem Henker überlieferte.

Das Hauptheer der dem Oberbefehle des Herzogs von Braunschweig übergebenen Streitmacht bestand aus 50,000 Preußen. Sie waren erst im August 1792 in Lothringen eingerückt, begleitet von Friedrich Wilhelm II., dessen zwei Söhnen und dem Corps der Emigranten, das sicher darauf rechnete, „das Advokatenregiment in Paris" schnell beendet zu sehen. Zu ihnen stieß von den Niederlanden aus ein 30,000 Mann starkes östreichisches Hülfscorps unter Clerfayt. Mit so geringen Streitmitteln zog man aus, als ginge es in den Kampf gegen eine schwache Partei, und nicht gegen eine große, wild aufgeregte Nation, welche wohl wußte, daß es sich jetzt um Nichtgeltung oder Geltung der unerträglichsten Privilegien handelte — um Freiheit oder Knechtschaft, wie man es nannte.

Nach den glücklichen Erfolgen in Lothringen, deren wir oben gedachten, rückte das preußisch-östreichische Heer in die Champagne ein, und schon begannen die Franzosen für Paris zu fürchten. Aber der Herzog von Braunschweig hatte nach seiner langsamen Weise zu viele Zeit mit der Eroberung jener Festungen verloren; schon war der Herbst da; mit ihm stellte sich anhaltender Regen ein, der die Wege ungangbar machte. Dies Wetter, die zu leichte Bekleidung der Truppen, der Mangel an Mundvorrath und der daraus entspringende Genuß unreifer Früchte waren Ursache, daß gefährliche Krankheiten im Heere ausbrachen. So geschah es, daß, nachdem der französische General Dümouriez durch Besetzung der Pässe im argonner Walde den Marsch des Herzogs aufgehalten und durch Vereinigung mit Kellermann seine Streitkraft ansehnlich verstärkt hatte, die Verbündeten, nach dem erfolglosen Kanonengefechte bei dem Dorfe Valmy, am ersten Oktober den Rückzug antraten. Im kläglichsten Zustande erreichten sie — obgleich, laut

des geschlossenen Vertrags, von Dümouriez nicht verfolgt — den Rhein, besiegt von den Elementen, nicht vom Feinde; denn bei weitem der größte Theil der Armee hatte keinen Schuß gethan.

Clerfayt ging nach den östreichischen Niederlanden zurück. Eben dahin wandte sich jetzt auch Dümouriez, der sich bald durch die Schlacht bei dem Dorfe Jemappes (vor Mons), wo er am 6. November nach der tapfersten Gegenwehr des weit schwächern Feinds den Sieg errang, den Weg zur Eroberung ganz Belgiens und Lüttichs bahnte.

Während der Herzog von Braunschweig noch in der Champagne stand, überfiel, von der damals französischen Festung Landau aus, General Cüstine mit einem Heere, das großentheils aus Nationalgarden und bewaffneten Bauern bestand, das nahe Speier, wobei ihm eine östreichische Besatzung und beträchtliche Magazine in die Hand fielen. Von da rückte er vor Mainz, durch eine Partei der Stadt aufgefordert — ohne Geschütz, mehr auf die Kraft seiner Prahlereien als auf die seiner Waffen vertrauend, und die Reichsfestung wurde durch eine Kapitulation, durch welche 4000 Mann Besatzung freien Abzug erhielten, am 21. Oktober übergeben! Auch Frankfurt, die neutrale Reichsstadt, wurde besetzt und mit einer Brandschatzung von anderthalb Millionen Thaler heimgesucht, jedoch nach einigen Tagen von den herbeigeeilten Preußen wieder befreit.

So unerhörte Erfolge lassen sich nur aus der Zersplitterung und Zerrüttung des deutschen Reichs erklären — ein Zustand, der auf der Rheingrenze, wo ein fester Zusammenschluß am meisten Noth that, vorzugsweise fühlbar war. Nationalgefühl fand sich überhaupt bei diesen Kleinstaaten nicht; dagegen erweckte der große Sturm in Frankreich zu Gunsten des Bürgerthums nicht geringe Theilnahme. Mit Jubel kam die deutsche Bevölkerung den ersten Sendboten der Revolution entgegen; die Ketten, die tausend Jahre auf uns gelastet, schienen plötzlich zu fallen, und die Freiheitsbäume, die man allerwärts pflanzte, einen neuen Völkerfrühling zu verkünden. Als aber die falschen Apostel habgierig um sich griffen, als seien sie nur gekommen, um gute Beute zu machen: kühlte sich die Begeisterung, und verdächtig wurde die Freiheit, die in so unreiner Gestalt erschien.

Was Mainz insbesondere angeht, so hatte bei dem Anrücken des Grafen Cüstine der Kurfürst mit seinen Domherren und dem Adel feige die Flucht ergriffen, und die Bürger, von ihrem natürlichen Schutzherrn verlassen, waren jetzt nicht abgeneigt, die hochgepriesene „Freiheit und

Gleichheit" der französischen Republik gegen das von alter Fäulniß ergriffene geistliche Regiment einzutauschen. Dahin wirkte mit Eifer ein politischer Verein, „die Klubbisten von Mainz", zu denen auch der hochbegabte, als Weltumsegler und Naturforscher berühmte Georg Forster gehörte, der nachmals in Paris vor Kummer über den Zusammensturz seiner großen Hoffnungen starb. Wie krank warst Du doch, mein edles Deutschland, und wie groß der Schwindel jener Tage, daß so treffliche Männer Dich verlassen — und verrathen konnten!

Die Hinrichtung Ludwigs XVI., die — bei den künstlichen Mitteln, welche die Jakobiner anwenden mußten, um überhaupt nur die Verurtheilung zu erreichen — ebenso gut Ermordung genannt werden kann, und das Waffenglück der Franzosen in den Niederlanden, in den Rheingegenden und in Savoyen, welche Länder der Republik sofort einverleibt wurden, veranlaßten einen großen Bund gegen Frankreich. Diese hauptsächlich auf Betreiben des berühmten englischen Staatsmannes Wilhelm Pitt gestiftete Koalition umfaßte Großbritannien, das deutsche Reich, Oestreich und Preußen, Italien, Spanien und Portugal. Während England mit seinen Flotten Frankreichs Seemacht, Handel und Kolonien gefährdete, ruhte die Last des Landkriegs großentheils auf den Schultern Oestreichs und Preußens, die aber jetzt wieder nur die halbe Kraft anstrengten.

Damals war die Aufmerksamkeit des preußischen Hofes vorzüglich Polen zugewendet. Dieses Land hatte sich, von Frankreichs Beispiel entzündet, im Mai 1791 eine neue Verfassung gegeben, wodurch es der Vormundschaft Rußlands zu entgehen und Selbstständigkeit zu erlangen hoffte. Statt des unglücklichen Wahlreichs sollte nach König Stanislaus II. Tode ein erblicher Thron errichtet werden; das kursächsische Haus sollte denselben besteigen, die gesetzgebende Gewalt, wie bisher, in den Händen eines Reichstags mit zwei Kammern liegen, der aber alle zwei Jahre regelmäßig zusammentreten würde. Das unselige liberum veto, durch welches die einzelne Stimme eines Abgeordneten die Beschlüsse des Reichstags hemmen konnte, sollte aufhören; dem Bürgerstande sollten große Zugeständnisse, dem Bauernstande wenigstens Erleichterungen gewährt, im übrigen freilich dem Adel seine großen Vorrechte erhalten werden. Außerdem sollten die Gerichte unabhängig und den Nicht-Katholiken freie Religionsübung verstattet sein. Diese vom Geiste des Fortschritts eingegebene, nach Zeit und Umständen vortreffliche, von ganz Europa mit Beifall begrüßte Verfassung versprach, wenn sie

durchgeführt und kräftig Wurzel fassen konnte, dem polnischen Staate neues Lebensblut einzugießen, und Deutschland oder zunächst Preußen durfte hoffen, eine starke Mauer werde zwischen ihm und dem drohenden Rußland in diesem konstitutionellen Throne erstehen. Die äußeren Umstände waren für Polen nicht ungünstig: Rußland stand mit der Pforte und Schweden, Oestreich mit Frankreich im Kriege; zwischen Preußen, das sich seit längerer Zeit von Rußland abgewendet hatte, und Polen bestand seit 1790 ein Bündniß, und Friedrich Wilhelm II. wünschte sogar Stanislaus Glück zur Wiedergeburt Polens. War aber eine in wilde Gesetzlosigkeit versunkene Nation von Aristokraten — wenn Dies überhaupt eine Nation genannt werden kann — einer solchen Wiedergeburt fähig? Mußten nicht die Vaterlandsfreunde auf eine beträchtliche Partei Solcher stoßen, denen die neue Ordnung als eine Verkürzung ihres Rechts, „als ein Grab der Freiheit" — wie sie seltsamer Weise statt „Grab der Willkühr" sagten — erschien? Wirklich trat, schon wenige Tage nach der stürmischen Annahme der Verfassung, zu Targowicz eine Konförderation zusammen, welche die alte Verfassung zurückverlangte, und die Hülfe des schlimmsten Landesfeindes, der Russen, anrief. Katharine II. griff mit beiden Händen nach der willkommenen Gelegenheit, und ließ die Heere, welche von den eben beendigten Kriegen mit der Türkei und Schweden heimkehrten, gegen Polen marschiren. Unterdessen hatte die preußische Politik — zum Theil in Folge der Ereignisse in Frankreich, welche die Fürsten gegen Volksbewegungen mißtrauisch machten — eine andere Richtung eingeschlagen, und die Hülfe, welche die polnischen Vaterlandsfreunde von Preußen, wie auch von Sachsen, erwartet hatten, blieb von da- und dorther aus. Leider ließen sich auch die Polen selber im Stich; Verrath und Feigheit unter den Großen hemmte alle Unternehmungen. Die zwei kleinen Heere, welche der großen Uebermacht der Russen entgegengestellt wurden, sahen sich bald trotz aller Tapferkeit zurückgedrängt, und so heldenmüthig auch Kosciuszko im December 1792 bei Dubienka mit 4000 Streitern gegen 18,000 Russen Stand hielt: dennoch fiel Polens Hoffnung — großentheils durch Polens Schuld — in Trümmer. Der feige Stanislaus, der erst die neue Verfassung beschworen hatte, trat auf einen Brief Katharina's dem torgowiczer Bunde bei; Kosciuszko und die andern Häupter der patriotischen Partei flüchteten ins Ausland, und die alte, unheilbringende Verfassung wurde auf Katharina's Machtgebot wiederhergestellt.

So war Polen wieder in die verwitterten Zustände des Mittelalters zurückgeschleudert; aber ein noch härterer Schlag stand der unglücklichen Nation bevor. Um sie der Macht zu berauben, künftig ihren „Freiheitsschwindel" zu bethätigen, sollten sie „von engeren Grenzen eingeschlossen", d. h. es sollte eine zweite Theilung vorgenommen werden. In Folge dieser Theilung, welche von Katharina durch Waffengewalt erzwungen wurde, riß sie selbst 1793 nicht weniger als 4500 Geviertmeilen polnisches Land an sich. Preußen erhielt 1000 Geviertmeilen mit mehr als einer Million Einwohner: es war Dies Großpolen mit den Städten Posen, Gnesen und Kalisch; ferner Danzig und Thorn, deren Besitz eine wesentliche Lücke in seinen Besitzungen an der untern Weichsel ausfüllte. — Es mag hier noch bemerkt werden, daß zwei Jahre vorher die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth durch Erbschaft an den königlichen Zweig der Hohenzollern gefallen waren.

Eine von Krakau ausgehende, durch das ganze Land verzweigte Verschwörung unter Leitung des herbeigerufenen Kosciuszko war die Folge der Gewaltthaten in Polen; aber auch diesmal unterlagen die Patrioten, und alle begeisterte Tapferkeit vermochte auf die Dauer Nichts gegen Rußlands, Preußens und Oestreichs Heere. Kosciuszko fiel bei dem Dorfe Maczjejowicze an der galizischen Grenze verwundet in die Hände der Russen. Vom Pferde sinkend hatte er „Finis Poloniae!" gerufen, und in der That ging es nun mit Polen zu Ende; denn nach der blutigen Erstürmung Praga's durch den wilden Russengeneral Suworoff im November 1794 war der Aufstand erstickt; Stanislaus II. mußte abdanken, und in der dritten Theilung verschwand Polen aus der Reihe der Staaten. Preußen erhielt wieder 1000 Geviertmeilen mit Warschau, Oestreich 800 mit Krakau; die übrigen 2000 wurden Rußlands Beute.

Wir haben den Schauplatz der Revolutionskriege zu einer Zeit verlassen, wo mehr als halb Europa gegen Frankreich zusammengetreten war. Aber diese „große Koalition" war schwach durch innere Entzweiung der Verbündeten, besonders durch das verbitterte Verhältniß zwischen Oestreich und Preußen, und die Kriegsunternehmungen nahmen, von politischen Ränken gehemmt, einen trägen, verwirrten Gang. Es kam aber noch ein Zweites hinzu, was dem Bunde die Kraft entzog, nämlich daß er die Sache der Fürsten gegen die Sache der Völker zu verfechten hatte. Hiervon mußte sich ein Be-

wußtsein oder wenigstens ein Gefühl verbreiten; die zum Kampfe geführten Völker mußten das Schwert mit Widerwillen ziehen, oder doch mit getheiltem Herzen in einen Kampf gehen, welcher der Erhaltung ihrer Ketten galt. Dagegen waren die Franzosen, bei aller Ruhm- und Habgier, doch von einer wirklichen Begeisterung getragen, welche Jedem, der im Dienste des Fortschritts steht, Flügel gibt und die Sehnen stählt. Zwar waren im Jahre 1793 die Waffen der Koalition im allgemeinen glücklich, weil Frankreich seine Armeen erst neugestalten und seine Offiziere sich bilden mußten; weil die furchtbarsten Parteikämpfe im Konvent und der Aufstand ganzer Provinzen seine Kräfte nach außen lähmte. So kam es, daß Dümouriez bei Neerwinden in Südbrabant von den Oestreichern geschlagen, und Mainz von den Preußen wieder erobert wurde — anderer Siege der Deutschen nicht zu gedenken. Dabei half es die Blutmenschen, die damals das Staatsruder zu Paris führten, wenig, daß sie die Generale, die eine Schlacht verloren, auf die Guillotine schickten.

Bald aber hob Frankreich sein Haupt wieder kräftig empor. Durch ein Aufgebot, das die ganze Nation zur Betheiligung am Kampfe rief; durch die verständige Leitung des Kriegs von Seiten Carnot's, eines der wenigen ächten Republikaner der Revolution; durch das Emporkommen ausgezeichneter kriegerischer Talente aus dem Volke und dem Range des gemeinen Soldaten — ich führe nur Hoche, den ehemaligen Stalljungen, als Beispiel an, der mit 16 Jahren Kriegsdienste nahm und mit 24 kommandirender General war — kamen die Waffen Frankreichs bald wieder zu Ehren. Es war staunenswerth, wie diese ungleichförmig und dürftig gekleideten, schlecht bezahlten Soldaten der Republik — unter denen man Burschen ohne Fuß- und Kopfbedeckung, mit Fleisch- oder andern Beutestücken auf dem Bayonnet, und halbe Kinder marschiren sah — den schön aufgeputzten, wohlgepflegten Veteranen Oestreichs oder Preußens, welche anfangs mit Verachtung auf dies „Gesindel" niederblickten, die Stirn zu bieten verstanden, wenn es zum Schlagen kam; wie sie, bevor noch ein Genie, wie Napoleon, der Kriegskunst neue Bahnen gewiesen hatte, durch Anstelligkeit, Feuer, schnellen Blick, und Leichtigkeit in allen Bewegungen, überhaupt durch Vereinfachung des ganzen Militairwesens, den schwerfälligen Soldaten des übrigen Europas sich häufig überlegen zeigten.

Schon im Sommer 1794, nach der Schlacht bei Fleurus im Hennegau, die für die Franzosen eine glückliche Wendung nahm, ob-

gleich sie eigentlich nicht von ihnen gewonnen war, gestaltete sich der Krieg so günstig für die Republik, daß noch im Herbste ganz Belgien, ferner Jülich, Köln und Koblenz in ihre Hand kamen. Zugleich machte Pichegrü reißende Fortschritte in Holland. In dem Winterfeldzuge, den er unternahm, bedeckten sich die Gewässer mit dickem Eis, so daß weder Flüsse noch Schleusen den gewohnten Schutz gewährten. Bald war das reiche Land erobert, und schon am 19. Januar 1795 hielt er seinen Einzug in Amsterdam, nachdem der Erbstatthalter nach England geflüchtet war. Holland verwandelte sich nun in einen Freistaat nach dem Muster des französischen, und hieß batavische Republik. Als Friedrich Wilhelm II. 1787 den Erbstatthalter wieder einsetzte, hatte er die Verpflegung seiner Truppen selbst bestritten, und überhaupt die Kriegskosten auf seine Schultern genommen. Die neue Freiheit kam die Holländer etwas theurer zu stehen. Sie mußten nicht allein das zerlumpte, ausgehungerte Heer Pichegrü's kleiden, nähren und besolden, sondern auch ihre Häfen Frankreich zur Mitbenutzung überlassen, ihm Besatzungsrecht in den wichtigsten Festungen einräumen, ihre Truppen unter französische Befehlshaber stellen, 100 Millionen Kriegskosten an die neuen Freunde zahlen und Holländisch-Flandern mit Mastricht und Venloo an sie abtreten. Holland war jetzt in der That nur noch eine französische Provinz, die in Folge des neuen Bündnisses täglich mehr abzehrte, und einen großen Theil seiner wichtigen Kolonien in Ost- und Westindien und am Vorgebirge der guten Hoffnung an das nun zum Feind gewordene England verlor.

Für Deutschland ging damals das linke Rheinufer verloren, nicht, weil es die Truppen Preußens und Oestreichs an Tüchtigkeit hatten fehlen lassen — sie hatten sich vielmehr am Rheine und in Belgien wacker geschlagen — sondern hauptsächlich in Folge der Selbstsucht der Verbündeten, in Folge der kleinlichen, auf bloße Schlauheit gebauten Staatskunst der Männer, welche die Kabinette leiteten, eines Haugwitz in Berlin und Thugut in Wien. Ende Oktober 1794 wurde das linke Rheinufer aufgegeben, und nur Luxemburg und Mainz blieben fürs erste noch in deutschen Händen. Die europäischen Mächte fingen jetzt an, mit dem gefährlichen Frankreich in Unterhandlung zu treten, und Toskana, Preußen und Spanien machten im Frühjahr und Sommer des Jahrs 1795 Friede. An Preußen schloß sich Norddeutschland als neutrales Gebiet an; eine Demarkationslinie, die man zog, bestimmte das Gebiet, welches der Krieg nicht berühren sollte. Preußen büßte in dem Frieden

zu Basel seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer ein, wogegen ihm Frankreich Aussicht auf spätere Entschädigungen, sei es auf Kosten Oestreichs, sei es durch Auflösung der geistlichen Stifter in Deutschland, eröffnete. Zur Steuer der Wahrheit muß gesagt werden, daß Friedrich Wilhelm II. nur sehr ungern seine Hand zu diesem wenig ehrenvollen Abkommen bot, hoffend, daß aus dem Sonderbunde ein allgemeiner deutscher erwachsen werde; nur der Druck der Verhältnisse brach den Widerstand des lange zögernden Königs. Preußen mußte bei weniger nachhaltigen Mitteln schneller erschöpft sein, zumal da die englischen Hülfsgelder nicht mehr gezahlt wurden. Außerdem war es damals von Polen gänzlich in Anspruch genommen, indem der dortige Krieg hauptsächlich auf ihm lastete; denn Oestreich ließ bloß Truppen aufmarschiren, und Rußland schritt mit gewohnter Schlauheit erst zuletzt kräftig ein. Wenn Oestreich, dem die englischen Hülfsgelder wieder reichlich zuflossen, bei der Koalition verharrte, so geschah es lediglich, weil es dabei größeren Vortheil sah, nicht etwa, weil es deutscher gesinnt war als Preußen. Von einem deutsch-nationalen Standpunkte war leider überhaupt gar nicht die Rede; der ward erst wiedergefunden, nachdem der Hochmuth der Großen durch schwere Demüthigungen gebrochen, nachdem unser Volk, durch Leiden gekräftigt, in den Freiheitskriegen zu Stimme und Geltung gekommen war.

Im Sommer 1795 überschritten die Franzosen unter Jourdan bei Düsseldorf und unter Pichegrü bei Mannheim — zwei damals noch befestigten Städten, welche durch den Verrath der pfalzbairischen Beamten übergingen — den Rhein, und die Brandschatzungen, Räubereien und Zügellosigkeiten der Truppen der Republik wurden nun auch am rechten Ufer ausgekostet. Zum Glück war jetzt mehr Einheit und damit auch mehr Kraft in die Kriegführung ihrer Gegner gekommen, und die Waffen der östreichischen Feldherrn Clerfayt und Wurmser waren im Herbste im Vortheil. Die jourdanschen Scharen wurden in den Maingegenden zu einem Rückzuge gezwungen, der bald in die schimpflichste Flucht, von Verwüstungen und Schandthaten jeder Art begleitet, ausartete. Ganz unerwartet entsetzte der treffliche Clerfayt am 29. Oktober Mainz, das die Franzosen von der Westseite her durch sehr bedeutende Arbeiten, die kaum für überwindlich galten, eingeschlossen hatten — eine Kriegsthat, welche durch ganz Deutschland freudigen Wiederhall fand. Ebenso wurde Mannheim am 22. November nach mehrtägiger Beschießung von Wurmser zurückerobert. Bald war, außer zu Düsseldorf,

kein Franzose mehr auf dem rechten Rheinufer. Während des Waffenstillstandes, den die erschöpften Heere für den Winter abschlossen, ging Clerfayt nach Wien, wo er mit Begeisterung empfangen wurde — dennoch aber seinen Abschied erhielt, weil der offene, charaktervolle Mann dem allmächtigen Minister Thugut und dessen militairischer Camarilla, dem Kriegshofrathe, nicht gefiel.

Zu dem Feldzuge von 1796 machte Frankreich die größten Rüstungen. Von den fünf Herren, welche es aufstellte, waren drei bestimmt handelnd aufzutreten. Die Maas-Sambre-Armee unter Jourdan und die Rhein-Armee unter Moreau sollten in das Innere Deutschlands, die italienische Armee unter Bonaparte über die Alpen in die lombardische Ebene einbrechen; alle drei wollten sich in Oestreich die Hand reichen und dem Kaiser in seiner Hauptstadt den Frieden diktiren. Daß dieser kühne Plan nicht gelang, war das Verdienst eines fünfundzwanzigjährigen Prinzen aus dem Hause Oestreich, der schon im niederländischen Kriege sein großes Feldherrntalent offenbart hatte, und jetzt, statt Clerfayt, an die Spitze der östreichischen Rhein-Armee gestellt wurde. Erzherzog Karl, des Kaisers zweiter Bruder, war kein feuriger Held voll brausender Kraft und Leidenschaft, wie etwa Blücher im preußischen Heere, der seit dem Feldzuge von 1793 hervorzutreten begann, aber ein wohlgeschulter, feiner Meister der neuen Kriegskunst, der seine Unternehmungen geschickt zu berechnen und ruhig sicher auszuführen wußte.

Da die Franzosen eine weit günstigere Stellung als die Oestreicher hatten, besonders nachdem Wurmser, welcher Moreau gegenüberstand, mit einem beträchtlichen Theile seines Heers nach Italien gerufen worden war, um Bonaparte's Siegeslauf zu hemmen: so beschloß der Erzherzog, dem nun die Oberleitung der östreichischen Truppen allein zufiel, sich zunächst auf die Abwehr des Feinds zu beschränken. Sein wohl berechneter Plan ging dahin, den feindlichen Heeren, welche beide im Laufe des Monats Juni — die Maas-Sambre-Armee bei Neuwied, die Rhein-Armee bei Straßburg — den Rhein überschritten hatten, das Vorrücken möglichst zu erschweren, sie stets auseinander zu halten, dagegen seine Streitkräfte plötzlich zusammenzuziehen und, sobald Dies geglückt war, die zwei französischen Heersäulen, eine um die andere, auf den Rhein, den alten Grenzhüter Deutschlands, zurückzuwerfen. Die Züge, die der geschickte Kriegsschachspieler sich ausgedacht hatte, wurden — kleine vorübergehende Störungen des Plans abgerechnet — glücklich ausgeführt. Jourdan drang in das Lahnthal vor; bald erschien der Prinz vom Taunus

her, und es kam bei Wetzlar zu einem Kampfe, der die Franzosen zum Rückzuge zwang. Als dann Moreau von Kehl aus in das Kinzigthal einrückte, eilte Karl vom Westerwalde zum Schwarzwald, und war schnell dem Feind auf den Fersen. Der Zug Moreau's durch jene Gegenden brachte den Jammer der deutschen Kleinstaaterei recht zu Tage. Die Kontingente derselben verließen ihre Posten; die Sachsen wandten sich der Heimat zu. Der schwäbische Kreis, der Herzog von Würtemberg, Baden, mehrere Stifter unterhandelten mit dem Reichsfeinde, und wurden jetzt „dafür, daß die Franzosen ihnen Schutz für Personen und Eigenthum zusagten", unerhört gebrandschatzt und obendrein beraubt. Hätten sie die halbe Summe fürs Reich aufgewendet und überhaupt ihre Schuldigkeit gethan, kein Franzose wäre über den Rhein gekommen. Die drei geistlichen Kurfürsten, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, eine Menge Prälaten und kleiner Herrn stoben dahin und dorthin in eiliger Flucht auseinander. Würtemberg und Baden schlossen im August förmlich Frieden mit der Republik, indem sie, wie Preußen, auf ihre Besitzungen am linken Rheinufer verzichteten, und dagegen Entschädigungen durch Auflösung geistlicher Gebiete ausbedingten.

Indeß so Deutschland sich selber tiefe Wunden schlug, überschritt Jourdan zum zweiten Male bei Neuwied den Rhein, und ging wiederum die Lahn hinauf. Wie schon früher, bezeichneten die härtesten Brandschatzungen und Erpressungen den Weg der Maas-Sambre-, wie auch der Rhein-Armee; doch trug erstere hierin auch diesmal den Preis davon. Uebrigens gingen die Generale ihren Offizieren und Soldaten in Spitzbübereien mit dem besten Beispiele voran. „Die Franzosen," sagte das Volk sprichwörtlich, „nehmen Alles mit fort, nur Mühlsteine und glühendes Eisen nicht." Gleich Räubern warf diese Soldateska die Männer nieder, um ihnen die Taschen zu leeren, brach in die Kirchen und erlaubte sich viehische Mißhandlungen gegen Frauen und Kinder, wie sie der dreißigjährige Krieg kaum ärger kannte.

Ende August kam die Maas-Sambre-Armee in das Maingebiet; am 3. September boten ihnen die Oestreicher bei Würzburg eine Schlacht, in welcher Jourdan entschieden den Kürzeren zog; worauf er durch die Spessart- und Rhöngegenden zurückging, da die Heerstraße über Frankfurt durch die Oestreicher verlegt war. Jetzt flammte die Wuth des mißhandelten Volkes wild empor; mit Dreschflegeln, Sensen und Heugabeln fiel es über die einzelnen Haufen seiner grausamen Dränger her; die Sturmglocken wurden zur Franzosenjagd gezogen, und der ge-

hetzte Feind, der sich lieber den Oestreichern übergab, als daß er sich der Rache dieser Bauern aussetzte, litt den beträchtlichsten Verlust. Im September hatte endlich die Maas-Sambre-Armee ihren Rückzug an den Rhein vollendet.

Unterdessen hatte Moreau mit der Rhein-Armee Schwaben überschwemmt, und war bis Ingolstadt in Baiern vorgedrungen. Der Kurfürst war mit seinem Hofe entflohen, und seine Stellvertreter hatten am 7. September — also zu einer Zeit, wo sich die Maas-Sambre-Armee schon in einer entschieden ungünstigen Lage befand, den schmählichen Vertrag von Pfaffenhofen geschlossen, in welchem sie, ohne wirkliche Noth, für zehn Millionen Franken Waffenstillstand und Aussicht auf Frieden für Baiern erkauften. Mit dieser guten Beute trat Moreau seinen Rückweg an; denn schon wandte sich Erzherzog Karl südwärts, um auch diesem Feinde das Schicksal Jourdan's zu bereiten. Moreau's Rückzug über den Schwarzwald und durch das Höllenthal im Monat Oktober, welchen er, obgleich allerwärts von den Oestreichern bedrängt, ohne großen Verlust bewirkte, wird mit Recht in der Kriegsgeschichte gerühmt. Bei Emmendingen geschlagen, konnte er sich nicht mehr diesseits des Rheines halten, und überschritt bei Breisach und Hüningen den Strom.

Während so, zum großen Jubel Deutschlands, zwei Hauptunternehmungen des Feindes scheiterten, unterlagen die kaiserlichen Waffen in Italien; denn dort wurden die Franzosen von einem Feldherrn geführt, der es den größten Meistern in der Kriegs- und Staatskunst gleich that. Napoleon Bonaparte, eigentlich Buonaparte, der Sohn einer halbwilden italienischen Insel, war bestimmt, durch außerordentliche Begabung, gemischt mit welscher Klugheit, die vor keinem Mittel zurückbebte, zur höchsten Erdenmacht, die ein Mensch erreichen mag, hinan zu klimmen, um dann in jähem Sturze wieder zurück zu sinken — eine wesentlich auf Ehrgeiz gebaute Größe, ein rothglühendes Meteor, das, Bewunderung und Schreck erzeugend, durch die Welt zog; kein ruhig glänzender Stern am Himmel der Geschichte, dessen Anblick das Herz erhebt. Nachdem er auf den Kriegsschulen zu Brienne und Paris seine Bildung erhalten hatte, war er rasch in den Revolutionskriegen emporgestiegen. Jetzt, im Jahre 1796, als das Schreckensregiment des Konvents in Frankreich ein Ende gefunden, und ein Direktorium an die Spitze der ermattenden Republik getreten war, wurde dem siebenundzwanzigjährigen Generale zum erstenmal ein Oberbefehl anvertraut. Seine anfangs in der

traurigsten Verfassung befindliche Armee gewann bald Kraft und Begeisterung unter einem Führer, der Ruhm und Beute, wie kein Anderer, zu spenden verstand. Italien, das zerrüttete, in despotisch regierte Kleinstaaten zerfallene Land, war der beste Boden, um eine schnelle, reiche Ernte zu gewinnen. Er fand dort keinen Feind von Bedeutung als die Oestreicher unter dem hochbejahrten Beaulieu, den er im April 1796 bei Millesimo und Montenotte in Piemont schlug; worauf er den bis dahin mit den Gegnern verbündeten König von Sardinien zur Abtretung von Savoyen und Nizza an Frankreich zwang. Dann setzte er seinen Siegeslauf nach der Lombardei fort, und zog, nachdem er am 10. Mai den Uebergang über die Addabrücke bei Lodi erzwungen hatte, vier Tage später in Mailand ein. Darauf trat Wurmser, vom Rheine nach Italien gerufen, an Beaulieu's Stelle — ein wackrer Feldherr, aber von der alten Schule und ebenfalls hoch an Jahren. Bei Castiglione, Roveredo und Bassano im August und September geschlagen, schloß er sich in Mantua ein, und vertheidigte sich daselbst auf das hartnäckigste. Als dann Bonaparte ein neues von Oestreich aufgestelltes Heer, das unter Alvinzi zum Entsatze Mantua's herbeizog, im November trotz der tapfersten Gegenwehr in dem mehrtägigen Treffen bei Arcole besiegte, und dasselbe dann im Januar 1797 in den Schlachten bei Rivoli und La Favorita fast ganz aufrieb oder gefangen nahm: mußte Wurmser am 2. Februar Mantua übergeben, und auch Erzherzog Karl, der nun den Oberbefehl über die zerrüttete östreichische Streitmacht in Italien erhielt, vermochte nicht dem Sieger Stand zu halten, zumal da seine Verstärkungen vom Rheine nur sehr langsam eintrafen, während das französische Heer bereits frische Streitkräfte an sich gezogen hatte.

Schon im vorhergehenden Jahre hatten die lombardischen Städte, die Höfe von Parma, Modena, Toskana den Frieden mit unerhörten Opfern an Geld und Kunstschätzen von Bonaparte erkaufen müssen; gleichen Verlusten unterzog sich jetzt im Februar 1797 der erschreckte Papst Pius VI.; ja, er trat überdies noch Ferrara, Bologna und andere Gebiete an Frankreich ab.

Unterdessen ging der tapfere Erzherzog, durch unaufhörliche Gefechte vom Feinde bedrängt, nach den östreichischen Erbstaaten zurück, und stand im April in Steiermark. Er gedachte vor Wien eine Schlacht zu liefern, nachdem er hinlängliche Verstärkung an sich gezogen hätte. Besorgt wegen einer Belagerung durch die Franzosen, besserte die alte Kaiserstadt

ihre Werke aus; freiwillig traten, während die vornehme Welt flüchtete, die Studenten und die Bürgerschaft unter die Waffen. Ueberall: in Tirol, Steiermark, Kärnthen, im Erzherzogthume, in Ungarn, griff die Nation zu den Waffen; die venetianischen Provinzen erhoben sich im Rücken des Feindes. Bonaparte stand vereinzelt inmitten dieser Gährung; seine Verlegenheit wuchs von Tag zu Tage, so dreist auch die Stirn war, die er zeigte. Aber noch war die Zeit nicht gekommen, wo die herrliche Volkskraft, deren Werth der Kaiser und seine Räthe am wenigsten zu schätzen im Stande waren, wirklich aus ihrem Schlummer aufgeweckt werden sollte. „Das Volk bewaffnen heißt den Thron umstürzen", äußerte Colloredo, der Kabinetsminister. Franz, dessen Politik eben so klein war, ließ sich bestimmen, Unterhandlungen mit dem französischen Feldherrn anzuknüpfen, und es kam den 15. April 1797 zu dem Präliminarfrieden von Leoben.

Die Waffenruhe, die nun zwischen Oestreich und Frankreich eintrat, wurde von Bonaparte klug benutzt, um das reiche, aber in Kraftlosigkeit gesunkene Venedig seiner Schiffe und herrlichen Vorräthe, seiner Schätze in Kunst und Wissenschaft zu berauben. Nachdem so dieser Freistaat von ihm ausgesogen worden war, trat er ihn, nebst Dalmatien, im Frieden zu Campo Formio am 18. Oktober 1797 an Oestreich ab, wogegen Dieses auf die Lombardei und Belgien verzichtete. Bei diesem Ländertausche erhielt der Kaiser, trotz der unglücklichen Feldzüge, einen Zuwachs von 120 Geviertmeilen und 800,000 Einwohnern. Belgien und die früher in Venedigs Besitze befindlichen ionischen Inseln wurden zu Frankreich geschlagen. Aus der östreichischen Lombardei, den neugewonnenen päpstlichen und anderen Gebieten war schon im März, natürlich nach französischem Zuschnitte und unter Frankreichs Obergewalt, die cisalpinische Republik gebildet worden. Oestreich erkannte diese Republik an; es gestand Frankreich sogar heimlich die Rheingrenze zu, indem es zugleich seine Truppen aus den Rheinfestungen zog, d. h. das von den Franzosen seit einer Reihe von Jahren mißhandelte deutsche Reich auch noch ferner der Willkühr derselben preisgab.

Zur Reglung der Verhältnisse Frankreichs mit dem deutschen Reiche wurde ein Kongreß zu Rastatt eröffnet. Unterdessen unterwühlten republikanische Schreier die Staaten des linken Rheinufers, und arbeiteten bewußt oder unbewußt dem Reichsfeind in die Hände.

Was Italien angeht, so fuhr Frankreich fort, auch dieses Land, durch Verlockung zu der pomphaft verkündeten neuen Freiheit, für sich

auszubeuten. Allerdings waren die Staats- und kirchlichen Zustände dort so drückend, daß Vielen — und oft gerade den besten Männern, wie besonders in Neapel — der Anschluß an Frankreich und seine Regierungsformen als eine Rettung erschien. In jener Halbinsel, die einst als römische Republik die Welt gelenkt hatte, erstanden nun plötzlich eine Anzahl kleiner Afterrepubliken — Eintagsschöpfungen, die, gleich ihrer Mutter, „der einen und untheilbaren französischen Republik", keine Wurzel im Volke hatten. Im Jahre 1798 wurde Piemont von den Franzosen besetzt und Genua in die ligurische, der Kirchenstaat, in welchen Marschall Berthier einrückte, in die römische und, zu Anfang des folgenden Jahrs, Neapel — dessen König, der ebenso unwissende als feige und tyrannische Ferdinand IV., nach Sicilien entflohen war — durch General Championnet in die parthenopäische Republik umgeformt. Ein ähnliches Schicksal hatte die Schweiz, wo die Patrizierfamilien eine drückende Herrschaft über das Volk übten, im März 1798 erfahren. General Brüne hatte von Bern Besitz ergriffen; an die Stelle der alten Eidgenossenschaft war eine helvetische Republik getreten, und der Widerstand der Kantone am Vierwaldstädtersee blutig gebrochen, Genf aber zu Frankreich geschlagen worden.

Der Hauptfeind, der jetzt noch gegen Frankreich in Waffen stand, war Großbritannien. Statt eine Landung an der englischen Küste zu unternehmen, welche eine Zeit lang beabsichtigt schien, trat Bonaparte ganz unerwartet einen Zug nach Aegypten an. Diese abenteuerliche Kriegsfahrt in den Orient, welche den Franzosen und dem jungen Feldherrn neue, wunderbare Lorbeeren versprach, sollte zugleich ein auf den britischen Inselstaat geführter Schlag sein. Der Besitz Aegyptens sollte Frankreich für den Verlust der Kolonien, die es im pariser Frieden an England hatte abtreten müssen, entschädigen; zugleich hoffte man hierdurch den alten Handelsweg über Afrika nach Ostindien wieder zu eröffnen, dem Mittelmeere unter der französischen Flagge seine vormalige Bedeutung zurückzugeben und der lästigen Obergewalt der Briten zur See ein Ende zu machen. Die Direktorialregierung Frankreichs — nach außen stark und gewaltsam, nach innen schwach und schwankend — gab gern ihre Einwilligung zu der kühnen Unternehmung: befreite sie sich doch auf diese Weise von einem Feldherrn, dessen große Eigenschaften und Ruhm ihr jeden Tag gefährlicher wurden. Bonaparte schiffte sich im Mai 1798 mit 40,000 Mann Kerntruppen vom italienischen Heere, mit seinen besten Generalen und einer Anzahl berühmter Gelehrten und Künstler zu Toulon

ein, und landete, nachdem er die Insel Malta dem Johanniterorden entrissen hatte, und der großen englischen Flotte wie durch ein Wunder entgangen war, den ersten Juli an der ägyptischen Küste. Wenige Tage später war er im Besitze Alexandriens, schlug dann, nach einem erschöpfenden Marsche durch die Wüste im Westen des Deltas, das tapfere Heer der Mameluden-Beys, unter deren Herrschaft Aegypten damals stand, in der Schlacht bei den Pyramiden, und rückte in Kairo, der Hauptstadt des Landes, ein, deren Einwohner er gewann, indem er ihnen vorspiegelte, daß er die Waffen für den Islam führe. Bald darauf zerstörte der englische Admiral Nelson die ungünstig aufgestellte französische Flotte bei dem Dorfe Abukir in der Nähe Alexandriens, so daß die Brücke, die das französische Heer mit Europa verband, abgebrochen war, und der Plan, die Herrschaft über das mittländische Meer zu erlangen, zusammenfiel. Bonaparte ließ den Muth nicht sinken. Nachdem eine Landesverwaltung eingerichtet, ein gefährlicher Aufstand in Kairo niedergekämpft und Oberägypten durch Desaix erobert war: brach er zu Anfang des folgenden Jahrs nach Syrien auf, von wo aus ihn Truppen der Pforte bedrohten. Sein siegreicher Zug fand vor St. Jean d'Acre (früher Akko, dann Ptolemaïs genannt), trotz aller heldenmüthigen Tapferkeit der Franzosen vor der Stadt, trotz eines Siegs am Tabor über ein türkisches Heer, unübersteigliche Schranken, weil es den Belagerern an hinlänglichem Geschütze fehlte, und weil die Belagerten von zwei englischen Schiffen unter Smith nachdrücklich unterstützt wurden. Bonaparte, in dessen Lager außerdem noch die Pest herrschte, kehrte unter unsäglichen Mühen durch die syrische Wüste — alle Ortschaften, die ihm erreichbar waren, grausam niederbrennend — nach Aegypten zurück.

Wenige Wochen nach seiner Ankunft in Kairo landete ein türkisches Heer, welchem Bonaparte bei Abukir eine so vollständige Niederlage beibrachte, daß es sich gänzlich auflöste. Dies war seine letzte That in Aegypten. Zeitungsblätter, die ihm damals von englischer Hand zugingen, unterrichteten ihn, daß Frankreichs Waffenglück in Europa seit seiner Abwesenheit einen Umschlag erfahren habe. Dies und der schwankende Zustand des Direktoriums, welcher eine Aenderung der Regierungsform in Frankreich in Aussicht stellte, bewogen ihn, Aegypten plötzlich zu verlassen. Nachdem er Kleber zum Oberbefehlshaber bestellt hatte, ging er unerwartet den 24. August 1795 auf der Rhede von Abukir unter Segel, in der Hoffnung, den Engländern mit dem Glücke, das ihn das Jahr zuvor begleitet hatte, auch diesmal zu entschlüpfen.

Frankreichs Horizont hatte sich während Bonaparte's Kämpfen im Oriente schnell verfinstert. Das Waffenglück der Republik und der von ihr verbreitete Geist der Neuerung, vor dem schon so manche Throne gesunken waren, hatten die Großmächte Europas zu einem neuen Bunde zusammengeführt. England, das für seine Seeherrschaft und für seine Kolonien fürchtete, und deshalb die größten Opfer zur Untergrabung der Macht des Feindes brachte; Oestreich, dem die Herrschaft Frankreichs in Italien mit Recht bedrohlich erschien; Rußland, dessen Kaiser Paul I. Alles, was mit der Revolution zusammenhing,' mit dem äußersten Hasse verfolgte; Neapel, d. h. die an der Stelle ihres unfähigen Gatten herrschende Königin Karoline von Oestreich, die ihren Thron in Italien umgestürzt sah, und überdies durch den blutigen Schatten ihrer Schwester Marie Antoinette zu dem gleichen fanatischen Hasse gegen die Revolution getrieben wurde, und endlich die Pforte, welcher die französischen Waffen unerwartet so nahe gerückt waren, schlossen 1799 die zweite Koalition. Preußen, wo seit 1797 Friedrich Wilhelm III., der Sohn Friedrich Wilhelm II., regierte, hielt sich noch immer neutral. Dieser neue König, ein Mann von dem redlichsten Willen und mit Privattugenden reich geschmückt, brachte zwar Ordnung und Sparsamkeit in den mit einer Schuld von 49 Millionen Thaler belasteten Staatshaushalt; in den auswärtigen Angelegenheiten aber, die in Haugwitz's Händen blieben, wurde leider nach wie vor eine kleinliche, selbstsüchtige Politik festgehalten.

Im März 1799 gingen, nachdem schon im Januar die Festung Ehrenbreitstein durch Hunger bezwungen worden war, die Franzosen unter Jourdan und Bernadotte über den Rhein; doch wurde Jener am 21. und 25. März bei Osterach und Stockach (zwischen der Donau und dem Bodensee) von Erzherzog Karl geschlagen; worauf die Franzosen genöthigt waren, sich auf das linke Rheinufer zurückzuziehen.

Unter diesen Umständen löste sich der Kongreß zu Rastatt, bis zu dessen Thoren die östreichischen Vorposten gedrungen waren, auf, nachdem Oberst Barbaczy, der Vorgesetzte dieser Truppen, ausdrücklich erklärt hatte: er könne für die Sicherheit des diplomatischen Corps nicht einstehen; Rastatt werde nicht mehr als Kongreßort betrachtet. Diese Mahnung galt besonders den durch ihren Uebermuth verhaßten französischen Gesandten. Dennoch zögerten Dieselben mit ihrer Abreise, bis sie dann am Abend des 28. Aprils aufbrachen. In der Dunkelheit wurden ihre Wagen einige hundert Schritte vor der Stadt von den dort auf-

gestellten szekler Husaren angehalten, sie selbst herausgerissen und zwei von ihnen erschlagen. Dieser schändliche, von einer Plünderung der Wagen begleitete Mord erregte allgemeines Entsetzen. Tief entrüstet ließ Erzherzog Karl Barbaczy und den Rittmeister, auf dessen unmittelbaren Befehl die Husaren gehandelt zu haben schienen, verhaften und die strengste Prüfung anordnen; aber sofort wurde ihm von Wien Einhalt gethan, und nie hat Etwas von einer weiteren Untersuchung oder Bestrafung verlautet. Als wahrscheinlicher Urheber der That ist der damals in der Nähe befindliche berüchtigte Graf Lehrbach, östreichischer Gesandter beim Kongresse und dann Civilkommissär bei dem kaiserlichen Heere, als Mitwisser der Minister Thugut genannt worden. Man wollte, so wird vermuthet, in den Besitz der Papiere der französischen Gesandtschaft gelangen, wodurch man Einsicht in die von den andern deutschen Staaten mit Frankreich gepflogenen Unterhandlungen zu erhalten, vielleicht auch gefährliche Geheimnisse des eignen Verkehrs mit der Republik in seine Gewalt zu bekommen rechnete. Man wollte ferner — insoweit nämlich wirklich ein Mord beabsichtigt war, und diese ungarische Soldateska den ihr zugegangenen Befehl nicht überschritten hat — den Bruch zwischen Frankreich und der Koalition durch eine schreiende That unheilbar machen. Jedenfalls wirft dies Ereigniß ein sehr trauriges Licht auf die elenden Staatskünste des damaligen Europas und insbesondere Oestreichs.

In Italien sank in Bonaparte's Abwesenheit die französische Macht so schnell, als sie auferbaut worden war. Dorthin schickte Kaiser Paul seinen im Türken- und Polenkriege bewährten Feldherrn Suworoff mit 30,000 Mann Russen; auch das östreichische Heer, das schon zuvor mehrmals über die Franzosen den Sieg davon getragen hatte, stand unter dessen Oberbefehl. Suworoff, ein Mann von raschem Entschlusse und schnellster Ausführung, verfuhr nach seinem Wahlspruche: „Vorwärts und geschlagen!" Nachdem er im April 1799 Moreau bei Cassano im Mailändischen überwunden hatte, öffneten sich die lombardische Hauptstadt und Turin den rauhen Gästen aus Norden. Auch Macdonald, der von Neapel her nach Oberitalien eilte, wurde im Juni auf Hannibal's altem Schlachtfelde an der Trebia im Parmesanischen geschlagen; eine Festung nach der andern fiel den Franzosen aus der Hand, und die cisalpinische Republik brach wie ein Kartenhaus zusammen. Ein neues Heer unter Joubert wurde im August in der blutigen Schlacht bei Novi im Genuesischen besiegt, nachdem der junge, talentvolle Feldherr

gleich zu Anfang der Schlacht gefallen war. Gegen Jahresschluß befanden sich nur noch Genua und Nizza in den Händen der Franzosen.

Die parthenopäische und die römische Republik hatten sich gleichfalls aufgelöst. Nach Neapel kehrte, in Folge einer scheußlichen Gegenrevolution, das Königspaar aus Sicilien zurück, und tauchte seine Hände tief in das Blut seiner edelsten Unterthanen. Die Zügel des Kirchenstaats, der durch ein wunderlich zusammengesetztes Heer von Oestreichern, Russen, Engländern und Türken wiederhergestellt wurde, ergriff, als Pius VI. zu Valence in der Gefangenschaft gestorben war, der neuerwählte Papst Pius VII.

Suworoff's Siegeslauf wurde durch die Vorgänge in der Schweiz unterbrochen. Dort standen die Franzosen unter Soult und Massena den Oestreichern gegenüber. Leider verstanden die Letzteren nicht, das Vertrauen der Einwohner zu gewinnen und die Kraft des erbitterten Volkes zu nutzen. Als dann im August 1799 ein russisches Hülfsheer unter Korsakow eintraf, bekämpfte man gleichwohl die Franzosen nicht mit größerem Nachdrucke, da Eifersucht von Seiten der Oestreicher die Unternehmungen der Verbündeten hemmte. Korsakow wurde im September bei Zürich geschlagen, bevor Suworoff, der in übermenschlicher Anstrengung über den Gotthard drang, zu ihm gestoßen war. So blieb dem ruhmgekrönten Russenführer nichts Anderes übrig, als mit den Trümmern seines tapfern Heers durch die Eisfelder Graubündens einen Ausweg zu suchen. Erbittert über die Koalition rief Kaiser Paul seine Russen zurück, und schloß sich an Frankreich, wo unterdessen eine neue Staatsumwälzung vor sich gegangen war, eifrig an. Bevor jedoch diese Verbindung Früchte getragen hatte, traf ihn den 24. Mai 1801 der Meuchelmord von der Hand seiner Großen, und Alexander I., sein Sohn, bestieg den Thron der Czaren.

Am 9. Oktober 1799 war Bonaparte, der Mann, mit dessen Kommen und Gehen Frankreichs Glück zu kommen und gehen schien, an der Küste der Provence gelandet. Bald überzeugte er sich in Paris, daß — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — „die Birne reif geworden war;“ d. h. die Direktorialregierung hatte so sehr alle Haltung verloren, daß er es wagen durfte, sie am 18. Brümaire (9. November), im Anschluß an die mißvergnügte Partei, durch Militairgewalt zu stürzen, und sich selbst als ersten Konsul mit monarchischer Gewalt an ihre Stelle zu setzen. Die beiden andern Konsuln, die mit ihm auf zehn Jahre gewählt wurden, waren nur berathende Behörden und dienten bloß —

wie die ganze neue Verfassung überhaupt — um den Schein der Republik noch eine Zeit lang festzuhalten. Die weiteren Schritte zur Gründung einer unumschränkten Militairmacht, wie sie dem Ehrgeize Bonaparte's allein entsprach, konnten nun in kurzen Zwischenräumen gethan werden; 1802 ließ er sich zum Konsul auf Lebenszeit, 1804 zum erblichen Kaiser erwählen.

In seiner Stellung als erster Konsul hatte Bonaparte volle Gelegenheit, seine hohe staatsmännische Begabung zu 'offenbaren. Es kam jetzt Ordnung und Kraft in die Regierung Frankreichs, woran es unter dem Direktorium gar sehr gemangelt hatte. Mit dem scharfen Blicke, der ihm eigen war, schuf er Staatsrath und Ministerium aus den ausgezeichnetsten, seinen Zwecken dienlichsten Männern. Ein Gesetzbuch, nachmals Code Napoleon genannt, wurde von trefflichen Köpfen im Geiste der neuen Zeit ausgearbeitet und im März 1804 in Kraft gesetzt.

Zunächst galt es, die Ehre der französischen Waffen herzustellen und die äußere Macht des Staates, welche den Einsturz drohte, wieder aufzurichten. Ein ganz neuer Geist kam mit Bonaparte auch in die Kriegführung; von dem Zauber seines Namens angezogen, eilten Frankreichs Söhne seinen Fahnen zu. An den Ufern des Genfer-Sees sammelte sich ein ansehnliches Heer, und überschritt unter großen Schwierigkeiten im Mai 1800 in fünf Kolonnen die Alpen an verschiedenen Punkten; der Konsul selbst ging mit 35,000 Mann nebst Reiterei und Geschütz den Saumpfad über den großen Bernhard. Unerwartet traf dies Heer in Norditalien ein, als eben Genua, die letzte Besitzung der Franzosen aus den vorhergehenden Jahren, in östreichische Hände fiel. Bald war die Lombardei mit Mailand großentheils wieder im Besitze der Franzosen, denen die zerstreute Kriegsmacht der Oestreicher keinen ernsten Widerstand entgegensetzen hatte können. Als Dieselbe sich dann sammelte, schlug Lannes den 9. Juni ihre Vorhut bei Montebello; worauf, durch diesen Kampf eingeleitet, die berühmte Schlacht bei Marengo, einem sardinischen Dorfe in der Nähe von Alessandria, den 14. Juni 1800 erfolgte. Schon hielt der östreichische Feldherr, der alte tapfre Melas, den Sieg in der Hand, als der blutige Kampf nicht durch die Kriegskunst Bonaparte's, sondern durch die Tapferkeit zweier seiner Generale: Desaix's und Kellermann's des Jüngeren, von denen Jener durch Herbeiführung von 5000 Mann die gebrochenen Glieder der Franzosen wiederherstellte, eine andere Wendung erhielt, und mit einer Niederlage Oestreichs endigte.

Hierdurch ging die Frucht der seit 15 Monaten errungenen Siege mit einmal verloren.

Während so die Franzosen in der Lombardei und in dem Königreiche Sardinien sich festsetzten, waren ihre Waffen auch im südlichen Deutschland glücklich. Da aber England sich zum Frieden mit Frankreich nicht herbeiließ, und eben einen neuen Subsidienvertrag mit Oestreich eingegangen hatte: raffte Dieses seine Kräfte noch einmal zum Widerstande zusammen. Der entscheidende Sieg, den Moreau den 3. December 1801 über die Oestreicher und Baiern unter dem achtzehnjährigen Erzherzog Johann, dem dritten Bruder des Kaisers, bei Hohenlinden (östlich von München) gewann, öffnete jedoch dem Feinde den Weg nach Wien; der jetzt in der Noth gerufene Erzherzog Karl war nicht mehr im Stande zu helfen, und Oestreich sah sich genöthigt, den 9. Februar 1802 den Frieden von Lüneville einzugehen.

Dieser Friede, welchen der Kaiser auch im Namen des deutschen Reichs gezwungener Weise abschloß, gab das linke Rheinufer an Frankreich; die Einbuße betrug 1150 Geviertmeilen mit viertehalb Millionen Einwohner! Die hierdurch benachtheiligten Fürsten sollten mit geistlichen Gütern und Reichsstädten in Deutschland entschädigt werden. So bezahlte das Reich des Reiches Verlust! Es erhob sich nun eine allgemeine schmähliche Jagd nach Land, wobei Diejenigen am glücklichsten waren, die bei dem ersten Konsul und seinem schlauen Minister Talleyrand — der auch klingende Geschenke nahm, wenn sie nur recht schwer ins Gewicht fielen — oder bei Alexander, dem russischen Kaiser, der damals mit Bonaparte Hand in Hand ging, d. h. sich unter seinen Einfluß gestellt hatte, die meiste Berücksichtigung erlangten; denn das Entschädigungsgeschäft wurde nicht sowohl bei dem Reichstage in Regensburg, als an dem Hofe des allmächtigen Konsuls betrieben. Zur wirklichen Ausführung kam dann dieser Umsturz des deutschen Reichs, diese Zertrümmerung der Kleinen zu Gunsten der Großen durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803. Verschiedene deutsche Fürsten, und zwar besonders solche, die Frankreich aus politischen Gründen an sich zu fesseln wünschte, zogen großen Gewinn. So verlor Preußen 127,000 Einwohner auf 48 Geviertmeilen auf dem linken Rheinufer, und tauschte dafür 600,000 Einwohner auf 230 Geviertmeilen in Westfalen, Thüringen, Sachsen u. s. w. ein. Würtemberg erhielt seinen Verlust an Land über dreifach, Hessen-Darmstadt und Baden, welchem damals Konstanz, Heidelberg und Mannheim zufiel,

über siebenfach ersetzt. Baiern, das von allen deutschen Staaten die beträchtlichste Einbuße auf dem linken Rheinufer erlitten hatte, wurde reichlich in Franken und Schwaben entschädigt; es gewann hierdurch eine schöne Abrundung; zugleich kam durch diese Verschmelzung ein wohlthätiger Fluß in die träge Masse Altbaierns, das unter dem Pfaffenregimente Karl Theodors sehr zurückgegangen war, seit dessen Tod aber (1799) unter dem aufgeklärten, rührigen Maximilian Joseph aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken sich zu verjüngen begann. Was die geistlichen Kurfürstenthümer angeht, so folgten zwei: Trier und Köln, dem allgemeinen Schicksale der Bisthümer und Stifter, indem sie völlig eingeschmolzen wurden. Mainz, das natürlich die Stadt und den linksrheinischen Theil an Frankreich abtreten mußte, erhielt sich noch auf kurze Zeit als Trümmer, indem es von 170 Geviertmeilen auf 24 (Aschaffenburg, Regensburg und Wetzlar) herabsank. Es wurde Karl von Dalberg zu Theil, der die höchste geistliche Würde in Deutschland unter dem Titel Reichserzkanzler bekleidete.

Von den 45 Reichsstädten, welche bis dahin noch bestanden hatten, bewahrten nur noch Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck ihre Unabhängigkeit. Ueberhaupt entging nur der zehnte Theil der reichsunmittelbaren Stände dem Untergange. Baden, Würtemberg, Hessen-Kassel und Salzburg, das der Großherzog von Toskana als Entschädigung für seine italienischen Besitzungen erhielt, wurden Kurfürstenthümer, so daß nun das Kurfürstenkollegium überwiegend protestantisch war. Ueberhaupt erlitt die römische Kirche durch diese Umgestaltung Deutschlands den härtesten Stoß; das geistliche Regiment ging zum Wohle der Unterthanen in weltliche Hände über; die Klöster begannen zu schwinden; das protestantische Element brach sich Bahn in Kreisen, die ihm bisher verschlossen gewesen. Die Menschen wurden aufgeklärter, strebsamer und fleißiger. Zugleich begannen die Fürsten, von dem Beispiele Frankreichs aufgestachelt, den Zügel der Regierung straffer anzuziehen; es kam größere Ordnung in Staatshaushalt und Heerwesen, wenigstens in den Ländern, welche diese von den Fürsten, nicht vom Volke ausgehende Revolution näher berührte. Deutschland erwachte mehr nnd mehr aus seinem politischen Schlummer.

Für Oestreich bestätigte der Friede von Lüneville im allgemeinen die Bestimmungen des Friedens von Campo Formio; es verblieb ihm das Venetianische als Ersatz für die Lombardei und die Niederlande. Indessen

ging es bei der Vertheilung der geistlichen Güter und Reichsstädte gleichfalls nicht leer aus. Die Politik des wiener Kabinets, das noch immer nach Baiern trachtete, mußte an Frankreichs Widerstand scheitern. Der große, ungleichartige Staat hatte nun ebenfalls eine bessere Abrundung gewonnen; zugleich war er in den Osten Deutschlands zurückgedrängt, während Preußen in dem Herzen unseres Vaterlandes sich tief eingewurzelt hatte. Dem jüngeren Zweige des habsburgischen (oder eigentlich lothringischen) Hauses ging, wie schon erwähnt, Toskana verloren, das als Königreich Etrurien an das Haus Parma kam. Die batavische, helvetische, ligurische und cisalpinische Republik wurden anerkannt. Die letztgenannte erhielt den Namen italienische Republik, und Bonaparte zum Präsidenten, wodurch sie in ein noch abhängigeres Verhältniß zu Frankreich kam, bis sich endlich der Kaiser Napoleon 1805 zum König von Italien erklärte, indem er sich selbst in Mailand mit der eisernen Krone der alten Lombardenkönige schmückte. Zugleich schlug er die ligurische Republik durch einen Gewaltstreich zu Frankreich.

Gleich Oestreich, legten die übrigen Mächte der großen Koalition im Laufe des Jahrs 1801 die Waffen nieder, und auch England, das am längsten zögerte, machte im März 1802 zu Amiens Friede, nachdem ein Jahr zuvor durch Kaiser Paul ein Bund der nordischen Mächte gegen die britische Seeherrschaft zusammengebracht worden war. In Folge dieses übereilten Friedens gab England einen großen Theil seiner im Laufe des Kriegs gemachten auswärtigen Eroberungen wieder auf.

Die französischen Truppen in Aegypten waren schon vorher in englischen Schiffen zurückgebracht worden, und der Gewinn der kühnen Unternehmung war kaum ein anderer als die Erforschung des merkwürdigen Landes durch die mitgeführten Gelehrten.

Bei der Erbitterung der kräftigen Nation der Engländer konnte der Friede von Amiens von keiner Dauer sein; schon nach einem Jahre erklärten sie dem Feinde von neuem den Krieg, umschwärmten mit ihren Flotten seine Küsten, sperrten seine Häfen, nahmen seine Schiffe und entrissen ihm die eben erst zurückgegebenen Kolonien wieder. Dagegen besetzte Bonaparte das unter dem Zepter Georgs III. stehende Hannover, ungehindert von der dort bestehenden unfähigen Adelsregierung, welcher ein zum ersten Widerstande genügendes Heer zu Gebote stand; ungehindert auch von Preußen, dessen Aufgabe es gewesen wäre, jetzt endlich

seine unselige Neutralität fahren und keinen Feind in Norddeutschland einbrechen zu lassen. Natürlich wurde das Land nach Franzosenmanier ausgeplündert und mißhandelt. Man hat berechnet, daß die 26 Monate dauernde Besetzung Hannovers durch die Franzosen ebenso viele Millionen Thaler gekostet hat, während die Einkünfte des Landes nur fünf Millionen betrugen. Die aufgelösten hannöverschen Truppen gingen, dem Rufe König Georgs folgend, zu Hunderten durch Holstein nach England, und bildeten dort den Anfang zu der nachmals berühmten deutschen Legion.

Im folgenden Jahre verwandelte sich Frankreich, wie schon erwähnt, in einen Kaiserstaat. Beschleunigt wurde der dahinzielende langgehegte Plan Bonaparte's durch mehrere Verschwörungen gegen sein Leben, theils von Republikanern, theils von Anhängern der Bourbonen ausgehend, die aber sämmtlich an der außerordentlichen Thätigkeit und Umsicht der von dem klugen Fouché geleiteten Polizei scheiterten. Bonaparte benutzte diese Vorgänge zu Gewaltmaßregeln gegen beide Parteien, wobei er nach seiner Art vor keinem Mittel zurückschreckte. So ließ er den jungen Herzog von Enghien, den thatkräftigsten unter den Prinzen von königlichem Geblüte, auf den bloßen Verdacht hin, daß er bei den Verschwörungen der Royalisten betheiligt sei, zu Ettenheim auf badnischem Gebiet in der Nacht aufgreifen, zu Vincennes vor ein Kriegsgericht stellen und sofort erschießen.

Noch war der Schrei Europas über diese Blutthat, welche überdies ein politischer Misgriff war, nicht verstummt: als Bonaparte am 2. December 1804 sich vom Papste in der Notredame-Kirche zu Paris zum Kaiser Napoleon salben ließ, und sich selber dann die Krone aufsetzte, „um" — wie es in der napoleonischen Lügensprache hieß — „den Triumph der Freiheit und Gleichheit auf die Dauer gegen die Verschwörungen sicher zu stellen". Die meisten Fürsten Europas hatten übrigens den neuen Kaiser schon vor seiner Krönung anerkannt. Das französische Volk hoffte jetzt den Abgrund der Revolution geschlossen zu sehen, und unter der Herrschaft eines Fürsten, der die eitle Nation mit kriegerischem Ruhme betäubte und groß vor der Welt machte, sich der Errungenschaften der langen, blutigen Umwälzung erfreuen zu können. Die wichtigen Rechte, welche sich der dritte Stand erkämpft hatte, der Wohlstand und die Bildung, welche ihm daraus erwuchsen, dienten jetzt Napoleon als eine Stütze gegen das flüchtige Königshaus, dessen Wiedereinsetzung zugleich eine Rückkehr des Alten gewesen wäre. Aber schon

damals konnte der Schärferblickende die Beobachtung machen, daß durch die Aufrichtung der Kaiserwürde der Nation Fesseln geschmiedet wurden, die sie — und unter wie schweren Kämpfen! — abgeschüttelt zu haben glaubte. Mit dem Purpur um die Schultern trat Napoleon, der Sohn und Liebling der Revolution, in die Spur jener „Tyrannen" — um die Sprache der Republik zu reden — die er bis dahin im Dienste der „Freiheit" bekämpft hatte; er umgab sich mit einem glänzenden Hofstaate, schuf einen neuen Lehnsadel mit Majoraten, und beschränkte die politische Freiheit und Selbstständigkeit der Nation immer mehr, indem er an die Stelle der Selbstverwaltung der Gemeinden und Departements die strengste Centralisation und Beamtenherrschaft setzte. Die militairisch eingerichtete Polizei überwachte als eine unsichtbare, seinem Winke blindlings gehorchende Macht den ungeheuern Staat, und griff überall in das Leben der Nation gewaltsam ein. Die öffentliche Stimme der Presse war längst gefälscht, und die Zeitungen berichteten nur, was ihm angenehm war. So läßt sich von ihm sagen, daß seine Herrschaft nicht auf die sittliche Grundlage Friedrichs des Großen: „Der König ist der erste Diener des Staats", sondern auf die egoistische Ludwigs XIV.: „Ich bin der Staat" gegründet war; daher auch sein jäher Sturz und der plötzliche Abfall Derer, die er groß gemacht hatte, als die Glücksgöttin sich von ihm wandte.

Die schnell wachsende Macht und der unerträgliche Uebermuth des neuen Zwingherrn, der durch Gesichtszüge sowohl wie durch Charakter an die Kaiser des alten Roms erinnerte, riefen die Großmächte Europas bald wieder in die Waffen gegen ihn. Diese dritte Koalition, die besonders in England durch den seit Mai 1804 wieder ins Ministerium eingetretenen Pitt, den unermüdlichen Bekämpfer der Revolution und der französischen Uebermacht, gefördert wurde, trat im Laufe des Jahrs 1805 zusammen, und umfaßte Großbritanien, Oestreich, Rußland und Schweden. In Preußen drängte eine patriotische Partei, deren Mittelpunkt die schöne, hochherzige Königin Luise aus dem Hause Mecklenburg-Strelitz und der geniale, leidenschaftliche Prinz Ludwig Ferdinand, des Königs ritterlicher Vetter, waren, ebenfalls nach Krieg; aber Friedrich Wilhelm und sein Minister Hardenberg vermochten keinen entscheidenden Entschluß zu fassen, und Preußen blieb bei seiner zweideutigen Neutralität, die sowohl ihm als Deutschland schlechte Früchte trug. So zersplitterten sich die Kräfte unseres Vaterlandes zu einer Zeit, wo ein eisernes Zusammenhalten unendlich

Noth that, indem von den beiden Großmächten Deutschlands die eine, welche unmittelbar bedroht war, die Waffen ergriff, während das Kabinet der andern, einer schwachen Schaukelpolitik anheimgegeben und gelockt durch den von Napoleon als Lockspeise hingeworfenen Besitz Hannovers — dem gleichwohl der rechtliche Sinn Friedrich Wilhelms widerstrebte — das Ziehen des Schwerts verzögerte, bis es zu spät war. Die traurigste Rolle spielten ohne Zweifel die Fürsten des südwestlichen Deutschlands, indem sie mit dem Feinde gingen! Dies geschah theils aus Noth, weil ihre Länder — auf der Grenze gelegen und vom Reiche verlassen — dem anstürmenden Feinde, der überdies die noch bestehenden Rheinfestungen inne hatte, gänzlich preisgegeben waren, theils aus eigennütziger Politik und feindlicher Stimmung gegen Oestreich, wie Dies namentlich bei dem bairischen Hofe der Fall war. So sah unser armes Vaterland wieder Deutsche gegen Deutsche im Felde stehn, und die Fürsten Baierns, Badens, Hessen-Darmstadts, Nassaus und Kleinere mit dem Blute ihrer Unterthanen dem Kaiser Frankreichs Lorbeeren erkämpfen. Fortan konnte man nicht sagen, daß Frankreich über Deutschland triumphire; es war ein aus den verschiedenen Völkern Mitteleuropas gemischtes, zum großen Theil aus Deutschen gebildetes Heer unter der genialen Führung des neuen Cäsars aus Korsica, das Europa in Fesseln schlug.

Diese geniale Führung und zugleich die Zerrüttung Oestreichs traten vielleicht in keinem Feldzuge so sehr zu Tage wie in diesem. Von den beiden Heeren, welche Oestreich damals gegen Frankreich aufgestellt hatte, stand das größere unter Erzherzog Karl in Italien, das kleinere, 80,000 Mann stark, unter dem unfähigen Mack im südlichen Deutschland. Dies letztere zu überraschen und Habsburgs Kraft — wo möglich noch vor Ankunft der russischen Armee — mit einem Schlage zu zertrümmern, war Napoleon's Plan. Ein Heerlager von nahe an 170,000 Mann, das er zu Boulogne gesammelt hatte, mit mehr als 2000 Transportschiffen, mußte die Meinung erwecken, daß es auf eine Landung in England abgesehen sei. Plötzlich aber brachen die französischen Streitkräfte in sieben Abtheilungen in auseinandergehenden Richtungen auf, und stürzten sich — wie ebenso viele Ströme durch Frankreich und unser Vaterland sich ergießend — verstärkt durch die Hülfsheere der Deutschen, in großer Ueberzahl auf Mack, der zwischen Ulm und Memmingen gegen Westen seine Stellung nahm, indeß die östlich marschirenden Abtheilungen der Franzosen, die preußische Mark-

grafschaft Anspach durchbrechend, den Oestreichern von Nordosten her in den Rücken fielen. Mehrere glückliche Gefechte der Franzosen steigerten die Kopflosigkeit Mack's und die Verwirrung seines Heers aufs äußerste. Nachdem Marschall Ney, ein Deutscher von Geburt, der zu den trefflichsten Generalen Napoleon's zählte, am 14. Oktober bei Elchingen den Donauübergang erzwungen hatte: übergab Mack sechs Tage später schmählicher Weise die Festung Ulm, in die er sich eingeschlossen hatte, nebst 23,000 Mann Kerntruppen und 59 Geschützen; wofür ihn nachmals die Strafe der Dienstentlassung und zweijährige Festungshaft getroffen hat.

Von dem zersprengten östreichischen Heere wurde der größte Theil durch den nachsetzenden Feind gefangen genommen; Erzherzog Ferdinand, des Kaisers Vetter, brachte eine kleine Schar durch angestrengte Märsche nach Böhmen in Sicherheit. Die gefangenen Oestreicher wurden in das Innere Frankreichs abgeführt.

Während so in Deutschland Napoleon und sein Heer Lorbeeren erwarben — zum lauten Jubel Frankreichs und sogar mancher deutschen Städte vom linken Rheinufer! — hatten ihre Waffen auch in Oberitalien einen günstigen Fortgang, wenn dort auch der bei dem wiener Kabinet nicht beliebte Erzherzog Karl Oestreichs Waffenehre gegen Massena aufrecht erhielt, und erst, nachdem er im Oktober einen Sieg bei Caldiero im Venetianischen errungen hatte, durch die Unglücksfälle in Deutschland gedrängt, den Rückzug nach Friaul antrat.

Das russische Heer, von Kutusow geführt, war bis Braunau am Inn vorgerückt, dann aber, auf die Nachricht von der Vernichtung der östreichischen Armee, wieder zurückgegangen; in Mähren vereinigte es sich mit einem zweiten russischen Heere, zu welchem später noch ein Corps Oestreicher kam. Indessen besetzten die Franzosen am 13. November Wien und folgten, ohne Widerstand über die Donaubrücke dringend, dem Feinde. Am 2. December 1805, dem Jahrestage der Kaiserkrönung, kam es im Osten von Brünn bei dem Dorfe Austerlitz zu einer blutigen Schlacht. Man nennt sie die Dreikaiserschlacht, weil außer Napoleon auch die Kaiser Alexander und Franz zugegen waren, was natürlich die Einheit des Oberbefehls bei den Verbündeten störte. Napoleon erfocht mit 80,000 Mann einen vollständigen Sieg über 90,000 Russen nnd Oestreicher, und der östreichische Kaiser war so erschüttert, daß er in einer Zusammenkunft mit Napoleon einen Waffenstillstand einging, worin er sich dem Sieger gänzlich in die Hand

gab. Hierauf kehrten die Russen, die weitere Theilnahme am Kriege aufgebend, in ihr Vaterland zurück.

Was Preußen betrifft, so hatte die Verletzung des neutralen Gebiets durch die Franzosen die größte Aufregung in Berlin verursacht und der dortigen Kriegspartei das Uebergewicht gegeben. Friedrich Wilhelm hatte den Russen nun ebenfalls den Durchzug durch sein Reich gestattet, seine Heere schlagfertig gemacht und eins derselben im Hannöverschen einrücken lassen; er hatte ferner am 3. November mit dem ihm befreundeten Kaiser Alexander in Potsdam einen Vertrag eingegangen, nach welchem er Napoleon gewisse Friedensbedingungen stellte, und, im Falle der Nichtannahme derselben, mit 180,000 Mann der Koalition beizutreten versprach. Diese Haltung hatte nur Sinn, wenn ihr das kräftigste Handeln auf dem Fuße folgte; denn das gute Vernehmen mit Frankreich war nun auf alle Fälle gestört. Zum Unglück wurde Haugwitz, der Friedensmann um jeden Preis, als Unterhändler in Napoleon's Hauptquartier gesendet, von Diesem aber bis nach der Schlacht bei Austerlitz hingehalten, und zuletzt zur Abschließung des Vertrags von Schönbrunn gedrängt, eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Napoleon, nach welchem Preußen das Herzogthum Kleve und das Fürstenthum Neuchatel an Frankreich, das Fürstenthum Anspach an Baiern abtrat, dagegen aber Hannover, das Besitzthum Englands, erhalten sollte — ein verderbliches Geschenk, das nur die Bestimmung zu haben schien, es dauernd mit dieser Macht zu verfeinden.

Beschleunigt durch diesen Vertrag erfolgte die Abschließung des preßburger Friedens mit Oestreich schon am 26. December 1805. Die Hauptbedingungen desselben waren Verzicht Oestreichs auf das venetianische Gebiet, das dem Königreich Italien zugetheilt wurde, auf Tirol, das an Baiern, und auf die schwäbischen Besitzungen, die an Würtemberg und Baden kamen. Dagegen erhielt es Salzburg, das im lüneburger Frieden dem Großherzoge von Toskana zugefallen war; wogegen Dieser sich mit Würzburg, einem dreifach kleineren Gebiete, begnügen mußte. So war Oestreich, das 1140 Geviertmeilen mit 2,800,000 Einwohnern verlor, noch weiter als bisher aus Deutschland herausgedrängt. Frankreich faßte dagegen immer breiteren Fuß bei uns, und begann jenem französischen Deutschland Gestalt zu geben, aus dem wir die Rheinbundstaaten werden erwachsen sehen. Kleve ward von Napoleon an seinen Schwager Joachim Mürat gegeben, der nun Herzog von Berg hieß. Die Kurfürsten von

Baiern und Würtemberg, von Denen der erste auch die Reichsstadt Augsburg erhielt, wurden zu Königen erhoben.

Auch in Italien schaltete Napoleon als allmächtiger Herr. Da die Königin Karoline von Neapel seine Feinde begünstigte, erklärte er im December 1805 von Schönbrunn aus: „Die Dynastie der Bourbonen in Neapel hat zu regieren aufgehört", und ließ zu Anfang des folgenden Jahrs König Ferdinand aus Neapel vertreiben. Den Thron desselben bestieg Napoleon's Bruder Joseph, indeß Ferdinand sich noch in Sicilien behauptete. Ebenso gab er Holland als Königreich an seinen Bruder Ludwig, und des Kaisers Stiefsohn Eugen Beauharnais, der eine bairische Prinzessin zur Gemahlin erhielt, wurde Vicekönig von Italien. Betrachtet man diese von Napoleon geschaffenen Vasallenkönigreiche in und außer Deutschland als im weiteren Sinne des Worts zu Frankreich gehörig, so umfaßte sein Zepter — mit Hinzurechnung Spaniens, das seit Jahren dem Allgewaltigen zu Willen war — schon damals ein Gebiet von über 66 Millionen Menschen. Aber die wirkliche Macht Napoleon's hielt nicht gleichen Schritt mit ihrer Ausdehnung. Wir werden sehen, daß jene großentheils unter Verwandte gestellten Filialreiche ihm ebensowohl zur Last als zum Vortheile gereichten; daß gerade die Einrichtung dieser Zwitterherrschaften, die nach innen unabhängig, nach außen abhängig sein sollten, diese Prokonsulate, bei denen jede Nationalität unter die Füße getreten wurde, der erste große Mißgriff in der Politik Napoleon's waren.

Während der Uebermüthige die Völker des europäischen Festlandes an seinen Siegeswagen fesselte, konnte er doch zu seinem großen Zorne nicht Herr über die stolze Meerkönigin England werden; ja Dieselbe zertrümmerte seine Hoffnung, auch die Herrschaft der See an sich zu reißen, mit einem Schlage. Am 21. Oktober 1805, einen Tag nach der Kapitulation von Ulm, gewann Nelson an der Südspitze Spaniens, in der Nähe des Vorgebirgs Trafalgar, einen herrlichen Sieg über die französisch-spanische Flotte, welcher zwar dem britischen Admiral das Leben kostete, aber zugleich die mit ungeheuern Kosten geschaffene Seemacht Napoleon's bis auf wenige Trümmer vernichtete. Hierdurch schwand ihm jede Aussicht, das verhaßte England je im Kriege zu überwältigen. Um so schwerer fiel nun die ungetheilte Wucht seiner Kraft auf das europäische Festland.

Das freie Schalten Napoleon's im Südwesten unseres Vaterlandes, die Schöpfung deutscher Königreiche und Herrschaften, die aus

Furcht oder Selbstsucht nach ihm, wie nach ihrer Sonne, gewendet standen, löste die letzten mürben Bande, die noch das deutsche Reich zusammenhielten. Frankreich hatte dem alten, verwitterten Baume einen Ast um den andern geraubt, und dessen Auseinanderfallen seit Jahrhunderten in Hoffnung auf gute Beute gefördert, Niemand aber mehr als Napoleon, der von dem vielköpfigen deutschen Reiche treffend gesagt hat: „wenn es nicht bestünde, müßte man es um Frankreichs willen erfinden". Jetzt war die Zeit gekommen, wo er die längst angebahnte Auflösung unseres Vaterlandes in drei Hauptgruppen: in ein preußisches, östreichisches und napoleonisches Deutschland, in Ausführung bringen konnte. Unter seinem Protektorate wurde am 12. Juli 1806 zu Paris ein Bund gestiftet, durch welchen Napoleon Baiern, Würtemberg, Baden, Darmstadt, Berg, Nassau und einige kleinere Länder als unabhängig in ihren inneren Angelegenheiten anerkannte, sie aber zur Haltung einer Streitmacht verpflichtete, über die er nach Gutdünken verfügen konnte. Dies ist der Rheinbund schmerzlichen Angedenkens — denn unser stolzer Strom, an den wir so viel schöne Erinnerungen knüpfen, mußte der Unterordnung der deutschen Fürsten unter den französischen Zwingherrn den Namen geben. Als Stellvertreter des Protektors und Vorsitzender im Bunde wurde der bisherige Kurfürst-Erzkanzler Dalberg bestimmt, der nun den Titel Fürst Primas führte. Frankfurt wurde ihm, Nürnberg der Krone Baiern zuertheilt. Ueberhaupt vergrößerten sich die Rheinbundstaaten wesentlich dadurch, daß wiederum eine Anzahl kleiner Reichsstände, besonders Ritter, ihrer Oberherrschaft beraubt oder, wie man es nannte, mediatisirt wurden. Durch Austausch fanden zugleich neue Abrundungen Statt. Bei dieser Umgestaltung deutscher Staatsgebiete wiederholten sich übrigens in Paris dieselben widerwärtigen Auftritte, wie bei den Einschmelzungen von 1802 und 1803. Der Kurfürst von Baden, dessen Enkel und Erbe Karl mit Stephanie, der Nichte der Kaiserin Josephine und Adoptivtochter Napoleon's, vermählt wurde, der Herzog von Kleve-Berg und der Landgraf von Hessen-Darmstadt nahmen den Titel Großherzog an. Eine Folge dieser Vorgänge war, daß Franz II. auf seine Würde als deutscher Kaiser verzichtete, und, indem er seine Staaten von dem deutschen Reichskörper ausschied, sich auf seine Erblande beschränkte. Schon 1804 hatte er sich, um dem neuen Kaiserthume jenseits des Rheins ein Gegengewicht zu geben, Kaiser von Oestreich genannt, in welcher Eigenschaft er von jetzt an den

Namen Franz der Erste führte. So fiel im Jahre 1806 das deutsche Kaiserthum, nachdem es ein Jahrtausend lang bestanden. — — Wird es nicht in erneuter, lebenskräftiger Gestalt wieder auferstehen, da es doch fortlebt in den Herzen unserer edlen Nation, und unablässig nach Erlösung aus dem Grabe ruft? Damals freilich durfte keine Stimme der Klage laut werden, und als der nürnberger Buchhändler Palm eine Flugschrift unter dem Titel: Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung versandte, wurde er durch französische Gendarmen aufgespürt, vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und am 26. August 1806, auf Befehl des korsischen Despoten, zu Braunau erschossen. Dieser abscheuliche Mord ließ sich nicht einmal aus dem Gesichtspunkte der Klugheit, dem einzigen, den es hier für Napoleon gab, rechtfertigen. Solche welsche Politik des Schreckens mochte vielleicht in Italien oder Spanien wohl angebracht sein; in Deutschland bereitete sie eine tiefe, langsam, aber sicher wachsende Empörung der Gemüther vor, deren nachhaltige Kraft mit der Zeit offenbar werden sollte. Jetzt lag es klar zu Tage, aus welchem Gesichtspunkte der Diktator die seinen Schützlingen zugesicherte Unabhängigkeit in innern Angelegenheiten verstand. Das rheinbündische Deutschland, ein Gebiet von 2400 Geviertmeilen mit acht Millionen Einwohner, war Nichts als ein Stück Frankreich, welchem deutsche Fürsten als napoleonische Präfekten vorstanden — ein Stück Frankreich in Bezug auf Unfreiheit, ein Stück Feindesland in Bezug auf die von dem Eroberer auferlegten Leistungen. Nicht weniger als 150,000 Mann Franzosen blieben in Süddeutschland stehen, und lebten auf Kosten der Rheinbundsfürsten. Frankfurt allein wurde mit einer Steuer von vier Millionen belegt, weil es — Stapelplatz englischer Waare sei! Als der neue König von Würtemberg dem Marschall Berthier über die durch diese Forderungen herbeigeführte große Noth seines ohnedies verarmten Landes klagte, gab der übermüthige Soldat zur Antwort: der König habe nicht mehr Schonung anzusprechen, als die übrigen Länder; überdies verdanke er dem Kaiser Napoleon zu Viel, um sich nicht dankbar beweisen zu müssen.

---

20. Deutschland zur Zeit der Revolution.

Zweite Abtheilung.

Wodurch bewegt der Dichter alle Herzen,
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge
Gleichgültig drehend auf die Spindel zwingt;
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt:
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen,
Das Abendroth im ernsten Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter? —
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart.
(Göthe's Faust.)

Wer den tiefen Verfall unseres Staatslebens mit ansah — und die Erniedrigung Deutschlands hatte damals noch nicht einmal ihren Gipfel erreicht — Der konnte leicht versucht sein, der Nation die Kraft abzusprechen, sich wieder aufzurichten, und doch hat sie diese Kraft wenige Jahre später reichlich bewiesen, als der Soldatenkaiser mit seinen Legionen, von der Zuchtruthe unseres Zorns getroffen, über den Rhein entfloh, und sein Riesenthron plötzlich zusammenbrach. Es liegt in der ruhig gründlichen Natur des Deutschen, sich langsam und oft erst nach bittrer Erfahrung in Bewegung zu setzen, dann aber durch Kraft und Ausdauer zu ersetzen, was durch Zögerung versäumt war.

Aber auch zur Zeit, wo wir, scheinbar hoffnungslos, darniederlagen, vollbrachten wir auf einem andern Kampfplatze so große Thaten und schlugen so herrliche Schlachten, daß es thöricht wäre, unsere gesunde Natur und Rüstigkeit in Zweifel zu ziehen: kann ja doch nur aus edlen Reben ein edler Wein gewonnen werden. Worauf wir zielen, ist natürlich die Blüthe unseres Schriftenthums unter Göthe und Schiller, welche merkwürdiger Weise gerade mit der Zeit unseres politischen Elends zusammenfällt. Es ist, als hätte unsere Nation — wie ein Baum, der nach einer Seite um so mächtigere Aeste treibt, weil ihm nach der andern sich auszudehnen versagt ist — sich erheben und sagen wollen: Schaut uns an, ihr Völker! hier ist noch Kraft;

hier ist ein hohes, unsterbliches Ziel erreicht! Wir sind spät gekommen, nachdem eure Literaturen schon abgeblüht haben, aber wir sind gekommen, den reichsten Frühling mit uns führend — und ihr sollt uns noch auf andern Kampfplätzen hohe Preise erringen sehn. So betrachten wir also die geistige Höhe, die wir unsere Nation durch ihre Klassiker und namentlich auch durch die merkwürdige Reihe der Philosophen von Kant bis Hegel gewinnen sehen, keineswegs als einen Ersatz für den Zerfall des Reichs, wohl aber als ein Unterpfand für einen künftigen politischen Aufschwung, der mehr und mehr als allgemeines und unabweisliches Bedürfniß hervortritt. Wir sehen mit Zuversicht einem Wandel der Dinge entgegen, in Folge dessen ein guter Theil unserer Talente, die bisher, oft nur mit halbem Berufe, die ideale Bahn der Wissenschaft und Kunst gingen, sich durch Oeffnung der Schranken getrieben fühlen werden, praktische Wege einzuschlagen, die unserem Staatsleben zu Gute kommen; ja, die Anfänge dieses Wandels liegen uns schon vor Augen.

Als Vorläufer oder auch als Mitstrebende des unvergleichlichen Doppelgestirns Göthe-Schiller treten uns zunächst der göttinger Bund und Herder entgegen. „Göttinger Bund" nennt man zunächst eine Gruppe von Dichtern, welche in den siebziger Jahren gemeinsam in Göttingen studirten. Diese für Freundschaft, Vaterland und Poesie schwärmenden Herzen, deren hohes Vorbild Klopstock war, legten ihre jugendlichen Dichtungen in dem göttinger Musenalmanach nieder. Wir nennen hier zuerst Johann Heinrich Voß, den kräftig biedern Mecklenburger, 1825 in Heidelberg 74 Jahre alt gestorben, der mit glücklicher Hand den Homer in deutscher Sprache nachbildete, und dadurch unserer Nation nahe rückte; den Verfasser trefflicher Idyllen, den unerbittlichen Bekämpfer der Dunkelmänner seiner Zeit. Ferner Hölty, den Pfarrerssohn aus dem hannöverschen Dorfe Mariensee, der, mit dem Keime des frühen Todes im Herzen, schwermüthige Lieder sang, die damals in Aller Munde waren, wie die bekannte Elegie auf den Tod eines Landmädchens. Zum göttinger Bunde zählen ferner die Brüder Christian und Friedrich Grafen zu Stollberg, einem alten deutschen Geschlecht entstammend, die ihr überschwängliches Gefühl in Liedern, Balladen und Oden ergossen und — wie dieser Verein überhaupt — die Griechen und Engländer in Uebersetzungen bei uns einführten. Endlich Leisewitz aus Hannover und Miller aus Ulm, von denen Jener später durch sein Trauerspiel

Julius von Tarent, Dieser durch seine empfindsamen Romane Ruhm gewann.

Mit den göttinger Brüdern in Verbindung standen ferner Bürger und Claudius. Gottfried August Bürger, 1748 zu Wolmerswende im Halberstädtischen geboren, 1792 als außerordentlicher Professor in Göttingen gestorben, übertraf an Begabung diese ganze Gruppe; aber seine poetische Kraft zerbrach an zum Theil selbst verschuldeten Leiden. Keiner hatte bis dahin, wie er, den Volkston zu treffen gewußt. Seine tiefempfundenen, in Wohllaut dahinströmenden Liebeslieder und Balladen — welche Gattung er in die deutsche Poesie einführte — machten ihn zum Lieblinge der Nation, vor allen seine Leonore, die deutsche Musterballade, in welcher dem unglücklichen Dichter ein unverwelklicher Lorbeer erblüht ist.

Auch der Holsteiner Claudius, genannt Asmus oder Wandsbecker Bote, wandte sich in seinen poetischen und prosaischen Schriften ans Volk, und sprach zu ihm aus der Tiefe seines frommen Gemüthes mit Herzlichkeit und trefflicher Laune. Sein Abendlied: „Der Mond ist aufgegangen" klingt wie eine Flöte in stiller Sommernacht, und sein allbekanntes Rheinweinlied wird noch lange im Kreise froher Zecher leben.

Was Herder angeht, so ist er neben den besten Männern dieser Zeit zu nennen wegen der außerordentlichen Wirkung, die er auf unsere Nation geübt hat. Der unendlich strebsame, hochbegabte Mann steht als Dichter, Philosoph und Theolog nur in zweiter Linie; aber die mächtige Anregung, die er gab, indem er seine Zeitgenossen in die verschiedensten Gebiete des geistigen Lebens einführte, indem er ihr nahe und fern die Quellen des Schönen eröffnete, bei den alten Hebräern und Homer, bei den Spaniern, bei Shakespeare und Ossian, trug nichtsdestoweniger die reichsten Früchte. Herder ist 1744 zu Morungen in Ostpreußen in Dürftigkeit geboren, und erhielt in Königsberg, wo der geniale Haman, „der Magus aus Norden", durch seine tiefen, dunklen Schriften auf ihn wirkte, seine wissenschaftliche Bildung. Auf die Empfehlung Göthe's, den er 1770 in Straßburg als Studenten hatte kennen lernen, wurde er fünf Jahre später als Generalsuperintendent nach Weimar gerufen. Hier wirkte er segensreich in seinem doppelten Berufe als Schriftsteller und Geistlicher bis zu seinem Tode

1803 unter dem trefflichen Herzog Karl August, von dem Göthe singt:

> Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
> Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag;
> Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
> Jeder: da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.

Vor der Kirche, in deren Räumen sein Wort erklang, steht jetzt sein Erzbild. Auf seinem Grabsteine liest man die sein Wesen bezeichnenden Worte: Licht, Leben, Liebe!

Von Herder's Originaldichtungen behaupten seine Legenden, Parabeln und Paramythien (Umdichtungen alter Mythen mit neuem Inhalte) die erste Stelle. Sein aus spanischen Romanzen zusammengestellter Cid, seine Stimmen der Völker, eine Sammlung von Volksliedern der verschiedensten Nationen, führten uns in die naturfrischen Dichtungen der Fremde ein, und machten uns auf diese Weise geschickt, selber das Schöne zu erschaffen. Zugleich wurde hierdurch der Sinn für Nationalität geweckt. In dieser Richtung wirkten auch seine Ideen zur Geschichte der Menschheit, welche zugleich den ewigen Fortschritt der Menschheit predigten, und die Humanität, die Entwicklung zu schöner Menschlichkeit, als höchstes Ziel aufstellten. Herder setzte die große kritische Arbeit Lessing's, dem er an Geistesschärfe nachstand, jedoch an Schwung des Gefühls und Phantasie überlegen war, fort. Auch er forderte von dem Dichter Natur und Wahrheit, und traf hierin mit einer Anzahl talentvoller junger Männer zusammen, welche damals eine völlige Umwälzung des deutschen Parnasses unternahmen. Indem diese Dichter nicht nur alles Veraltete und Pedantische, in Wissenschaft und Kunst sowohl wie im Leben, bekriegten, sondern in ihrem Uebermaße die Regel überhaupt als Zwang und Philisterei verachteten: schrieben sie die Worte: Originalität, Natur, Genie, Freiheit auf ihr Banner. Unter dieser Freiheit verstand man nur die persönliche; vom Staate war bei dieser Umwälzung gar nicht die Rede: Das war ein dürrer Ast am Baume der deutschen Nation, in den jetzt noch kein Saft steigen wollte. Von ausländischen Dichtern wurde besonders Shakespeare, mit dem Wieland, Lessing und Herder uns befreundet hatten, begeistert auf den Schild gehoben, wenn auch nicht nach seinem ganzen Werthe begriffen. Man nennt diese Richtung nach einem Schauspiele Klingers: die Sturm- und Drang-Periode, und allerdings war es ein reinigender Sturm in der deutschen Literatur,

aus welchem dann der blaue Himmel unserer klassischen Literatur hervorging.

Neben Klinger aus Frankfurt, der Dramen und Romane schrieb, neben dem Maler Müller aus Kreuznach, dessen Drama Genofeva unter den unreifen Schöpfungen dieser brausenden Köpfe sich auszeichnet; neben dem Livländer Lenz, der nach einem abenteuerlichen Leben dem Wahnsinne verfiel, ist hier vor Allen Göthe zu nennen, der unter diesen Stürmern und Drängern wie ein Fürst inmitten seines Gefolges erscheint. Während sie aus dem Uebermaße zu dem Maße sich nicht zurecht finden konnten, klärte sich Göthe aus gährendem Most zum edelsten Weine; ja, man konnte schon der Süßigkeit dieses Mostes, wie er in des Dichters Götz und Werther erschien, anschmecken, welch ein Göttertrank hier zu erwarten sei.

Johann Wolfgang Göthe war den 28. August 1749 zu Frankfurt am Main geboren. Die Natur hatte das Füllhorn ihrer Gaben über ihn ausgegossen. Der lebhafte Geist der Mutter erschien in ihm vervielfacht; Schönheit schmückte seinen Körper, und noch im Alter fesselten sein großes braunes Auge, seine hohe Stirn, sein edles Profil und die ganze stattliche Erscheinung, welche Napoleon, der ihn 1808 in Erfurt sah, die bekannten Worte: „Vous êtes un homme" entlockte. Göthe's Vater, ein wohlhabender, vielfach gebildeter Mann, der mit dem Titel kaiserlicher Rath ohne Beruf in Frankfurt lebte, war bestrebt, die Talente des einzigen Sohns nach allen Seiten zu entfalten. Auf den Wunsch Desselben erwählte der Jüngling die Rechte als Studium, und besuchte die Universitäten Leipzig und Straßburg; aber sein Genius trieb ihn vor Allem zur Poesie. Außerdem beschäftigten ihn auch Kunstgeschichte, Zeichnen und Kupferstechen. Diese Kunstübungen hatten, so wie auch seine Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, jedenfalls den Werth, daß durch sie sein gesunder Blick für die Natur, dem wir die außerordentliche Klarheit und Wahrheit seiner dichterischen Gebilde verdanken, noch mehr geschärft wurde. Von großer Einwirkung auf Göthe war auch sein Verkehr mit Herder in Straßburg. Herder lenkte seinen Blick auf die Volksdichtung und wies ihn auf die Bibel, auf Ossian und Shakespeare, als auf Muster voll ursprünglicher Kraft. Das straßburger Münster machte einen bedeutenden Eindruck auf ihn und veranlaßte ihn, sich weiter mit der gothischen Baukunst zu beschäftigen.

Schon vor und während dieser Studienzeit gab Göthe zahlreiche Proben seiner Dichterkraft; namentlich entlockte ihm ein Verhältniß zu

Friederike Brion, der lieblichen Pfarrerstochter von Sesenheim bei Straßburg, die süßesten Liebeslieder, wie sie kaum ein Dichter vor oder nach ihm gesungen hat. Göthe's weiches Herz war überhaupt für unverkünstelte Frauennaturen außerordentlich empfänglich. So fesselte ihn einige Jahre später Elisabeth (Lili) Schönemann, die sechzehnjährige anmuthige Tochter eines frankfurter Banquiers, und wiederum entströmte seinem Herzen eine Fülle der frischesten, innigsten, mit dem zartesten Schmelz des Gefühls angehauchten Lieder. Wir haben es hier — und es ist Dies eine der Eigenthümlichkeiten Göthe's, die sogar auf seine Dramen und Romane Anwendung findet — mit einem Gelegenheitsdichter in der höchsten Bedeutung des Wortes zu thun, d. h. mit einem Dichter, dessen Poesien ihren Ursprung in eignen Erlebnissen haben; in Poesien, die ein Stück innern Lebens vor uns ausbreiten, ohne darum der nothwendigen Allgemeinheit und Idealität zu entbehren. Daher die ungemeine Frische und Wahrheit derselben.

Göthe war von Straßburg als Doctor der Rechte nach Frankfurt zurückgekehrt, und hielt sich dort und in der Umgegend auf, theils mit Uebungen in seinem Berufe, theils mit den Musen beschäftigt. Angeregt durch ein schlichtes Büchlein aus dem sechzehnten Jahrhunderte: die Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen, schrieb er, 23 Jahre alt, das gleichnamige „Schauspiel". Da unser Dichter sich nicht getraute, einen Verleger für sein Werk zu finden, kaufte er selbst das graue Papier, auf dem es gedruckt werden sollte, und Freund Merk aus Darmstadt zahlte die Druckkosten. Der Stoff dieses Stücks, welches das Leben und Treiben eines wackern Ritters und dessen Untergang mitten im Zusammensturze des Mittelalters darstellt, war offenbar jener Zeit der siebziger Jahre, wo das deutsche Reich vollends in Trümmer zu fallen drohte, und die große Revolution sich vorbereitete, nahe verwandt. Götzens kräftige Persönlichkeit, der, weil nirgends Recht zu finden ist, sich selber sein Recht mit dem Schwerte sucht, mußte besonders diesen Stürmern und Drängern zusagen, die in ihrem Gebiete ebenso faustrechtlich verfuhren. Die lebendige Kraft der ein wenig alterthümlich gefärbten Sprache, deren Derbheit, nach einer langen Periode der Schwäche, außerordentlich gefiel; das deutsche Wesen in seiner Biederkeit und Treue, Einfachheit und Herzlichkeit, kurz in seiner ganzen Echtheit, wie es in diesen Rittern und Ritterfrauen bis zum einfachen Reitersjungen herab lebt und webt, dies Alles machte das Stück außerordentlich volksthümlich. Die Nation fühlte, daß Dies

Fleisch von ihrem Fleische, Bein von ihrem Beine war; sie sah plötzlich in ihrer Mitte einen mächtigen Genius erstanden, der die Kraft hatte, den deutschen Geschmack vollends von der französischen „Aftermuse" zu befreien, und ein Sturm der Begeisterung empfing den jugendlichen Dichter, als sein Werk 1773 von Hamburg aus ohne Angabe des Verfassers in die Oeffentlichkeit trat. Kaum erschienen, ward der Götz eine Beute des Nachdrucks und der Nachahmung; denn nun überschwemmte uns eine Flut von Ritterstücken und Ritterromanen mit Waffengeklirr, Kraftreden, Burgverließen und Fehmgerichten, welche höchstens den Stoff, aber nicht den Geist dem Originale abborgten. Eins der besseren Ritterstücke dieser Art ist Babo's Otto von Wittelsbach. Als Anfertiger von Ritterromanen ist besonders Spies berüchtigt.

In dem folgenden Jahre, 1774, trat unser Dichter mit einem neuen Werke des Genius hervor: mit den Leiden des jungen Werther, einem Romane, den er in vier Wochen auf das Papier geworfen hatte. Diese Herzensgeschichte, die in allen Herzen den tiefsten Wiederhall fand, lag weit ab von dem derben Ritterthume des Götz; aber auch sie kam einer Stimmung jener Tage entgegen, in welchen das kraftgeniale Treiben Hand in Hand ging mit einer großen Weichheit und Ueberschwänglichkeit des Gefühls, wie es durch die englischen Romane jener Periode, durch Ossian und Klopstock genährt worden war. Der Werther war gewissermaßen eine Beichte und Reinigung Göthe's. Der Dichter liebte, wie der Held seines Romans, die Braut seines Freundes — eine Tochter des Amtmanns Buff aus Wetzlar — und verließ diesen Ort, wo er am Kammergerichte arbeitete, seine Leidenschaft männlich bekämpfend. Als dann Lotte sich mit ihrem Bräutigam Kestner vermählte und nach Hannover übersiedelte: blieb Göthe mit dem Ehepaar auf eine Reihe von Jahren in schriftlichem Verkehre. Der seit kurzem veröffentlichte Briefwechsel läßt uns die tiefsten Blicke in die schöne Seele unseres Dichters thun, dessen heftige Leidenschaft sich allmählich zur herzinnigsten Freundschaft abklärte. Ganz anders ist der Verlauf in dem Romane. Hier gibt sich der Liebende der Gefühlsschwelgerei ohne Schranken hin; seine Leidenschaft überwuchert und verzehrt ihn, wie ein erstickendes Schlinggewächs, bis er zuletzt seinem Leben ein freiwilliges Ende macht. Zu diesem Ausgange des Romans benutzte Göthe den schon im Oktober 1772 in Wetzlar erfolgten Selbstmord des jungen Jerusalem, über den ihm Kestner ausführlichen Bericht

erstattet hatte. Da „Werther's Leiden" auf dem frischesten Leben und der unmittelbarsten Wirklichkeit ruhte, ohne irgendwie der künstlerischen Gestaltung zu entbehren; da hier der Dichter der Empfindung eine Sprache von überwältigender Wahrheit verliehen und ein Werk geschaffen hatte, das so ganz aus dem Herzen der Zeit geboren war: so übte es einen noch größeren Zauber aus als der Götz. Man verschlang es, man weidete sich Tag und Nacht daran, und benetzte die rührendsten Stellen mit Thränen; man wallfahrtete von nah und fern nach den Häusern, Bäumen und Brunnen bei Wetzlar, auf welche der Roman deutete oder zu deuten schien. Alte Mütterchen wußten nach 50 und 60 Jahren noch das ganze Buch, Brief um Brief, auswendig. Durch ganz Europa ging die Wirkung dieser Dichtung, ja über Europa hinaus, und als Bonaparte seinen berühmten Zug nach Aegypten machte, waren unter den wenigen Büchern, die ihn begleiteten, auch les Peines de Werther par Goethe. Wie bei Erscheinung des Götz, erschöpften sich die mittelmäßigen Köpfe wieder in zahlreichen Nachahmungen, unter denen besonders eine: Siegwart, eine Klostergeschichte, von dem oben bei Gelegenheit des göttinger Bundes erwähnten Miller aus Ulm, ihrer Zeit den außerordentlichsten Beifall erhielt.

Fast unmittelbar nach dem Werther entstand, in dem kurzen Zeitraume von acht Tagen, das Trauerspiel Clavigo, dessen Stoff den Denkwürdigkeiten des französischen Dichters Beaumarchais entnommen ist. Dieses Stück, obgleich in Bezug auf Einfachheit der Handlung, Raschheit der Bewegung und Gewandtheit des Dialogs ein Fortschritt gegen Götz, hat einen Schwächling zum Helden, und entbehrt des eigentlichen tragischen Kerns, wenn auch einzelne Scenen von großer dramatischer Wirksamkeit sind. Die kraftvollen Charaktere eines Beaumarchais und Carlos dienen nur dazu, die Haltlosigkeit der Hauptfigur hervorzuheben. Ueberhaupt stehen wir jetzt in einem Zeitraume der Entwicklungsgeschichte Göthe's, wo sein Genius erlahmt zu sein scheint, während er doch nur durch die gährenden Elemente in des Dichters Seele, durch die Zerstreuung und Umgestaltung seines äußeren Lebens gehemmt ist. Die in ihm ringende Kraft spricht sich theils in einzelnen satirischen Gedichten, welche Zustände des Tags oder sein Aergerniß erregende Persönlichkeiten geißeln, theils in Entwürfen und Anfängen zu größeren titanischen Schöpfungen aus. Mächtige Stoffe, wie Prometheus, der ewige Jude, Mahomed und Faust, zogen ihn wechselweise an; doch nur der letzte, der des Dichters eigener Natur am

verwandtesten war, sollte mit der Zeit zur Ausführung, wenn auch nicht zur Vollendung, kommen. Von den übrigen finden wir die großartigsten Splitter in der Sammlung der kleineren Poesien Göthe's.

Im Jahre 1775 ging unser Dichter, aufgefordert vom Herzoge Karl August, der sich im December des vorhergehenden Jahrs den Verfasser des Götz und Werther in Frankfurt auf der Durchreise hatte vorstellen lassen, nach Weimar. Die Einladung des achtzehnjährigen Fürsten lautete auf einen bloßen Besuch; bald aber zogen sich die beiden Feuergeister so mächtig an, daß sie nicht mehr von einander ließen. Das kleine, ländliche Weimar erhielt durch den Besitz dieses Dichters einen Schmuck, der es über die ersten Städte Deutschlands hinaushob; eine Fülle des Lichtes ging von diesem Sitze der Poesie aus, besonders nachdem auch noch Schiller gewonnen war.

Göthe entfaltete von nun an eine doppelte erfolgreiche Thätigkeit: einen guten Theil des Tags nahmen die Berufsgeschäfte in Anspruch; dann empfing er in dem schlichten Gartenhäuschen vor dem Thore in glücklicher Feierstunde den Besuch der Musen. Die praktische Thätigkeit erhielt ihn stets in naher Berührung mit den Menschen; sie erweiterte den Gesichtskreis des Dichters, und gab ihm durch den Druck regelmäßiger Arbeit die Spannkraft für das freie Walten des Geistes im Reiche der Phantasie. Göthe stieg allmählich vom Legationsrath zum geheimen Rath, Kammerpräsidenten und Minister empor. Der Kaiser huldigte dem Genius des großen Meisters durch Ertheilung des Adelsbriefs, andere Fürsten durch Verleihung zahlreicher Orden. Die Ehren der Welt, von welchen den Poeten in Deutschland meist nur ein sehr bescheidenes Theil zufällt, strömten dem Dichter-Minister in Fülle zu.

Es war mit Göthe, seitdem er Frankfurt mit Weimar vertauscht hatte, eine große Veränderung vor sich gegangen; aus dem Stürmer, auf welchen Klopstock, Ossian und Shakespeare großen Einfluß geübt, war der gereifte Dichter der klassischen Richtung geworden, dessen Geist sich mit dem der Alten vermählte, und der besonders Homer und Sophokles auf sich einwirken ließ. Hatten die leichten Poesien aus jener Uebergangsperiode nicht den Erwartungen entsprochen, welche der Verfasser des Götz und Werther erregt hatte: so trat er jetzt wieder mit Hauptwerken an den Tag. Erst in den Jahren 1787, 88 und 89, nach einem längeren Aufenthalte unter dem glücklichen Himmel und inmitten der Kunstschöpfungen Italiens — dem der Dichter schon 1782 sein unvergleichliches Lied: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?"

entgegen gesungen hatte — erschienen jene in ungestörter Muse vollendeten Meisterwerke Egmont, Iphigenie und Tasso, denen 1790 der erste Theil des Faust folgte.

Göthe's Egmont bildet, wie bei Schiller der Don Carlos, die Brücke zwischen den stürmisch genialen und klassischen Schöpfungen unseres Dichters. Dies Werk, das bereits vor zwölf Jahren begonnen war, widerstrebte schon seinem Inhalte nach der idealen Fassung, die er der Iphigenie und dem Tasso verlieh; doch geht an erhabenen Stellen die ungebundene Rede fast ganz in Jamben über. Träger des Stücks ist ein durch Rang und Verdienst hochgestellter, jugendlich liebenswürdiger Niederländer, der durch Alba, das Werkzeug der Tyrannei Philipps, von dem Gipfel der Volksgunst herab und aus den Armen der süßesten Liebe in Kerker und Tod gestürzt wird. Seine sorglos heitere Natur stößt die Gefahr als ein ihr Fremdes von sich; so wandelt er lebensfroh am Rande des Abgrundes, bis ihn das Verderben jählings ergreift. Es ist Dies noch weniger als Götz ein tragischer, großartig in Kampf und Leidenschaft untergehender Held; das eigentliche Drama und besonders das geschichtliche Drama lag überhaupt der beschaulichen, auf schöne Selbstbefriedigung gerichteten Natur Göthe's fern; unserem Dichter war die dramatische Form nur ein Mittel, Charaktere zu entfalten. Egmont, dies lebendig wahre, mit feingemischten Farben gemalte Menschenbild, ist offenbar mit Göthe's eigenem Wesen verwandt, so wie sich auch in Götz und Werther zwei Seiten des dramatischen Göthe gespiegelt hatten. Und nicht allein die Hauptfigur des Gemäldes, auch Oranien, der trefflichste Charakter des Stücks; auch der finstre Alba, Egmont's schärffter Gegensatz; auch Klärchen, die süße Blume an Egmont's Weg, welche, von seiner Hand gepflückt, ihm an der Brust verwelkt; auch das niederländische Volk in seiner Frische und Heiterkeit und in seinem Rechtsgefühl — sie Alle sind mit außerordentlicher Meisterschaft dargestellt.

In der Iphigenie finden wir ebenfalls weniger Handlung als Entwicklung eines edlen Frauencharakters. Es war Göthe, wie keinem andern Dichter irgend einer Zeit außer Shakespeare, gegeben, in das Tiefinnerste der weiblichen Natur hinabzusteigen. Dabei ist es bezeichnend für ihn, daß die Frauen seiner Schöpfung meist thatkräftiger sind als die Männer. Zeugniß von Göthe's Meisterschaft in der Schilderung der Frauen geben Elisabeth im Götz, Lotte im Werther, die beiden Leonoren im Tasso, Klärchen im Faust, Dorothea in

Hermann und Dorothea, Ottilie in den Wahlverwandtschaften und Andere; keine aber strahlt in solcher Hoheit wie Iphigenie.

Göthe hat in dem Stücke dieses Namens einen schon von den Alten behandelten Stoff wieder aufgegriffen. Seine Dichtung steht an Einfachheit und Adel der Form, so wie an Erhabenheit der Gedanken, von allen neueren Dramen der Antike am nächsten, und liefert den lebendigen Beweis, wie nahe der deutsche und griechische Geist sich verwandt sind. Gleich einem Marmorbilde der besten griechischen Zeit schaut uns Göthe's Iphigenie in ruhiger Majestät an; neben ihr erheben sich die Heroengestalten ihres Bruders Orest, des treuen Freundes Pylades und des edlen Barbarenkönigs Thoas. Wie in einem Tempel hat sie der Dichter zur Bewunderung und Verehrung vor uns aufgestellt. Trotz des griechischen Gewandes ist sein Werk aber völlig deutsch durch die sittliche Vertiefung der Charaktere; ja, es bildet in dieser Hinsicht einen völligen Gegensatz zur Antike, und feiert einen Triumph über sie. An die Stelle des Schicksals ist die Macht edler Gesinnung getreten. Der Heldin ist die grausame Wahl auferlegt, entweder den geliebten, nach langen Jahren der Trennung wiedergefundenen, unglücklichen Bruder der äußersten Gefahr Preis zu geben, oder an ihrem Wohlthäter Thoas Lüge und Verrath zu üben. Dem Rathe des klugen Pylades zuwider folgt sie der Stimme ihres reinen Herzens, und legt Orest's Schicksal vertrauungsvoll in die Hand des Barbaren. Ihr kühnes Wagen schlägt zum Glück aus, so daß des Bruders Worte:

> Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
> Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
> Beschämt, und reines, kindliches Vertrauen
> Zu einem edlen Manne wird belohnt —

die Angel bilden, um die sich das ganze Stück bewegt. So vereinigt die göthesche Iphigenie den antiken und germanischen Geist in wunderbarer Weise; die griechische Schönheit erscheint hier mit der deutschen Innerlichkeit und sittlichen Würde vermählt und dadurch auf eine noch höhere Stufe der Kunst gehoben.

Während Voß und andere Dichter und Uebersetzer unserer Nation die Poesien der Alten in einer Form bei uns einführten, bei welcher nicht selten dem Genius der Sprache Gewalt geschah: begegnen wir in der Iphigenie einer leicht und anmuthig fließenden Rede, die nicht reiner, klarer und würdiger gedacht werden kann. Die klassische Periode Göthe's hat

in der Iphigenie ihren Gipfel erreicht; sie wird nach Form und Inhalt unserer Nation ein ewiges Musterbild des Schönen und Edlen sein.

Wir kommen zum Tasso, welcher der Iphigenie durch künstlerische Vollendung ebenbürtig ist. Ich habe schon erwähnt, daß Göthe es liebte, Erfahrungen des Lebens und des Herzens in Poesien umzusetzen. Wenn Dies auch bei der Iphigenie weniger zutreffen mag, so finden wir dagegen im Tasso ein ganzes Stück Lebensgeschichte unseres Dichters niedergelegt. Zunächst ist hier von dem Verkehre Göthe's mit der Gattin des herzoglichen Stallmeisters von Stein zu reden. Göthe pflegte mit der edlen Frau, die sieben Jahre älter war als er, einen Umgang, dessen hohe Schönheit uns erst seit 1848 durch Veröffentlichung seiner Briefe an sie erschlossen ist. Es wiederholte sich hier von seiner Seite das Verhältniß zu Lotte Kestner, indem er wiederum den Uebergang von der Leidenschaft zu einer geläuterten, edlen Freundschaft machte; aber dieser Austausch der Gefühle mit Charlotte von Stein — denn auch sie war eine Lotte — ist für uns von größerem, geistigen Werthe, weil er uns den gereiften, in poetisches Schaffen versunkenen Göthe in der ganzen Fülle seines Geistes und Herzens wiedergibt. Er nennt an einer Stelle Frau von Stein „den Anker seines Wesens", und sie war es in der That auf eine Reihe von Jahren. Unser Dichter hat also im Tasso, wie im Werther, zunächst seinem Verhältnisse zu einer Frau poetische Gestaltung gegeben; das Stück ist, wie er selber sagt, mit seinem Herzblute geschrieben. Wenn sein Tasso zur Prinzessin in Bezug auf sein eben vollendetes Werk, das befreite Jerusalem, spricht:

> Was auch in meinem Liede wiederklingt,
> Ich bin nur Einer, Einer Alles schuldig:

so konnte Dies Göthe ebenso gut zu Frau von Stein in Bezug auf sein Drama sagen. Aber wie unser Dichter, der ja über seine Leidenschaft zu Lotte Kestner Herr wurde, Mehr ist als sein in der Leidenschaft untergehender Werther: so übertrifft er auch seinen Tasso, der alles Maß verliert, während er selber die schöne Harmonie seines Wesens behauptet: wie hätte er auch sonst den freien Blick des künstlerischen Schaffens gewinnen können? Uebrigens haben wir in der Person des götheschen Tasso nur einen Theil unseres Dichters zu erblicken; denn offenbar hat auch Antonio, der Staatsmann, welcher in dem Stücke als der Gegensatz Tasso's auftritt, eine Ader Göthe's. Der Zwiespalt, der sich in Göthe selber — zumal in den ersten Jahren seines Aufenthalts am Hofe zu Weimar — finden mochte, ist in dem Drama an die zwei Personen ver-

theilt, und gelangt darin, wie in Göthe selber, zur Versöhnung. Damit ist zugleich der allgemeine Inhalt des Stücks angegeben: es handelt sich hier um den Widerstreit der idealen Welt, wie sie in der Seele des Dichters lebt, mit der nüchternen Wirklichkeit. Wenn dann Tasso zuletzt, obschon mit zerrissenem Herzen, anerkennt, daß wir unsre Leidenschaften zügeln und unsre Wünsche beschränken müssen: so ist damit dies Drama des Gemüths, wie die Wunde von der Hand des Arztes, geschlossen. Geht dem italienischen Sänger auch seine Liebe verloren, so bleibt ihm doch noch ein Trost:

> Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
> Der Schrei des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
> Es nicht mehr trägt. — Und mir noch über Alles —
> Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
> Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen:
> Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.

Einen weiteren Abschluß hat das Stück nicht, dessen äußere Handlung noch geringer ist, als die der Iphigenie, und welches mehr als ein dramatisch gefaßter Abschnitt aus dem Seelenleben eines Dichters, wie als ein abgeschlossenes Drama erscheint.

Mit großer Kunst sind die Personen nach beiden Seiten, nach der idealen wie nach der praktischen, vertheilt: auf jener Seite Tasso und die Prinzessin, der Maßlose und die Maßvolle; auf dieser Antonio, der welterfahrene, kluge Mann. Fürst Alphons, dessen edles Bild an den Herzog von Weimar erinnert, und Leonore Sanvitale bilden die Uebergänge von Tasso und der Prinzessin zu Antonio. Und mit welcher Meisterschaft sind diese Charaktere bis zum feinsten Pinselstriche ausgeführt! Es gibt in der deutschen Poesie kein Werk, das sich in dieser Beziehung mit Göthe's Tasso messen könnte. Wer hatte aber auch größeren Beruf, den Hof zu Ferrara zu schildern, als der Dichter am Hofe zu Weimar?

Unser Stück ist, wie die Iphigenie, aus der ungebundenen Rede in die metrische Form umgegossen. Dies geschah in Italien, dessen ganze Schönheit uns aus der Dichtung anweht; denn wie uns in der Iphigenie ein griechischer Himmel umgibt; wie uns Homer aus weiter Ferne daraus anschaut: so läßt uns der Dichter hier die Luft Hesperiens athmen, und durch die Musik der Verse klingen die vollen Akkorde der Stanzen Ariost's und Tasso's. Die Sprache dieses Dramas ist reines Gold, dem

auch die letzte Schlacke abgeschäumt worden; die Verse gleiten, wie ein Bach über Marmorstufen.

Uebrigens ist der göthesche Tasso nicht allein dramatisches Seelengemälde, sondern zugleich — und weit mehr als Iphigenie — die reichste Fundgrube der Lebensweisheit, welche überall in der sinnigsten Betrachtung, wie aus hundert Brunnen, hervorbricht. Diese Eigenschaft und die hohe Haltung des Stücks, ganz besonders aber die Armuth an äußerer Handlung sind Ursache, daß es sich besser liest als spielen läßt; wenigstens sollte man die Aufführung nur den besten Darstellern anvertrauen. Je näher man sich mit diesem Meisterwerke beschäftigt, das, wie die Iphigenie und alles Klassische überhaupt, zum oft wiederholten Genusse einlädt, desto mehr Vorzüge treten hervor; um seine Schönheit zu fassen, muß man in dasselbe ein- und untertauchen.

Als Göthe aus Italien nach Deutschland zurückkehrte, fand er einen andern Dichternamen auf tausend Lippen, nämlich Schiller, dessen geniale Erstlingsdramen die Herzen entzündet hatten. Göthe brachte seiner Nation die Werke gereifter Schönheit entgegen, und sie erkannte dieselben nicht sogleich in ihrem vollen Werthe, weil ihr noch der Maßstab dazu fehlte, während sie dem schwäbischen Dichter, diesem letzten und gewaltigsten Stürmer und Dränger, Beifall jauchzte, und damit einen Standpunkt einnahm, den Göthe längst überwunden hatte. Obgleich ihn Dies unmuthig stimmte, so konnte er doch nicht umhin, die hohe sittliche Kraft, die in Schiller lebte, anzuerkennen; er wirkte dafür, daß Derselbe an die benachbarte Universität Jena berufen wurde, und es entstand seit dem Jahre 1794 ein immer schöner sich gestaltender Verkehr zwischen den beiden Dichterheroen, welcher bei den entgegengesetzten Naturen, die sie mitbrachten, doch darin seinen Mittelpunkt fand, daß sie Beide — Göthe von seinem realen, Schiller von seinem idealen Standpunkte aus — das Höchste in der Kunst anstrebten. Schiller blickte an Göthe als an dem älteren, hochgestellten Meister, dessen Stirn die vollsten Ruhmeskränze schmückten, verehrend empor, aber ohne seiner Manneswürde oder Selbstständigkeit irgend Etwas zu vergeben; denn dies stolze Herz beugte sich vor Niemand; und Göthe, der hochherzig genug war, um eine fremde Größe neben sich nicht bloß zu dulden, sondern zu hegen, fühlte sich glücklich, einen Ebenbürtigen zu finden, an dessen Jugendfeuer er sich zu neuem Schaffen entzündete. Die Dichter theilten sich ihre poetischen Entwürfe und entstehenden Werke mit, und erörterten die tiefsten Fragen der Kunst theils mündlich, theils schriftlich in dem be-

kannten Briefwechsel, der 1828 zum erstenmale durch den Druck veröffentlicht worden ist. Die klassische Reife, die der Dichter der Iphigenie in Italien gewonnen hatte, erwarb sich Schiller in dessen Verkehr, und Göthe sah so neidlos den Freund zu sich heranwachsen, daß Niemand Schiller in Leben und Tod so vollauf anerkannt hat, als gerade Göthe. Diese geistige Verbrüderung unserer Dichterdioskuren, die sich umschlingend auf dem Gipfel des deutschen Parnasses stehn, ist einzig in der Geschichte. Rietschel, der schon obenerwähnte berühmte Bildhauer in Dresden, hat ihr durch eine Gruppe von hoher Schönheit einen plastischen Ausdruck verliehen. Die Gruppe ist im Herbst 1857 vor dem Schlosse zu Weimar aufgestellt, und am 3. September festlich enthüllt worden.

Die beiden Dichter förderten sich nicht allein in ihren gegenseitigen Werken, sondern sie arbeiteten sogar gemeinschaftlich, so daß sich nicht mehr genau unterscheiden läßt, was aus der Feder des Einen oder des Andern geflossen ist. Dies findet bei den Xenien, d. i. Gastgeschenken, Statt, einer Reihe von Epigrammen in Distichenform, welche 1797 in dem von Schiller herausgegebenen Musenalmanach erschienen. Dieselben stellen einen satirischen Spiegel der Zeit auf, worin die damaligen Philistereien und Schwächen, namentlich die Mittelmäßigkeit des Literatenthums, mit scharfer Geißel getroffen wurden. Doch finden sich unter den Gastgeschenken auch einige, welche, statt der Kritik, Anerkennung bringen, wie das für Lessing, der in der Unterwelt als Achilles verehrt wird:

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter;
Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

Waren die Xenien ein pikantes Gericht, das zur Zeit ihres Erscheinens ungeheure Wirkung that: so erwarben sich die Balladen und Romanzen, welche das Dichterpaar in herrlichem Wetteifer schrieb — sie erschienen 1797 und 1798 in den von Schiller redigirten Horen — einen bis zur heutigen Stunde dauernden, außerordentlichen Beifall. Göthe, der sich schon vor der italienischen Reise durch seinen Fischer und Erlkönig als höchsten Meister in dieser Gattung gezeigt hatte, brachte jetzt den Zauberlehrling, die Braut von Korinth, den Gott und die Bajadere, das Blümlein Wunderschön, den Junggesellen und Mühlbach und andere Perlen mehr.

Auch zu seinen trefflichen Episteln und Elegien ward er durch Schiller und dessen Jahresschriften angeregt. Die antiken Formen, in

welcher diese Dichtungen auftraten, waren ihm geläufig geworden, seitdem er 1793 den Reineke Fuchs in Hexametern bearbeitet, und uns so dies von ächtem Humor erfüllte Thierepos wieder näher gelegt hatte. Aber während das urdeutsche Gedicht in dem griechischen Gewande ein wenig fremd aussieht, stehen Form und Inhalt in vollem Einklange bei diesen unvergleichlichen Elegien, welche, wie namentlich Alexis und Dora und Euphrosyne, zu den vollendetsten Poesien in deutscher Sprache zählen.

Das umfangreichste Buch unseres Dichters aus dieser Zeit ist der Roman: Wilhelm Meister's Lehrjahre, der schon 1777 begonnen und 1796 vollendet wurde. Es war dabei zunächst auf eine Schilderung des Theaterwesens abgesehen, welches in jener Zeit der neuerwachten dramatischen Kunst, wo Männer wie Schröder in Hamburg, Eckhof in Gotha, Iffland in Mannheim und Berlin die Bretter beschritten, außerordentliche Theilnahme fand. Ein eigentlicher organischer Zusammenhang fehlt diesem durch so viele Jahre sich hinziehenden Werke. Der Dichter, den wechselnden Eindrücken der Zeit hingegeben, gerieth in andere Gebiete. Indem er ein Bild neben dem andern aufstellt, und, in der beschaulichen Weise eines Mannes von reiferen Jahren, die Betrachtungen, welche Kunst und Leben in ihm anregen, mit einfügt: verweilt er besonders bei den höheren Kreisen der Gesellschaft. Dieser Adel der götheschen Romane, wie er auch später wieder in den Wahlverwandtschaften auftritt, ist übrigens meilenweit entfernt von jenem Adel der nächsten Jahrzehende, von Männern wie Stein, Stadion, Blücher, York, Schön, die Brüder Humboldt, Gagern und so viele Andere, die der Nation durch Gesinnung und Thaten in verschiedenen Gebieten voranleuchteten; sondern es ist ein müßiger Adel, der dem Bürgerstande gegenübersteht, wie der Genießende dem Arbeiter, und dessen glatte Außenseite keinen Ersatz für den Mangel an wirklichem Inhalte gewähren kann.

Die verschiedenartigen Theile des Romans sind durch ein loses Band verknüpft, indem Wilhelm Meister, ein junger Kaufmann, später Schauspieler und zuletzt (in der Fortsetzung des Werkes) Wundarzt, überall in den Vordergrund gestellt ist. Diese Hauptperson wird durch mancherlei Abenteuer, Irrthümer und Erfahrungen hindurch geführt, um einen Bildungsprozeß an sich zu vollbringen, dem freilich manches harte Opfer fällt. Da die dem Träger des Romans gestellte Aufgabe eine unendliche ist, und deshalb zu keinem eigentlichen

Abschlusse gelangt: so spinnt sie der Dichter in einem zweiten Romane, der erst von 1821 bis 1829 erschien, den Wanderjahren, weiter; aber diese Arbeit des Alters ist ein ödes Feld im Vergleich zu dem frischblühenden Garten der „Lehrjahre". So hat wenigstens unsere Nation darüber geurtheilt, mit deren Auge wir die literarischen Erscheinungen, die wir vorführen, zu betrachten haben.

Läßt man den Meister für eine Reihe von Bildern aus verschiedenen Lebenskreisen gelten — und so ward er in der Zeit seiner stückweisen Erscheinung aufgefaßt: so können wir ihm nicht Lob genug spenden. Kein niederländischer Maler hat sorgfältiger gearbeitet, und die Wirkungen der Farben und des Lichtes geschickter berechnet, als Göthe in diesem Romane. Wo ist je das wandernde Komödiantenthum besser dargestellt worden? Welche schön kontrastirten Frauencharaktere von der leichtfertigen Philine bis zur feinfühlenden, kühlen Natalie reiht nicht der Dichter, wie eine bunte Perlenschnur, anmuthig aneinander! Zwei geheimnißvolle italienische Gestalten, der Harfner und Mignon, greifen unheimlich und rührend zugleich in die Handlung ein. Ihnen, als den Hauptträgern der Poesie im Wilhelm Meister, hat sich die Gunst des Publikums besonders zugewendet, und gewiß werden sie mit ihren tiefergreifenden Liedern: An die Thüren will ich schleichen 2c., Wer nie sein Brot in Thränen aß 2c., Nur wer die Sehnsucht kennt 2c., und wie sie sonst noch heißen, mit Göthe's Namen fortleben bis auf späte Zeiten.

Auf Wilhelm Meister folgte 1797 das Idyll Hermann und Dorothea, veranlaßt durch Vossens vielgelesene Luise, aber diese weit übertreffend an hoher Einfalt, Natur und Klarheit, an Reichthum des menschlichen Inhalts und Lebensweisheit. Mit wunderbarem Geschick hat der Dichter ein Ereigniß aus dem Jahre 1731 auf die Zeit der Revolution übertragen. Indem so die einfache Geschichte des vertriebenen Mädchens eine ungeheure Weltbegebenheit zum großartigen Hintergrund erhielt, ging das ländliche Gedicht in das Epos über. Die Charaktere sind hier ächt deutsch, wie im Götz, nur daß sie der Gegenwart und dem niedern Bürgerstande entnommen sind.

Deutsche selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht —

lauten des Dichters eigene Worte.

In Hermann und Dorothea ist nur eine kleine Welt dargestellt, aber das Gedicht ist ein Ganzes — ein Vorzug, den viele der großartigsten Schöpfungen Göthe's entbehren — in höchster Vollendung; der enge Rahmen schließt eine Fülle des gesundesten Lebens ein. Wie bei der Iphigenie, mit der es den Anhauch griechischer Schönheit theilt, sinken hier der Kritik die Waffen aus der Hand, und sie kniet nieder, um zu bewundern.

Von dem lautem Beifalle, mit dem Deutschland zu Anfang des Jahrhunderts Schiller's Wallenstein begrüßte, getrieben, schritt Göthe noch einmal zum Drama, und schrieb 1804 seine natürliche Tochter, das erste Stück einer Trilogie; denn dieser der Revolution entnommene Stoff sollte in drei Stücken, von denen aber nur dies eine zu Stande kam, ausgeführt werden. Wenn unser Dichter in Hermann und Dorothea die Revolution als dunkles, im Hintergrunde stehendes Verhängniß glücklich verwandte: so ist er doch in denjenigen seiner Poesien, welche diese große Weltbegebenheit selber zum Gegenstande nahmen, gescheitert, weil ihm das rechte Verständniß für dieselbe fehlte. Er ist der große unübertreffliche Meister in der Darstellung des Menschen; die Menschheit in ihrer Entwicklung uns poetisch vorzuführen war — wie wir unten sehen werden — die hohe Aufgabe Schiller's. Auch in der „natürlichen Tochter" tritt dieser Mangel Göthe's zum Schaden des Gedichts hervor. Außerdem gebricht es an Handlung, und die Personen, deren Charakter mehr angedeutet als ausgeführt ist, erscheinen wohl als Träger schöner Gedanken, aber nicht — wie wir es bei dem jüngeren Göthe gewöhnt waren — als frische Bilder des Lebens. So mußte das Stück bei der Aufführung das Publikum kalt lassen, und verschwand bald von der Bühne, wenn es auch durch die hohe Kunst, mit welcher der Dichter hier seine Gedanken ausgeprägt, und den großen Reichthum der Lebenserfahrung, den er darin niedergelegt hat, stets die Anerkennung des gebildeten Lesers finden wird.

Vier Jahre nach dem Erscheinen der „natürlichen Tochter" gelangte der erste Theil des Faust zum Abschlusse, nachdem derselbe seinem Hauptinhalte nach schon 1790 als „Fragment" erschienen war. Göthe hat dies berühmte Werk — die höchste Aufgabe, die sich vielleicht je ein Dichter gestellt hat — mit 25 Jahren begonnen und mit 83, also kurz vor seinem Tode, beendigt, so daß der zweite Theil erst aus seinem Nachlasse zum Drucke gelangte. Wenn ich gleich diese merkwürdige Dichtung schon hier bespreche, so geschieht es, weil der Faust des ersten

Theils derjenige Faust ist, welcher die Nation mit wunderbarer Gewalt ergriffen hat, und fort und fort noch auf sie wirkt, während der Faust des zweiten Theils nur einen sehr beschränkten Leserkreis besitzt, und für die Nation so gut wie gar nicht vorhanden ist. Es verhält sich damit wie mit dem oben besprochenen Romane Wilhelm Meister und dessen später Fortsetzung, den Wanderjahren. Das Alter, dessen Einflusse der Poet noch weniger entgeht, als die Meister der anderen Künste, verräth sich bei Göthe durch die Hinneigung zur Betrachtung, zur sinnbildlichen Darstellung und zur Prosa. Dem zweiten Theile des Faust fehlt es an der Frische der Erfindung und Sprache; wir befinden uns in der Schattenwelt der Symbolik; die Handlung rückt lückenhaft, wie abgerissene Traumbilder, an uns vorüber. Dennoch findet sich — auch abgesehen von den Abschnitten, die, wie die Helena, in eine frühere Zeit hinaufreichen — gar manches Schöne; der alte Löwe Göthe ist doch immer noch Löwe, und es lohnt sich wohl der Mühe, den letzten Spuren seiner Kraft nachzugehen.

Das Ziel, das unser Dichter seinem Faust — die beiden Theile als Ganzes betrachtet — gesteckt hat, steht mit dem des Wilhelm Meister in Verwandtschaft. In beiden Gedichten handelt es sich um Das, wornach Göthe selber sein Leben lang gestrebt hat: um schöne, harmonische Entwicklung des Menschen. Während aber Wilhem Meister seinen Weg durch die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens sucht, und durch Ausbeutung derselben allmählich eine tiefere Bildung gewinnt: befinden wir uns im Faust in einer höheren Region, und haben es mit einem kühnen, gegen den Himmel anstürmenden Geiste zu thun, der aus seiner Gedankenwelt in das äußere Leben hinabstürzt, um Heilung für seine Ueberbildung zu suchen.

Näher bezeichnet ist die Aufgabe, die der Dichter im Faust behandelt, durch den einer Stelle im ersten Kapitel des Buches Hiob nachgebildeten Prolog, wo der Herr mit Mephistopheles die Wette eingeht: es werde Diesem nicht gelingen, Faust auf die Dauer Gott zu entfremden. Der von der Wissenschaft übersättigte Faust liefert sich nun dem Bösen in die Hände. Dieser macht sich verbindlich, ihm auf Erden zu dienen; hingegen soll Faust ihm nach dem Tode zur Beute werden. Doch hat nach dem Vertrage Mephistopheles erst dann das Recht, ihn hinwegzuraffen, wenn es ihm gelingt, ihn durch die Genüsse, die er ihm schafft, zu befriedigen. Man sollte nun erwarten, daß der Böse sowohl gegen den Herrn als gegen Faust im Unrecht bliebe, d. h., daß es

ihm nicht gelänge, weder Faust dauernd von Gott ab zu ziehen, noch ihn mit Erdenlust zu sättigen. Sehen wir nun den Verlauf des Gedichts. Mephistopheles führt Faust aus der Studirstube in die Welt, er zaubert ihn jung und schafft ihm die Bekanntschaft eines einfachen Mädchens, dessen holde Unschuld seine Leidenschaft entzündet. Gretchen stürzt durch Faust in Schande und Verderben, und stirbt, von dem Verführer sich lossagend, durch Henkers Hand, während er selbst in der Gewalt seines bösen Gefährten bleibt. Hiermit schließt der erste Theil. Der Plan des Gedichtes fordert, daß Mephistopheles nun im zweiten Theile Faust aus dem engen Kreise, worin er bis dahin durch sein Verhältniß zu Gretchen festgehalten war, auf die Bühne der großen Welt führe; daß Faust Gelegenheit habe, sich etwa als Staatsmann oder Krieger, als Künstler oder an der Spitze industrieller Unternehmungen hervorzuthun, daß er aber in seinem Streben durch den bösen Begleiter vielfach gehemmt und mißleitet werde. Der Dichter hat auch Dergleichen versucht; aber Faust und Mephistopheles sind nun in jene Nebelhülle symbolischer Darstellung getaucht, auf die ich oben gedeutet habe; statt der Sache erhalten wir nur immer deren blassen Widerschein im Bilde, und die zwei Helden des Gedichtes erscheinen ganz abgeschwächt und entartet. Einen sehr breiten Raum nimmt die allegorische Vermählung der romantischen und klassischen (deutschen und antiken) Poesie ein, als deren Vertreter Faust und Helena erscheinen. Nachdem dann zuletzt noch Faust dem durch Empörung und Krieg bedrängten Kaiser durch Gaukelkünste den Sieg gewonnen, erhält er zur Belohnung ein Strandgebiet, das er durch kühne Uferbauten erweitert. Ein Hüttchen mit einer Kapelle auf dem Hügel in der Nähe seines Palastes gereicht ihm zum Anstoße; er möchte den Hügel in den Kreis seiner Anlagen ziehen, und läßt dem alten Ehepaare, das dort in glücklicher Armuth wohnt, einen Tausch bieten. Da die guten Leute den ihnen lieb gewordenen Sitz nicht verlassen wollen, braucht der von Faust abgeschickte Mephistopheles Gewalt; ein junger Mann, den sie beherbergen, setzt sich zur Wehre und wird erschlagen; die Alten stürzen, von Schreck entseelt, nieder, und durch das verschüttete Feuer geht die Hütte in Flammen auf. — Faust ist jetzt hochbetagt und erblindet, aber strebsam bis zum letzten Athemzuge; denn, sagt er:

> Nur Der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.

Durch einen Kanal will er ein großes, bis dahin sumpfiges Land

für den Anbau gewinnen. Ganz erfüllt von diesem Plane sieht er sich plötzlich dem Tode verfallen. Um die Leiche kämpfen Engelscharen gegen Mephistopheles und die von ihm gerufenen Höllengeister, und Faust's „Unsterbliches" wird zum Himmel emporgetragen, den der gealterte Dichter seltsam mit katholischen Figuren angefüllt hat. Dabei ertönt das Lied:

> Gerettet ist das edle Glied
> Der Geisterwelt vom Bösen:
> Wer immer strebend sich bemüht,
> Den können wir erlösen.

Die Versöhnung, die hier der Dichter versucht, ist, wie man sieht, nur eine rein äußerliche. Mephistopheles hat zwar gegen Faust die Wette verloren, indem er es, wie er selbst zuletzt eingesteht, nicht verstanden hat, ihn mit Lust zu sättigen; dagegen hat er gegen den Herrn Recht behalten, da Faust bis ans Ende den Bund mit dem Bösen festhält, und überhaupt nur in selbstsüchtigem Treiben befangen erscheint. Nicht die Sünden, die Faust auf sich geladen, sondern sein Mangel an Menschenliebe ist seine wahre Schuld. Welchen Anspruch kann der Lieblose auf den Himmel haben?

Dieses Urtheil über Faust als Ganzes geht aus dem Gesichtspunkte hervor, unter den ihn der Dichter selbst im Prologe und im zweiten Theile gestellt hat. Fast will es scheinen, als ob Göthe, wie beim Wilhelm Meister, erst nach dem ersten frischen Ergusse der Dichtung die Nothwendigkeit gefühlt habe, sein Werk nach einem festeren Plane zu gestalten und dasselbe unter die Herrschaft einer Idee zu stellen, die ihm anfangs noch ferner lag. Wenigstens hatte die erste Bearbeitung von 1790 jenen Prolog noch nicht; sie wird als ein Fragment angekündigt, und als Fragment, als kühnen Torso, welchen zur Vollendung zu bringen dem Meister nicht vergönnt war, wollen wir ihn dankbar von ihm entgegennehmen.

Göthe hat, wie schon beim Tasso erwähnt worden ist, häufig verschiedene Seiten seines Wesens in seinen Werken zu besonderen Gestalten ausgeprägt. In diesem Verhältnisse zum Dichter stehen z. B. die Gruppe des Götz und Weislingen, des Clavigo und Carlos, des Tasso und Antonio und offenbar auch des Faust und Mephistopheles, nur daß diese letztgenannten Figuren über das menschliche Maß hinausgehen. Göthe's Poesien enthalten keinen zweiten Charakter, der in so naher Beziehung zu ihm selber stünde, wie der des Faust. Der Jüng-

ling Göthe aus der Sturm- und Drangperiode, der sein ungestümes Herz nicht zu bändigen vermag, und dessen kühner Geist jede Schranke überspringt; der gereifte, zu harmonischem Maße und praktischer Thätigkeit gelangte Mann, der zugleich als klassischer Künstler die Kraft und Tiefe des deutschen Geistes mit der griechischen Schönheit vermählt; endlich der Greis, der sich dem Einflusse der neu wieder auflebenden Romantik nicht entziehen kann, und nicht abläßt zu schaffen und in die Gebiete des Geistes und der Natur einzudringen, sie alle spiegeln sich im Faust. Von allen Dichtungen des großen Meisters gibt uns dies Werk allein den ganzen Göthe, und mit ihm zugleich seine nach der Befreiung von alten Formen ringende, im raschen Flusse der Entwicklung begriffene Zeit. Faust erklärt uns Göthe, sowie uns Göthe den Faust erklärt. Wenn Göthe sein größtes poetisches Unternehmen zur Zeit seines besten Schaffens als Bruchstück herausgab, d. h. auf eine Fortsetzung desselben verzichtete; wenn er es dann im Alter bloß äußerlich zu Ende führte: so haben wir dies Unvermögen nicht in Göthe dem Dichter — denn wer hat ihn an poetischer Kraft übertroffen? — sondern in Göthe dem Menschen zu suchen. Um den Faust zu vollenden, fehlte Göthe Eins, woran Schiller so reich war: ein von der Liebe zur Menschheit erfülltes Gemüth. Ich sage: zur Menschheit, nicht: zum Menschen.

Der Faust von 1808 zerfällt seinem Hauptinhalte nach in zwei Abschnitte. In dem ersten haben wir es mit Faust, dem greisen Magister, zu thun, der in seinem titanischen Geistesringen von der Wissenschaft zur Magie sich wendet und einen Bund mit dem Bösen schließt; in dem zweiten tritt ein jugendlicher Faust auf, den eine anfangs bloß sinnliche Neigung so mächtig ergreift, daß sein ganzes Wesen von dieser Liebe in Besitz genommen wird. Der Dichter läßt durch seine Zauberlaterne große und kleine Bilder von hoher Vollkommenheit gleiten. Die Zueignung, das Vorspiel auf dem Theater, der Prolog im Himmel, Faust's Monologe in seiner Zelle, seine Gespräche mit Wagner, das Osterfest, dessen fromme Stimmen ihn vom Rande des Grabes zurückziehen; der Feiertag mit seinen Spaziergänger-Gruppen, die Scenen zwischen Faust und Mephistopheles, zwischen Mephistopheles und dem Schüler, Auerbach's Keller, die Hexenküche und die ganze an Gretchen sich knüpfende Handlung, worin der Dichter das Frauenherz in der Fülle süßer Liebe und bittern Leidens vor uns entfaltet: welcher Reichthum an Poesie tritt hier in wunderbarer Schönheit — mannichfaltig wie ein

in hundert Farben spielendes Geschmeide — vor unser Auge! Vielleicht ist nie ein so köstlicher Inhalt in das schlichte Gefäß einer so einfachen Sprache gelegt worden. Bedenkt man, wie nahe dieser Inhalt überdies mit der Zeitstimmung verwandt war, so wird man das Entzücken begreifen, welches dies Gedicht bei seinem Erscheinen hervorrief. Faust wurde das Lieblingsbuch der Nation.

Die Entstehung des ersten Theils fällt großentheils in die Sturm- und Drangperiode. Die gesunde, markige Sprache des sechzehnten Jahrhunderts, mit welcher sich Göthe befreundet hatte, tritt — wie im Götz in ungebundener — so im Faust in gebundener Rede zu Tage. Fand der Dichter für seinen Götz in der Lebensbeschreibung des gleichnamigen Ritters den Ton, welchen er anschlagen wollte: so that hier der ehrliche Hans Sachs den gleichen Dienst, dessen freier Reimvers im Faust in Anwendung gebracht und zu den lautersten Goldfäden ausgesponnen ist. Jeder andere Dichter, welcher sich dieser naiven Form für ein Werk so tiefen Geistes bedient hätte, wäre dabei gescheitert; unter Göthe's Zauberstabe fließt er so leicht und anmuthig dahin, daß wir uns das Gedicht in gar keiner andern Gestalt denken können. Und was hat der Dichter nicht Alles in diesen Rahmen hineingelegt: die in den Urgrund der Dinge hinabsteigende Betrachtung, den keckſten, bis zur Frechheit gesteigerten Humor, wie er sich sonst bei Göthe nicht wieder findet, die zarteste Empfindung und die Leidenschaft vom ersten Stammeln der Liebe bis zum Schmerze, der in Wahnsinn überstreift. Wir stehen hier vor einer neu geschaffenen poetischen Sprache von einer Frische, Klarheit und Wahrheit ohne Gleichen.

Von besonderer Würze für uns Deutsche ist der heimatliche Duft dieses Dichtergartens. Viele Schöpfungen Göthe's, die den antiken Mantel des Hexameters umgeschlagen haben, und die Götterwelt der Alten in unsern Norden einführen, entbehren, so unvergleichliche Muster ewiger Schönheit sie auch sein mögen, doch des Vorzugs: im vollsten Sinne des Wortes national zu sein. Form und Inhalt dieses Gedichts sind gleich deutsch. Zwar spiegelt sich unser Volk auch im Götz, Werther, Egmont, in Hermann und Dorothea und andern Werken Göthe's in treuer, lebendiger Wiederholung; das umfassendste Bild gibt aber doch der Faust. Er ist in diesem Sinne das deutscheste Gedicht unseres Schriftenthums, wie er auch das tiefsinnigste ist. Faust's Wissensdrang ist der Wissensdrang des Deutschen überhaupt; Gretchens reiches Gemüth und ächte Weiblichkeit ist deutsches

Gemüth und deutsche Weiblichkeit; der trockene, pedantische Wagner, der gerade, tapfere Valentin, die Zechbrüder im Keller, die Bürger und Bauern, kurz, die großen und kleinen Figuren unseres Stücks sind alle kerndeutsch. Von besonders großer, allgemeiner Wirkung ist immer der leichtverständliche Charakter Gretchens gewesen. Nur die deutsche oder germanische Welt konnte dem Meister die Farben zu diesem wunderbar holden Bilde geben. Vielleicht ist niemals die Einfachheit, Natürlichkeit und Herzinnigkeit eines Mädchens, das sich mit allen Organen der Liebe erschließt und aus Liebe in Sünde und Elend fällt, wahrhaftiger geschildert worden. Gretchens Geschichte bildet für sich das lieblichste Idyll, welches dann aber in ein erschütterndes Trauerspiel übergeht.

Göthe's Faust ist ein Gedicht in dramatischer Fassung, aber kein Drama. Die epische Anlage des Ganzen, das Vorherrschen der Betrachtung oder der Empfindung in vielen Scenen, der tiefliegende Sinn so mancher Stelle, wo der Dichter mit Seherkraft die schwierigsten Fragen der Wissenschaft und Religion berührt; die springende, zerrissene und lückenhafte Handlung, die uns z. B. über den Tod der Mutter Gretchens ganz im Dunkeln läßt, widersprechen dem Charakter des Dramas, und stellen sich einer Aufführung des Faust entgegen. Eine fast unübersteigliche Schwierigkeit für den Schauspieler bietet ferner der oben angedeutete doppelte Faust, sowie der Charakter des Mephistopheles, in welchem einestheils die Stimme des Bösen im Faust oder, wenn man will, im Menschen überhaupt, anderntheils aber auch der Junker Pferdefuß der alten Teufelssage verkörpert ist. Die Darstellung einer solchen über das Menschliche und Wirkliche hinausgehenden Person ist eigentlich keine Aufgabe für den Künstler, eher für den Schauspieler-Virtuosen, der hier ein reiches Feld der Willkühr findet. Dagegen ist die Rolle Gretchens eins der höchsten Ziele der Kunst. Die Schauspielerin, die es vermag, die große Stufenleiter der Gefühle, die hier gegeben ist, sichern Schrittes auf- und nieder zu steigen, bewährt damit ihre volle Meisterschaft. Wenn nun, trotz der außerordentlichen Mißstände, die sich der Aufführung entgegenstellen, der Faust auf der Bühne von großer Wirkung ist, so verdankt er Dies der unvergleichlichen, unmittelbaren Wahrheit, die ihm einwohnt.

Betrachtet man die alte rohe Faustsage und Das, was Göthe aus ihr gestaltet hat, so muß uns das höchste Staunen ergreifen: der unförmliche Marmorblock hat sich in eine Götterstatue verwandelt, die, wenn auch unvollendet, das Staunen der Welt ist; denn die Aner-

kennung ihres Werths ist weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinausgedrungen. Göthe's Faust ist in alle Sprachen übertragen: es gibt allein sechzehn englische Uebersetzungen. Und die Ausländer thun wohl daran, diese Arbeit zu unternehmen, da sie keine Dichtung besitzen, die den Menschen in seinem Denken und Fühlen so tief ergründet, und die Räthsel der Welt so wunderbar beleuchtet, wie diese. Ein Faust konnte nur in der freien Luft des Protestantismus, konnte nur auf deutschem Boden erwachsen.

Im Jahre 1809 erschienen die Wahlverwandtschaften. Der Dichter hat in diesem Romane, dessen rascher Verlauf und jäher, tragischer Ausgang an das Drama erinnern, eine bedenkliche Aufgabe behandelt, indem er es unternahm, die Naturgewalt der Liebe im Streite mit der Ehe darzustellen. Ein Ehepaar, scheinbar zu dauerhaftem Glücke verbunden, geht desselben verlustig, als durch das Auftreten zweier andern Personen die Herzen der beiden Gatten in neue Verbindungen gezogen werden. Von den vier Kämpfenden finden zwei, durch eine ruhigere Natur begünstigt, die Kraft zur Entsagung, während die zwei andern, denen sich aber gerade die Theilnahme des Lesers besonders zuwendet, als ein Opfer ihrer Leidenschaft untergehen. Göthe ist gewiß weit entfernt, mit seinem Romane einen Angriff auf die heilige Schranke der Ehe machen zu wollen; aber indem er die Verbindung von Mann und Frau, die ja gerade in der Ehe die edelste Gestalt gewonnen hat, von Naturgesetzen, der chemischen Verwandtschaft vergleichbar, abhängig macht: entzieht er gleichwohl seinem Buche den sittlichen Boden, dessen auch ein Kunstwerk, das im Uebrigen von so hoher Vollendung, wie dieses, ist, nicht entbehren kann. In diesem Sinne sind die Wahlverwandtschaften für den Unmündigen gefährlich. Von der andern Seite kann man, vorausgesetzt daß der fatalistische Standpunkt als unwahr oder einseitig erkannt ist, der Erzählung die dreifache Lehre entnehmen, einmal: daß man sich wohl prüfen solle, bevor man sich auf das ganze Leben bindet; dann: daß auch der Gute fallen kann, wenn er nicht auf seiner Hut ist, und endlich: daß die Versuchung doppelt groß ist beim Müßiggange, dem besonders die Vornehmen verfallen sind.

Bald darauf begann Göthe seine Lebensgeschichte, welche ihn von 1811 bis 1822 beschäftigte. Sie umfaßt sein Leben bis zu dem letztgenannten Jahre, jedoch nur in fortlaufender Erzählung bis zur Uebersiedelung nach Weimar; von da an sind nur einzelne Abschnitte, wie die italienische Reise, weiter ausgeführt und das Uebrige skizzenhaft

in Form von Annalen behandelt. Jene erste Abtheilung von 1749 bis 1775 führt den Titel: „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung“. Die Poesie war für Göthe eine Verkörperung der Wahrheit im Gewande der Dichtung; Dies deutet er auch in der Zueignung, die er seinen Gedichten vorausgeschickt hat, an, wo ihm die Göttin der Wahrheit den Schleier der Dichtung überreicht. Die Bezeichnung „Wahrheit und Dichtung“ kommt demnach seinen Werken überhaupt zu; er hat ihn aber insbesondere seiner Biographie vorgesetzt, weil er sein Leben als ein Kunstwerk betrachtete, dem er die höchste Schönheit zu geben bestrebt war. Es muß demnach die Darstellung dieses glücklichen, reichen und langen Lebens, zu welchem sich die Dichtungen Göthe's wie einzelne Theile, die aus ihm hervorgehoben und besonders ausgeführt worden sind, verhalten, unsere Theilnahme in hohem Grade in Anspruch nehmen. Das Werk ist zugleich ein treues, geistvolles Gemälde der literarischen und künstlerischen Entwicklung jener Zeit, wenn auch die von der Hand des Alters aufgetragenen Farben etwas Abgeblaßtes haben.

Daß die schaffende Kraft Göthe's auch im Alter nicht versiegte, zeigen seine lyrischen Gedichte, die eine wunderbar ausdauernde Frische des Geistes, Wärme des Gefühls und Zartheit der Empfindung offenbaren. Des Schäfers Klagelied, Dauer im Wechsel, Sehnsucht, Trost in Thränen, die Sonnete, die Gesellschaftslieder und anderes Köstliche unter seinen lyrischen Poesien fällt in das erste Jahrzehend dieses Jahrhunderts. Im Jahre 1819 erschien sein west-östlicher Divan, eine Sammlung von Gedichten in morgenländischem Gewande, die aus seinem Studium der orientalischen Poesie hervorgegangen waren, und theils aus freien Bearbeitungen, theils aus Originalpoesien bestehen. Als ein zweiter Hafis, dessen Gedichte ihn zuerst in der Uebersetzung von Hammer's angeregt hatten, singt der greise Dichter anmuthige Lieder der Liebe und prägt goldene Sprüche der Lebensweisheit aus.

Und noch immer war diese Harfe nicht verstummt. Eine Leidenschaft, die den vier und siebzigjährigen Dichter mit großer Heftigkeit erfaßte, ist von ihm in drei Gedichten dargestellt worden, aus denen eine erschütternde Gewalt des Gefühles bricht; es ist Dies die bekannte Trilogie der Leidenschaft.

Von wesentlichem Einflusse auf Göthe's Dichten waren seine Bestrebungen in verschiedenen Naturwissenschaften. Mineralogie, Osteologie, be-

sonders aber Pflanzenkunde und Optik beschäftigten ihn manche Stunde seines Lebens, und regten ihn zu geistvollen Forschungen an. Eine Frucht dieser Studien ist seine Farbenlehre. Dem gesunden, tiefen und scharfen Blicke, womit er die Natur erfaßte, verdanken wir die wunderbare Anschaulichkeit seiner poetischen Schöpfungen. Mit sparsamen, aber feinen, treffenden Zügen weiß er die äußere und innere Welt zu malen, und hat uns so in seinen Schriften die verschiedenartigsten, bis jetzt unübertroffenen Muster der Schönheit aufgestellt.

Göthe starb 83 Jahre 7 Monate alt am 22. März 1832, eine halbe Stunde vor Mittag. „Mehr Licht!" war das letzte Wort, das man von seinem Munde vernahm. Sein Sterben war ein sanftes Entschlummern. Vier Tage später wurde der Sarg, der seine irdische Hülle umschloß, neben denen Schiller's und des Herzogs, seiner hohen Freunde, von denen ihm Jener 27, Dieser 4 Jahre vorangegangen war, in der Fürstengruft beigesetzt. Außer Ottilien von Göthe, geb. von Pogwisch, seiner geliebten Schwiegertochter, hinterließ er zwei Enkel, Walther und Wolfgang, und eine Enkelin Alma. Aber nicht ihnen allein, uns Allen hat er seinen Namen hinterlassen; der Name Göthe ist Deutschlands Ehre. Sein sterblicher Leib und was von Schwächen an ihm haftete, ist der Vergänglichkeit anheimgefallen; sein Geist lebt fort und fort unter uns, und leuchtet uns voran auf dem Wege des Schönen und Edlen.

21. Deutschland zur Zeit der Revolution.

Dritte Abtheilung.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih' dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun? spricht Zeus — die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein —
Willst du in meinem Himmel mit mir leben:
So oft du kommst, er soll dir offen sein.
(Schiller.)

In einem sinnigen Gedichte, das Mährchen genannt, stellt Uhland die deutsche Poesie als eine seit vierhundert Jahren in wunderbaren Schlaf versunkene Prinzessin dar, die von einem Königssohne, welcher durch Waldesdickicht in das Zauberschloß dringt, zu neuem Leben wach gerufen wird. Daß unter diesem Königssohne Göthe verstanden ist, unterliegt keinem Zweifel. Wie aber Castor und Pollux, die in Götterkraft blühenden, Kampf und Ruhm, Leben und Tod mit einander theilenden Brüder, immer zusammen genannt und gemeinsam verehrt wurden: so stellt auch der Deutsche dicht neben Göthe seinen Schiller; haben doch beide Männer der Nation ein neues Licht gezündet, das den ganzen Umfang ihres geistigen Lebens durchleuchtet. Schiller hat zwar nicht die schlafende Prinzessin aus dem Gedichte Uhland's wach geküßt und aus dem Zauberwalde geführt, aber er hat sie, von seinem hohen Geiste erfüllt, dem deutschen Volke ans Herz gelegt. Unsere Nation wurde von den Jugendpoesien Göthe's entzündet; seine klassischen Dichtungen, deren Stoff ihr ferner lag, haben ein kleineres, auserwähltes Publikum. Schiller dagegen trieb in der Zeit seiner Reife immer tiefere Wurzeln in dem Herzen Deutschlands, bis er dann in den Jahren der Manneskraft, wie die vom Blitz getroffene Eiche, zusammenbrach und, als ein ewigblühender Achill der Poesie, zu den Todten ging.

Christoph Friedrich Schiller ist den 10. November 1759 in dem Landstädtchen Marbach am Neckar geboren*). Da auch Luther

*) Die Nachricht im marbacher Kirchenbuche, nach welcher Schiller den 11. November geboren und getauft worden ist, scheint — in Bezug auf den Tag der Geburt — irrig, da der Dichter und seine Familie laut der ausdrücklichsten Zeugnisse, stets den 10. November gefeiert haben.

und Scharnhorst am 10. November das Licht der Welt erblickten, so haben drei große deutsche Männer, deren Hand siegreiche Schläge auf die Ketten der Menschheit geführt, einen und denselben Geburtstag. Schiller war Protestant, wie fast alle großen Dichter und Denker Deutschlands aus den letzten Jahrhunderten. Das Glück hatte ihn nicht so weich gebettet wie Göthe; dafür reifte ihm unter Entbehrung, äußerem Drucke und Krankheit ein starker Charakter. Der Kampf, den ein solcher Mann mit dem Schicksale kämpft, fesselt unsere Theilnahme im höchsten Grade; ich gehe deshalb auf das Leben und besonders auf die Jugendjahre des Lieblings unserer Nation näher ein.

Schiller's Vater, der Wundarzt Johann Kaspar Schiller, ein strebsamer, in jeder Hinsicht tüchtiger Mann, hatte erst als Militärchirurg, dann als Unteroffizier und Leutnant zwei Feldzüge mitgemacht, und kam 1770, nachdem er abwechselnd in Marbach, Lorch und Ludwigsburg gelebt hatte, als Gartendirektor mit dem Titel Hauptmann nach dem Lustschloß Solitüde. Schiller's Mutter, die Tochter des Löwenwirths Kodweiß in Marbach, war eine Frau von einfacher, aber gesunder Bildung und großer Herzensgüte. Unser Dichter, der übrigens keinen starken Körper von der Natur zum Geschenk erhielt, und von Jugend auf mit Kränklichkeit zu kämpfen hatte, erbte von der Mutter den schlanken Wuchs, das urdeutsche, ins Röthliche fallende Haar und die Sommerprossen; von dem Vater die schöngewölbte Stirn; sein eigen sind die hohe Gestalt — denn beide Eltern waren klein — die kühne Adlernase und die trotzige Unterlippe. Fast wäre Schiller im Kriegszelte geboren worden; denn als seine Mutter im November 1759 den Vater im Lager besuchte, stellten sich Vorzeichen der Niederkunft ein; doch gelang es ihr noch, nach Marbach zurückzukehren, wo sie unsern Dichter in dem Häuschen an dem Markte gebar, das jetzt seinen Namen als Inschrift trägt, und noch lange von nah und fern wie ein Heiligthum besucht werden wird. Das kriegerische Element, das ihn von Geburt an umgab, hat übrigens gewiß Einfluß auf ihn als Menschen und Dichter geäußert: nur einem Soldatensohne konnte ein Wallenstein gelingen.

Schiller's Eltern gehörten der strenggläubigen Richtung an, und ihr frommer Sinn ging auf den Sohn über. Der Vater pflegte Morgens ein langes von ihm gedichtetes Gebet vor der Familie zu sprechen; oft las er auch aus der Bibel vor, und der Knabe lauschte voll Andacht. Als die Familie nach Ludwigsburg übergesiedelt war, pflegte die Mutter

mit Friedrich und dessen ältester Schwester Christophine Sonntags ihre Eltern in Marbach zu besuchen; unterwegs erklärte sie ihnen dann das Evangelium des Tags. Einst, als sie ihnen so an einem schönen Ostermontage das Zusammentreffen Christi mit den beiden Jüngern vor Emmaus erzählte, wallte ihr frommes Herz über, und sie warf sich auf dem Berge zwischen Ludwigsburg und Marbach mit ihren Kindern in brünstigem Gebete nieder.

Fritz hatte keinen höhern Wunsch als Geistlicher zu werden. Die schwarze Schürze der Schwester vorgebunden, bestieg er den Schemel, und predigte mit Ernst und Geschick. Ließ sich dann Jemand einfallen, darüber zu lachen, so nahm er es sehr übel. Sein hoher Geist hat sich nachmals über die engen Formen der Kirche hinweggeschwungen; aber der fromme Sinn, der tiefsittliche Ernst sind geblieben. Statt der kleinen Gemeinde, die er einst als ehrsamer Pfarrherr zu erbauen hoffte, hat sich unsere große Nation vor seinem Stuhle versammelt und lauscht noch immer seiner gotterfüllten Begeisterung.

Schiller besuchte in Ludwigsburg die lateinische Schule, wo er sich bald ein gutes Lob erwarb. Seine große Herzensgüte, die ihn als Kind zum Lieblinge des Hauses gemacht hatte, erwarb ihm auch die Gunst seiner Kameraden. Konnte er auch wild und übermüthig sein, so war er doch ohne Tücke; an seinen Freunden hing er mit treuer Liebe; kein Opfer war ihm für sie zu groß.

Mit seiner Neigung zum geistlichen Stande Hand in Hand ging der poetische Trieb, zunächst geweckt durch die Anschauung des glänzenden Theaters in Ludwigsburg, auf das der damals verschwenderische und üppige Herzog Karl ungeheuere Summen verwandte. Von Schwester Christophine unterstützt, führte Fritz selber Theaterstücke mit ausgeschnittenen Papierfiguren auf, wobei ein Halbkreis leerer Stühle das Publikum vorstellte.

Von den Lehrgegenständen zog ihn besonders die lateinische Sprache an, und wirklich fühlt sich die Kraft und Pracht dieser Sprache an der späteren schiller'schen Poesie durch, während uns aus den göthe'schen Dichtungen mehr ein griechischer Hauch entgegen weht.

Der heranreifende Knabe begann die lärmenden Freuden seiner Altersgenossen zu fliehen und mit gleichgestimmten Gefährten die Einsamkeit zu suchen. Einer seiner Schulkameraden begleitete ihn eines Sonntags auf einem solchen Ausfluge. Sie hatten vier Kreuzer — für sie eine ansehnliche Summe — zum Geschenk erhalten, wofür sie eine

kalte Milch zu verzehren beschlossen. Da sie in dem nahen Harteneck ihren Wunsch nicht befriedigen konnten, wanderten sie weiter nach Neckarweihing, wo sie für drei Kreuzer die trefflichste Milch mit silbernen Löffeln aufgestellt erhielten, so daß noch ein Kreuzer zu Johannisbeeren übrig blieb. Diese Genüsse versetzten unsern Schiller in förmliche Begeisterung, und auf einem Hügel, von wo man beide Dörfer überschauen konnte, floß auf dem Rückwege sein Herz in einen Strom poetischer Rede über: Harteneck, dem milchlosen, wurde ein furchtbarer Fluch ertheilt; dagegen Neckarweihing mit allem Segen überschüttet.

Sein erstes deutsches Gedicht schrieb Schiller bei Gelegenheit seiner Konfirmation, 1772, als die Eltern von der Solitüde nach Ludwigsburg gekommen waren, wo sie den Knaben der Schule wegen zurückgelassen hatten. Er schilderte darin das fromme Gefühl, das ihn bei dieser heiligen Handlung erfüllte.

Ein Jahr später trat Schiller auf den wiederholt ausgesprochenen Wunsch des strengen Herzogs, welcher von seiner vorzüglichen Begabung Kunde erhalten hatte, als Zögling der „militärischen Pflanzschule" ein. Es war Dies eine von dem Fürsten anfangs allein für Knaben aus den höheren Ständen und besonders für Offizierssöhne auf der Solitüde gegründete Lehr- und Erziehungsanstalt, welche — mit ihrem Wachsthume an Zöglingen in ihrem Plan erweitert, und zur Vorbereitung für die verschiedensten Berufe eingerichtet — unter dem Namen Karlsakademie nach Stuttgart verlegt wurde. Cüvier, der weltberühmte Naturforscher, Dannecker, der Bildhauer, Schiller's Freund Zumsteg, der Musiker, und andere berühmte Männer gingen aus der Dressur dieser Anstalt hervor. Wider seines Herzens Neigung und wider den lebhaften Wunsch seiner Eltern entschied sich Schiller für die Jurisprudenz; denn die Theologie gehörte nicht zu den Fächern der Anstalt. Da er diese Wissenschaft vernachlässigte, erklärten ihn einige seiner Lehrer, die ihn nicht verstanden, für talentlos; aber der tieferblickende Herzog sagte: „Laßt mir Diesen nur gewähren; aus Dem wird Etwas".

Als im Jahre 1775 Lehrstühle der Medicin an der Akademie gegründet wurden, ging Schiller zu dieser Wissenschaft über, weil ihm die Kenntniß der Natur der Poesie verwandter schien, als die in seinen Augen dürre Rechtsgelehrsamkeit. Wirklich zeigte er hier mehr Fleiß; namentlich erregte Alles, was in die Seelenkunde einschlug, seine lebendigste Theilnahme, und schon früh ward ihm philosophisches Denken zur Gewohnheit.

Das Studium von Dichtwerken und poetische Versuche verschlangen alle seine Freistunden. Leider war Beides an der Akademie höchst verpönt, weil der sonst kunstliebende Herzog die Poesie, und insbesondere die deutsche, haßte. Schiller und seine Vertrauten konnten daher, bei der strengen, durch Unteroffiziere pedantisch geübten Zucht, nur in größter Heimlichkeit die verbotene Kost genießen und die Dichtkunst üben; denn einige der Freunde bestiegen mit Schiller um die Wette das Musenroß. Klopstock's Werke, besonders sein Messias, das alte Testament, Rousseau, Plutarch, Ossian, Gerstenberg's erschütterndes Trauerspiel Ugolino, Leisewitz' Julius von Tarent, den Schiller ganz auswendig wußte, Göthe's Werther und Götz, Miller's Siegwart, Lessing, Herder, Klingmann, Maler Müller und vor allem Shakespeare — um in Besitz einiger Bände der wielandschen Uebersetzung zu gelangen, opferte Schiller eine Zeit lang seine Lieblingsgerichte — Homer, Virgil und vieles Andere übte neben und nach einander die mächtigste Wirkung auf den Jüngling. Er schrieb 1773 ein leider verloren gegangenes Epos, das Moses zum Helden hatte, und ein Trauerspiel: die Christen, das allein dem Vater zu Gesicht gekommen zu sein scheint.

Der schwäbische Dichter Balthasar Haug, zugleich Professor der schönen Wissenschaften an der Akademie, gab damals die Monatsschrift: Das schwäbische Magazin heraus, worin 1776 das erste gedruckte Gedicht Schiller's erschien. Es ist Dies eine religiöse Ode: Der Abend, deren Anfang

> Die Sonne zeigt, vollendend gleich dem Helden,
> Dem tiefen Thal ihr Abendangesicht —

schon gleich die ächt dramatische Natur unseres Dichters offenbart. Der Wunsch, den er darin ausspricht: Gott möge ihm, statt aller Herrlichkeit der Welt, Lieder verleihen, und ein verstohlen sehnsüchtiger Blick auf das Glück des damals um seine Freiheit ringenden Amerikas sind nicht minder bezeichnend für ihn. Haug machte dazu die Anmerkung: „Das Gedicht hat einen Jüngling von sechzehn Jahren zum Verfasser. Es dünkt mich, Derselbe habe schon gute Autores gelesen, und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum." Jene Schöpfungen der ersten Dichterglut zeugen von titanischer Kraft, sind aber stellenweise durch Schwulst ungenießbar. Schiller brachte sie in ungeberdiger Wildheit zu Tage, wie ein Vulkan, welcher blitzend und mit Donnergetöse sich ausschüttet, so daß es den Anwesenden ganz unheimlich werden konnte, zumal wenn der junge Mann, wie es später einmal geschah, als Arzt am Kranken-

bette von diesen Verzückungen überfallen wurde. In seinem Gedichte: Der Eroberer (vom Jahre 1777), wo es heißt:

Ich fahre wüthend auf,
Stampfe gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheul
Deinen Namen, Verworf'ner,
In die Ohren der Mitternacht —

haben wir ein treues Bild des dichtenden Schiller

Der Klosterzwang, unter welchem der Jüngling lebte, versperrte ihm die Welt, deren Anschauung dem angehenden Dichter doch so Noth that. Durch seine Natur aufs Drama gewiesen und vom Götz, welcher damals auf dem Gipfel des Beifalls stand, noch mehr angefeuert, suchte er nach einem Stoffe. Er hätte, sagt er selber, mit Freuden sein letztes Hemd für einen dankbaren Gegenstand hergegeben. Die Geschichte eines Selbstmords, welche eine Zeitung brachte, gab ihm ein Trauerspiel: Der Student von Nassau ein, das er aber bald wieder vernichtete. Weiter behandelte er einen Stoff aus der florentinischen Geschichte in einem dem Julius von Tarent nachgebildeten Stücke, das wahrscheinlich Julian von Medici hieß, wovon nachmals einzelne Züge in die Räuber übergegangen sind.

Im Jahre 1779 sollte Schiller einen Gegenstand seiner Wissenschaft abhandeln, um nachzuweisen, ob er reif sei, aus der Anstalt entlassen zu werden. Er schrieb nach eigener Wahl die lateinische Dissertation: Philosophie der Physiologie; worin er die Kühnheit hatte, die Lehrsätze v. Haller's und anderer berühmter Männer anzugreifen. Die Professoren, denen diese Probearbeit vorgelegt wurde, tadelten Dies in ihren Gutachten, standen aber nicht an, dem Fleiße und dem Gedankenreichthume des Verfassers ihren Beifall zu zollen. Auch der Herzog äußerte in einem Schreiben an den Intendanten der Akademie Oberst von Seeger: Schiller habe in seiner Disputation viel Schönes gesagt und besonders viel Feuer gezeigt. „Eben deswegen aber, fährt er fort, und weil ein solches noch zu stark ist, denke ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Daher glaube ich, wird es auch noch recht vor ihm sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu seyn fortfährt, gewiß ein großes Subjektum werden kann".

Die Hoffnung des Herzogs, daß ein längerer Aufenthalt in der Akademie das Feuer des jungen Mannes dämpfen werde, ging nicht in

Erfüllung. Wollen wir uns seine Stimmung vergegenwärtigen, als er sich zwölf weitere Monate in seinen Kerker verdammt sah, so brauchen wir nur seinen — wenn auch erst später entstandenen — Pegasus im Joche zu lesen. „Von edlem Zorn entbrannt", wie sein Flügelroß, war gewiß auch er, und dann auch wieder „von Gram gebeugt", so daß er in dem blühenden Alter von zwanzig Jahren zeitweise das Leben reizlos fand. Mehr als je gab er sich dem Studium klassischer Dichtwerke hin, und warf sich der Braut seines Herzens, der Poesie, die er eine Zeit lang über der Brotwissenschaft vernachlässigt hatte, ungestüm in die Arme.

Eine Erzählung aus dem Magazine, die man dem schwäbischen Dichter Schubart zuschrieb, lieferte Schiller den Stoff zu seinen Räubern. Er hatte das Stück schon 1777 begonnen; die eigentliche Ausführung aber fällt in das Jahr 1780. Bei der strengen Beaufsichtigung der Zöglinge war es ihm schwer, sein Werk zu fördern; nicht einmal die Zeit, welche die Andern dem Schlafe gönnten, konnte er in seinem Schlafsaale dazu verwenden, da nur bis Neun Licht gebrannt werden durfte. So blieb ihm Nichts übrig, als sich krank zu melden und dann in der Nacht, in deren Stille sein Genius am mächtigsten die Schwingen regte, beim Schein der Lampe des Krankensaals zu dichten. Ueberraschte dann, wie es wohl geschah, der Herzog unsern Poeten, so fuhren die Räuber in oder unter das Bett, und ein bereit gehaltenes medicinisches Werk paradirte in der Hand des angeblichen Patienten, der nun sogar die schlaflosen Nächte für die Wissenschaft zu benutzen schien. Die fertigen Scenen wurden den Freunden in irgend einem Winkel vorgetragen, und Diese, die mit Schiller unter dem Drucke der eisernen Zucht seufzten, jauchzten den Kraftstellen des von Freiheitsdrang überquellenden Stückes unendlichen Beifall zu. Drei der Zöglinge: Mohr, Schweizer und Spiegelberg, haben ihre Namen und zum Theil auch Charakterzüge an Räuber abtreten müssen; ebenso heißt Moser — der Geistliche, welchen Franz Moor im fünften Akte zu sich rufen läßt — nach dem würdigen Pfarrer des Dorfes Lorch, wo Schiller als Knabe gelebt hatte. „Der lange Gänsehals" des Räuberhauptmanns ist Schiller's eigener Gestalt entnommen.

Offenbar sind die Räuber die jugendlich unreife Arbeit eines brausenden Kopfes, der sich in seiner Zelle an Plutarch's und Rousseau's Hand eine phantastische Welt erbaut hat. Diese mit brennenden Farben gemalten Figuren haben wenig von wirklichen

Menschen, sie besitzen aber für jugendliche Gemüther einen eigenen Zauber durch die Frische, Wärme und Kraft der Empfindungen, die sie durchzittert; durch die Romantik, welche die kühnen Frevler umgibt. Ueberall blickt uns aus dieser gewaltigen Schöpfung der hohe Geist des Dichters an; überall begegnen wir einer glühenden Sehnsucht nach einer neuen Welt des Rechts, der Freiheit und der Liebe, welche weit abliegt von dieser Welt des Verderbnisses, die so krank ist, daß Räuber an ihr zu Helden werden. Hält man die kraftgenialen Anfangsstücke Göthe's und Schiller's: den Götz und die Räuber, zusammen; vergleicht man diese zwei edlen, noch in Gährung begriffenen Weine, von denen besonders die Räuber jenen bitterlichen Geschmack haben, aus dem der Kenner mit eigenthümlicher Lust die künftige Kraft und Süße herausschmeckt: so zeigt sich gleich der ganze Unterschied der beiden Dichterkönige: bei Göthe, trotz aller Ungebundenheit, doch schon ein gewisses Maß, eine durchsichtige Klarheit des Gedankens, eine bewunderungswürdige Sicherheit der Zeichnung der Charaktere; bei Schiller das Ringen eines titanischen Geistes in großartigen, aber dunkeln Nachtbildern; bei Göthe keine feste, sich gipfelnde Handlung, mit einem mehr lyrischen als dramatischen Ausgange; bei Schiller eine spannende, kühn sich steigernde Handlung; eine Katastrophe, in das tiefste Schwarz der Tragödie gekleidet. Jener ist ein See mit vielerlei Buchten, in dem sich Himmel und Ufer deutlich spiegeln; Dieser ein rasch dahinstürzender Strom mit nur gebrochenen Bildern, der zuletzt eine Felswand hinabdonnert. Beide Stücke sind Freiheitsstücke, aber die Freiheit des jungen Göthe ist eine ganz andere, als die des jungen Schiller; Jener hat es mit sich, Dieser mit der Menschheit zu thun; Göthe's Freiheit ist die ungebundene Kraft des Einzelnen, die Befreiung von Unnatur; Schiller's Freiheit die Befreiung seiner Mitbrüder von den Ketten der Tyrannei. Dabei ermangeln Beide des eigentlichen Nationalgefühls, Göthe, der Freireichsstädter, sowohl wie Schiller, der Sohn eines despotisch regierten, durch fürstliche Verschwendung ausgesogenen Kleinstaats; sie sind darin Söhne ihrer Zeit. Was heut zu Tage die Brust der Edelsten und Besten erfüllt, lag damals noch den Herzen fern: war ja doch die deutsche Nation als solche mehr als je zum Schatten geworden. Die Poesie unserer größten Dichter wurde deshalb nicht, wie bei den Griechen und Engländern, von den stolzen Wogen des Nationalgefühls getragen. Erst eine spätere, glücklichere Zeit wird uns mit dem Aufbau unserer Nation auch die Dichter bringen, die sie als solche

verherrlichen. Tritt dann wieder ein Schiller an den Tag, wie wird er in dem neugewonnenen Raume die himmelanstrebenden Schwingen regen! Er wird höher fliegen als Shakespeare.

Im December 1780 verließ Schiller nach achtjährigen Studien die Akademie, und wurde in Stuttgart als Regimentsarzt, aber im Range eines Feldscheers, mit 18 Gulden monatlicher Besoldung angestellt. Bei schmaler Börse und unter dem Zwange eines militärischen Amts suchte unser Dichter gleichwohl das akademische Leben, um das er auf der Karlsschule gekommen war, so gut es ging, mit genialen Freunden nachzuholen. Wie glücklich fühlte er sich nicht, wenn ihm seine Feder auch noch Etwas einbrachte, und die Mittel dann vorhanden waren, die lustigen Genossen in dem Stübchen ebener Erde auf dem kleinen Graben, das er und Leutnant Kapff gemeinschaftlich bewohnten, mit edlem Rebensafte zu erfreuen! So wenig er zu bedeuten hatte auf der Rangleiter der Staatsdiener, so gab ihm doch der Genius, der in ihm wohnte, Selbstgefühl genug, so daß ein Freund, an dessen Haus er oft vorüber ging, einmal sagte: „Der Regimentsmedikus Schiller tritt einher, als ob der Herzog der geringste seiner Unterthanen wäre". Sein Amt kümmerte ihn eben nicht viel; wenn er aber bei seinen Kranken einschritt, so griff er gern zu scharfen Mitteln, und seine Grenadiere wurden besonders mit den stärksten Brechmitteln heimgesucht.

Was ihm mehr als Alles am Herzen lag, war die Ueberarbeitung seines Dramas. Nachdem dieselbe vollendet war, ließ er, da er keinen Verleger aufzutreiben vermochte, der fünfzig Gulden Honorar gezahlt hätte, sein Stück auf eigene Kosten, von den Freunden mit einem Darlehen unterstützt, ohne Nennung seines Namens in Stuttgart drucken. Es erschien im Sommer unter dem Titel: „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781". Das wilde Produkt machte bei der schwäbischen Jugend einen ungeheuern Eindruck, und plötzlich war unser Regimentsmedikus der Mittelpunkt eines begeisterten Beifalls geworden. Schubart, der obenerwähnte Dichter, ein genialer Mann von regellosem Leben, der durch seine volksthümlichen liberalen Schriften, besonders durch seine deutsche Kronik, den Zorn des Herzogs erregt hatte, und der deshalb gegen alle Gerechtigkeit zehn Jahre lang gefangen gehalten wurde, fiel Schiller, als ihn Dieser auf dem Hohenasperg besuchte, entzückt um den Hals. Von größerer Bedeutung für unseren Dichter war der Beifall des kunstsinnigen Freiherrn Heribert von Dalberg, der das neueröffnete mannheimer Nationaltheater leitete. In einem

schmeichelhaften Briefe forderte er Schiller auf, seine Räuber für das dortige Theater — eine der trefflichsten Bühnen damaliger Zeit — zu bearbeiten. Leider mußte Schiller, auf Dalberg's ausdrücklichen Wunsch, die Zeit der Handlung gewaltsam in das fünfzehnte Jahrhundert zurückverlegen und sich überhaupt mancher unvortheilhaften Aenderung unterziehen.

Die erste Aufführung der Räuber fand Sonntags den 13. Januar 1782 in Mannheim Statt. Berühmte Künstler aus Eckhof's Schule waren dabei thätig: Karl Moor wurde von Böck, Schweizer von Beil, Kosinsky von Beck gegeben; den höchsten Ruhm aber erwarb der sechsundzwanzigjährige Iffland als Franz Moor. Angelockt von dem Rufe des Stücks und der Darsteller hatte sich aus Mannheim und der ganzen Umgegend: aus Heidelberg, Worms, Speier, Darmstadt, ja aus Mainz und Frankfurt ein zahlreiches Publikum eingefunden; schon um Ein füllten sich die Bänke des Parterres; viele Gäste mußten, weil es an Raum gebrach, abgewiesen werden. Man begann ausnahmsweise mit dem siebenaktigen Stücke schon um Fünf. Schiller selbst langte kurz vor Anfang von Stuttgart an, das er, weil kein Urlaub zu hoffen war, ohne Erlaubniß seines Generals heimlich verlassen hatte. Mit dem vierten Akte begann der eigentliche Erfolg des Stücks. Hatte bisher die Fülle ursprünglicher Gedanken, der hohe Schwung des Ausdrucks, kurz der Hauch des Genius, der aus der Schöpfung wehte, gefesselt: so riß jetzt der großartige Fortschritt der Handlung die Zuschauer vollends hin: der Triumph der Räuber war entschieden. Uebrigens bethätigte sich die Aristokratie der Pfalz nicht oder nur wenig bei diesem Triumphe. Man witterte in diesem Stücke das revolutionäre Element; führt doch der Held desselben mit vollem Bewußtsein Krieg mit den Privilegirten, wie wenige Jahre später die Männer des Umsturzes in Frankreich. Ist nicht die Rede, die Karl Moor dem Pater in den böhmischen Wäldern hält, das sprechendste Zeugniß dafür? Und klingen nicht die Worte, die der Pfarrer Moser an Franz richtet, wie die Stimme der verletzten Menschheit vor dem Throne des Despotismus: „Glaubt Ihr wohl, Gott werde es zugeben, daß ein einziger Mensch in seiner Welt wie ein Wüthrich hause? Glaubt Ihr wohl, diese Neunhundertneunundneunzig seien nur zum Verderben, nur zur Puppe eures satanischen Spieles da? O glaubt Das nicht! Er wird jede Minute, die Ihr ihnen getödtet, jede Freude, die Ihr ihnen vergiftet, jede Vollkommenheit, die Ihr ihnen versperrt

habt, von Euch fordern dereinst. Das Schicksal der Menschen steht unter sich in fürchterlich schönem Gleichgewichte."

Das ist überhaupt eine große Seite unseres Dichters, daß er — im entschiedenen Gegensatze zu Göthe — mit einem merkwürdigen historischen Sinne begabt war, der auch ein gewisses Vorgefühl Dessen, was kommen mußte, in sich schloß. Noch öfter werden wir Gelegenheit finden nachzuweisen, daß er Das, was seine Zeit bewegte, in seinen Stücken zu Fleisch und Blut werden ließ. Ueberhaupt ist er in reformatorischem Drange unablässig bemüht, die all zu schwer gewordenen Ketten der Menschheit zu lösen, und tritt überall, in seinen poetischen wie in seinen philosophischen Schriften, für Freiheit und Humanität in die Schranken. Dies und der Zauber, den das Genie überhaupt schon als solches ausübt, hat ihn zum Lieblinge der Nation gemacht.

Nach Stuttgart zurückgekehrt, schrieb Schiller eine merkwürdige, im würtembergischen Repertorium abgedruckte Recension seiner Räuber, K . . . . r unterzeichnet, worin er die Schwächen seines Stücks so schonungslos geißelte, daß andere Literaten auftraten, um Schiller, den Verfasser der Räuber, gegen Schiller, den Verfasser der Selbstrecension, in Schutz zu nehmen. Auf Mannheim folgten Hamburg, wo Karl Moor von dem berühmten Fleck gegeben wurde, und Leipzig mit der Aufführung der Räuber; in Berlin, wo Dieselben, von einem elenden Theaterdichter verstümmelt und entstellt, gespielt wurden, gewannen sie dennoch außerordentlichen, bei jeder neuen Aufführung sich wiederholenden Beifall. So schritt das Erstlingswerk unseres Dichters, theils bewundert, theils angefeindet, aber nirgends mit Gleichgültigkeit aufgenommen, über die Bühnen Deutschlands, bis es sogar den Wandertruppen anheimfiel, bis es sich in Uebersetzungen und entstellenden Verarbeitungen nach England und Frankreich verbreitete. Vielleicht trug der „Robert, Chef des Brigands, imité de l'Allemand par le citoyen Le Martelière", der 1792 auf den kleinen Theatern von Paris unter rauschendem Beifall gegeben wurde, dazu bei, daß die Nationalversammlung in demselben Jahre dem Herrn „Gille, publiciste allemand" — gleich andern „Freunden der Menschheit", wie Klopstock, Pestalozzi, Wilberforce, Kosciuszko, Washington — das französische Bürgerrecht ertheilte; doch kam das Dekret, wegen der Entstellung des Namens, erst fünf Jahre später Schiller in die Hände.

Wie der Götz eine Flut von Ritterstücken und Ritterromanen, so rief Schiller's Stück eine Flut von Räuberstücken und Räuberromanen

hervor, die wenigstens den Werth haben, daß sie zeigen, wie tief das Stück in die Nation eingedrungen war. Wir nennen von den Räuberromanen nur: Zschokke's Abällino der große Bandit (1793) und Vulpius' Rinaldo Rinaldini (1797) als die bekanntesten.

Auf seinem Ausfluge nach Mannheim, der glücklicher Weise in der schwäbischen Heimat ein Geheimniß blieb, hatte Schiller freie Luft geathmet und seinen Werth kennen gelernt; um so unerträglicher war ihm der enge Kreis, in den ihn jetzt wieder Beruf und militärischer Zwang einschloßen. Indessen ließ ihn die Dichterkraft nicht ruhen. Er gab unter dem seltsamen Titel: „Anthologie auf das Jahr 1782. Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko" eine Sammlung von Gedichten heraus, welche, soweit sie ihm selber angehört, größtentheils in die spätere Sammlung der Gedichte übergegangen ist. Man findet hier die schwülstigen, aber mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl geschriebenen Oden an Laura, unter welchem Namen Schiller höchst wahrscheinlich nur ein poetisches Schattenbild in überschwänglicher Dichterglut besungen hat; die Morgenphantasie (später Flüchtling genannt), worin des Dichters Sehnsucht, seine Bande durch die Flucht zu sprengen, schon deutlich ausgesprochen ist; ferner Hektor's Abschied aus den Räubern, ein Lieblingslied jener Zeit; die Kindesmörderin, die Schlacht, das im Volkstone gehaltene Kriegslied Graf Eberhard der Greiner; die schlimmen Monarchen, wo Manches eingeflochten ist, was dem Regimente Herzog Karl's abgesehen war, und viele andere Gedichte, von denen uns einige den jungen Stürmer auch als komischen und satirischen Dichter zeigen. Während die Kritik über diese Jugendprodukte Schiller's, welche eine große Stärke der Empfindung mit lebhafter Darstellung und glänzender Sprache verbinden, wie verblüfft über die neue Tonart, schwieg: erklang vom Hohenasperg eine begeisterte Ode Schubart's, worin er auf Schiller als auf den Dichter der Zukunft hinweist, der das Laster niederkämpfen und Hoffnung ins Herz der Leidenden gießen werde; denn

Gott gab ihm Sonnenblick
Und Cherubs Donnerflug,
Und starken Arm zu schnellen
Pfeile des Rächers vom tönenden Bogen.

Schon jetzt fing Schiller an sich mit Fiesko zu beschäftigen.

Unterdessen war der Herzog nicht allein über die Räuber, in denen mehrere Stellen auf sein eigenes despotisches Regiment gedeutet werden konnten, sondern auch über viele der Gedichte, die ebenfalls einen neuen, ihm ganz fremden Geist athmeten, nicht wenig aufgebracht. Die Schöpfungen des „undankbaren" Zöglings der Akademie erschienen ihm, dem die platte französische Poesie als höchstes Muster galt, nicht nur excentrisch und roh, sondern auch ein Frevel an der Majestät des absoluten Herrschers. Er ließ Schiller zu sich kommen, warnte ihn väterlich und verlangte zugleich, daß er ihm künftig seine poetischen Schöpfungen vor ihrer Veröffentlichung mittheilen sollte. Der junge Dichter war offen und kühn genug, Dies zu verweigern.

Im Mai unternahm Schiller mit zwei Frauen aus Stuttgart wiederum eine heimliche Reise nach Mannheim. Zweck war nicht allein, mit den beiden Freundinnen einer Aufführung der Räuber, die fortwährend unter großem Zulaufe gegeben wurden, beizuwohnen, sondern auch, durch Dalberg's Hülfe eine neue Stellung zu gewinnen; aber der phlegmatische, vorsichtige Reichsbaron trug Bedenken, sich bei Herzog Karl für den Dichter zu verwenden. Zum Unglück hielten die Frauen, als sie nach Stuttgart zurückgekehrt waren, nicht reinen Mund, und die Reise hatte für Schiller die bittre Frucht, daß ihm der Herzog nach einem strengen Verweise vierzehn Tage Arrest auf der Hauptwache gab. In dieser Gefangenschaft entstand der erste Entwurf zu dem bürgerlichen Trauerspiele Luise Millerin oder, wie es später auf Iffland's Rath genannt wurde, Kabale und Liebe; zugleich faßte Schiller hier den Plan zur Flucht.

Unglücklicher Weise fügte es sich, daß eine (später getilgte) Stelle in den Räubern, worin Graubünden als ein „Spitzbubenklima" dargestellt ist, von einem beschränkten Menschen in einer in Chur erscheinenden Wochenschrift auf das giftigste angegriffen, und daß dies Blatt von einem Zwischenträger dem Herzoge in die Hand gespielt wurde. Dieser ergrimmte um so mehr, da er dem Vorfall eine politische Bedeutung gab; denn gerade von Chur aus waren schon öfters Angriffe auf die würtembergischen Zustände und seine Regierung ausgegangen. Kaum war also Schiller's Arrest zu Ende, so ließ er ihn nach Schloß Hohenheim vor sich kommen, und nachdem er seinem Zorne in den bittersten Vorwürfen Luft gemacht hatte, befahl er ihm, künftig nur Medicinisches drucken zu lassen; worauf er ihm zuletzt noch in dem härtesten Tone des Gewaltherrn zurief: „Ich sage Ihm, bei Cassation und Festungsstrafe

schreibt Er keine Komödie mehr!" Als der Sturm vorüber war, begab sich Schiller nach Stuttgart zurück, und erschien mit heiterem Gesichte im Garten zum Ochsen, um dort, wie er pflegte, mit seinen Freunden Kegel zu schieben. Daß er dem Herzoge nicht gehorchen und seinem Genius die Flügel nicht konnte binden lassen, darüber konnte bei Schiller kein Zweifel sein. Als Zögling der Akademie war er verpflichtet, sich gänzlich dem Dienste des Herzogs zu widmen; er durfte es also nicht wagen, um seine Entlassung einzukommen. Den Zorn des Herrn durch Ungehorsam noch zu steigern, war höchst gefährlich: dafür war Schubart, der nun fünf Jahre lang ohne Verhör und Urtheil auf Hohenasperg saß, das nächste, wenn auch keineswegs das einzige warnende Beispiel. Es blieb also kein anderes Mittel übrig als Flucht. Nun dieser Entschluß fest bei ihm stand, konnte er auch wieder heiter sein. Zwar fehlte es nicht an klugen Leuten, welche unserem Dichter vorschlugen, die Gunst des Herzogs, der ihm ja so viel Gutes gethan, durch ein Lobgedicht wieder zu gewinnen. Dies Gute hat Schiller oft und freudig anerkannt; aber ein solches Mittel jetzt, wo der Herzog so tief in sein Innerstes griff, zu versuchen und die Muse zur Bettlerin zu erniedrigen, lag ihm meilenfern. Ein einfaches, in edler Offenheit an Karl gerichtetes Schreiben, worin er um Erlaubniß bat, seine schriftstellerische Thätigkeit fortsetzen zu dürfen, gelangte gar nicht zum Herzoge; ja Dieser ließ ihm sogar bei Strafe des Arrests verbieten, überhaupt an ihn zu schreiben.

Unterdessen arbeitete der junge Mann Tag und Nacht an seinem Fiesko, auf den er seine Zukunft zu gründen gedachte.

Im September kam Großfürst Paul mit seiner Gemahlin Maria, der Nichte des Herzogs, auf seiner großen Reise durch Europa nach Würtemberg, und die Schlösser in und um Stuttgart waren der Schauplatz glänzender Feste, zu denen sich die Fürsten und Vornehmen der Nachbarschaft in großer Menge einfanden. Diese Zeit allgemeiner Zerstreuung wählte Schiller zu seiner Flucht. Nachdem er noch bei den Eltern auf der Solitüde Besuch abgestattet und von der Mutter und Schwester Christophine, die in das Geheimniß gezogen waren, rührenden Abschied genommen hatte: machte er sich in der Nacht des 17. September 1782 mit seinem treuergebenen Freunde, dem Musikus Streicher, auf den Weg. Seine Baarschaft bestand aus dreiundzwanzig Gulden, die des fahrenden Musikus, der, weil er eine Kunstreise beabsichtigte, überdies ein kleines Klavier mit sich führte, aus nicht

viel Mehr. Das Reiseziel war natürlich Mannheim; von dort wollte Streicher, der noch Geld nachgeschickt erhalten sollte, weiter nach Hamburg.

Um Mitternacht sahen sie von fern die Solitüde in festlicher Beleuchtung glänzen. Schiller unterschied sogar in der klaren Nacht die Wohnung seiner Eltern, und brach in den wehmüthigen Ruf: „O meine Mutter!" aus. Am Morgen des folgenden Tages langten sie in Mannheim an, und stiegen bei dem Theaterregisseur Meyer ab. Von dort richtete Schiller auf dessen Rath Schreiben an seinen General und den Herzog, die sowohl eine Sicherstellung seiner Eltern wie seine eigene bezweckten. Der General antwortete ihm: er möge nur zurückkehren: der Herzog sei des hohen Besuchs wegen gnädig gestimmt und lasse ihn dazu auffordern. Allein Schiller mochte sich doch nicht ohne bestimmte Zusage in die Höhle des Löwen zurückwagen, und da man vermuthete, seine Auslieferung werde verlangt werden, beschränkte er sich auf Meyer's und seine eigene Wohnung.

An einem der nächsten Tage trug Schiller den Schauspielern seinen Fiesko in dem Hause des Regisseurs vor; allein seine schwäbische Mundart und die Einförmigkeit seines pathetischen Vortrags ließ sie den Werth des Stücks so sehr verkennen, daß sie sich schon während der Vorlesung entfernten, und zuletzt nur noch Iffland zurückblieb. Der wohlwollende Meyer äußerte sich sogar gegen Streicher: Schiller's Kraft scheine mit den Räubern erschöpft; der Fiesko sei Nichts als Schwulst und Unsinn. Die Bestürzung des Dichters, dessen letzter Hoffnungsanker mit dieser Erklärung zu reißen schien, minderte sich indessen bald: als der Regisseur, der die Handschrift des Stücks behalten hatte, am folgenden Tage sich weit günstiger darüber aussprach; doch konnte er ihm bei Dalberg's Abwesenheit keine weitern Hoffnungen eröffnen.

Da die stuttgarter Freunde, eine Auslieferung Schillers von Seiten der pfälzischen Regierung befürchtend, zur weiteren Flucht mahnten, beschloß der Dichter sich mit Streicher nach Frankfurt zu wenden, bis Dalberg zurückgekehrt sein würde. Sie machten sich Nachmittags zu Fuße auf den Weg, und langten, nachdem sie in einem Dorfe übernachtet hatten, am Abend des folgenden Tages in Darmstadt an. Von dort brachen die armen Wanderer in der Frühe wieder auf; allein Schiller, der sich nicht wohl fühlte, ermattete bald, und mußte sich endlich, nachdem er mehrmals geruht hatte, im Gebüsche zum Schlafen niederlegen, indeß Streicher, auf einem Baumstamme sitzend, mit Sorgen

den blassen, heimat- und hülflosen Freund betrachtete. Mit dem Sinken des Tags erreichten sie ihr Ziel, und nahmen in Sachsenhausen ein bescheidenes Quartier.

Von hier wandte sich Schiller brieflich an Dalberg, indem er ihm seine Flucht und Noth meldete, und ihn zugleich um ein Darlehn von dreihundert Gulden anging, von denen zweihundert zur Tilgung nothwendiger Schulden in Stuttgart bestimmt sein sollten. Indeß er der Antwort entgegen sah, schrieb er an Kabale und Liebe. Endlich traf ein Brief von Meyer ein; Dalberg ließ ihm sagen: Fiesko bedürfe, um aufgeführt zu werden, einer Umarbeitung; erst dann ließe sich wegen eines Vorschusses sprechen. Die Baarschaft der beiden Freunde — denn der Musikus wollte den unglücklichen Dichter in seiner traurigen Lage nicht allein lassen — war bereits bis auf wenige Groschen aufgezehrt: als zum Glück eine kleine Summe von Streicher's Mutter kam, die das sinkende Schifflein wieder flott machte. Ueber Mainz, Nierstein, wo eine Flasche des trefflichen Weines, der dort wächst, geleert wurde, und Worms kehrten sie nach Oggersheim, einem Landstädtchen in der Nähe Mannheim's auf dem linken Rheinufer, zurück.

Dort beschloß unser Dichter nach dem Rathe Meyer's, der ihm dahin entgegen gekommen war, zu verweilen, um seinen Fiesko für die Bühne einzurichten. Schiller miethete sich in dem Wirthshause zum Viehhof unter dem Namen Dr. Schmidt ein; Freund Streicher theilte Zimmer und Bett mit ihm. Kabale und Liebe erfüllte ihn so sehr, daß er in den nächsten Wochen den Fiesko noch nicht wieder zur Hand nahm. Er ging fast gar nicht aus, und wenn er auch nicht immer schrieb, so arbeitete sein Geist doch unabläßig. Mit den Koffern war auch das Klavier von Mannheim gekommen, und wenn er nun in den langen Herbstabenden beim Mondlicht auf seinem Stübchen auf- und abschritt, ließ der Musikus sein Instrument erklingen: da strömten die Gedanken des Dichters in großer Fülle.

Endlich, zu Anfang des Novembers, war die Umarbeitung des Fiesko beendigt, und Schiller eilte nach Mannheim, wohin er sich auch sonst bisweilen in der Dämmerung begab, um sein Stück dem Regisseur für Dalberg einzuhändigen. Wochenlang erfolgte keine Antwort, obgleich Iffland im Theaterausschuß ein sehr günstiges Urtheil abgegeben hatte; zuletzt kam auf ein direktes Schreiben des Dichters an den Intendanten der kurze Bescheid: auch die neue Umarbeitung sei nicht brauchbar; ein Vorschuß könne mithin nicht geleistet werden. Es war

offenbar: Dalberg wollte mit dem Flüchtlinge, dessen Beschützung ihm möglicher Weise Unannehmlichkeiten bereiten konnte, Nichts weiter zu schaffen haben.

Schiller war zu stolz, um in Klagen auszubrechen, so peinlich jetzt auch seine Lage war. Die Schuld in Stuttgart, wofür sich ein Freund verpflichtet hatte; die Vorschüsse von Streicher, der ihm sein Reisegeld nach Hamburg geopfert hatte, und nun in Mannheim durch Musikstunden seinen Unterhalt gewann, drückten ihn schwer. Auch den Wirth in Oggersheim hatte er in den letzten Wochen nicht mehr befriedigen können, obgleich er seine Uhr verkauft hatte. Zum Glück gelang es ihm, seinen Fiesko an den Buchhändler Schwan in Mannheim, der auch die Theaterausgabe der Räuber verlegt hatte, um 11 Louisd'or zu verkaufen — eine Summe, die gerade zur Tilgung der dringendsten Schulden und zur Bestreitung der nothwendigsten Ausgaben ausreichte. Er mußte sich jetzt zu einer neuen Reise rüsten, und diese ging nach dem Gute Bauerbach bei Meiningen, wo ihm eine Freundin aus Stuttgart, Frau von Wolzogen, schon vor seiner Flucht eine Freistätte eröffnet hatte. Die edle, in bescheidenen Verhältnissen lebende Frau hatte vier Söhne auf der Karlsakademie, von denen der älteste, Wilhelm, sich näher an Schiller angeschlossen hatte. Der Schutz, den sie dem jungen Dichter angedeihen ließ, konnte gar wohl des Herzogs Zorn erregen, und er hatte in ihren Söhnen ein leichtes Mittel zur Hand, sie zu strafen. Dennoch that sie diese Schritte, weniger bedenklich und großmüthiger als Dalberg.

Nachdem Schiller noch zu Bretten an der würtembergischen Grenze eine Zusammenkunft mit stuttgarter Freunden, vielleicht auch mit Mutter und Schwester, gehabt hatte; denn er gedachte auf immer zu scheiden: verließ er Oggersheim am letzten November 1782 bei heftiger Kälte. Der treue Streicher und die mannheimer Freunde gaben ihm noch bis Worms das Geleite. Von da setzte er die lange Reise mit dem Postwagen, ohne schützendes Winterkleid, fort, und langte den 7. December in dem von düstern Tannen umschlossenen, tief in Schnee begrabenen, einsamen Thale an, das jetzt seine einzige Zuflucht war.

Indem wir über seinen achtmonatlichen Aufenthalt daselbst rasch hinwegeilen, bemerken wir nur, daß er hier Kabale und Liebe vollendete und Don Carlos anzulegen begann. Schiller war eine gesellige Natur; es war ihm Bedürfniß, seine Ideen im Gespräche mit Freunden und Geistesverwandten zu entzünden; in der Einsamkeit fühlte er sich

weniger zum Schaffen aufgelegt. Frau v. Wolzogen kam während dieser Zeit zu verschiedenen Malen mit ihrer Tochter Charlotte nach Bauerbach; für Letztere faßte unser Dichter eine heftige, hoffnungslose Leidenschaft, und wurde hierdurch noch in seinem brütenden Müßiggange bestärkt. Unter diesen Umständen war es doppelt gut, daß Dalberg wieder mit Schiller anknüpfte und ihn zur Rückkehr nach Mannheim veranlaßte. Frau v. Wolzogen hatte nämlich durch die Gräfin Hohenheim zu Gunsten Schiller's auf Herzog Karl gewirkt, und Dieser hatte die Aeußerung gethan: „er werde dessen Entweichung ignoriren." So war der Flüchtling bei Dalberg wieder möglich geworden, und wir sehen Schiller Ende Juli 1783 nach Mannheim zurückgekehrt, und bald von dem Intendanten, der ihn achtungsvoll empfängt, mit fünfhundert Gulden Gehalt als Theaterdichter an der dortigen Bühne angestellt.

In der Sommerhitze jenes Jahres brach in Mannheim, das damals noch von Festungsgräben eingeschlossen war, eine Fieberepidemie aus, an der auch Schiller, den überhaupt seine Gesundheit wenig kümmerte, den ganzen Winter durch zu leiden hatte. Dennoch arbeitete er Fiesko vollständig um, richtete Kabale und Liebe für die Bühne ein und vollendete den ersten Akt des Don Carlos. Diese Bühnenbearbeitung des Fiesko, in welcher der Held zuletzt auf die Herzogswürde verzichtet, kam im Januar 1784 in Mannheim zur Aufführung. Obgleich die Hauptrollen sich in vortrefflichen Händen befanden, und auch einzelne Scenen sich eines lauten Beifalls erfreuten: so that doch die zum Schauspiel abgeschwächte Tragödie mit ihrer vom Publikum wenig verstandenen republikanischen Tugend nur geringe Wirkung. Dagegen gefiel der Fiesko an anderen Orten und namentlich in Berlin, wo er in drei Wochen vierzehnmal gespielt wurde.

Um so günstiger nahm Mannheim im März 1784 Kabale und Liebe auf; denn dies Stück lag völlig im Gesichtskreise des dortigen Publikums. Schiller wohnte an Streicher's Seite in einer Loge der Aufführung bei, und als die Zuschauer nach dem zweiten Aufzuge in ganz ungewöhnlicher Weise sich erhoben und in stürmischen Beifall ausbrachen, erhob auch er sich, um zu danken.

Der Ruhm des Dichters wuchs mehr und mehr. Selbst in Stuttgart war die Aufführung der Räuber nicht länger zu umgehen gewesen, und Schwaben zollte dem Werke des Landsmanns unendlichen Beifall. Auch Kabale und Liebe wurde dort gegeben, dann aber auf Betreiben des Adels, zum großen Zorne des Publikums, verboten.

Es ist hier an der Stelle, ein Wort über die zwei jüngeren Stücke unseres Dichters zu sagen. Beide sind eine Fortsetzung der revolutionären Gemälde, welche der Dichter mit den Räubern begonnen hatte, aber sie sind keine phantastischen Gebilde mehr wie Diese, sondern sie haben in der Wirklichkeit Fuß gefaßt: Fiesko, indem sich der Dichter hier zum erstenmal an einem geschichtlichem Stoffe versucht; Kabale und Liebe, indem er uns einen Spiegel der gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit, und besonders der verderbten Höfe, entgegenhält. Sie stellen in dieser Beziehung einen Fortschritt gegen die Räuber dar, werden jedoch von diesen an titanischer Kraft übertroffen. Im Fiesko sind Ehrgeiz und republikanische Tugend in einen großartigen Gegensatz gebracht; der Held nimmt eine Wendung, wie wenige Jahre später der junge Bonaparte; nur daß Diesem sein 18. Brumaire gelingt, während Jener darüber zu Grunde geht. Aber die ersten Schritte unseres Dichters auf dem historischen Boden sind noch unsicher; er hat die Handlung zu sehr in das Innere der Personen verlegt; überdies bringt er zu viel Kunst und Prunk in die Rede. In dem Mohren offenbart sich die komische Ader Schiller's, die später in Wallenstein's Lager noch weit reicher sich erschließt.

Kabale und Liebe schreitet ungleich weiter vor im Gebiete der Wirklichkeit. Hier sind Adel und Bürgerthum, die Privilegirten und die Unterdrückten des vorigen Jahrhunderts, in schneidender Wahrheit grell beleuchtet einander gegenüber gestellt. Noch steht hier das Haus des Staats, aber schon glimmt die Revolution unter dem Dache. Die Studien zu diesem Stücke hatte Schiller am würtembergischen Hofe gesammelt; die Bitterkeit, in die seine Feder getaucht ist, kam von dem Drucke, den er selbst erfahren. Karl Eugen hat es hart büßen müssen, daß er diesen Feuerkopf in Fesseln schlagen wollte, welcher nun zornflammend aufstand, und die Sache der leidenden Menschheit ebenso stark als kühn vertheidigte. Dies gibt Kabale und Liebe eine große Bedeutung. Uebrigens ist die Handlung mehr traurig als tragisch, und hinterläßt keinen erhebenden Eindruck. Das Stück fällt in den engen Kreis des bürgerlichen Trauerspiels, und hat eine Flut mittelmäßiger Stücke von mittelmäßigen Köpfen, unter Denen die Iffland's noch die bessern sind, im Gefolge gehabt.

Mit Kabale und Liebe schließt die erste Gruppe der schillerschen Dramen, die zwar unreif, aber groß in der Anlage sind, und überall das Gepräge eines gewaltigen Dichtergeistes tragen.

Wie hoch Schiller von der Aufgabe des Dramatikers dachte, sprach

er damals in dem nach Inhalt und Form gleich schönen Aufsatze: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet aus". Er weist hier dem Theater seinen Rang neben den wichtigsten sittlichen Instituten, neben Schule und Kirche, an, indem es ihm ein Hauptmittel zur allgemeinen Bildung, zur Veredlung des Menschen ist. So wird ihm die Bühne ein Tempel, in dem er sein Evangelium der Menschenwürde verkündigt.

Indeß unseres Dichters Geist einen so hohen Flug einhielt, hatte er fortwährend mit Noth zu kämpfen. Die Hülfe, die hin und wieder ein Freund leisten mochte, verschwand spurlos in dem Deficit seiner Kasse, und während ihm in allen Gauen Deutschlands Lorbeeren blühten, streckte sich doch keine Hand zu gründlicher Hülfe aus. Um sich eine neue Quelle der Einnahme zu eröffnen, gründete er eine Zeitschrift unter dem Titel: Rheinische Thalia, später bloß Thalia genannt, in deren Ankündigung (November 1784) er sich „als Weltbürger, der keinem Fürsten dient" und „der keine anderen Fesseln trägt als den Ausspruch der Welt", ankündigt.

Die traurige finanzielle Lage, in der sich unser Dichter überhaupt einen großen Theil seines Lebens befand, war auch Ursache, daß ihm ein süßer Herzenswunsch versagt blieb. Margarethe Schwan, die Tochter seines Verlegers in Mannheim, in dessen gastlichem Hause er oft gesehen wurde, ein schönes Mädchen von neunzehn Jahren mit großen, ausdrucksvollen Augen, fesselte den leicht entzündlichen jungen Mann, und auch die Schwanin, wie er sie nannte, welche einen lebhaften Geist mit guter Bildung verband, war dem Dichter gewogen. Als Schiller im März 1785 seinen Wohnsitz nach Leipzig verlegte, warb er bei Schwan brieflich um sie, ohne daß er irgend im Stande war, ihr eine gesicherte Lage zu bieten; der vorsichtige Vater schenkte deshalb dem Dichter kein Gehör, und Margarethe schloß später eine andere Verbindung.

Schiller verließ Mannheim, weil er seiner Stellung als Theaterdichter überdrüssig geworden war, und einen neuen Lebensplan verfolgen wollte, von dem er sich eine schnelle Besserung seiner Umstände versprach. Er war von Herzog Karl August, dem Gönner Göthe's, der sich auf seiner Durchreise durch Darmstadt von unserm Dichter den ersten Akt des Don Carlos hatte vorlesen lassen, zum weimarischen Rath ernannt worden, und dachte nun das Studium der Rechtswissenschaft in Leipzig zu betreiben, um dann in jenem Staate als Beamter sein Glück zu machen; den Besuch der Muse wollte er nur in den heitersten Freistunden empfangen.

Daß er sich gerade nach Sachsen wandte, hatte darin seinen Grund, daß er dort in Körner (später Appellationsrath in Dresden und Vater Theodor Körner's, des Sängers der Freiheitskriege) einen Verehrer und Freund gefunden hatte, der die Schöpfungen seines Geistes zu beurtheilen fähig war, und dessen treues Herz ihm eine Stütze für sein ganzes Leben gewährte. So eingeschränkt auch Schiller in Leipzig, wo er ein Studentenzimmerchen bewohnte, leben mochte: so fühlte er sich doch durch die neugewonnene Unabhängigkeit und den Verkehr mit geistesverwandten Freunden gehoben. Damals entstand sein herrliches Lied an die Freude, der erste lyrische Erguß nach langem Schweigen, das in dem nahen Dorfe Gohlis, wo er seinen Sommeraufenthalt genommen hatte, gedichtet wurde. Sein: Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt — dieser Ruf eines von der edelsten Menschenliebe flammenden Herzens — fand Wiederhall in ganz Deutschland. Ein anderes damals weit verbreitetes, tief ergreifendes Gedicht dieser Periode, welches wahrscheinlich durch den Verlust Margaretha Schwan's veranlaßt wurde, ist die Resignation. In Gohlis vollendete Schiller auch seinen Don Carlos.

Diese erste Bearbeitung in ungebundener Rede wurde 1785 in Leipzig von trefflichen Schauspielern gegeben, und fand außerordentlichen Beifall. Berlin, Dresden und andere große Bühnen Deutschlands folgten; der Dichter hatte sich von neuem in den Herzen der Nation eingeschrieben.

Im Oktober 1785 siedelte Schiller mit seinem Freunde Körner nach Dresden über, und eine neue, großartige, Welt des Menschenverkehrs und der Kunst that sich vor ihm auf. Er streifte jetzt die erste Haut seiner poetischen Entwicklung von sich, und begann höhere Kunstforderungen an sich zu stellen; deshalb goß er nun auch seinen Don Carlos in die edlere metrische Form um, was eine vollständige Umarbeitung nach sich zog, die hauptsächlich im Sommer 1786 in Körner's Weinberg bei Loschwitz vor sich ging. Im Druck erschien die neue Tragödie erst im folgenden Jahre. In Bezug auf poetischen Werth steht der Don Carlos in der Mitte zwischen den drei ersten Freiheitsstücken, jenen wilden Schößlingen unseres Dichters, die den Beifall, den sie gewannen, großentheils ihrem stofflichen Interesse verdankten, und seinen Dramen der klassischen Periode, die, nach dreizehnjähriger Pause, mit dem Wallenstein beginnt. Daß Schiller sich in einer Uebergangsperiode befand, wo sein poetischer Genius nach neuen Formen suchte,

davon trägt auch dieses, trotz aller Abkürzungen noch zu weitschweifige, in seiner Komposition ungleichartige Werk die deutlichsten Spuren. Es beginnt als Familienstück und stellt anfangs den Königssohn, der die Mutter liebt, in den Vordergrund; die letzten Akte nehmen einen heroischen Aufschwung und heben Marquis Posa auf den Schild. Als Einheit bleibt nur die Tyrannei Philipps, welche auf diese Weise alle Phasen durchläuft. Wir sehen den Gewaltherrscher, wie er sich seiner Familie, dem Staate, der Kirche und überhaupt dem Geiste gegenüber verhält. Daß der Dichter unserer Tragödie mit so hoher Meisterschaft einen Spiegel des Tyrannen aufgestellt hat, Das gibt ihr einen über alle Zeit erhabenen, unermeßlichen Werth. Wir haben hier überhaupt nicht sowohl geschichtliche als allgemein menschliche Wahrheit zu suchen; der Zauber des Don Carlos liegt in seiner Gedankenwelt. Unter der Maske des Marquis Posa tritt Schiller vor die Schranken seiner die nahe Revolution in ihrem Schooße hegenden Zeit, und fordert die Menschenrechte für seine Brüder. Aus diesem Gesichtspunkte ist die Scene zwischen Philipp und Posa von der großartigsten Schönheit, und hat nicht ihres Gleichen in der Poesie.

Schiller zog im August 1787 von Dresden, das ihm ein Liebesverhältniß verleidet hatte, nach Weimar über. Kaum bedurfte es dazu der Einladung einer geistvollen, hochgebildeten Freundin aus der mannheimer Zeit, die Weimar nun auch bewohnte, der Frau von Kalb: mußte nicht der Hof Amaliens und Karl Augusts, der Deutschlands beste Talente um sich sammelte, schon Anziehungskraft genug auf ihn ausüben? Göthe war freilich damals in Italien und trat auch, als er zurückgekehrt war, für's erste in kein näheres Verhältniß zu Schiller.

Unser Dichter war von seinem Plane, die Rechte zu studiren, längst wieder abgekommen, und hatte sich jetzt, da er einmal einer Brotwissenschaft bedurfte, zur Geschichte gewendet. Dies Gebiet, das ihm schon wegen der historischen Tragödie nahe lag, versprach seiner Feder einen leichten, ergiebigen Stoff, und eröffnete die Aussicht auf einen akademischen Lehrstuhl. Bald begann er — denn er konnte nicht studiren, ohne nicht auch zugleich zu schaffen — seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. Es ist Dies gleichsam eine Fortsetzung des Don Carlos, in einen neuen Boden umgepflanzt. Die meisterhafte Darstellungsweise, die Schiller zu Gebote stand, und der edle Geist, der ihn erfüllte, kam ihm auch auf diesem neuen Gebiete zu Gute, und seine historischen Arbeiten haben jedenfalls den Werth, daß

sie zeigten, wie auch die Arbeit des Gelehrten eine schöne, allgemein erfreuende Form annehmen kann.

Eine in die damalige Zeit fallende Erzählung Schiller's von nur schwachem geschichtlichen Hintergrunde, wobei es sich besonders um die Entwicklung von Seelenzuständen handelt, ist der Verbrecher aus verlorener Ehre; ein nicht zu Ende geführter Roman, der die damalige Lesewelt in die größte Spannung versetzte, der Geisterseher. Haben wir es in dem Verbrecher aus verlorener Ehre mit den sittlichen Verirrungen eines Menschen aus dem Volke zu thun, der als Räuber dem Gerichte verfällt: so beschäftigt uns im Geisterseher das schlaue Gewebe von Betrug und Zauberspuk, in das ein Prinz von einer geheimen Gesellschaft im Dienste der Hierarchie verflochten wird. Uebrigens liegt diesem Romane die Geschichte des Herzogs Karl Alexander von Würtemberg, des Vaters von Karl Eugen, zu Grunde.

Mit dem Geisterseher zugleich entstanden die schon in Stuttgart entworfenen philosophischen Briefe, die ebenfalls nicht zu Ende geführt sind. Zwei Freunde, Julius und Raphael, wechseln Briefe, worin das Freiwerden des reifenden Menschen von den engen Banden der Ueberlieferung und zunächst Schiller's eigene Entwicklungsgeschichte mit all der Wärme und Kraft, welche dem Dichter eigen sind, dargestellt werden. Wir finden hier Schiller wieder auf dem philosophischen Gebiete, und werden ihn eine Reihe von Jahren darauf weiter dringen sehen. Schiller's gedoppelte Natur, die poetische und spekulative, verlangten beide ihr Recht. Er mußte jede einzeln zur Reife bringen, um dann zu seinem Ziele, der Kunstpoesie, zu gelangen; Geschichte und Philosophie waren für ihn Hülfswissenschaften der Poesie, wie für Göthe die bildende Kunst und die Naturwissenschaften. Wenn aber auch in dieser historisch philosophischen Periode Schiller's das Drama, die eigentliche Lebensaufgabe unseres Dichters, ruhte: so war er doch immer noch auf dem Gebiete der Lyrik thätig — nur daß diese Lyrik gern ihren Stoff der Philosophie entlehnte. Uebrigens wurde Schiller damals durch Wieland mit der griechischen Poesie näher bekannt, welche hinfort den größten Einfluß über ihn gewinnen sollte. Aus der Sehnsucht nach der Schönheit der alten Welt entsprang sein Gedicht: Die Götter Griechenlands, worin die ewige Berechtigung des Schönen mit all dem Glanze schillerscher Poesie geltend gemacht wird. Ein Besuch in Meiningen bei Bibliothekar Reinwald, dem Gatten seiner Schwester Christophine, und in Bauerbach veranlaßte Schiller auf dem Rückwege die dem Hause

Wolzogen verwandte Familie von Lengefeld in Rudolstadt aufzusuchen. Sie bestand aus einer Wittwe mit zwei Töchtern, welche durch Gemüth und gesunde Bildung sogleich eine große Anziehung auf ihn ausübten. Karoline, die ältere, von ihrem Gatten getrennt in der Mutter Haus lebend, vermählte sich später mit Wilhelm von Wolzogen, dem oben erwähnten Freunde unseres Dichters, und hat unter diesem Namen Schiller's Leben in anmuthiger Weise beschrieben. Charlotte, die jüngere, ein anziehendes, sinniges Mädchen von einundzwanzig Jahren, hatte ihre Hand noch zu vergeben, und bald gewann es den Anschein, als ob Schiller hier finden werde, was sein Herz längst entbehrt hatte. Schon im Mai 1788 sehen wir ihn nach dem lieblichen Saalethal zurückkehren und am Rande des benachbarten Dorfes Volkstädt seine Wohnung aufschlagen. Zum Gedächtnisse seines Aufenthalts an diesem Ort ist jetzt über dem linken Saaleufer, dem Hause, das er damals bewohnte, gegenüber, in der Felswand die kolossale Büste des Dichters, ein Bronzeabguß nach Dannecker, aufgestellt. Welcher Genuß war es ihm, nachdem er bis zum Abend gearbeitet hatte, zu den Freundinnen zu gehen und ihnen die Frucht seines Tages mitzutheilen. Dort entstanden die Künstler, ein Lehrgedicht, in dem die Veredlung des Menschen durch die Kunst zur Anschauung gebracht wird, und — zunächst auf die Bitte der beiden Schwestern — die freie Uebertragung der Iphigenie in Aulis von Euripides. Es war ihm hier so leicht ums Herz, daß er Rudolstadt mit dem Haine der Diana und sich selbst mit Orest verglich, der nun endlich nach langem Umherirren Ruhe gefunden. Als er im November wieder nach Weimar zurückgekehrt war, suchte er wenigstens durch wöchentliche Briefe den schönen Verkehr festzuhalten. Es sind Dies köstliche Mittheilungen, niedergelegt in dem oben erwähnten Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, neuerdings in anderen Schriften, die uns sein edles Herz wie eine Blume geöffnet zeigen. Bei seiner unsichern Lage durfte er kein offenes Geständniß wagen, aber überall lauscht das süße Geheimniß hervor.

Schon trug er sich mit dem Plane zu einem neuen Sommeraufenthalte bei Rudolstadt, als er auf Grund seiner Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, unter Mitwirkung Göthe's, einen Ruf nach Jena als außerordentlicher Professor der Geschichte erhielt. Die Vorbereitung zu dieser Stelle, mit der zwar für's erste kein Gehalt verbunden war, die aber für die Folge einen sichern Unterhalt zu gewähren versprach, zwang ihn, den Musen auf längere Zeit Lebewohl zu sagen. Im

Mai 1789, also noch nicht dreißig Jahre alt, eröffnete er seine Vorlesungen vor einem Publikum von nahe an vierhundert Zuhörern. Gegen den allgemeinen Gebrauch der damaligen jenaer Studenten, welche ihre Professoren mit Stampfen oder Scharren als Zeichen der Gunst oder des Mißfallens zu begrüßen pflegten, wurde Schiller, der bei allen jungen Leuten von Streben in höchster Geltung stand, mit tiefem Stillschweigen empfangen. Was heißt, und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? Dies war der gewichtige Stoff, den er mit der ihm eigenen Gedankenfülle in seiner Antrittsrede behandelte. Jena gehörte damals zu den berühmtesten Universitäten Deutschlands, und es war offenbar für Schiller schwierig, neben so vielen Lichtern der Wissenschaft sich zu behaupten; dennoch zog er fortwährend die Studirenden mächtig an. Mochte sein Wissen auch lückenhaft sein, so wußte doch ein so seltener Geist die geringeren Kenntnisse hoch zu verwerthen; die große Gesinnung, die überall durchbrach, mußte besonders die Jugend ergreifen; natürlich übte auch der Dichterlorbeer, der ihn schmückte, seinen Zauber. Die neue Lebensstellung gab Schiller den Muth, im Bade Lauchstädt bei Halle, wo er im Sommer die beiden rudolstädter Freundinnen aufsuchte, die Geliebte um ihre Hand zu bitten, und Charlotte erhörte den Wunsch seines Herzens; doch wurde der Mutter der Liebesbund noch verschwiegen und blieb auch Geheimniß, als Schiller in den Ferien wieder in Volkstädt seinen Sitz aufschlug. Erst im November, nachdem er von dem Herzoge einen Gehalt von zweihundert Thalern erwirkt hatte, wandte er sich brieflich an die Mutter, und der Glückliche durfte sein „Lottchen" nun auch vor der Welt die Seine nennen.

In dieser Zeit goldener Hoffnungen sagte der Koadjutor Karl von Dalberg in Erfurt, der Bruder des mannheimer Dalberg, dem Dichter, für den aller Wahrscheinlichkeit nahen Fall, daß er Kurfürst von Mainz würde, einen glänzenden Gehalt mit freier Muße zu — eine Aussicht, welche freilich bald durch die Ereignisse der französischen Revolution zunichte ward. Damals machte Schiller auch die Bekanntschaft Wilhelms von Humboldt, welcher später, von unserm Dichter angezogen, in Jena einen bleibenden Aufenthalt nahm, und einen sehr nahen Verkehr mit ihm unterhielt. Näheren Einblick in diese sokratische Freundschaft gewährt der später veröffentlichte Briefwechsel Schiller's mit dem edlen, tiefwissenschaftlichen Manne.

Damals war der Vulkan der französischen Revolution gerade in

seinen ersten Ausbrüchen begriffen, und die Welt sah staunend das neue Schauspiel, ohne dessen tiefgehende Wirkung zu ahnen. Schiller's Scharfblick erkannte sehr früh, wie unfähig die Franzosen zur Republik seien. — Seine Vermählung mit Charlotte von Lengefeld fand im Februar 1790 in Wenigenjena Statt.

Im Herbste 1788 war die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande erschienen — leider nur ein Fragment, denn die Erzählung bricht mit Alba's Schreckensherrschaft ab. Verschiedene kleinere historische Arbeiten, die seitdem entstanden, übergehe ich, und erwähne nur die Sammlung historischer Memoiren (seit 1790), welche Schiller mit einleitenden und erklärenden Abhandlungen begleitete. Als Mitarbeiter traten Woltmann, Paulus und Andere hinzu und führten diese Sammlung fort, als Schiller sich längst nicht mehr damit befaßte.

Während die Geschichte des Abfalls der Niederlande aus dem Don Carlos hervorging, so ist umgekehrt die im Jahre 1791 begonnene und dann, nach einer lebensgefährlichen Krankheit, weitergeführte Geschichte des dreißigjährigen Kriegs der Baum, auf dem später die poetische Frucht des Wallenstein reifen sollte. Uebrigens verließ Schiller mit seinem dreißigjährigen Kriege das historische Gebiet, und selbst dieses Werk verräth die Rückkehr des Verfassers zur Poesie dadurch, daß es die Heldenfiguren, wie Gustav Adolf, ganz in den Vordergrund stellt, diejenigen Partien aber, die des Dichters Auge weniger reizten, wie besonders die Geschichte jenes Kriegs nach Wallenstein's Tode, nur noch skizzenhaft behandelt. Aber gerade diese Eigenschaften haben ohne Zweifel dazu beigetragen, es zum Lieblingsbuche der Nation zu machen; überhaupt steht Schiller, der Historiker, auf einem Boden mit Schiller, dem Dichter. Die Geschichte ist ihm ein Kampf der Freiheit mit dem Absolutismus; Menschenrecht und Menschenwürde ist das Panier, unter dem wir ihn überall seine glänzenden Waffen führen sehen. Daß diese edle Tendenz der strengen Wahrheit seiner Darstellung bisweilen Eintrag thut, soll nicht ganz in Abrede gestellt werden; sie ist die Stärke und zugleich die Schwäche derselben.

Das erste Jahr der Ehe Schiller's verfloß in ungetrübtem Glücke; „ruhig und hell gehen die Tage dahin", schreibt er selbst an Freund Körner. Der vorher in Einsamkeit versunkene Mann war wieder für heitern Verkehr so empfänglich geworden, daß die Neuvermählten in der ersten Zeit auf den eigenen Herd verzichteten, und in dem Hause, das sie bewohnten, mit Freunden in kleiner geschlossener Gesellschaft speisten.

Was dem höchst einfachen Kosttische an Leckerbissen abging, das ersetzte das heitere geistvolle Gespräch. Nöthigte dann ein Besuch den Dichter zu eigener Gastlichkeit, so kam es wohl vor, daß nach Studentenart zwei ungleiche Tische unter ein Tischtuch gebracht und in größter Unbefangenheit ein Mahl ohne Servietten improvisirt wurde.

Eine lebensgefährliche Brustkrankheit Schiller's unterbrach nach Jahresfrist das Glück der jungen Ehe. Die Studirenden — unter ihnen Hardenberg, der später den Dichternamen Novalis führte — wetteiferten in seiner Pflege; es gelang ihn zu retten, aber der schwächliche Mann erlangte nie seine volle Gesundheit wieder; fortwährend blieb er schlimmen Brustkrämpfen unterworfen, die ihn oft nöthigten, den Morgen im Bette zuzubringen, wogegen er dann die Nacht zur Arbeit verwandte. Auf diese Weise trat zur Zeit, wo Schiller's ökonomische Verhältnisse sich leidlich gestaltet hatten, ein neuer Feind, die Kränklichkeit, auf, und wir sehen so sein ganzes Leben einem beständigen Kampfe preisgegeben. Aber gleich einem tapfern Schiffer, der auch mit leckem Fahrzeuge seine Fahrt vollendet, hielt er sein Ziel stets fest im Auge, und bewahrte sich die Freiheit des Geistes. „Ich werde thun, was ich kann, schreibt er, und wenn einmal das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande gerettet". Als er sich einigermaßen erholt hatte, begann er, als leichtere Beschäftigung, die Uebersetzung der Äneïde Virgil's in Stanzen. Der zweite und vierte Gesang: Die Zerstörung Troja's und die Geschichte Dido's, eröffnete die neue Thalia, welche 1792 an die Stelle der älteren seit 1790 nicht mehr erschienenen Thalia trat. Die neue Thalia, die nur zwei Jahrgänge zählt, enthält vorzugsweise philosophische Aufsätze; denn jetzt stehen wir an der spekulativen Periode Schiller's — dem zweiten Thore, das er durchschreiten mußte, um in den Tempel reiner Kunst zu gelangen.

Philosophie war damals die Lieblingswissenschaft der Deutschen und Kant's Schriften das Studium aller Strebenden. In Jena führte Reinhold in den Geist des königsberger Weisen ein, und von nah und fern eilten Jünglinge und Männer herbei, um sein Wort zu vernehmen. Auch Schiller, dem Kant bisher fremd geblieben war, begann sich jetzt eifrig mit ihm zu beschäftigen, und fand sich durch den alten Meister nicht allein erquickt in schwerer Krankheit, sondern auch wesentlich gefördert in seiner geistigen Entwicklung. Bald kam die Frucht seiner philosophischen Studien zu Tage, indem er das ihm naheliegende Gebiet

der Aesthetik bearbeitete und selbstständig erweiterte. Es erschienen in der neuen Thalia 1793 seine Abhandlungen über Anmuth und Würde, über das Erhabene und Anderes mehr, und zwei Jahre später in den Horen, einer neu gegründeten poetischen Monatsschrift, die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, worin Schiller, über Kant's Standpunkt hinausgehehend, das Wesen des Schönen und den hohen Werth desselben für die Menschheit in meisterhafter Weise erörtert; ferner auch der berühmte Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtkunst, wodurch der Unterschied von klassischer und romantischer Poesie zuerst begründet ward. Uebrigens theilen die prosaischen Werke Schiller's, die historischen sowohl wie die philosophischen, mit seiner Poesie den Vorzug einer durch ursprüngliche Kraft, Reinheit, Adel und Wohllaut ausgezeichneten Sprache.

In Schiller's Lebensgeschichte behaupten der später auch als Dichter bekannte Däne Jens Baggesen und dessen Gönner und Freunde: der Prinz (später Herzog) Christian Friedrich von Augustenburg und der zum dänischen Minister und Grafen erhobene pommersche Kaufherr Schimmelmann, eine schöne Stelle. Baggesen, der Schiller von Jena aus kannte, hegte für ihn eine schwärmerische Verehrung, und auch der Prinz, der Minister und die Frauen der drei Männer theilten dessen Gefühle für den großen deutschen Dichter und Denker, und liehen Baggesen begeistert ihr Ohr, wenn er ihnen aus seinen Werken vorlas. Im Juni 1791, als gerade Baggesen und Schimmelmann mit ihren Frauen eine kleine Reise von Kopenhagen nach Hellebeck (in der Nähe von Helsingör) verabredet hatten, traf eine falsche Nachricht von Schiller's Tode bei ihnen ein. Die Freunde, von so tiefem Schmerze sie auch ergriffen waren, gaben darum doch ihren Ausflug nicht auf: sie wollten nun dem abgeschiedenen Freunde eine Todtenfeier in Hellebeck halten. Dort, am Sunde, wo das Meer gegen die nahe Felsenküste Schwedens brandet, sangen sie unter Klarinetten-, Flöten- und Hörnerbegleitung Schiller's Hymne: Freude, schöner Götterfunke, zu der Baggesen eine Strophe hinzugedichtet hatte, worin sie Schiller's Geist ewige Treue angelobten. Drei Tage blieben die Freunde zusammen, schwelgten in den Werken des Dichters, die sie mitgebracht hatten, und beweinten ihn als todt. Als dann ein Brief von Reinhold an Baggesen den wahren Sachverhalt gab und zugleich auseinandersetzte, wie Schiller, um gerettet zu werden, der Erholung bedürfe und doch durch seine beschränkte Lage gehindert sei, die Feder aus der Hand zu

legen: so theilte Dies der dänische Dichter dem Prinzen und Schimmelmann mit, welche darauf Schiller tausend Thaler auf drei Jahre aussetzten — ein edles Geschenk, dessen Ankündigung mit dem größten Zartgefühle abgefaßt war.

Die sorglose Lage war auf Schiller's Befinden von günstigem Einflusse. Im Sommer 1793 machte er eine Reise in die Heimat, und hielt sich, von dem Herzoge unbelästigt, in Heilbronn und Ludwigsburg auf. Verwandte, Freunde, Landsleute und Fremde strömten herbei, um den berühmten Mann zu sehen. Sein ganzes Wesen war mild und heiter, und nachdem ihm seine Gattin im August einen Sohn geboren, den Erstling nach viertehalbjähriger Ehe, fehlte Nichts zu seinem Glücke als eine bessere Gesundheit. Als während seines Aufenthaltes in Schwaben Herzog Karl starb, sah Schiller sein Grab mit Rührung, und sprach mit voller Anerkennung von den guten Eigenschaften dieses begabten Fürsten. Mit Cotta verabredete er unter sehr günstigen Bedingungen den Plan zu den oben erwähnten Horen, und kehrte im Frühling 1794 nach Jena zurück.

Zu den hervorragenden Männern, die sich als Mitarbeiter der Horen unter Schiller's Fahne stellten, gehörte auch Göthe, der jetzt endlich mit unserm Dichter in ein näheres, für beide Männer so fruchtbares Verhältniß trat, das erst mit Schiller's Tode enden sollte, und um so fester war, als beide Dichternaturen sich ergänzten. Daß dieser Verkehr gerade mit der Zeit zusammenfiel, wo Schiller, der Spekulation müde, sich wieder der sieben Jahre lang vernachlässigten Dichtkunst zum innigen und unzertrennlichen Bunde in die Arme warf, war für ihn von größter Bedeutung. Schiller offenbarte in jener Zeit eine außerordentliche Schöpferkraft. Neben den Horen, von denen im ganzen drei Jahrgänge erschienen, unternahm er einen Musenalmanach, eine jahrweise Sammlung von Dichtungen, der sich jetzt vorzugsweise seine Gunst zuwandte. Die vierzig kleineren und größeren Dichtungen, die im Sommer 1795 entstanden sind, gehören noch wesentlich dem historisch-philosophischen Gebiete an. Es sind erhabene Ideendichtungen, einzig in ihrer Art, wie das Ideal und das Leben, die Macht des Gesanges, der Tanz, der Spaziergang, die Würde der Frauen und die herrlichen Worte des Glaubens.

Das Jahr 1796 ist besonders reich an epigrammatischen Dichtungen, für welche Gattung Schiller eine außerordentliche Befähigung besaß. Das nächste Jahr brachte die Xenien und Balladen, deren schon

oben bei Göthe gedacht wurde. Die schillerschen Xenien zeichnen sich vor denen Göthe's durch schärfere Würze, seine Balladen, welche dem Dichter den Uebergang zum Drama vermittelten, durch die Thatkraft, die sie erfüllt, aus. — In dem sogenannten Balladenjahre 1797 und in den nächsten Jahren entstanden der Taucher, der Handschuh, der Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibykus, der Ritter Toggenburg, der Gang nach dem Eisenhammer, die Bürgschaft, der Kampf mit dem Drachen — Alles Schöpfungen, die in dem Munde der Nation leben; an denen sich jede neue Generation neu erfreut. Wir fügen, um mit der Lyrik Schiller's abzuschließen, hier noch das eleusische Fest und die Glocke aus dem Jahre 1798 und 99, und Hero und Leander, Kassandra, das Siegesfest und den Grafen von Habsburg aus den Jahren 1801—1803 hinzu. Die beiden Erstgenannten sind Kulturgedichte, wie der oben erwähnte Spaziergang, worin der Dichter die Entwicklung und das Leben der Menschen zum Vorwurfe nimmt. Den Preis unter diesen herrlichen Schöpfungen trägt doch wohl die Glocke davon, eins der beliebtesten Gedichte, womit je ein Meister der Poesie sein Volk beglückt hat. Es erschien 1800 im letzten Jahrgange des Musenalmanachs; denn fortan sollte das Drama die ganze poetische Kraft des Dichters in Anspruch nehmen.

Die erste Schöpfung des gereiften Dramatikers ist bekanntlich der Wallenstein, der in den Jahren 1796—99 entstand. Kränklichkeit, andere Arbeiten und die Schwierigkeit, die Schiller bei der Bewältigung des weitschichtigen Materials fand, verzögerten das Werk. Eine Zeit lang trug er sich auch mit dem Gedanken, die heldenmüthige Vertheidigung Malta's gegen Soliman unter dem Großmeister La Valette zum Gegenstande eines Dramas, die Malteser genannt, zu machen. Das Stück, das seiner heroischen Natur so nahe lag, in dem nur Männer handelnd würden aufgetreten sein, und das, gleich der Braut von Messina, einen Chor erhalten sollte, ist leider nie zur Ausführung gekommen. Ein erst später ausgearbeiteter Plan desselben findet sich in Schiller's Nachlasse.

Auf den Rath Göthe's zerlegte Schiller die „Wallenstein-Masse" — wie unser Dichter sich ausdrückt — in mehrere Stücke, so daß wir ein komisches Vorspiel: Wallenstein's Lager, ein Drama: Die Piccolomini, und eine Tragödie: Wallenstein's Tod erhielten. Im

Grunde aber bilden die beiden letzten Stücke nur eins, da „die Piccolomini" der Eingang zu „Wallensteins Tod" sind, und keins derselben volle Selbstständigkeit besitzt. Hierdurch entsteht eine gewisse Breite der Handlung, die noch durch den Redeaufwand der Hauptpersonen und das Schwanken des in astronomische Nebel gehüllten Helden vergrößert wird. Dennoch stehen wir, im Hinblick auf die hohen Vorzüge des Stücks, nicht an, den Worten Göthe's beizutreten, daß der Wallenstein ein großes Werk sei, wie kein zweites vorhanden. Fürs erste ist die Wahl des Stoffs eine sehr glückliche; der Dichter hat hier wieder, bewußt oder unbewußt, eine der Zeitstimmung verwandte Tonart angeschlagen. Wallenstein ist der geniale Militairdespot, der aus den Kämpfen der Reformation, wie Napoleon aus denen der Revolution, hervortaucht, beide, um eine Zeit lang als Meteore zu glänzen, und dann, nach jähem Umschwunge des Glücksrads, zu fallen. Krieg ist hier wie dort die Losung; hier wie dort gehen wir in Pulverdampf. Man fühlt bei Schiller den militairisch erzogenen Soldatensohn durch, dessen durchaus männliche Natur sich auch durch Siechthum des Körpers nicht brechen ließ.

Noch war der Ruf von „dem Schöpfer kühner Heere" in dem Gedächtnisse der Nachwelt nicht ganz verklungen und noch weniger jener unselige Religionskrieg, der einerseits unsere Glaubensfreiheit sicher gestellt, andrerseits unserem politischen Leben so tiefe Wunden geschlagen hat. Welches großartige Bild jener Zeit und ihres tragischen Zwiespalts rollt der Dichter auf! Wie erschütternd tritt die von dem Weltgeist verfaßte Tragödie in der Tragödie des Dichters vor unser Auge! Wie lebendig sind die Menschen in Leben und Sitte, in Liebe und Haß geschildert, wie kunstvoll die Massen um die erhabene Gestalt des Helden gruppirt, der, im Gefühle seiner Macht und geistigen Ueberlegenheit, die Schranke, die ihm gesetzt ist, vergißt und „ungesättigt immer weiter strebend, der unbezähmten Ehrsucht als Opfer fällt." Während Schiller bis dahin seine Ideale zu lebendigen Gestalten umzuschaffen bestrebt war, sehen wir ihn hier umgekehrt zum erstenmal die Wirklichkeit ergreifen, um sie in reiner Kunstgestalt zum Ideale zu erheben; nur dem Liebespaare Max und Thekla, das der Dichter mitten in diese Welt der Verstellung, der Ränke und des Hasses als Gegensatz aufgestellt hat, fehlt noch dieser feste Boden. Sie erinnern an jene Engel auf alten Bildern mit schattenhaften Körpern, deren Gesicht und Augen aber die zarteste, edelste Seele wiederstrahlen.

Das Vorspiel zeigt uns den Schattenriß des Helden auf dem Hintergrunde seines Lagers; es ist Dies ein lebendiges Gemälde von hoher

Vollendung, das, wenn auch im allgemeinen der komischen Poesie angehörig, doch zuletzt einen höhern Aufschwung nimmt; denn Alles, was Schiller anfaßte, veredelte sich unter seinen Händen,

Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine. *)

In diesen aus den verschiedensten Truppengattungen und Völkern zusammengewürfelten Soldaten ist der Charakter der Führer und des Feldherrn mit großer Feinheit angedeutet, und auch der tragische Knoten, den der Dichter im eigentlichen Stücke schürzt, ist hier schon im Keime vorhanden.

Schiller's Wallenstein ist ohne Zweifel das Bedeutendste unter den historischen Dramen deutscher Zunge, die bis dahin erschienen waren, und vielleicht hat unser Dichter später kein Stück mehr geschrieben, dem dieses den Platz zu räumen brauchte. Laßt uns also mit Dankgefühl des großen Meisters gedenken, der seiner Nation diesen Schatz zum Geschenke gemacht!

Im Oktober 1798 wurde das umgebaute Theater von Weimar mit dem Prologe zum Wallenstein und dem „Lager" herrlich eröffnet. Schiller war aus Jena herübergekommen, und genoß jetzt sein Werk in gelungener, von dem Beifalle der Zuschauer gehobener Darstellung. Die Aufführung der Piccolomini, von Schiller und Göthe gemeinschaftlich auf das sorgfältigste vorbereitet, folgte im Januar 1799 zum Geburtstage der Herzogin. Kaum konnte das Theater das Publikum fassen, das von nah und fern trotz der Winterzeit herbeigeströmt war; besonders zahlreich hatten sich die Studenten aus Jena eingefunden. Aber erst die zweite Vorstellung fand allgemeinen Beifall, nachdem die Zuschauer sich in der neuen großartigen Dichtung zurecht gefunden hatten. Drei Monate später kam dann „Wallenstein's Tod". Die andern Bühnen Deutschlands folgten eifrig nach, und auch der Buchhandel sorgte für schnelle Verbreitung. Einige tausend Exemplare, von Cotta verlegt, waren schnell vergriffen, obgleich diese erste Ausgabe zwei Reichsthaler kostete. Neue Auflagen erschienen in den nächsten Jahren; auch die Kroaten des Buchhandels, die Nachdrucker, thaten natürlich das Ihrige. Deutschlands Jugend schöpfte Nationalgefühl und Kampflust aus dem vaterländischen Soldatenstücke; was nachmals auch den Freiheitskriegen zu Gute kam, als der Drang nach Thaten das herrlichste Ziel gewann; namentlich

*) Göthe, Epilog zur Glocke.

hat das wie Champagner schäumende Reiterlied, mit welchem Wallenstein's Lager schließt, damals Tausende von Männerherzen entzündet.

Schiller hatte 1797 ein anmuthig gelegenes Gartenhaus gekauft, das er zwei Sommer hindurch bewohnte. Ende 1799 verließ er Jena ganz und zog, wie es schon längere Zeit seine Absicht gewesen war, nach Weimar. Der Herzog setzte ihm einen Jahrgehalt von vierhundert Thalern aus. Die Bühne, deren Leitung er nun bald mit Göthe theilen sollte, der Verkehr mit Diesem, mit Schwager und Schwägerin Wolzogen, mit Wieland und andern trefflichen Männern und Frauen waren für unsern Dichter, der zuletzt in Jena ein sehr einsames Leben geführt hatte, von großem Werthe. Auch zum Herzoge und dessen Gemahlin, besonders aber zur Herzogin Amalie, welche eine größere Freiheit der Umgangsformen gestattete, trat er in das freundlichste Verhältniß.

Leider hatte er im Frühjahre 1800 wieder einen heftigen Krankheitsanfall, durch welchen er eine Zeit lang außer Stande war, das schon im Sommer 1799 begonnene Trauerspiel Maria Stuart fortzuführen. Während dessen unternahm er als leichtere Aufgabe eine Bearbeitung von Shakespeare's Macbeth für die deutsche Bühne. Schiller verfuhr dabei nach der damals auch bei Göthe geltenden Ansicht, daß das niedrig komische Element in der Tragödie nicht statthaft sei, wodurch freilich das Werk des englischen Meisters an Frische und Individualität verlor, obschon sonst der deutsche Mantel, den es umgeworfen, sich stattlich genug ausnimmt. Schiller und Göthe hatten überhaupt die Absicht, die deutsche Bühne auch mit gehaltvollen, regelrechten Stücken des Auslands zu bereichern, um das Mittelmäßige, das sich auf den heimischen Brettern spreizte, zu verdrängen und das Publikum an den Adel der strengen Tragödie zu gewöhnen. Aus diesem Gesichtspunkte übertrug Göthe 1799 und 1800 Voltaire's Tancred und Mahomed, und Schiller 1805 die Phädra Racine's. Die letztgenannte Uebersetzung, die in weniger als einem Monat entstand, hat wenigstens für die Landsleute des Dichters, entschiedene Vorzüge vor dem Originale; der deutsche Meister konnte das Werk des Franzosen nicht umformen, ohne ihm nicht Etwas von dem Gepräge seines eigenen höheren Geistes mitzutheilen. Weiter übertrug Schiller in den Jahren 1801 und 1803, als er von größeren dramatischen Arbeiten ruhte, Gozzi's dramatisches Mährchen Turandot und, auf des Herzogs Wunsch, zwei Lustspiele Picard's: der Parasit, und der Neffe als Onkel. Uebrigens kann nicht ge-

leugnet werden, daß das phantastische Mährchen des Italieners unter Schillers Hand von seinem Charakter und damit auch von seiner Wirkung, die überhaupt nur auf ein italienisches Publikum berechnet war, verloren hat. Die bekannten schönen Räthsel, die er an die Stelle der italienischen setzte, tragen ganz das Gepräge seines tiefen Geistes; was im Originale nur ein Spiel des Witzes ist, tritt uns hier als ein Hochpoetisches entgegen.

Maria Stuart wurde im Sommer 1800 vollendet. Diese Tragödie zeichnet sich neben ihrer Vorgängerin durch festgeschlossene Einheit und meisterhafte Gruppirung des Stoffes aus. Auch in Bezug auf ihren Inhalt steht sie in großem Gegensatze zu Wallenstein. Während in diesem eine rauhe Männerwelt in Wehr und Waffen sich vor uns aufthut, deren Oberhaupt in den Abgrund seines Ehrgeizes stürzt: haben wir es hier mit der Leidensgeschichte einer liebenswürdigen Frau und Königin zu thun, die nicht sowohl ihrer Sünden wegen fallen muß, als weil ihr Leben Englands Verderben ist. Maria Stuart ist der erste historische Frauencharakter, den Schiller behandelt hat, und wie meisterhaft ist er ihm gelungen! Göthe schöpfte die Kenntniß seiner Frauen aus dem Leben; der einsiedlerisch lebende Schiller gelangte auf dem Umwege durch die Geschichte dazu. Uebrigens hat der Dichter, im Widerspruche mit unserm historischen Bewußtsein, die Königin Elisabeth seiner Heldin zu Gefallen fast nur von Seiten ihrer Eifersucht und Heuchelei und nicht ihrer wirklichen Größe dargestellt. Die übrigen Personen des Stückes stehen meisterhaft geordnet um die mächtig am hohen Himmel stehende Sonne Englands und die glutroth untergehende Sonne Schottlands: auf Elisabeths Seite Burleigh, der granitene Staatsmann, welcher der Größe seines Vaterlandes Alles zum Opfer bringt, auch sein persönliches Glück und sein Gewissen, und der redliche Talbot, dessen treues Herz so rein ist wie seine silberweißen Haare, der aber nicht den Verstand und die Kraft hat, das Staatsschiff durch die Brandung zu führen; auf Maria's Seite Mortimer, der gefährliche Fanatiker mit dem glühenden Herzen, den der Dichter, von der damals sich erhebenden Romantik berührt, mit glänzenden Farben geschmückt hat; zwischen beiden Königin der schwankende Leicester, der glatte, selbstsüchtige Höfling. Was unserer Tragödie eine tief historische Bedeutung gibt, ist, daß der Sieg Elisabeths über ihre Gegnerin zugleich ein Sieg des Protestantismus über das katholische Mittelalter ist. Freilich kommt es nur zu einem äußerlichen Siege; unser Herz steht bei Maria und nicht

bei Elisabeth. Der kalte, weltkluge Protestantismus der Königin von England erscheint uns als starre Einseitigkeit; es ist nicht mehr jener glaubensinnige Protestantismus der Reformationszeit, und wir ahnen ein Drittes, Höheres über Maria's Katholicismus und diesem Protestantismus.

Schiller's nächstes Stück war die Jungfrau von Orleans, begonnen im Sommer 1800 und vollendet nach weniger als neun Monaten. Gegenstand dieser Tragödie ist die Befreiung Frankreichs vom Joche der Engländer durch ein Heldenmädchen aus dem Volke. Ein Vorspiel geht, wie beim Wallenstein, voraus, das uns „die Jungfrau" in ihrer Heimat zeigt und zugleich die Handlung eröffnet. Schiller nennt die Tragödie eine romantische. Die Kraft, die in Johanna wirkt, ist nicht, wie bei den Schweizern im Tell, eine menschliche, die wir verstehen, sondern eine dem gegenwärtigen Bewußtsein fern liegende, unmittelbar von der Madonna eingeflößte, dämonische. Statt der untergehenden Sonne des Katholicismus in der Maria Stuart sehen wir hier den noch am hohen Himmel stehenden Katholicismus des Mittelalters. Der Boden des Wunders und des Volksglaubens, auf den uns der Dichter stellt, dient ihm als ideale Welt, in die er uns erheben will. Die Schuld, welche er der Jungfrau andichtet, ist für unser Gefühl eine künstliche; daher freuen wir uns der Heldin auch da am meisten, wo sie uns, wie im letzten Akte, menschlich nahe steht.

Daß uns der Dichter mit diesem Stücke wieder eine Fülle des Schönen und Guten gebracht hat, braucht bei einem Meister, wie Schiller, nicht gesagt zu werden. Merkwürdig ist die Beziehung, in welcher die Tragödie zu der Zeit, in der sie geschrieben wurde, steht. Die französische Republik hatte begonnen, das Netz ihrer Gewaltherrschaft über Europa zu breiten, und bald sollte Deutschland durch seine Nachbarn erleiden, was Diese selber im fünfzehnten Jahrhunderte durch die Engländer erlitten. Wie damals der schwache Karl VII. nicht zu helfen vermochte, so zeigten sich auch unsere Fürsten ohnmächtig gegen Bonaparte, den genialen Sohn und Bezwinger der Revolution. Damals, wie in der neueren Zeit, konnte allein die opferfreudige, gottbegeisterte Volkskraft helfen. Welchen mächtigen Fingerzeig gab uns da nicht die geheimnißvoll in dem Dichter wirkende Seherkraft durch dies Stück und später durch Wilhelm Tell! So senkte Schiller fruchtbare Samenkörner der Zukunft in den Boden unserer Nation, wo sie dann, wenn auch erst nach Jahren, in Fülle aufgingen und die

reichsten Früchte trugen. Es trat eine Zeit ein, wo die Worte aus der Jungfrau:

> Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
> Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre —

wie brennendes Feuer in die Brust der Deutschen fielen; wo Schiller's Geist, wie ein Kriegsherold, dem Freiheitskampfe voranzog.

Uebrigens sind die Franzosen unserem Dichter zu unendlichem Danke verpflichtet, daß er die Retterin ihres Staats, das reinste, edelste Mädchen ihres Volks, wieder zu gebührender Ehre gebracht hat. Bekanntlich wurde Johanna 1430 durch ein parteiisches geistliches Gericht französischer Nation als Ketzerin und Hexe zum Tode verdammt, und starb auf dem Marktplatze zu Rouen einen langsamen Feuertod. Und als ob es damit noch nicht genug sei, machte sie Voltaire, der Landsmann der Heldin, in helleren Zeiten zum Gegenstande eines Schandgedichts. Auch in dem englischen Drama Heinrich VI., als dessen Verfasser Shakespeare genannt wird, führt sie der Dichter in nationaler Parteilichkeit als Hexe auf. Der hochherzige deutsche Dichter verstand das hochherzige Frankenmädchen; er hat ihr einen Strahlenkranz auf die Stirn gedrückt, der fortan leuchtet für alle Zeiten.

Auf einer Reise, die Schiller im Sommer 1801 mit seiner Familie nach Dresden machte, wohnte er in Leipzig einer gelungenen Aufführung der Jungfrau bei. Ungeachtet der drückenden Hitze war jeder Raum des Hauses dicht besetzt, und die Zuschauer folgten in der gespanntesten Aufmerksamkeit der Aufführung. Durch die Anwesenheit des Dichters steigerte sich die Stimmung derselben zu einem Sturme der Begeisterung; schon nach dem ersten Aufzuge rief es tausendstimmig: „Es lebe Schiller!“ und das Orchester fiel mit schmetternden Pauken und Trompeten ein. Als der Dichter das Theater verließ, mußte er mit den Seinen durch eine lange Gasse dichtgedrängter Menschen schreiten, die sich versammelt hatten, um ihn aus der Nähe zu sehen und vielleicht einen Strahl aus seinem Auge zu empfangen. Den Hut in der Hand standen sie in ehrfurchtsvollem Schweigen; nur hier und da hörte man einen Vater oder eine Mutter, ihr Kind emporhaltend, sagen: „Da ist er! Das ist Schiller!“ — Schiller's Leben ist ein schweres Ringen mit Zwang, Noth und Krankheit gewesen; solche Augenblicke aber, wo es ihm vergönnt war zu fühlen, wie nahe er dem Herzen seiner Nation stand, waren Entschädigung für viele Leiden.

Im September des folgenden Jahres wurde Schiller nebst seinen Nachkommen auf den Wunsch des Herzogs von Kaiser Franz II. in den Adelstand erhoben. Es war Dies die Huldigung, welche das zusammenfallende römische Reich seinem Dichter darbrachte, nachdem die französische Republik — wie schon erwähnt — ihn geraume Zeit vorher zu ihrem Bürger ernannt hatte. Schiller legte keinen Werth weder auf die eine noch auf die andere Würde: er war Bürger und Edler in einem höhern Sinne des Wortes; der Brief, in welchem er als solcher für alle Zeiten eingezeichnet steht, sind die Herzen seiner Nation.

Mit dem Schlusse des Jahres 1802 beendete Schiller seine Braut von Messina. Als er das Stück am letzten Abende des Jahres den Seinigen vorlas, äußerte er voll froher Schöpferlust: er hoffe nun jeden Sylvester mit einer neuen Tragödie zu feiern. Die Braut von Messina enthält die größten Mängel und die höchsten Schönheiten unter den Stücken der reiferen Periode Schiller's. Keinem seiner andern Werke vergleichbar, nimmt sie eine ganz eigenthümliche Stellung in der dramatischen Literatur unserer Nation ein. Mit ihr verläßt Schiller noch einmal wieder den seit Wallenstein mit so viel Glück betretenen Boden der geschichtlichen Wirklichkeit und erfindet sich selbst eine Handlung, bei welcher er in seinem idealistischen Drange dem griechischen Drama recht nahe zu rücken hoffte. So entsprang dies merkwürdige Dichtergebild — wie Göthe's Iphigenie — aus einer Vermählung des deutschen Dichtergeistes mit dem antiken, aber mit dem Unterschiede, daß bei Schiller der Bund weit ungleichartiger war, so daß eine Schöpfung zu Tage kam, in der das Modernromantische und Antike unvermittelt neben einander liegen. Wir sehen das Schicksal, das Schiller im Oedipus bewundert, auch in seiner Braut von Messina regieren; wodurch die Freiheit der Handlung, auf die das moderne Drama gestellt ist, vernichtet wird. Die Charaktere sind, wie im antiken Drama, nur angedeutet. Endlich ist hier auch der Chor eingeführt, der aber bei den Alten keinen Theil an der Handlung nimmt, wie hier. Aber gerade diese Gesänge des Chors, in denen Schiller's lyrische Muse, die sich damals in selbstständigen Gedichten nur selten Luft machte, in ihrer ganzen Fülle hervorbrach, diese Ströme von Wohllaut, auf welchen sich des Dichters unsterbliche Gedanken wiegen, zählen dem Schönsten bei, was die Poesie geschaffen — wie denn überhaupt das ganze Stück sich durch hohe Formenschönheit auszeichnet.

Die Braut von Messina kam zuerst in Weimar im März 1803 zur

Aufführung. Die Rolle der Isabella wurde von Frau Wolf, deren Ruhm mit dieser Vorstellung seinen Anfang nahm, vortrefflich gegeben. Die Chöre traten in taktgemäßem Schritt, unter kriegerischer Musik, auf. Das Ganze konnte nicht verfehlen, einen großartigen Eindruck zu machen, und Schiller selbst sagte, als Don Manuel's Leiche herbeigetragen wurde, zu den Frauen in seiner Loge: „Das ist nun doch wirklich ein Trauerspiel".

Zwei Monate später gab Iffland das Stück in Berlin. Auch dort war die Wirkung, wie Dieser dem Dichter meldet, eine tiefergreifende. „Die Chöre, schreibt er, wurden meisterhaft gesprochen und senkten sich wie ein Wetter über das Land. Gott segne Sie, fügt er hinzu, und erhalte Sie und Ihre ewig blühende Jugendfülle!"

Es mag hier noch bemerkt werden, daß die sogenannten Schicksalsstücke, von denen weiter unten die Rede sein wird, in Schiller's Braut von Messina ihren Ursprung haben; es wäre übrigens ungerecht, unsern Dichter für die kranken Schöpfungen seiner Nachahmer verantwortlich zu machen.

Man hat die Braut von Messina treffend ein reinigendes Wetter in der schillerschen Dichtung genannt; denn jetzt wandte er sich, die idealistischen Hülsen der Astrologie, der katholischen Romantik und des antiken Schicksals für immer von sich werfend, mit größerer Sicherheit als zuvor dem gesunden Boden des Wirklichen und Natürlichen zu, und schrieb, indem er in höchster Reife wieder zu den heroischen Stoffen seiner brausenden Jugend zurückkehrte, den Wilhelm Tell, das Drama des sich selbst befreienden Volkes.

Göthe hatte die Geschichte des Tell, welche, gleich dem Götz und Wallenstein, den Vortheil des vaterländischen Bodens für sich hatte, anfangs episch behandeln wollen, sie aber später an Schiller abgetreten, in dessen Händen sie sich besser befand. Im Sommer 1803 legte unser Dichter Hand ans Werk, und im Februar 1804 war es schon vollendet. Eine poetische Schöpfung, die so gesund, frisch und tüchtig aus den Augen sieht, wie diese, läßt wahrlich nicht vermuthen, daß der Meister, der sie schuf, so hinfällig war, und mit ihr seiner Nation die letzte große Gabe darbrachte; aber Schiller's Geist war so kräftig und kühn, daß er auch mit leckem Fahrzeuge, wie Columbus, durch die Brandung zu steuern vermochte.

Die epische Natur, die der Stoff des Wilhelm Tell — gleich dem der Jungfrau von Orleans — an sich trägt, ist in der dramatischen

Fassung nicht ganz überwunden. Der Dichter selbst nennt sein Stück ein Schauspiel, und allerdings sind Tell und die Schweizer, welche mit ihm die Träger der Handlung bilden, keine Helden im tragischen Sinne des Worts, am wenigsten Tell selber, der sich darauf beschränkt, die nächste Noth von sich und den Seinen mit der ihm eigenen außerordentlichen Thatkraft abzuwehren. Wir haben hier ein Naturvolk vor uns, welches nur in so weit durch seine Peiniger aufgestachelt wird, daß es die Last der Ketten abwirft, ohne nur einen Augenblick die ihm angeborene Mäßigung zu vergessen. Obgleich also hier nicht das großartige Spiel der Leidenschaft, wie es die Tragödie bietet, uns erschlossen wird: so steht doch unser Gedicht, gleich Göthe's Iphigenie, auf der höchsten Stufe poetischer Leistung. Was ihm diesen Werth verleiht, ist einmal der Zauber des idyllischen Naturlebens, das sich vor uns entfaltet, und dann der Geist der Freiheit, womit der Dichter diese urkräftigen Menschen erfüllt hat. Schiller ist niemals in der Schweiz gewesen, und war bei der Darstellung dieses Landes auf Bücher und die Erzählung seiner Freunde beschränkt; dennoch hat er, in wunderbarer Anschauung des Niegesehenen, uns ein Bild von der außerordentlichsten Wahrheit und Schönheit aufgestellt. Wie berührt von einem Zauberstabe, werden wir plötzlich in jenes Alpenland versetzt, so daß wir uns fast in einer bekannten Welt befinden, wenn wir hinterher die Schweiz wirklich betreten. Auf dem Hintergrunde dieser Natur zeichnet Schiller mit gleicher Kunst seine Menschen, wie sie diesem Boden wohl anstehen. Wir sehen den Hirten, den Jäger und den Fischer; der gewissenhafte Dichter hat ihre Lebensweise, ihre Sprache und Sitten genau erforscht. Wir klimmen mit diesen breitbrustigen Natursöhnen den Berg hinan, und schiffen mit ihnen auf dem wilden See. Diese Welt des Friedens wird nun gestört, und „die Milch der frommen Denkart" durch die Habsucht und Gewaltthätigkeit der östreichischen Zwingherrn vergiftet. Nachdem alle sanfteren Mittel vergeblich versucht sind, steht das Volk auf, um sich mit Gewalt sein Recht zu erkämpfen.

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden;
Wenn unerträglich wird die Last: greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst;
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,

Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht.
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben.

Das Werk der Befreiung gelingt jedoch erst dadurch, daß Tell, der nicht mit im Bunde ist, aber für den Fall, daß es zum Schlagen kommt, seine Beihülfe versprochen hat, Geßler, den gefährlichsten der Bedrücker, aus Nothwehr erschlägt.

Das ganze Stück ist so mit Freiheits- und Vaterlandsliebe getränkt, daß es eine Art politischer Bibel unserer Nation geworden ist. Diese Schweizerhelden, denen der Dichter den engen Raum der Bühne angewiesen, steigen von Zeit zu Zeit von den Brettern herab und treten in die Welt. Dies war besonders in der Zeit der Freiheitskriege der Fall; da galten die Worte:

Was Hände bauten, können Hände stürzen;
Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet —

nicht mehr bloß von Zwing-Uri, sondern auch von der fränkischen Gewaltherrschaft. Die heroische Gesinnung Gertruds, wenn sie ihrem Manne, der sie vor den Schrecken des Kriegs warnt, erwiedert:

Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefesselt,
Den Brand würf' ich ins Haus mit eigner Hand —

erfüllte in jener Zeit tausend Frauen.

Die Mahnung des edlen Attinghausen:

O verlaß sie nicht,
Die heilige Sache deines Vaterlands! —

Berthas Mahnung:

An's Vaterland, an's theure, schließ dich an! —

die letzten Worte des sterbenden Freiherrn — die letzten Worte des sterbenden Dichters an uns, können wir sagen:

Seid einig, einig, einig!

waren damals ebenso gut zu ganz Deutschland, wie zu Rudenz und dem Schweizervolke von 1308, gesprochen.

Vor dem kritischen Auge der Geschichtsforschung hat sich die Geschichte Tell's in eine Sage aufgelöst; aber sie ist Wirklichkeit geworden durch Schiller und wird es bleiben. So oft ähnliche Zeiten sich einstellen, werden wir immer zu der letzten, herrlichen Gabe des Dichters zurückkehren und Trost und Stärke in der Noth daraus schöpfen.

Die ersten Vorstellungen von Schiller's Wilhelm Tell fanden im März in Weimar Statt, und erfreuten sich eines reichen Beifalls. Iffland hatte sich das Drama aktenweise, wie es entstand, nach Berlin

kommen lassen, und äußerte sich darüber in hohem Entzücken. Dort kam es im Juli auf die Bühne, und brachte ebenfalls einen großen Eindruck hervor; und so machte es in Deutschland die Runde, und erhöhte die Bewunderung der Nation für ihren Lieblingsdichter.

Im Mai, also noch vor der Aufführung des Tell, machte Schiller eine Reise nach Berlin. Iffland, der wohl hauptsächlich den Antrieb dazu gegeben hatte, führte ihm mehrere seiner Werke in gelungenen Darstellungen vor, und erfreute ihn durch sein meisterhaftes Spiel in der Rolle des Wallenstein. Der Dichter sah sich von einer Verehrung und Huldigung umgeben, die durch alle Stände bis zu dem genialen Prinzen Ludwig und der edlen Königin Luise ging. Friedrich Wilhelm III. ließ ihm, wahrscheinlich auf Veranlassung seiner Gemahlin, einen Jahrgehalt von dreitausend Thalern bieten, im Fall er sich in Berlin niederlassen wolle; allein Schiller konnte sich nicht entschließen, das ihm liebgewordene Weimar und den Fürsten, der ihm zuerst Auszeichnung und Unterstützung gewährt hatte, zu verlassen, und Karl August erhöhte dankbar seinen Gehalt auf achthundert Thaler. Im November desselben Jahres schrieb Schiller auf Göthe's Wunsch in dem kurzen Zeitraume von vier Tagen die Huldigung der Künste. Es war Dies ein für die Aufführung bestimmtes Gelegenheitsgedicht, in welchem die liebenswürdige russische Großfürstin Maria Paulowna, die vor kurzem dem Erbprinzen von Weimar vermählt worden war, willkommen geheißen wurde. Der Gedanke, daß die Künste der Fürstin Ersatz für die große Welt, die sie verließ, bieten sollten, war Schiller's durchaus würdig; in Bezug auf Poesie wenigstens konnte damals das kleine Weimar mit jeder anderen Stadt in die Schranken treten. Wie aber Schiller in Alles einen hohen Sinn zu legen wußte, so auch in dieses lieblich heitere Gedicht. Für eine bloße Schmeichelei war Schiller zu groß. Indem er der Großfürstin huldigte, lehrte er sie zugleich, wie sie durch edles Thun im neuen Vaterlande heimisch werden müsse, und spricht durch den Mund des Genius zu ihr:

Ein schönes Herz hat bald sich heimgefunden,
Es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt,
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzel Kraft und fest sich kettet,
So rankt das Edle sich, das Treffliche
Mit seinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande:
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande!

Die letzte Arbeit unseres Dichters war der Demetrius, ein Stoff aus der russischen Geschichte, welcher nach den Fragmenten und dem Plane, die sich erhalten haben, ein von aller falschen Idealität freies, reiches, großartiges Werk dramatischer Kunst zu werden versprach. Seine universalhistorische Muse, welche Deutschland, Italien, England, Frankreich und die Schweiz durchwandert hatte, betrat damit den Norden und rückte die Slavenwelt vor unser Auge. Aber die Vollendung dieser Tragödie blieb dem Dichter versagt; seine poetische Kraft sah sich inmitten ihres vollen Ergusses plötzlich von der Hand des unerbittlichen Todes gehemmt, so daß Deutschland eine Reihe dramatischer Kunstwerke von höchster Schönheit, welche keimend in der Seele des Dichters lagen, verlieren mußte.

Nachdem sich Schiller von zwei Krankheitsanfällen des harten Winters von 1804 zu 1805 erholt hatte, stellte sich am letzten April 1805 der Feind zum dritten Male ein, und zeigte sich bald heftiger als je. Die schwache Kraft des siechen Körpers brach zusammen; der Kranke sprach nur noch abgebrochen und schlummerte viel. Als man ihn am Abende des achten Mais fragte, wie es ihm gehe: antwortete er, die Stimmung der Seele und nicht des Körpers meinend: Immer besser! Er ließ den Vorhang zurückschlagen, um die sinkende Sonne noch einmal zu sehen. Am Morgen des neunten Mais phantasirte er; seine Seele schien mit einer kriegerischen Scene beschäftigt. „Wer löste die Kanonen?" hörte man ihn rufen. „Wer kommandirt den linken Flügel? — Siehst Du? — Die Kettenkugeln reißen ganze Glieder nieder! — Wie prächtig sieht das Regiment aus — weiß und blau! — Sind sie im Lager? — Das ist lustig! — Singt noch einmal den Rundgesang!" Nachmittags trat vollkommene Schwäche ein; seiner Gattin, die am Bette kniete, drückte er, mit dem letzten Reste der Kraft, leise die Hand. Plötzlich — es war gegen Sechs — zuckte es wie ein elektrischer Schlag über seine Züge; tiefe Ruhe ergoß sich über das zurückgesunkene Haupt: einer der begabtesten, edelsten Menschen aller Zeiten war von uns gegangen — erst 45 Jahre alt!

Schiller's Tod überraschte Weimar, wie ganz Deutschland, auf das schmerzlichste; das Theater blieb geschlossen, weil Niemand spielen, Niemand spielen sehen mochte. Als es wieder eröffnet wurde, gab man die Jungfrau von Orleans, deren Verklärung am Schlusse des Stücks auf das Scheiden des Dichters gedeutet werden mochte. Göthe, den Unwohlsein ans Haus fesselte, betrauerte den Freund still und tief; seinen

Verlust bezeichnen die Worte: daß er die Hälfte des Daseins verloren habe.

Während siebenundzwanzig Jahre später Göthe's Beerdigung in aller Festlichkeit, wie sie dem Dichterfürsten zukam, vollzogen wurde: ging Schiller schlicht und einfach, wie sein Leben war, zu Grabe. Die Unpäßlichkeit Göthe's, die Abwesenheit des Hofes und die Verfrühung des Begräbnisses, das der schnellen Verwesung der Leiche wegen vom Zwölften Sonntags auf die vorhergehende Nacht gerückt worden war, können die auffallende Dürftigkeit der Bestattung nur theilweise entschuldigen. Dem ärmlichen Sarge, den zwölf junge Männer aus den höheren Ständen dem üblichen Handwerker-Trauergeleite abgenommen hatten, gingen zwei Bediente mit Fackeln und die höchste Schülerklasse des Gymnasiums voran; ein einziger Freund folgte. Man hörte ein Glöckchen aus der Ferne läuten, als ob es dem Dichter der Glocke Lebewohl zurufen wollte. Es war eine laue Maiennacht; die Nachtigallen schlugen in vollen Tönen. Als der Zug den Markt überschritt, hörte man den Hufschlag eines Pferdes: es war Schiller's Schwager Wolzogen, den die Trauerbotschaft in Naumburg erreicht hatte. Er stieg ab und folgte, in den Mantel gehüllt, an der Seite jenes Freundes. In dem Augenblicke, wo man an der für Schiller bestimmten Gruft, dem sogenannten Landschaftskassengewölbe, ankam: trat der Mond aus dunkeln Wolken hervor. Der Sarg wurde zu den andern, die schon unten standen, ohne priesterlichen Segen hinabgelassen; man betete ein Vaterunser und zerstreute sich.

Sonntag Nachmittags wurde dann der Trauergottesdienst abgehalten; die herzogliche Kapelle spielte Mozart's Requiem; Schiller's Kinder waren zugegen, und als die noch nicht einjährige Emilie während der Gedächtnißrede lachte, rührte Dies die Versammelten mehr als die ganze Feier.

Ich übergehe die bei Schiller's Tode von unseren Bühnen veranstalteten Feierlichkeiten; nur der dramatischen Aufführung der Glocke mag hier erwähnt werden, von Göthe am zehnten November 1805 veranstaltet, welche dann an den folgenden Geburtstagen Schiller's wiederholt wurde. Göthe hatte dazu einen Epilog gedichtet, mit welchem er dem Freunde und sich selber einen herrlichen Denkstein setzte. Die siebente Strophe lautet:

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Von überallher strömten der Gattin Schiller's Beweise der innigsten Theilnahme zu; auch fehlte der in beschränkten Verhältnissen lebenden Familie nicht die Unterstützung edler Menschen. Eine Quelle materieller Hülfe that sich überdies in den immer neu aufgelegten Werken Schiller's für sie auf; denn von allen vaterländischen Dichtern hat wohl er, in welchem das Herz unserer Nation am reinsten und vollsten schlug, die meiste Verbreitung gefunden.

Schiller hinterließ eine Wittwe mit zwei Söhnen von zwölf und neun, zwei Töchtern von fünf und einem Jahre. Karl, der ältere Sohn, der 1813 an den Freiheitskriegen Theil genommen und 1857 als würtembergischer Forstbeamter gestorben ist, hat den Namen Schiller fortgepflanzt. Der Sohn desselben, der wiederum männliche Nachkommenschaft hat, ist Rittmeister in östreichischen Diensten. Von König Wilhelm von Würtemberg, dem Großneffen jenes Herzogs Karl Eugen, wurde die Familie des Dichters 1845 in den Freiherrnstand erhoben. Die deutsche Nation ehrte Schiller's Andenken durch Errichtung eines kolossalen Standbildes aus Erz in Stuttgart. Mehrere Stiftungen sind auf seinen Namen gegründet worden. Die erhabenste Feier fand 1857 in den ersten Tagen des Septembers Statt, als die von Meister Rietschel entworfene, in Erz gegossene Gruppe unserer Dichter-Dioskuren in Weimar aufgestellt wurde. Der sinnige Künstler hat die beiden Sänger in freundschaftlicher Umschlingung dargestellt; Göthe hält den Kranz in der Hand, den Schiller herantretend mit der Hand berührt.

Göthe und Schiller, diese beiden Namen werden stets zusammen ausgesprochen werden, wenn der Deutsche seine größten Männer aufzählt. Man hat Göthe den Zeus des deutschen Dichterolymps, Schiller den dramatischen Heros unserer Nation genannt. Diese Vergleiche sind glücklich, weil hierdurch die göttliche Ruhe und Vollendung des Einen, sowie das edle, unablässige Streben und Ringen des Anderen ausgedrückt ist. Göthe übertrifft Schiller durch künstlerische Ausführung, Schiller Göthe durch den neuen, auf sittliche That und Menschenbe-

glückung gerichteten Inhalt. Der Angelpunkt der götheschen Poesie ist die Schönheit, der schillerschen die Freiheit. Göthe machte unsere Literatur durch eigene Schöpfungen, welche Das, was die Ausländer boten, weit übertrafen, von deren Einflusse gänzlich frei. Das denkende und dichtende Deutschland hatte jetzt nicht nur Selbstständigkeit und Selbstgefühl errungen, es fing auch an im Auslande Geltung zu gewinnen und als geistige Weltmacht zu wirken; aber noch fehlte dieser schönen Bildung das nothwendige materielle Gegengewicht. Wir entbehrten der nationalen Grundlage und der Kraft, welche aus Dieser fließt. Wie unaussprechlich Viel war da nicht ein Schiller werth, welcher anfing den öffentlichen Geist zu wecken!

Schließlich erwähnen wir noch einige andere Dichter, die als Planeten um die Sonnen Göthe und Schiller kreisten, indeß die romantische Schule dem nächsten Abschnitte vorbehalten bleibt. Von den Lyrikern jener Zeit nennen wir den Sachsen Matthison und den Schweizer von Salis, deren etwas weichliche Muse sich auf zartausgeführte Naturschilderungen beschränkte; ferner den früh in Wahnsinn verfallenen Schwaben Hölderlin, eine trefflich begabte, in die Schönheit der griechischen Welt versunkene Dichternatur. Außer den obengenannten, bei Gelegenheit der Stürmer und Dränger erwähnten Jugendfreunden Göthe's findet hier noch der schwärmerisch fromme Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, aus dem Nassauischen, als Verfasser seiner Jugendereignisse eine Stelle. Freiligrath feiert dies liebliche Idyll mit folgenden Worten:

Als Knabe schon von Berg- und Hüttenmännern
Hab' ich entzückt ein kleines Buch gelesen;
Es führte mich zu frommen Kohlenbrennern,
Und ist ein herzig kleines Buch gewesen,
Ein rechter Spiegel alter Bauerntugend —
Mit Namen hieß es: Heinrich Stilling's Jugend.

Unter den Dichtern der deutschen Volksidylle nimmt Peter Hebel, eines Webers Sohn aus dem Dorfe Hausen im Wiesenthal, eine der höchsten Stellen ein. Hebel wurde 1760 in Basel geboren, studirte Theologie und stand bis zu seinem einunddreißigsten Jahre in dem Städtchen Lörrach am Ausgange des Wiesenthals als Hülfslehrer an der lateinischen Schule. Dann, als Schulmann und Prediger nach Karlsruhe berufen, stieg er allmählich bis zum Prälaten, der Spitze der protestantischen Geistlichkeit, empor, und starb 1826 auf einer Amtsreise

in Schwetzingen. Die Verpflanzung des begabten Mannes, dessen bescheidener Neigung eine Dorfpfarre am meisten entsprochen hätte, nach der Hauptstadt ließ in seinem Herzen eine ungestillte Sehnsucht nach der schönen Heimat zurück, und diese Sehnsucht trieb ihn, die Natur und Sitte seines Landes poetisch zu verklären, wobei er sich der lieblichen Mundart der dortigen Gegend bediente. So entstanden die alemannischen Gedichte, der Mehrzahl nach in den Jahren 1801 und 1802 niedergeschrieben, in denen der frische, klare Quell des Volkslebens im Schwarzwalde in unvergänglicher Schönheit sprudelt. Diese Gedichte ins Hochdeutsche übersetzen heißt sie ihres eigenthümlichen Zaubers berauben.

Ein neues Verdienst erwarb sich Hebel, als er 1807 die Bearbeitung eines Volkskalenders: des rheinischen Hausfreundes, übernahm, der bald in 30 bis 40,000 Exemplaren erschien und bis nach Amerika sich verbreitete; denn unser Dichter besaß, wie kaum ein Anderer, das überhaupt seltene Talent, völlig in den Gedankenkreis des Volks einzutreten und den Ton, der demselben zu Kopf und Herzen geht, anzuschlagen. Der rheinische Hausfreund wurde bis 1815 von Hebel geschrieben. Die werthvollsten Erzählungen und Aufsätze Desselben, so wie auch die gelungensten Räthsel — ein Feld, das Hebel mit besonderer Vorliebe und eigenthümlichem Geschicke bearbeitete — sind in dem bekannten Schatzkästlein zusammengestellt.

Als Dramatiker, aber auf der Stufenleiter der Kunst weit tiefer stehend als Göthe und Schiller, zeichneten sich Iffland aus Hannover und von Kotzebue aus Weimar aus. Sie sind geschickte Portraitmaler des gemeinen Lebens und deshalb für Jeden verständlich. Der große Beifall, den sie in dieser Eigenschaft fanden, ist noch nicht ganz erloschen. Iffland, der außerdem, wie schon erwähnt, der Reihe berühmter Schauspieler jener Zeit des wiedererweckten deutschen Dramas beigezählt wird, schrieb Familienstücke und bürgerliche Rührschauspiele; Kotzebue, ein außerordentlich fruchtbares Talent, aber von gemeiner Gesinnung, that sich besonders im Lustspiele hervor. Doch hatten auch seine Rührstücke ihrer Zeit ein großes Publikum.

Dicht an Schiller hielten sich zwei dramatische Dichter aus Wien, die Brüder Heinrich Joseph und Matthäus von Collin; freilich reichte ihr Talent nicht aus, um den antiken Stoffen, die sie behandelten, das rechte Leben einzuhauchen. Selbst Regulus, das beste dieser Stücke, das den erstgenannten Bruder zum Verfasser hat, ist von einer trockenen Erhabenheit, die den Leser ermattet.

Oben, wo wir von Göthe und Schiller handelten, sind einige damals hochgefeierte Romandichter erwähnt worden. Wir fügen Diesen hier noch Friedrich Heinrich Jakobi aus Düsseldorf, den Philosophen und Verfasser von Woldemar und Allwill's Briefsammlung, als Vertreter des philosophischen Romans; Johann Gottwerth Müller aus Hamburg, den Verfasser von Siegfried von Lindenberg, als Vertreter des komischen Familienromans, und Wilhelm Heinse aus Sachsen-Weimar, den Verfasser Ardinghello's, als Vertreter des Kunstromans, bei. Ein sehr beliebter und jetzt vergessener Romanschriftsteller jener Zeit, der es, wie Iffland und Kotzebue in ihren Familienstücken, hauptsächlich auf Rührung abgesehen hat, ist Lafontaine aus Braunschweig. Uebrigens hat dieser Schriftsteller das Verdienst, daß er in seinen Werken die Vorurtheile seiner Zeit bekämpft.

Den historischen Roman bauten Meißner aus Bautzen und Feßler aus Niederungarn an. Bedeutender ist Wächter aus Lüneburg, Verfasser der Sagen der Vorzeit, der unter den Namen Veit Weber schrieb. Anderer Richtungen des deutschen Romans gedenken wir in dem nächsten Abschnitte.

Noch mögen zwei Männer der Wissenschaft hier eine Stelle finden, deren Leben und Wirken mit der Zeitgeschichte in sehr verschiedener Weise innig verwebt ist: der Historiker Müller und der Naturforscher und Politiker Forster. Johannes von Müller, von bürgerlichen Eltern stammend, ist 1752 in Schaffhausen geboren und 1809 als Staatsrath des von Napoleon geschaffenen Königreichs Westfalen gestorben. Seine Hauptwerke sind die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, 1780 erschienen, und vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte, die erst nach seinem Tode zur Oeffentlichkeit gelangten. Beide zeigen uns einen Gelehrten, der die reichste Geschichtskenntniß mit einer hohen Weltanschauung verbindet; besonders ist die Schweizergeschichte, die zu ihrer Zeit außerordentlich gewirkt hat, von patriotischer Begeisterung getragen. Müller gewinnt aus ihr das Resultat: alle wahre Freiheit ruhe auf einer der beiden Grundfesten: daß die Bürger Kriegsmänner seien, oder — die Kriegsmänner gute, verständige Bürger. Indessen ist der schwankende Charakter Müller's, welcher auf ein Lächeln Napoleon's, der ihn sich, nach der Schlacht bei Jena, in Berlin vorstellen ließ, plötzlich vom Franzosenfeinde zum Franzosenfreund um-

schlug, und nachdem er die Schweizerhelden gefeiert hatte, sein Leben damit endete, in die Dienste eines Königs Jerome zu gehen, nicht ohne Einfluß auf seine Werke gewesen. Der gesuchte, harte Stil, welcher Thucydides und Tacitus künstlich nachstrebt, statt etwas Eigenes, Echtes sein zu wollen, verräth den Mann, der selber nicht ganz echt war. Namentlich gilt Dies von der Universalgeschichte.

Georg Forster, Sohn des Weltumseglers Reinhold Forster, 1754 bei Danzig geboren, 1794 in Paris gestorben, bildet zu Müller den vollständigsten Gegensatz. Als Gelehrter muß er Müller weichen, indem er nicht, wie Dieser, die ganze Kraft des Geistes auf eine Wissenschaft richtete, sondern Völkerkunde, Naturgeschichte, Kunst und Politik nach einander erfaßte; dagegen steht er ihm an wissenschaftlicher Begabung und durchdringendem Geiste durchaus nicht nach, und ist ihm an Charakter und politischer Gesinnung weit überlegen. Forster's Bildungsgang wurde vielfach unterbrochen, wie überhaupt sein Leben ein beständiger Kampf mit den Verhältnissen war, in die der edle Mann in seinem unruhigen Thätigkeitsdrange sich nicht fügen konnte. Schon als Knabe begleitet er den Vater auf Reisen nach Rußland und England, und unterstützt den Geldbedürftigen in seinen literarischen Arbeiten. Siebzehn Jahre alt nimmt er mit ihm Theil an Cook's Reise um die Welt. Später finden wir ihn als Professor der Naturgeschichte am Carolinum in Braunschweig und an der Universität zu Wilna, dann als Oberbibliothekar in Mainz, wo seine werthvollsten Schriften entstanden. Als Mainz, von seinem Hofe, seiner Regierung und seiner Besatzung im Stiche gelassen, 1792 dem Revolutionsgeneral Cüstine die Thore öffnete: stand Forster auf der Seite der Männer, die im Anschlusse an die Republik Frankreich Heil erwarteten, und ging als Abgeordneter der Stadt nach Paris. So krank waren die deutschen Zustände, daß die Besten aus Liebe zum Vaterlande zu — Verräthern an ihm wurden. Es war die Zeit der Schreckensherrschaft. Gar mancher edle Mann in Deutschland, welcher, wie Klopstock, der Revolution als der Bringerin einer neuen, bessern Ordnung zugejauchzt hatte, stand nun mit Grauen von ihr abgewendet; Forster allein ließ sich den Blick über die große Bedeutung dieser Weltbewegung nicht trüben. Er sah den Verlauf des großartigen Dramas inmitten des Stücks, das in betäubender Nähe vor ihm sich abspielte, und erklärte die Gräuel der Revolution aus der Verderbtheit der vorausgegangenen Zeiten. Der Fortschritt der Menschheit war ihm ein heiliger Glaube; an demselben nach

Kräften zu arbeiten war seinem edeln Herzen Bedürfniß. Mit diesen Gesinnungen starb Forster, welcher seit der großen Seereise einer festen Gesundheit beraubt war, erst vierzig Jahre alt, von dem eigenen Vaterlande geächtet, zu Paris in Kummer und Noth. Deutschland hat in ihm einen seiner trefflichen Söhne zu beklagen, dem es in der Enge der Verhältnisse und in der Ungunst der Zeit nicht vergönnt war, seine volle Blüthe zu entfalten. Erinnern uns der Kosmopolitismus und die hohe Gesinnung Forster's an Schiller, so spürt man doch auch den Geist Lessing's in seinen Schriften; hier ist derselbe wahrheitsstrebende Geist, dieselbe Schärfe des Urtheils, dieselbe schmucklose, lebendige Darstellung. Wir heben zwei seiner größeren Werke hervor: die Reise um die Welt und die Ansichten vom Niederrheine. Das letzte Werk, welches das Erzeugniß einer mit Alexander von Humboldt in den Jahren 1790 und 91 unternommenen Reise durch die Niederlande, Frankreich und England ist, zeichnet sich besonders durch edle Form, durch Fülle der Gedanken, durch seltene Welt- und Menschenkenntniß aus. Wir setzen zum Schlusse ein Wort Forster's über die Oeffentlichkeit der Rechtspflege hierher: „Kein Land und Volk wage sich frei zu nennen, so lange ihre Richter bei verschlossenen Thüren über das Schicksal ihrer Mitmenschen entscheiden; im Verborgenen richten ist Meuchelmord". Dies schreibt ein Deutscher in den neunziger Jahren! Forster's Wahlspruch lautet: Frei sein heißt Mensch sein.

Der mächtige Aufschwung unserer Literatur konnte nach dem Vortritte eines Winkelmann nicht ohne Einfluß auf die bildenden Künste bleiben. Namentlich begann die Malerei sich aus ihrem Verfalle zu erheben, wenn sie auch erst später zu ihrer Blüthe gelangte. Hier sind Winkelmann's Freund Raphael Mengs, Philipp Hackert, Angelika Kaufmann und Göthe's Freund Johann Heinrich Tischbein der Jüngere, die jedoch meist in Italien weilten, zu nennen. Es fehlt ihnen jedoch bei allem Kunsteifer an Wahrheit der Darstellung. Von einem strengen antiken Geist erfüllt zeigt sich der hochbegabte, leider jung gestorbene Carstens. Als Kupferstecher thaten sich Wille aus Königsberg bei Gießen und der fruchtbare Chodowiecki aus Danzig hervor.

22. Deutschlands Zerrüttung in den Jahren 1806 bis 1812.

Erste Abtheilung.

> Sie hatten ihm geraubt
> Der alten Würde Glanz,
> Von seinem Königshaupt
> Den grünen Rebenkranz;
> In Fesseln lag der Held geschlagen;
> Sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
> Wir habens manche Nacht belauscht,
> Von Geisterschauern hehr umrauscht.
>
> Was sang der alte Held?
> Ein furchtbar dräuend Lied!
> „O weh Dir, schnöde Welt,
> Wo keine Freiheit blüht,
> Von Treue los und baar von Ehren!
> Und willst Du nimmer wiederkehren,
> Mein ach! verstorbenes Geschlecht
> Und mein gebrochnes deutsches Recht?"
> (Schenkendorf's Lied vom Rhein.)

Es ist schmerzlich, von dem Höhenpunkte unserer Literatur zu den Staatsereignissen, die wir jetzt wieder ins Auge fassen, hinabzusteigen. Die einzige Macht, von der man jetzt noch Etwas für Deutschland hoffen konnte, war Preußen. In Folge der unseligen Sonderpolitik, die damals alle Kabinete des auseinandergefallenen Vaterlandes beherrschte, hatte es am Kampfe Oestreichs im Jahre 1805 nicht Theil genommen, und sollte jetzt allein dem Sturme die Stirn bieten, der um so schneller heranzog, weil die schwache, charakterlose Politik des Grafen Haugwitz, dessen Rath der junge König — trotz der Vorstellungen der Einsichtigen, der Freunde des Vaterlands, ja seines eigenen Hauses — vertraute, den französischen Kaiser persönlich erbittert hatte. Frankreich ging in seinen Kränkungen gegen Preußen so weit, daß es England, mit welchem unter dem Ministerium Fox Friedensunterhandlungen angeknüpft wurden, Hannover anbieten ließ, dasselbe Hannover, welches Napoleon vor kurzem Preußen als Preis für seine Neutralität eingeräumt hatte. Vergeblich bestrebte sich das berliner Kabinet, die Hülfe auswärtiger Staaten zu gewinnen, oder diejenigen Staaten, welche beim Rheinbunde noch nicht betheiligt waren, zu einem neuen Bunde zu vereinigen. Die unzuverlässige Politik, die auch jetzt noch ein doppeltes Gesicht zeigte, und selbst im Angesichte des Kriegs nach einem faulen Frieden trachtete, die Selbstsucht der kleinen norddeutschen Höfe, und die Gegenminen, welche ihnen die Franzosen gruben, machten diese

Versuche scheitern, und nur Weimar und Sachsen unterstützten zuletzt, das erste aus freien Stücken, das zweite gedrängt und widerwillig, Preußen mit geringen Streitkräften. Es brachte auf diese Weise 150,000 Mann zusammen. Allerdings hatte Rußland eine beträchtliche Hülfe zugesagt; aber diese war noch so fern, daß sie fürs erste nicht in Anschlag gebracht werden konnte. So war denn dies schwache Heer dem Angriffe von 200,000 Franzosen und Rheinbundstruppen ausgesetzt, die rasch aus dem südlichen Deutschland heranrückten. Die letzte deutsche Großmacht, die noch unbesiegt war, sah einer furchtbaren Entscheidung entgegen; denn wie sollte jenes Preußen von 1806, mit dem damaligen in Frivolität versunkenen Berlin an der Spitze, dem furchtbaren Andrange der Sieger Europas widerstehen? In diesem Staate, welchem eine schwache Regierung am wenigsten unter allen deutschen Staaten verziehen wird, weil man sich am meisten von ihm zu erwarten berechtigt glaubt, waren zwar Elemente des Tüchtigen genug vorhanden, und dieselben Staatsmänner und Generale, die wenige Jahre später den herrlichen Aufschwung bewirkten und Deutschlands Ketten sprengten — wir nennen unter Vielen nur Stein, Scharnhorst, Gneisenau und Blücher — waren damals schon in Thätigkeit, aber sie hatten ihren Einfluß noch nicht geltend machen können; der junge Trieb war noch von dem alten Wesen überdeckt.

Als die preußischen Prinzen Heinrich, Wilhelm und Ludwig (Louis) Ferdinand, nebst dem Prinzen Wilhelm von Oranien mit Stein und den drei Generalen Rüchel, Blücher und Pfuel zusammentraten, und am 20. September in einer Denkschrift „zur Rettung des preußischen Namens" ein anderes Ministerium und eine andere Politik verlangten: wurden die Prinzen zu ihren Regimentern zurückgeschickt, und Stein erhielt einen Verweis. Der wohlmeinende König war noch ganz in den alten Anschauungen befangen. Die innere Verwitterung jenes Militairstaates von 1806, mit den alten, starren Formen aus den Zeiten Friedrichs des Großen, sollte nun plötzlich in schrecklicher Weise zu Tage kommen. Wenn auch Niemand einen so jähen Zusammensturz ahndete, so lagen doch schon damals dem Tieferblickenden die Schäden vor Augen. Die Verwaltung des Staats und der auswärtigen Angelegenheiten litten an gleicher Schwäche; Adels- und Beamtenherrschaft hielten die gesunde Volkskraft nieder. Die Sitten der Hauptstadt erinnerten noch an Friedrich Wilhelms II. Hof und gaben der Provinz ein böses Beispiel, obgleich das junge Königspaar das

Muster einer glücklichen Ehe darstellte. Preußens Stolz, das Heer, glich einem stattlichen, scheinbar gesunden Baume, dessen Kern aber verwittert war. Der gemeine Soldat wurde aus der Hefe des Volks genommen oder kam als Miethling von außen; welcher vaterländische Sinn ließ sich da erwarten? Obgleich gut geschult, war er doch der neuen, raschen Kriegsweise unkundig und dabei schlecht verpflegt, schlecht bewaffnet und schlecht geführt. Sämmtliche Offiziere gehörten dem Adelstande an, so daß viele Männer ohne kriegerischen Beruf den Degen führten, viele Männer von kriegerischem Berufe nicht zum Degen gelangen konnten. Die Jüngeren unter ihnen brannten das Schwert Friedrichs des Großen, das sie noch so scharf wie ehemals glaubten, an dem Feinde zu erproben. Ihr Uebermuth sollte bald genug in Kleinmuth umschlagen. Was die älteren Offiziere angeht, so war eine große Anzahl derselben an Körper und Geist gebrochen. Siebziger gab es in Menge; General Möllendorf zählte sogar zwei und achtzig. Der Herzog von Braunschweig, in dessen Hand der Oberbefehl gelegt war, ebenfalls ein Greis von ein und siebzig Jahren, hatte schon in dem unglücklichen Feldzuge von 1792 seine Schwäche offenbart. Wie konnte er sich messen mit dem sieben und dreißigjährigen genialen, an Truppenzahl überlegenen, von trefflichen, jugendlich kräftigen Generalen unterstützten, von dem Zauber der Unbesiegbarkeit umgebenen Napoleon?

Was den Oestreichern bei Ulm widerfahren war, geschah hier den Preußen: sie wurden umgangen, und die Franzosen hatten eigentlich schon gesiegt, bevor es nur zum Schlagen kam. Das erste Treffen fand am 10. Oktober zwischen der Vorhut des Fürsten Hohelohe und der des Marschall Lannes bei Saalfeld statt. Erstere, von dem entschlossenen Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen geführt, mußten, nach tapferer Gegenwehr, der Uebermacht weichen; wobei der Prinz selbst, der sich nicht ergeben wollte, von der Hand eines französischen Wachtmeisters den Tod fand. Vier Tage darauf ging die große Doppelschlacht, die eine so traurige Berühmtheit in der preußischen Geschichte erlangt hat, verloren, indem das 40,000 Mann starke schlesisch-sächsische Heer unter Hohenlohe von Napoleon bei Jena, die Hauptarmee unter dem Herzoge von Braunschweig aber durch Marschall Davoust vier Stunden weiter nördlich bei Auerstädt überwunden und auseinandergesprengt wurde. Zu der verworrenen Leitung und den Mißgriffen von preußischer Seite kam noch das Mißgeschick, daß der Oberanführer im entscheidenden Augenblicke durch den

Schuß eines Tirailleurs der Augen beraubt wurde — eine Wunde, an der er bald darauf starb. Uebrigens ließen es die preußischen wie die sächsischen Truppen auf beiden Schlachtfeldern durchaus nicht an Tapferkeit fehlen; der König war nebst den Prinzen Heinrich, Wilhelm und August bei Auerstädt mit im Kampfe; Prinz Wilhelm führte die Reiterei gegen die französischen Vierecke; auch litten die Franzosen beträchtlichen Verlust.

Unermeßlich waren die Folgen der zwei verlorenen Schlachten bei der großen Gewandtheit, mit welcher der Sieger sein Glück verfolgte; bei dem Kleinmuthe und der Rathlosigkeit der Besiegten, die von dem Gipfel ihres Hochmuths jetzt doppelt tief herunterstürzten. Die Trümmer des Heeres fielen theilweise dem Feinde gefangen in die Hände. Prinz Eugen von Würtemberg, der zu Halle mit der Reserve stand, bot mit 11,000 Mann Preußen 16,000 Franzosen unter Bernadotte die Spitze, und erlitt, mit großer Tapferkeit, aber ohne die nöthige Vorsicht, kämpfend, eine Niederlage. Damals geschah es, daß sich ein fünfzehnjähriger Fahnenjunker in die Saale stürzte, weil er seine Fahne dem nachsetzenden Feinde nicht preisgeben wollte, und so als ein Opfer seines Heldensinnes unter den Rädern einer Mühle den Tod fand. Hohenlohe kapitulirte erschöpft den 27. Oktober bei Prenzlow mit 10,000 Mann. Das feste Erfurt hatte sich schon am 16. Oktober ergeben. Die 8000 Mann Preußen, welche kriegsgefangen aus der Festung geführt wurden, befreite der kühne Husarenleutnant Hellwig, indem er sich in der Gegend von Eisenach mit nicht mehr als 50 Husaren auf die Bedeckung stürzte; aber sie trafen nicht mehr bei ihrer Fahne ein. Am 23. ging die Festung Spandau über, so daß Napoleon schon dreizehn Tage nach der Schlacht bei Jena in Berlin war, wo ihm unermeßliche Kriegsbeute zufiel. Vor dem Einzuge der Franzosen hatte der Gouverneur der Stadt, Minister Graf Schulenburg, Kunde von den verlorenen Schlachten gegeben mit dem seit dieser Zeit sprüchwörtlichen Zusatze: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", welcher den damaligen Geist hinlänglich bezeichnet. Als Siegeszeichen ließ Napoleon die Victoria mit ihrem stolzen Viergespanne von dem brandenburger Thore, durch das er mit kriegerischem Gepränge seinen Einzug hielt, herunternehmen und nach Paris schicken. Sie kehrte von dort zurück, als nachmals Preußen sich in neuer Kraft zu Sieg und Ruhm erhoben hatte.

Stettin und Küstrin, die zwei Oderfestungen, eröffneten den 29. Oktober und 1. November schwachen Heeresabtheilungen des Feindes

trotz hinreichender Besatzung ihre Thore, und gaben ihre reichen Vorräthe Preis. Nach einer kurzen Berennung fiel die Hauptfestung Magdeburg mit einer Besatzung von über 18,000 Mann; endlich gingen auch die zwei hannövrischen Festungen Hameln und Nienburg, welche preußische Garnison hatten, über. Und doch war es kein Verrath, was die schmähliche Entwaffnung Preußens bewirkte — die Uebergabe der Festung Küstrin etwa ausgenommen — sondern der Umstand, daß die alt und morsch gewordenen Kommandanten bei dem jähen Umschlage der Dinge den Kopf verloren hatten, und daß überhaupt der dämonische Zauber, der sich an Napoleons Namen heftete, in Bezug auf eigne Kraft vollständig blendete.

Indessen gab es noch Generale in Preußen, die nicht gesonnen waren, dem Feinde so wohlfeilen Kaufs den Norden Deutschlands zu überlassen. Prinz August von Preußen setzte auf dem Wege nach Prenzlow mit seinen abgematteten, hungrigen Grenadieren einem sechsfach überlegenen Feinde einen verzweifelten Widerstand entgegen. Oberst York, einer der gefeiertsten Namen aus den Befreiungskriegen, damals Führer eines Jägerbataillons bei dem Corps Karl Augusts, Herzogs von Weimar, sicherte diesem Fürsten, der auch im Unglücke Preußen treu anhing, den 26. Oktober durch das meisterhafte Gefecht bei Altenzaun in der Altmark den Uebergang über die Elbe. Ebenso wacker schlug er sich am 1. November, als er Blücher's Nachhut führte.

Der letztgenannte General, der auf dem übereilten Rückzuge 5000 Mann durch eine Kriegslist gerettet, und sich unterwegs noch durch andere Heerestrümmer verstärkt hatte, ging, von einem weit überlegenen Feinde beständig verfolgt, nach der Niederelbe, um die Franzosen von dem Herzen des Staates abzulenken. Zuletzt warf sich der löwenkühne Mann nach Lübeck, wo er endlich nach einer Gegenwehr, die den schönsten Waffenthaten der preußischen Geschichte beigezählt werden muß, den 7. November kapituliren mußte: „weil ich kein Brot und keine Munition habe", wie er ausdrücklich in den Vertrag setzen ließ. Die unschuldige Stadt mußte den Widerstand der preußischen Helden durch eine wahrhaft barbarische Plünderung büßen. Drei tapfere Wachtmeister Blücher's entkamen mit einer Abtheilung von 300 Mann nach dem östlichen Preußen, wo auch noch andere zersprengte Corps sich einfanden, die dann im Winterfeldzuge von 1806—1807 gute Dienste thaten.

Besondern Ruhm gewann Kolberg. Diese pommersche Festung, welche sich 1758, 60 und 61 so wacker gegen die Russen gehalten hatte,

trotzte auch jetzt einer sechsmonatlichen Blokade und Belagerung. Es war Dies hauptsächlich das Verdienst dreier Männer: des patriotischen Bürgers Nettelbeck, des Majors Gneisenau und des Leutnants Schill.

Joachim Nettelbeck, der sich schon im siebenjährigen Kriege hervorgethan, zählte damals fast siebzig Jahre; aber ein langer Seedienst hatte ihm das Herz frisch erhalten. Er setzte es durch, daß an die Stelle des alten Obersten Loucadou, eines zwar tapferen, aber langsamen und pedantischen Mannes, in der Person Gneisenau's ein anderer Kommandant berufen ward, dem er mit dem Eifer eines Jünglings zur Hand ging. Nach allen Seiten hülfreich sah man ihn bald auf den Kriegsschiffen, die er als geschickter Lootse in den Hafen bugsirte; bald bei den Ausfällen der Besatzung, welche die bewaffnete Bürgerschaft unterstützte; bald bei den Feuersbrünsten, die häufig durch die Wurfgeschütze des Feindes hervorgerufen wurden. Niemand war thätiger bei den Löschanstalten als der alte Nettelbeck; er kletterte allein auf einen brennenden Thurm, um dort das Feuer zu bewältigen. Waren die Nahrungsmittel der Stadt erschöpft, was bei der langen, mit Hartnäckigkeit fortgesetzten Belagerung nicht ausbleiben konnte: so schaffte er neue herbei; murrte die Bürgerschaft, und ließen sich Stimmen, die zur Uebergabe drängten, hören: so wußte Nettelbeck die erschlaffende Geduld neu zu spannen und den sinkenden Muth wieder zu heben; kurz er war die Seele des langen Widerstandes von Seiten der Stadt.

Neidhard von Gneisenau, 1760 wenige Tage vor der Schlacht bei Torgau in dem benachbarten Schilda geboren, war der Sohn eines östreichischen Offiziers, der später nach Erfurt übersiedelte. In drückenden Verhältnissen aufwachsend, soll er dort, wie einst Luther, als Chorschüler vor den Häusern gesungen haben. Nach vollendeten Studien trat er in östreichische und dann in bayreuthische Dienste, und ging mit den Truppen, die der Markgraf nach England verkaufte, um in Nordamerika zu fechten. Von dort zurückgekehrt, stellte er sich 1783 Friedrich dem Großen vor, der den dreiundzwanzigjährigen Mann zum Oberleutnant ernannte. Obgleich er verschiedene Feldzüge mitmachte, wurde seine hohe militärische Begabung lange nicht erkannt, und er blieb zwanzig Jahre Hauptmann; weshalb er spottweise „der Hauptmann von Kapernaum“ genannt wurde. In dem Feldzuge von 1806 stieg er endlich zum Major auf, und erhielt jetzt durch Festigkeit, Muth und Geschicklichkeit die wichtige pommersche Festung. Wir werden diesem

hochherzigen, von der edelsten Vaterlandsliebe erfüllten Manne, der, mit Kraft und ritterlicher Schönheit ausgestattet, auch äußerlich den Eindruck eines Helden machte, noch öfter begegnen und seinen Namen auf den ruhmvollsten Blättern der preußischen Geschichte treffen.

Ferdinand von Schill, ein Schlesier, war der Sohn eines Parteigängers aus Friedrichs des Großen Zeit, und widmete sich als eine durchaus soldatische Natur von früh an dem Kriegsdienste. In der Schlacht bei Auerstädt wollte er sich durchaus nicht ergeben und trug, sich durchschlagend, mehrere Kopfwunden davon. Jetzt hatte er, nach seines Vaters Beispiel, ein Freicorps in Pommern gebildet, das bald von zwei Mann, womit es begann, zur Stärke einer Schwadron anwuchs. Die Leute ritten zum Theil auf rohen Bauernpferden, die an Stricken, statt an Zäumen geleitet wurden. Nachdem die Schar durch glückliche Unternehmungen großen Ruhm erlangt hatte, erhielt sie die Bestätigung des Königs. Schill brachte bei Naugard den Franzosen eine bedeutende Schlappe bei, und nahm bei Stargard den Marschall Victor gefangen, gegen den später Blücher ausgetauscht wurde. Mit Nettelbeck befreundet, von Loucadou jedoch vielfach gehemmt, der den tapfern Mann in Arrest setzen ließ, weil Derselbe sein elendes Benehmen getadelt hatte, trug er ebenfalls viel zur Vertheidigung Kolbergs bei, nachdem Gneisenau ihm Mittel gegeben, seine Husaren in guten Stand zu setzen, so daß er nun kräftige Angriffe auf die Belagerer unternehmen konnte.

Das treffliche Benehmen der Stadt Kolberg ist ein leuchtendes Beispiel der Vaterlandsliebe und der ausdauernden Tapferkeit in der Geschichte.

In Schlesien, wo man es bei unzureichender Truppenzahl mit der allgemeinen Landesbewaffnung versuchte, wurden Glogau, Brieg, Schweidnitz und Breslau, also die Hauptplätze des Landes, ohne hinreichenden Widerstand im December, Januar und Februar 1806 und 1807 übergeben, und die Werke der drei letzten Plätze, als außerhalb der Operationslinie der Franzosen gelegen, vernichtet. Weit besser hielten sich dagegen die Festungen Kosel, Neisse und Glatz und das in Felsen gehauene Silberberg, das seinen jungfräulichen Kranz bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. In Kosel hatte der brave Oberst Neumann mit einer zum Theil noch uneingeübten, meuterischen Besatzung und einer Fieberepidemie zu kämpfen, die ihn zuletzt selbst hinwegraffte. Dennoch konnte der Feind sich dieses Platzes nicht bemeistern. Neisse, wo der brave General Steensen kommandirte, hielt

sich, obgleich nicht die Hälfte der nothwendigen Besatzung vorhanden war, und es namentlich an Artilleristen gebrach, über drei Monate lang. Als dann der Mundvorrath zu Ende ging, kapitulirte es am ersten Juni. Ebenso zeigte Glatz, das der unermüdlich thätige Graf Götzen vertheidigte, den Belagerern eine feste Stirn, und hielt Stand bis zum Abschlusse des Friedens.

Was Nettelbeck, Schill und Gneisenau für Kolberg thaten, Das leistete General Courbiere, der Abkömmling einer Hugenottenfamilie, als Kommandant von Graudenz an der Weichsel. Dieser tapfere Degen, den mehr als siebzig Jahre nicht rostig gemacht hatten, hielt einem doppelten Feinde, innerhalb und außerhalb der Festung, Stand; denn der polnische Theil seiner Truppen drohte sich zu empören. Als die Belagerer ihn mit der Nachricht, der König habe seine Staaten verlassen, und es sei mit der Monarchie Preußen zu Ende, nachgiebig zu machen versuchten: gab er die denkwürdige Antwort: „Gibt es keinen König von Preußen mehr: gut, so bin ich König von Graudenz.“ — Nicht so glücklichen Widerstand vermochte der wackere General von Kalkreuth in Danzig zu leisten, indem er diesen wichtigen, durch beträchtliche Streitkräfte bedrängten Platz, nach Erschöpfung aller Wehrmittel, im Mai an Marschall Lefebvre übergab.

Während sich so der Festungskrieg auf den Flanken des in Trümmer fallenden Königreichs in die Länge zog, herrschte Napoleon in dem Herzen des Landes in gewohnter Weise als Diktator. So schwer aber auch seine Hand auf Preußen lag; so kränkend insbesondere sein Benehmen gegen den König und so niedrig es gegen die hochherzige, über jede Verleumdung erhabene Königin, die ihren Gemahl in den Krieg begleitet hatte, war: dem Andenken des großen Friedrich konnte er doch den Zoll der Verehrung nicht weigern. Er besuchte Sanssouci an der Spitze seines Generalstabes in großer Uniform, und trat in Potsdam mit entblößtem Haupte vor das Grab des Heldenkönigs mit den Worten: „Ehrfurcht vor den Manen eines großen Mannes“. Doch hielt ihn dies Gefühl nicht ab, Friedrichs Degen von dem Sarge hinwegzunehmen und ihn mit andern Siegeszeichen nach Paris zu schicken, wo er im Invalidenpalaste unter großen Feierlichkeiten den dort aufgestellten Trophäen beigesellt wurde. „Diesen Degen, sagte er in einem Armeeberichte, schätze ich höher als 20 Millionen“. Als Blücher im Jahre 1814 die Waffen zurückforderte, hatten ihn die Invaliden vernichtet; statt Dessen schickte der preußische General 1815 den in der

Schlacht bei Waterloo erbeuteten Degen Napoleons nach Berlin, und fügte zehn französische Adler als Schmuck für die Grabstätte Friedrichs des Großen hinzu.

Was Napoleon zu Anfang des Kriegs an seine Brüder Joseph und Ludwig geschrieben hatte: er sei Willens, Preußen so schwer zu treffen, daß es in zehn Jahren sich nicht mehr zu rühren im Stande sein werde, Das war er jetzt bestrebt ins Werk zu setzen. Unerschwingliche Kriegssteuern wurden ausgeschrieben. Dabei wurden das Wort, die Presse und die Wissenschaften — wie überall, wo Napoleon gebot — einer unerhörten Beschränkung unterworfen.

Der Kurfürst von Hessen, der seine Truppen bereit gehalten hatte, um den Franzosen, falls sie in Nachtheil kämen, in die Seite zu fallen, wurde seines Landes beraubt und floh nach Prag. Einen großen Theil seines übel erworbenen Privatvermögens gab er damals seinem treuen Hofagenten Mayer Amschel Rothschild in Verwahr, dem Sohne armer Juden in Frankfurt, welcher seitdem der Stammvater des reichsten Banquierhauses der Welt geworden ist.

Napoleon nahm ferner Fulda, Hannover und Braunschweig, und besetzte Mecklenburg und Oldenburg. Hannover wurde von General Bisson, dem neuernannten Generalgouverneur, in Gemeinschaft mit einem elsasser Juden, auf die schmählichste Art ausgeraubt. Leipzig, wo Davoust schon gleich nach der Schlacht bei Jena für 60 Millionen englische Waaren in Beschlag genommen hatte, und die Hansestädte mußten ihre Handelsblüthe mit den härtesten Kriegssteuern büßen. Ueberall wurden die Schätze der Kunst und der Wissenschaft ausgespürt und nach der eitlen Weltstadt Paris hingeschleppt. Am glücklichsten erging es dem Kurfürsten von Sachsen Friedrich August, der von dem französischen Kaiser als Helfer zur Unterdrückung Deutschlands auserkoren worden war. Dieser Fürst hatte zwar seine Truppen zu dem preußischen Heere stoßen, zugleich aber Napoleon seiner friedfertigen Gesinnungen versichern lassen, und erhielt jetzt nicht nur einen günstigen Frieden, sondern auch, wie früher Baiern und Würtemberg, die Königskrone; wofür er, gleich den sächsischen Herzogen, sich dem Rheinbunde anschloß und seitdem Napoleon fest anhing. Dennoch entging er, wie uns schon Leipzigs Beispiel gezeigt hat, keineswegs den gewohnten Erpressungen.

Man berechnet die Kontributionen, welche von Preußen, so weit es erobert war, sammt Hannover, Hessen, Braunschweig und Sachsen

in den letzten Monaten des Jahres 1806 an Frankreich geliefert werden mußten, auf 159 Millionen Franken.

Der unglückliche König von Preußen war nach Königsberg entflohen; 18,000 Mann unter L'Estocq, einem Veteranen aus dem siebenjährigen Kriege von großer Tüchtigkeit, waren der letzte Rest seines Heeres. Vergebens hatte er versucht, von dem übermüthigen Sieger Frieden zu erlangen. Auf die harten Bedingungen, welche ihm Dieser schon wenige Tage nach der Schlacht bei Jena durch Düroc hatte stellen lassen, war er eingegangen; aber jetzt spannte der ländergierige Eroberer seine Forderungen weit höher, und Friedrich Wilhelm beschloß, im Vereine mit Kaiser Alexander, der schon früher seine Hülfe zugesagt hatte, von neuem den Kampf zu wagen. So wurde der Krieg in die östlichen Provinzen Preußens getragen.

Während zwei russische Heere heranzogen, rief Napoleon die Polen zum Kampfe für ihre Unabhängigkeit auf. Vergeblich hatte er versucht, Kosciuszko, der damals in Frankreich lebte, zur Theilnahme am Kriege zu bewegen; wahrscheinlich sah Dieser schon damals — was nachher der Erfolg bestätigte — daß es dem Kaiser gar nicht darum zu thun war, seinem Vaterlande die Freiheit zu geben, sondern nur das tapfere Volk als Werkzeug seiner ehrgeizigen Plane zu benutzen. Ein fälschlich mit Kosciuszko's Namen unterzeichneter Aufruf wurde verbreitet, und die Polen strömten, als im November die Franzosen ihr Land betraten, in Masse den Fahnen Dombrowski's, eines seiner Generale von 1794, zu. Friedrich Wilhelm III. ließ seine 18,000 Mann zu den Russen stoßen. Die von Friedrich dem Großen her noch geltende Bestimmung: daß nur Adelige zu Offizierstellen gelangen sollten, wurde damals zuerst, als die Noth herangetreten war, erschüttert. „Der Unteroffizier und Gemeine", hieß es in einem Aufrufe an diese preußischen Truppen, „wird, wenn er sich durch Gewandtheit und Geistesgegenwart auszeichnet, so gut Offizier wie der Fürst" — freilich noch mit dem für den Bürgerlichen kränkenden, für den Adeligen beschämenden Zusatze: „so lange der Krieg dauert."

Ueberhaupt war bei dem Könige eine Wendung zu einer besseren Politik bemerkbar; daher auch Hardenberg wieder in das Ministerium getreten war, und ein Frieden mit England, dem natürlichen Verbündeten Preußens, Ende Januar 1807 zu Stande kam.

Ein Brief der edlen Königin an ihren Vater aus damaliger Zeit enthält die Stelle: „Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen

mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat, und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, wir sind mit der von ihm erschaffenen neuen Zeit nicht fortgeschritten; deshalb überflügelt sie uns."

Um die Weihnachtszeit erfolgte der erste Zusammenstoß mit dem Feinde; sowohl die Russen als die Preußen setzten ihm einen sehr tapfern Widerstand entgegen; doch kam erst Ordnung und Einheit in die bis dahin träge und unentschlossene russische Heerführung, als Benningsen den Oberbefehl erhielt. Nachdem Napoleon Anfang Januar 1807 unter großem Jubel in Warschau eingezogen war, kam es am 8. Februar bei Preußisch-Eylau im Süden von Königsberg zur Schlacht. Der Kaiser zählte gegen 90,000 Mann, während das russisch-preußische Heer nur etwa 70,000 betrug. Der hartnäckige Kampf fand mitten im Schneegestöber Statt und war äußerst blutig. Das Corps des Marschalls Augereau wurde gänzlich zersprengt. In unvergleichlicher Tapferkeit hemmten L'Estocq's 5,500 Preußen den vordringenden rechten Flügel unter Davoust und hielten Stand, bis die Dunkelheit des Abends die Kämpfer trennte. Beide Theile rühmten sich des Siegs; mit größerer Wahrheit konnten sich beide besiegt nennen, so groß war die Erschöpfung. Vergebens suchte Napoleon nach seiner Art durch lügenhafte Berichte Paris über den wahren Sachverhalt zu täuschen; eine gedrückte Stimmung herrschte in der Hauptstadt und im Heere; in Deutschland dagegen war geheimer Jubel über dies erste Zeichen seiner Besiegbarkeit.

Im Gefühle seiner bedenklichen Lage machte der französische Kaiser Friedrich Wilhem günstige Friedensvorschläge, um ihn von Alexander zu trennen; aber der König hielt in fester Treue an seinem Verbündeten. Erst nach vier Monaten, nachdem beide Theile Verstärkungen an sich gezogen hatten, wurde der Kampf wieder aufgenommen. Die Streitkräfte der Franzosen mochten im ganzen 200,000 Mann, die der Preußen und Russen 120,000 betragen. In den ersten Tagen des Juni überschritt Napoleon die Passarge, und es kam am 10. bei Heilsberg zu einem hartnäckigen Kampfe, worin abermals viel Blut ohne Erfolg vergossen wurde, weil Benningsen seinen Vortheil nicht verfolgte. Die kleine Abtheilung des preußischen Corps, die an dem Kampfe Theil nahm, that sich besonders hervor. So rieben zwei Schwadronen Prittwitz-Husaren ein ganzes Infanterie-Regiment des Feindes auf.

Die zweite Hauptschlacht dieses Feldzugs fand bei dem Städtchen Friedland südöstlich von Königsberg Statt. Die Preußen fochten diesmal nicht mit, da Napoleon sie durch meisterhafte Bewegungen von den Russen getrennt hatte. Obgleich Benningsen dem weit überlegenen Feinde mit großer Tapferkeit widerstand, sah er am Abend sein Heer nicht bloß besiegt, sondern aufgelöst. Es war der Jahrestag der Schlacht bei Marengo. Schon am 16. wurde das offene Königsberg, das nun nicht mehr zu halten war, von den Franzosen besetzt. Dagegen hielt sich die benachbarte Festung Pillau, die den Eingang in das frische Haff bewacht. Ihr Kommandant, der alte Oberst Herrmann, erklärte feierlich auf dem Markte: er werde, so lang er lebe, die Stadt nicht übergeben. Zur Bekräftigung Dessen ließ er einen Sarg bringen, worin ihn, wenn er falle, die Besatzung bestatten solle.

Das russische Heer und die preußischen Mannschaften, die sich vereinzelt unmöglich länger halten konnten, gingen den 18. und 19. Juni hinter den Niemen zurück. Hierauf wurde Tilsit von den Franzosen besetzt, und es war Friedrich Wilhelm, mit Ausnahme einiger Grenzfestungen, Nichts mehr von seinem ganzen Königreiche übrig. Obgleich tapfer in der Schlacht, hatten die Russen den Krieg nur mit Lauigkeit betrieben, und zugleich das Gebiet ihrer Verbündeten wie Feindesland behandelt, so daß die Hülfe dieser Barbaren kaum als ein geringeres Uebel erschien, als der Einbruch der Franzosen.

Um Preußens Unglück voll zu machen, ließ jetzt der ehrgeizige Czar Preußen fallen, und schenkte der Verlockung, mit Napoleon die Oberherrschaft Europas zu theilen, Gehör — derselbe Czar, der in weicher Aufwallung in den ersten Tagen des Aprils, als die russischen Truppen mit den preußischen sich vereinigten, Friedrich Wilhelm umarmt und mit Thränen gerufen hatte: „Nicht wahr, Keiner von Beiden fällt allein? Entweder Beide zusammen, oder Keiner von Beiden"; und der am 26. April in dem Vertrage zu Bartenstein, vor den Bevollmächtigten Englands und Schwedens, sich zur Wiederherstellung der preußischen Monarchie verpflichtet hatte.

Alexander kam den 25. Juni mit Napoleon auf dem Flusse Niemen unter einem Zelte, das von einem Floße getragen wurde, zusammen. Die Annäherung der beiden Kaiser, die dann ihren Sitz nach Tilsit verlegten, gewann den Schein der Freundschaft. Friedrich

Wilhelm sah Napoleon zu wiederholten Malen; aber die Angelegenheiten Preußens wurden hierdurch nicht gefördert, da der König die Bitterkeit seiner Stimmung nicht verbergen konnte. Zuletzt kam auch, wahrscheinlich auf den Rath des Czaren, die tiefgebeugte Königin und unterzog sich der Demüthigung, vor dem übermüthigen Herrscher, der sie schwer gekränkt hatte, zu erscheinen, um die unerhörten Verluste, die Preußen drohten, wenn irgend möglich, zu lindern; aber Napoleon zeigte sich unzugänglich. Uebrigens setzte das edle Fürstenpaar seine Würde keinen Augenblick außer Augen. Als der französische Kaiser Friedrich Wilhelm tadelte, daß er bei so ungleichen Kräften an einen Krieg mit ihm habe denken können: erwiederte sie: „Der Ruhm Friedrichs täuschte uns über unsere Machtmittel — vorausgesetzt, daß wir uns täuschten" — eine Antwort, die fünf Jahre später ihr Gewicht erhielt.

So wurde denn den 7. und 9. Juli 1807 mit Rußland und mit Preußen jener unglückliche Friede zu Tilsit abgeschlossen, der aller Billigkeit und allem Rechte ins Gesicht schlug; jener Friede, der Deutschland und insbesondere Preußen einen tiefen Stachel ins Herz stieß und die Saat eines grimmigen Hasses streute, aus welcher schon nach wenigen Jahren für Napoleon die Frucht des eigenen Verderbens erwachsen sollte. Preußen verlor mehr als die Hälfte seiner Staaten; 4,600,000 Einwohner — etwa die Bevölkerung des gegenwärtigen Königreichs Baiern — blieben ihm von 10 Millionen übrig, und auch Dies geschah nur, wie es ausdrücklich im Friedensinstrumente hieß, „aus Achtung für den Kaiser aller Reußen und um den aufrichtigen Wunsch zu bestätigen, Rußland und Frankreich durch unauflösliche Bande der Freundschaft und des Vertrauens zu verbinden." Aus den preußischen Landen zwischen Rhein und Elbe nebst Braunschweig und Kurhessen schuf Napoleon das Königreich Westfalen mit der Hauptstadt Kassel, und gab es an Hieronymus, seinen jüngsten Bruder, der natürlich dem Rheinbunde beitreten mußte. Danzig mit einem Gebiete von zwei Meilen im Umkreise wurde zum Freistaat erklärt, war aber in der That nichts Anderes als eine französische Festung. Aus den preußisch-polnischen Ländern entstand das Herzogthum Warschau unter dem Könige von Sachsen; denn ein Königreich Polen herzustellen, wodurch Napoleon für alle Zeit die beste Schutzwehr gegen Rußland, Preußen und Oestreich erlangt hätte, erlaubte seine den Nationalgeist verachtende eigennützige Staatskunst nicht. Grodno und Bialystock, ein Gebiet von 100

Geviertmeilen in Neuostpreußen, nahm Kaiser Alexander als Geschenk Napoleons an — Alexander, im Vertrauen auf dessen treue Bundesgenossenschaft Friedrich Wilhelm den Krieg begonnen hatte! Dies war die Freundschaft, die er dem Könige über dem Sarge Friedrichs geschworen hatte! Die Herzen aller edlen Preußen waren hierüber von tiefster Entrüstung erfüllt. Natürlich wurde das vom Feinde ausgesogene, verarmte Preußen auch noch mit unerschwinglichen Kriegssteuern belegt; es mußte seine Festungen französischen Besatzungen öffnen und sein Heer auf 42,000 Mann beschränken. Die Härte dieser Bedingungen erklärt sich zum Theil aus der festen Weigerung des Königs, Mitglied des Rheinbundes zu werden.

Je höher die Macht Napoleons stieg, desto eigenmächtiger und gewaltsamer trat er auf. Wenn er auch als der Sohn einer neuen Zeit den seinem Zepter unterworfenen Ländern die Errungenschaften der Revolution brachte, so war er doch weit entfernt ein Freund der Völker zu sein, wie er von sich zu rühmen pflegte; vielmehr erscheint die Befriedigung seines unersättlichen Ehrgeizes als das einzige Ziel seines selbstsüchtigen Strebens, dem auch das Heil Frankreichs, wie des übrigen Europas, zum Opfer fiel.

Eine der schwersten, unnatürlichsten Lasten, die er allen von ihm abhängigen Ländern auferlegte, und zu deren Annahme er jetzt auch Rußland heranzog, war die Kontinentalsperre. Um nämlich das verhaßte England zu bezwingen, welches auf dem Meere mit großer Anmaßung gegen die anderen Schifffahrt treibenden Nationen verfuhr, beschloß er, da Frankreich nach dem Untergange der eigenen Flotte Nichts mehr zur See vermochte, den Briten das europäische Festland zu verschließen. Schon im November des vorhergehenden Jahres hatte er von Berlin aus ein Dekret gegen diesen Inselstaat geschleudert, in welchem er nicht nur allen Handel und Verkehr mit ihm untersagte, sondern auch das ganze Gebiet Desselben für blokirt, alles englische Eigenthum, dessen er habhaft werden konnte, für eingezogen, alle Schiffe, die von England kamen, für ausgeschlossen von den in seiner Gewalt befindlichen Häfen erklärte. Dies Verfahren wurde in der Folge immer weiter ausgedehnt und grausam verschärft. Nach einer kaiserlichen Verordnung vom Jahre 1810 blieb nach wie vor der Handel mit England und seinen Pflanzstädten untersagt; dagegen wurden Kolonialwaaren, die ein Ursprungszeugniß von anderswoher aufzuweisen hatten — und unter diesem Schilde kamen auch viele von englischem Ursprunge — dem ungeheuern Ein=

gangszolle von ungefähr 50 Procent unterworfen. In Folge dieser Neuerung stiegen die Preise der überseeischen Lebensbedürfnisse zu einer Höhe, als ob das Festland eine einzige belagerte Stadt wäre. So bezahlte man ein Pfund Zucker oder Kaffee am Rheine mit mehreren Gulden. Zugleich mußten alle Kolonialwaaren auf dem Festlande, die noch nicht nach diesem Tarife versteuert waren, sich der Steuer unterwerfen; im andern Falle wurden sie als eingeschwärzt mit Beschlag belegt, und zu Gunsten des französischen Staatsschatzes verkauft — was im Jahre 1810 die ungeheure Summe von 150 Millionen Franken einbrachte. Viele englische Fabrikerzeugnisse wurden damals den Flammen übergeben, und der sittenverderbliche Schleichhandel, der um so begieriger getrieben wurde, je lohnender er war, gewann unerhörte Ausdehnung. Für diese außerordentlichen Mißstände war die erhöhte Fabrikthätigkeit des Kontinents eine sehr geringe Entschädigung.

Wie man sich denken kann, erwiderten die Engländer die Kontinentalsperre mit Gewaltsamkeiten ähnlicher Art, mit Blokaden, Wegnahme von Schiffen, Waaren und Kolonien, wovon natürlich auch die Verbündeten Frankreichs betroffen wurden; ja, sie gingen soweit, daß sie im Jahre 1807 durch die furchtbare Beschießung Kopenhagens die Auslieferung der dänischen Flotte erzwangen, von der sie nicht wollten, daß sie Napoleon in die Hände fiele. Als nun Dänemark entschieden auf Frankreichs Seite trat, nahmen sie ihm 1808 die zu Holstein gehörige Insel Helgoland, welche die Mündung der Elbe beherrscht, weg, und machten daraus eine große Niederlage für Waaren, die in Deutschland eingeschwärzt wurden. Ebenso verlor Holland seine wichtigsten Kolonien, und sah Handel und Schifffahrt ganz zerfallen.

Es gab wohl wenig Menschen, die nach dem tilsiter Frieden an eine Wiederherstellung des zertrümmerten Deutschlands glaubten; aber gerade das Unglück und die Schmach, die es trafen, gereichten ihm zum Heile und förderten seine Wiedergeburt, gleich wie ein mit Leiden behafteter, aber noch kräftiger Mensch durch eine schwere Krankheit, die ihn zu Grabe zu führen schien, die langvermißte Gesundheit wiederfindet. Von allen Staaten Deutschlands lag Preußen am tiefsten darnieder. Mit der staatlichen Vernichtung ging die materielle Hand in Hand; denn Napoleon setzte in seinem Hasse den Krieg gegen Dasselbe auch nach dem Frieden noch fort, indem er dessen Kräfte auf das äußerste erschöpfte, und Gewaltthätigkeiten auf Gewaltthätigkeiten häufte. Man hat den Gesammtverlust Preußens durch Napoleon in den Jahren von

1806—8 auf die ungeheure Summe von 310 Millionen Thaler berechnet. Aber gerade dies Land, das einem auf den Tod verwundeten, an Händen und Füßen gebundenen Gefangenen glich, begann jetzt vor allen andern sich zu regen. In den Schlachten bei Jena und Auerstädt waren Heer und Staat dem Feinde erlegen, nicht aber das preußische Volk. Der Bürger und der Bauer sahen diesem Kampfe, worin sie mehr die Sache der Fürsten und Großen als die eigene erblickten, halbgleichgültig zu; ein lebhaftes Nationalgefühl konnte in diesen Schichten nicht vorhanden sein, da die freien Staatseinrichtungen fehlten, durch deren Besitz ein in der Kultur vorgerücktes Volk sich allein als lebendiges Glied des Ganzen empfindet. Deshalb erscholl auch aus diesen Ständen die Klage: das Verderben, das über Preußen gekommen, sei im Grunde von den Adeligen und Großen verschuldet. Es galt nun, da der unumschränkte Beamten- und Militärstaat sich in der Noth als unzulänglich gezeigt hatte, diesen gesunden Volkskern hervorzuholen und zu entwickeln. Daß davon ein Bewußtsein bei den Machthabern aufdämmerte; daß der wohlmeinende König, gegen dessen Willen bisher Vieles geschehen war, jetzt anfing, bessern Rathgebern Gehör zu leihen; daß der Adel, der auf einmal Bescheidenheit gelernt hatte, dem neuen Geiste sich bequemte oder doch weniger widerstrebte, dies Alles gereichte jetzt Preußen zu großem Heile. Ein Volk ist schnell und leicht durch aufrichtiges Eingehen auf seine Bedürfnisse gewonnen. Die Liebe zum Vaterlande und zum angestammten Königshause begann festere Wurzeln zu schlagen. Ein ritterlicher Geist, der aus den Thäten unter Friedrich nicht dünkelhaften Uebermuth, sondern wirklichen Heldensinn schöpfte, verbreitete sich immer tiefer hinab. Preußen erhob sich von dem Ruhebette, auf dem es, von den Siegesliedern des siebenjährigen Kriegs eingewiegt, gelegen hatte, und wir werden die Zeit der Befreiung weit schneller, als damals Jemand ahnen mochte, erscheinen sehen. Bevor es jedoch soweit kommen konnte, war ein großer Umschwung der Dinge nothwendig. Der König selber, welcher zuerst in Memel, dann in Königsberg wie ein einfacher Privatmann lebte, und das goldene Tafelgeschirr aus Friedrichs des Großen Zeit verkaufte, um Kriegssteuern damit zu bezahlen, ging in den Opfern, die jetzt gefordert wurden, mit gutem Beispiele voran. Er, der stattliche Mann, dessen ruhige Würde das Unglück nicht zu beugen vermochte; sie, die hochherzige, schöne, huldvolle Königin, die mit fünf blühenden Kindern im Mißschicke dem Gatten zu doppeltem Trost gereichte, standen

plötzlich der Nation nahe gerückt, und sahen sich von echter, treuer Liebe umgeben.

Die völlige Umgestaltung, welcher Staat und Heer bedurften, legte der König in die Hand zweier Männer, deren Namen die Deutschen stets mit Ehrfurcht nennen werden: in die Hand Stein's und Scharnhorst's.

Freiherr Karl von Stein — der Deutschen Grund-, Eck- und Edelstein, wie er genannt worden ist — war 1757 zu Nassau an der Lahn geboren. Dieser Mann, der ein eben so trefflicher Kopf als fester Charakter und warmer Patriot war, trat, nachdem er durch Studien und Reisen eine treffliche Bildung erworben hatte, von dem Namen Friedrichs des Großen angezogen, 1780 in preußische Dienste und stieg, als ein ausgezeichneter Verwaltungsbeamter, rasch vom Bergrath in der Grafschaft Mark zum Oberpräsidenten der Provinz Westfalen empor. Als ihm 1802 der Antrag gemacht wurde, in die Dienste Hannovers zu treten: lehnte er denselben ab; denn, so lautete die merkwürdige Antwort des kerndeutschen Mannes, „meine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Vereinigung der zerstreuten und zerstückelten Kräfte Deutschlands verträgt sich nicht mit den Pflichten, die ich dann zu übernehmen hätte." Zwei Jahre später wurde er, in Folge seiner hohen Verdienste, zum Minister der Finanzen, des Handels und der Gewerbe ernannt. In dieser Eigenschaft rettete er, nach der Schlacht bei Jena, als die andern Führer des Staats den Kopf verloren hatten, seine Kassen, und schaffte so dem Könjge Mittel zum Winterfeldzuge, der wenigstens Preußens Ehre wieder herstellte. Der Feuereifer Stein's, der alle Schlechtigkeit bitter haßte, und in freimüthiger Rede die ihm überall entgegentretende Schwäche bitter geißelte, mußte seine Stellung im Kabinete und neben den Höflingen erschweren. Die Beamten der alten Schule und die Junker witterten bald ihren schlimmsten Feind in ihm; ihren halb slavischen Anschauungen widerstrebte das echt deutsche Staatswesen, das er aufzurichteten trachtete; es widerstrebte ihnen seine politische Richtung, vermöge deren er das Volk durch Neubelebung des religiösen Sinns und der geistig sittlichen Bildung heben und der Nation durch Selbstregierung am Staate Theil geben wollte; wobei er sicher darauf rechnete, daß in Kulturstaaten der patriotische Sinn im Verhältnisse zur Erweiterung der politischen Rechte wachse. Als Friedrich Wilhelm 1806 Haugwitz endlich vom Staatsruder entfernte, bot er statt Dessen Stein das Ministerium des Auswär-

tigen an; aber Dieser schlug es aus und wiederholte auch dann seine Weigerung, als sein König ihm förmlich befahl, es anzunehmen, weil dieser Fürst sich nicht entschließen konnte, die Kabinetsregierung, die Quelle so vielen Unheils, fallen zu lassen. Stein bat um seine Entlassung, die ihm am 3. Januar 1807 in sehr harten Ausdrücken gegeben wurde, und zog auf seine Güter in Nassau. Nach dem tilsiter Frieden streckte der König nach ihm, als dem letzten Retter in der Noth, die Hand von neuem aus, und beschied ihn nach Memel, um ihm das Staatsruder anzuvertrauen. Stein sah diesmal die Möglichkeit eines Systemwechsels gegeben, und entzog sich nicht dem Rufe des deutschen Vaterlands, den er aus der Stimme des Königs vernahm. Das Ziel, das er fortan ohne Wanken mit hellem Blick erfaßte, war: „den sittlichen, religiösen und vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Muth, Selbstvertrauen und Opferfreudigkeit einzuflößen und die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, um den blutigen, wagnißvollen Kampf für Nationalehre und Unabhängigkeit von Fremden zu beginnen". Um den Neubau seiner Staatseinrichtungen aufführen zu können, mußte viel altes Mauerwerk umgerissen werden. Mit sicherm Auge durchschaute er die Nachtheile der Bureaukratie, indem er sie als eine Regierungsform erkannte, welche nicht nur weitschweifig, langsam und schon deshalb kostspielig, sondern auch dem Schwanken von oben her beständig unterworfen ist; als eine Einrichtung, welche ferner die Stellung einer Partei zum Volke hat, und zerstörend auf den Gemeinsinn wirkt. Einen zweiten Uebelstand erblickte Stein in der Bevorzugung des Adels. Obwohl er selbst von Geburt ein deutscher Freiherr und reichsunmittelbarer Ritter war, so begriff doch Niemand besser als er, daß die Edelleute als bisherige Stütze des Staates sich zu schwach erwiesen hatten, und daß also nach stärkeren Pfeilern gesucht werden mußte. Aus diesem Gesichtspunkte wurden jetzt eine Anzahl Verordnungen gegeben, welche die beiden Wagschalen A d e l i g und B ü r g e r l i c h, die so verschieden belastet waren, mehr ins Gleichgewicht setzten. Schon im Oktober, als der neue Minister kaum sein Amt angetreten hatte, wurde das Vorrecht, daß allein Adelige Landgüter besitzen durften, aufgehoben. Man gab dem Adel frei, bürgerliche und bäuerliche Grundstücke an sich zu bringen und bürgerliches Gewerbe zu treiben. Von der größten Wichtigkeit war ferner auch die Trennung der Gerechtigkeitspflege von der Verwaltung und die S t ä d t e - O r d n u n g, durch welche man dem Bürger eine freiere Gestaltung seines Gemein-

wesens, unter Oberaufsicht der Regierung, verstattete. Es war Dies mehr als Frankreich erlangt hatte, wo der kaiserliche Präfekt die städtischen Angelegenheiten als despotischer Handlanger seines Herrn verwaltete.

Ein geheimer Bund vaterländisch gesinnter Männer, dessen Bestrebungen Stein befreundet, und der durch einen Kabinets-Erlaß genehmigt war, der Tugendbund, breitete sich von Königsberg über Norddeutschland aus. Bildung, Einfachheit, überhaupt sittliche Kräftigung, inniges Zusammenhalten der Guten, Hülfe in der Noth und durch dies Alles Erweiterung und Steigerung des Nationalgefühls und der Nationalkraft — Dies waren die Ziele, die er verfolgte. Natürlich haßte die alte Junkerpartei — ein Feind, den Preußen bis auf den heutigen Tag zu bekämpfen hat — die neue Strömung und die Männer, die ihr Bahn brachen. Ein Brief Stein's, welcher Verbreitung des Bundes in Westfalen und Hessen anempfahl, fiel, wahrscheinlich in Folge einer schnöden Anzeige von ihrer Seite, den Franzosen in die Hände. Die Stellung des Ministers wurde, wenn der König nicht, im Anschlusse an Oestreich, mit Napoleon brechen wollte, unhaltbar, und da zu diesem entscheidenden Schritte der Entschluß fehlte, mußte der große Staatsmann im November 1808 seine Entlassung nehmen, welche diesmal von der vollsten Anerkennung seiner Verdienste begleitet war. Dagegen befahl Napoleon von Madrid aus, die Güter „eines gewissen Stein"*) einzuziehen, und verhängte die Acht über ihn. Als der edle Flüchtling am Abend des 6. Januars, bevor er Berlin in der Nacht verließ, noch einmal im Kreise seiner Freunde weilte: sprach Major von Röder die prophetischen Worte zu ihm: „Eure Excellenz werden jetzt von den Franzosen ihres angestammten Erbes beraubt; wir Preußen müssen es Ihnen mit unserem Blute wieder erobern."

Nothgedrungen untersagte Friedrich Wilhelm im December 1809 von Berlin aus alle geheimen Verbindungen. Die Haupt- und Zweigvereine des Tugendbundes leisteten willig Gehorsam. „Nach dem Willen des Königs, sagte einer der Vorsteher, ist der Verein seiner Form nach aufgelöst; unsere gemeinschaftliche Thätigkeit hat aufgehört. Aber in unseren Herzen lebt, hoffe ich, der Bund fort. Das ist nicht gegen den Willen unseres Monarchen. Arbeite Jeder für sich zum großen Zwecke; wir werden einst bessere Zeiten sehen." Später fand Stein, der

---

*) le nommé Stein.

sich erst nach Wien, dann nach Petersburg wandte, um von dort aus für Deutschland zu wirken, und nach dem Untergange der französischen Armee in Rußland zurückkam, in den ehemaligen Mitgliedern des Bundes die bereitwilligste, thätigste Hülfe zur Erhebung Preußens. Auch auf die Umgestaltung des preußischen Heeres übte der Tugendbund, der überhaupt eine Ausfüllung der unnatürlichen Kluft zwischen dem Krieger- und Bürgerstande im Auge hielt, die günstigste Wirkung; viele der ausgezeichnetsten Offiziere der neuern Richtung gehörten ihm an.

Als Stein 1808 aus dem Ministerium schied, hinterließ er ein mit der Erlaubniß des Königs veröffentlichtes politisches Testament in einem Sendschreiben an die oberste Verwaltungsbehörde, worin er eine kräftige monarchische Regierung, gestützt auf den Willen eines freien Volkes, Nationalvertretung, allgemeine Wehrpflicht, Aufhebung der Frohnden und Volkserziehung als die Bahn vorzeichnete, die Preußen künftig zu gehen habe.

Das Ministerium Altenstein, das auf kurze Zeit folgte, konnte mit seinen kleinen Mitteln, zumal in so bedenklicher Zeitlage, nicht genügen. Dagegen war es als ein Glücksfall zu betrachten, daß der König im Juni 1810 den Freiherrn von Hardenberg, einen Hannoveraner, der schon seit 1790 in preußischen Diensten stand, als Staatskanzler an die Spitze stellte, der, wenn auch in Bezug auf äußere Politik nicht Festigkeit genug behauptete, doch hinsichtlich der innern Angelegenheiten des Staates Stein's Weg der Reform entschlossen einhielt; wobei er jedoch bisweilen zu rasch und gewaltsam verfuhr. Hardenberg bewog den König, sich in väterlichem Tone mit einer offenen Erklärung über den traurigen Zustand des Staatshaushaltes an sein Volk zu wenden und vertrauensvoll dessen Hülfe in Anspruch zu nehmen. Die neue Steuer sollte nach dem Grundsatze einer gleichmäßigen Vertheilung der Lasten erfolgen und dagegen der Nation durch eine Vertretung Gelegenheit gegeben werden, ihre Wünsche vor seinen Thron zu bringen. Wirklich rief auch der neue Staatskanzler im Februar 1811 Abgeordnete aus allen Provinzen nach Berlin, um sie näher über des Landes Noth zu unterrichten und sie für die nothwendige Abhülfe zu gewinnen. Wie zu erwarten, fand der Minister einen heftigen Widerstand bei der Junkerpartei, deren selbstsüchtige Beschränktheit Eingriffe in Das, was sie ihr altes gutes Recht nannten, nicht dulden wollte; allein allmählich begann der harte Boden sich zu lockern, und wo

bei den Alten kein Gehör zu erlangen war, begann doch das jüngere Geschlecht sein Ohr zu leihen.

Schon vorher waren die wichtigsten Verfügungen erfolgt: man hatte das Zunft- und Innungswesen nebst vielen andern Zwangsrechten aufgehoben und die Gewerbefreiheit verkündet; 150 Klöster, 7 Domkapitel, ebenso viele Kollegiatstifter sammt Balleien und Kommenden aufgelöst und dadurch eine Menge Grundeigenthum aus todter Hand in lebendigen Verkehr gebracht. Noch unter Stein's Regiment war die Erbunterthänigkeit aufgehoben worden; aber bis jetzt war der Landmann ohne Grundbesitz. Ein Gesetz vom September 1811 regelte nun die Verhältnisse der Gutsherren und Bauern dahin, daß eine Theilung des Bauernackers vorgenommen wurde; wobei der Bauer freies Eigenthum erhielt, und der Gutsherr auch keinen Schaden litt, indem er, nach dem Wegfalle nachlässig betriebener Frohnden, gründliche Ackerwirthschaft betreiben lernte. Im Jahre 1808 war die Gleichstellung der Katholiken mit den Protestanten erfolgt; jetzt (1812) sahen sich auch die Juden zu Staatsbürgern erklärt und so wenigstens im wesentlichen von dem drückenden Zustande befreit, der Jahrhunderte lang auf ihnen gelastet hatte. Eine Wohlthat war es auch, daß die dem Verkehre so lästigen Binnenzölle aufgehoben und statt derselben Grenzzölle eingeführt wurden. Es war Dies ein Vorspiel Dessen, was später der Zollverein in weit größerm Maßstabe, unter dem Vorgange Preußens, ausführen sollte.

So streifte Preußen, durch schwere Noth gekräftigt, innerhalb fünf Jahren, auf dem friedlichen Wege der Gesetzgebung, den Rest des Mittelalters ab, dessen Entfernung in Frankreich die blutigste Umwälzung hervorgerufen hatte. Es war damals eine große Zeit für den kleingewordenen Staat. Wie ein Frühlingsmorgen die Flur belebt, so rief der neue Geist die Kräfte und Talente der Nation wach. Im Unglücke erprobt sich nicht nur der echte Freund, sondern auch der echte Patriot. Die Glücksritter und Höflinge waren entflohen: um so schneller fanden die Männer von Verdienst ihren Weg. Neben Stein und Hardenberg sind hier noch Schön, Vincke und Niebuhr zu nennen.

Den trefflichen Beamten und Staatsmännern, an denen Preußen damals so reich war, stehen die Kriegsmänner würdig zur Seite. Wie Stein nnd Hardenberg den Staat erneuerten, so Scharnhorst das Heer. Dieser Mann, der das gefallene Preußen wieder wehrbar gemacht hat, und deshalb mit Recht der deutschen Freiheit Waffen-

schmied heißt, wurde 1756 zu Hämelsee, wo sein Vater Pächter war, im Kurfürstenthume Hannover geboren. Fünfzehn Jahre alt kam er nach Steinhude in die Artillerieschule des kriegsberühmten Grafen Wilhelm von Bückeburg, und ward dann hannövrischer Offizier. In den Revolutionskriegen zeichnete er sich durch praktische Tüchtigkeit, im Frieden durch die militärischen Schriften, die er verfaßte, aus. Mit fünf und vierzig Jahren trat er, auf Empfehlung des Herzogs von Braunschweig, als Oberstleutnant in preußische Dienste. Der bürgerliche Ausländer, dessen Erscheinung bescheiden und anspruchslos war, hatte mit vielen Widersachern zu kämpfen; wozu nicht allein das hohle Junkerthum, sondern auch die Kriegsleute der alten Schule, denen Soldatendressur über Alles galt, gehörten. Aber ein so ausgezeichneter Offizier, ein Mann von so unerschütterlichem Charakter, von so hohem Schwunge der Seele und so glühender Liebe zum deutschen Vaterlande mußte, in diesen Zeiten der Noth, zuletzt doch durchdringen. Er lehrte den neuen Krieg, wie ihn Napoleon aufgebracht hatte, unter großem Beifalle an der Kriegsschule. Leider konnten von den Saatkörnern, die auf diese Weise ausgestreut wurden, in dem unglücklichen Feldzuge von 1806, an dem er als Chef des Generalstabes unter dem Herzoge von Braunschweig Theil nahm, noch keine Früchte kommen; doch machte Napoleon schon bei Eylau, wo Scharnhorst dieselbe Stelle unter L'Estocq bekleidete, die Erfahrung, daß ein neuer Geist in dem preußischen Heere Platz ergriffen hatte.

Die Wiedereinrichtung und Umschaffung des preußischen Heeres, das nur noch aus wenigen Resten bestand, begann nach dem tilsiter Frieden. Der König stellte Scharnhorst, der nun den Rang eines Generalmajors einnahm, an die Spitze der Kommission, die sich damit beschäftigen sollte. Mit ihm wirkten gleichgesinnte treffliche Männer: Gneisenau, Borstell, Grolmann, Clausewitz, Boyen. Man begann damit, eine Reinigung des Heeres vorzunehmen. Wie der König selber Stein und Hardenberg helfend und fördernd zur Seite stand, so legte er auch hier rüstig mit Hand an. Schon bei früheren Gelegenheiten hatte er gezeigt, wie sehr ihm die Zucht des Heeres am Herzen lag. War er doch bereits im Jahre 1798 dem übermüthigen Junkerthume in der Armee, das sich hoch über dem Bürger erhaben wähnte, in edler Entrüstung mit der bekannten Kabinetsordre entgegen getreten: „Ich habe sehr mißfällig entnehmen müssen, wie besonders junge Offiziers Vorrang vor dem Civilstande behaupten wollen. Ich werde dem Militär

sein Ansehen geltend zu machen wissen, wo es ihm wesentliche Vortheile bringt, auf dem Schauplatze des Kriegs, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben vertheidigen sollen. Allein im übrigen darf sich kein Soldat, weß Standes er auch sei, unterstehen, einen der geringsten Bürger zu brüskiren; denn Diese sind es, nicht ich, welche die Armee unterhalten; in ihrem Brote steht das Heer der meinen Befehlen anvertrauten Truppen, und Arrest, Kassation und Todesstrafe werden die Folge sein, die jeder Kontravenient von meiner unbeweglichen Strenge zu erwarten hat."

Der erste Schritt, der jetzt, und zwar schon von Memel aus, geschah, war, daß ein Kriegsgericht über jene Kommandanten, welche ihre Festungen so schmählich übergeben hatten, gehalten, und überhaupt das Verhalten sämmtlicher Offiziere einer Prüfung unterworfen wurde. Das ganze Heerwesen wurde in Bezug auf Uebungen, Kleidung, Bewaffnung und Verpflegung zeitgemäß umgestaltet, der Zopf und der Stock und jene andern schimpflichen und zugleich grausamen Strafen abgeschafft, die sich mit dem milderen Geiste der Zeit nicht mehr vertrugen. Der hohe Gedanke, der Scharnhorst hinfort bei seiner Schöpfung leitete, war: ein nationales Heer zu schaffen. Deshalb sollte die Streitmacht aus Inländern bestehen, und jeder preußische Unterthan, welchem Stande er auch angehören mochte, kriegspflichtig sein — eine Bestimmung, die freilich erst später zur Ausführung kam. Bei Besetzung von Offiziersstellen sollte ein gewisses Maß von Kenntnissen und Tüchtigkeit, nicht adelige Geburt, erfordert werden. So kam die Vertheidigung des Vaterlandes, wie es sich gebührt, einzig und allein in die Hände seiner eigenen Söhne.

In der Ueberzeugung, daß der schnell aufgewachsene Riesenbaum der napoleonischen Macht keine Wurzeln habe, und deshalb beim ersten Sturme fallen werde — ein Vorgefühl, das Scharnhorst's Herz frisch erhielt in der Zeit allgemeiner Beklemmung — war er unablässig darauf bedacht, Preußen schlagfertig zu machen, und ihm hauptsächlich ist es zu danken, wenn dieser Staat später der Vorkämpfer deutscher Freiheit wurde. Da der König die Verpflichtung eingegangen war, nur 42,000 Mann zu halten: so kam es darauf an, eine weit größere Anzahl kriegstüchtiger Männer zu gewinnen, ohne diese Zahl zu überschreiten. Zu diesem Zwecke entließ Scharnhorst die eingeübten Leute schnell wieder als Kriegsreserve in die Heimat, wenn sie nicht etwa zum Festungsbau verwendet wurden, und berief neue ein, die dann wieder jüngern Mann-

schaften Platz machten, bis er im Stande war, ein Heer aufzustellen, das dreimal so groß wie das ausbedungene war. Man nannte Dies das Krümpersystem, weil sich viele Krümper oder Tuchmachergesellen aus den Marken und Schlesien unter den Beurlaubten befanden.

Es war eine unvergeßlich schöne Zeit für Preußen, als Stein und Scharnhorst, der Reichsritter und der Pächterssohn, sich zur Wiedergeburt unserer Nation die Hände reichten, und der König als der Dritte im Bunde die Wiederbelebung des öffentlichen Sinns und der Volkskraft fördern half. Daß die Franzosen, unter deren Augen die Sache vor sich ging, wie mit Blindheit geschlagen waren, läßt sich nur aus ihrer Unkenntniß der deutschen Sprache und Zustände und aus ihrem Dünkel erklären.

Eine Reihe trefflicher Männer wirkten mit den Obengenannten in gleicher Richtung. Hier muß ich zunächst eines Patrioten gedenken, der, „so weit die deutsche Zunge klingt", seines Gleichen sucht an frischkräftigem Wesen, an treuer, innigster Liebe zu unserem Volke, an scharfem Hasse gegen alles Schlechte und Widerdeutsche: Ernst Moritz Arndt, 1769 auf der Insel Rügen geboren. Sein Geist der Zeit, ein Buch, dessen erster Band 1806 erschien, weckte und schürte das heilige Feuer in tausend Gemüthern. In gleicher Weise werden wir ihn später in andern Flugschriften wirken sehen. Sodann muß ich Wilhelm von Humboldt und die Sterne der Wissenschaft, die sich um ihn reihen, erwähnen. Humboldt, der Freund Schiller's und Bruder des berühmten Naturforschers, 1769 in Potsdam geboren, war 1809 von seinem Gesandtschaftsposten in Rom abberufen und mit der obersten Leitung des Unterrichts und der Erziehung betraut worden. In dieser Stellung betrieb er nicht nur die Hebung der niedern und höhern Schulen und insbesondere der Gymnasien, wo er dem bisher stiefmütterlich behandelten Studium der griechischen Sprache zu seinem Rechte verhalf, sondern erwarb sich auch dadurch ein großes Verdienst, daß er den König zur Gründung der berliner Hochschule vermochte, und dieselbe mit den ausgezeichnetsten Lehrkräften ausstattete. Es wirkten daselbst der Philosoph Fichte, welcher schon 1808 in jener Stadt unter den Augen der Franzosen seine einfach gediegenen, kraftvollen Reden an die deutschen Nation gehalten hatte; ferner der Theologe Schleiermacher, der Rechtsgelehrte Savigny, die beiden Forscher des Alterthums Friedrich August Wolf und sein Schüler Böckh, der daselbst noch heute thätig ist, und der berühmte Physiologe

Reil. So wurde die preußische Hauptstadt, nachdem ihr weltlicher Thron in Trümmer zerfallen war, eine Königin des Geistes. Eine wesentliche Umgestaltung und Erweiterung erfuhr ferner 1811 die bisher katholische breslauer Hochschule, welche mit der frankfurter vereinigt wurde. Trotz der großen Erschöpfung seiner Mittel scheute der Staat solche Opfer nicht, weil man begriffen hatte, daß durch die Pflege der Wissenschaft der Geist des Volkes erstarken werde.

In der That ging in der Stimmung der Nation eine große Veränderung vor. Man fing an, aus der stillen Beschaulichkeit herauszugehen und politische Selbstständigkeit als ein Gut zu empfinden, für das die schönste Literatur und alle Errungenschaften der Wissenschaft keinen Ersatz bieten können. Der Ingrimm über die Erniedrigung, die man erlitt, hatte einen Drang, das unerträgliche Joch abzuwerfen, hervorgerufen. Rache und Vaterlandsliebe verlangten nach Thaten.

Während so der Nordosten Deutschlands an seiner Wiedergeburt arbeitete; gingen auch in Oestreich unter dem Ministerium des Grafen Stadion (1805—1809) Keime des Bessern auf. Stadion, der Abkömmling eines graubündtner Reichsgrafengeschlechts, war 1763 in Mainz geboren und trat schon früh in östreichische Dienste. Wie Stein in Preußen, so vertrat er hier, der Beschränktheit und Selbstsucht der Aristokratie gegenüber, die deutschgesinnte Fortschrittspartei, obgleich natürlich am wiener Hofe an eine völlige Umgestaltung des Systems nicht zu denken war. Sowohl der preußische als der östreichische Staatsmann sahen in einer kräftigen Führung des Kriegs die Rettung ihrer Staaten und Deutschlands. Neben Stadion wirkte Erzherzog Karl, seit 1806 Obergeneral und Kriegsminister, unablässig für das Heerwesen. Man vermehrte nicht allein die Streitkräfte ansehnlich, sondern man unternahm auch zeitgemäße Reformen. Im Frühjahre 1808 wurde die Bildung einer Landmiliz angeordnet, der alle Männer von 18—45 Jahren, die nicht schon beim Heere standen, weß Standes sie auch sein mochten, angehören sollten. Bei der vaterländischen Gesinnung, die damals Oestreich erfüllte, ging die Ausführung dieses Heerbanns gut von Statten. Wäre nur die Ausrüstung Desselben zur Zeit, wo der Krieg ausbrach, weiter vorgeschritten gewesen!

Auch das rheinbündische Deutschland machte, es läßt sich nicht läugnen, gewisse Fortschritte in Frankreichs Schule. Aus den kläglichen Reichssoldaten waren jetzt unter den Adlern Napoleons treffliche Krieger geworden, und was besonders diejenigen Theile angeht, die dem Kaiser-

reiche gänzlich einverleibt waren: so hatten sie das Erbe der französischen Revolution mit angetreten, und erfreuten sich der Hebung des Bürgerstandes, des Umsturzes der Privilegien. Freilich mußte den deutschen Kriegern, die unter Napoleon Lorbeeren gewannen, der Gedanke, daß sie nur Handlanger fremder Größe seien, die beste Freude an ihrer Arbeit verderben, und es konnte kein Land, über das der Gewaltherr seine Hand hielt, zu fröhlichem Gedeihen kommen, weil er dessen Eigenthümlichkeiten und besondere Bedürfnisse nicht achtete, wie ihm denn alle Staaten überhaupt nur Bausteine seiner Größe waren, die er heute aufthürmte und morgen wieder zerstörte.

Als Musterstaat der mit „aufgeklärtem Despotismus“ regierten Rheinbundstaaten galt Westfalen, das neugeschaffene Königreich mit zwei Millionen Einwohner auf 688 Geviertmeilen. Es wurde mit den trefflichsten Einrichtungen beglückt. Gleichheit vor dem Gesetze, freie Religionsübung, Aufhebung der Privilegien und überhaupt der feudalen Zustände, gleiche Besteuerung, Einführung des in vieler Beziehung ausgezeichneten Gesetzbuchs, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Justizverfahrens mit Schwurgerichten in Kriminalsachen, Civilehe — Das waren in der That keine zu verachtenden Dinge. Aber wie vertrugen sich mit diesem stolzen Programme die ganze bureaukratische, alles Gemeindeleben erstickende Verwaltung, der strenge Polizei- und Militärstaat, der das Volk nicht frei aufathmen ließ, und die Söhne des Landes zwang, ihr Blut in fremden Landen für die fremde Sache des Eroberers zu verspritzen; wie vertrugen sich damit der leichtfertige Hof, welcher Kassel vorübergehend zu einem Pfuhle der Liederlichkeit machte; die französischen Beamten, welche, des Landes und seiner Sprache unkundig, mehr um sich zu bereichern als um Gutes zu schaffen kamen, und die Legion der Glücksritter und der Schmarotzer, die der König zum Verderben seiner Unterthanen um sich sammelte? Wahrlich, das Glück des Landes existirte allein im westfälischen Moniteur, jener kasselschen Zeitung, worin der königliche Hofjournalist sein Lügengespinnst ausbreitete.

Wir müssen hier der Schicksale einiger anderer europäischer Staaten und ihrer Stellung zu Napoleon mit einem Worte gedenken. Daß **Dänemark** sich in die Arme Frankreichs warf, nachdem ihm England seine Flotte geraubt hatte, ist schon erwähnt. In **Schweden** beharrte **Gustav** IV., ein starrköpfiger, wunderlicher Mann, auf seinem Hasse gegen das napoleonische Frankreich, während die Nation in freundschaft-

liche Beziehung zu dem Kaiser zu treten wünschte. Bald zerfiel er auch mit Rußland und Dänemark, worauf Jenes Finnland an sich riß. Eine Verschwörung des Adels und des Heers gegen Gustav kam 1809 zum Ausbruche; der König mußte für sich und seine Nachkommen dem Throne entsagen, und sein bejahrter Oheim, ein schwacher, kinderloser Mann, bestieg als Karl XIII. den Thron. Dieser schloß mit den bisherigen Feinden Schwedens Frieden, indem er Rußland die unschätzbare Eroberung überließ und den Engländern seine Häfen zu sperren versprach. Der Reichstag hatte den hoffnungsvollen Prinzen Christian August von Holstein-Augustenburg zum Nachfolger erkoren. Als Dieser im Mai 1810 plötzlich starb, fiel die Wahl auf den französischen Marschall Bernadotte, der in den französischen Kriegsjahren Gelegenheit gehabt hatte, sich die Gunst der Schweden zu erwerben. Napoleon, welcher ahnte, daß der neue Kronprinz selbstständig regieren werde, gab halb widerwillig seine Zustimmung.

Nach dem preußisch-russischen Kriege wandten sich die französischen Waffen nach der pyrenäischen Halbinsel. Napoleon wollte Portugal in das Kontinentalsystem hineinziehen; der schwache Prinzregent Johann zauderte, da die Engländer mit Wegnahme der Kolonien drohten. Sofort rückte ein Heer unter Junot heran, und Napoleon erklärte: das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren. Im November 1807 schiffte sich Johann mit seinem Hofe und den Schätzen seines Staates nach Rio Janeiro ein; drei Tage darauf betraten die Franzosen Lissabon. Ergrimmt über seinen Regenten erhob das Volk keinen Widerstand; als es sich dann von Frankreich schmählich ausgebeutet sah, wandte sich sein Haß gegen die neuen, härteren Bedrücker; es warf sich den Engländern in die Arme, und Diese begannen von Portugal aus einen langwierigen Landkrieg gegen das Kaiserreich, der, wie wir unten sehen werden, sich bald über die ganze pyrenäische Halbinsel verbreitete.

Napoleons Einmischung in Spanien ward durch die charakterlose Haltung der dortigen Regierung und durch die Zerrüttung der königlichen Familie sehr begünstigt. Karl IV. hatte dem Günstlinge seiner Gemahlin Godoy die Zügel des Staats überlassen, und Dieser war anfangs dem Einflusse der französischen Politik gefolgt. Als aber die verwandte Herrscherfamilie in Neapel fiel, begann auch Spanien zu rüsten, und Godoy trug sich mit dem Gedanken, den Thron der spanischen Bourbonen, nach dem Beispiele des Hauses Braganza, in Amerika aufzurichten. Ein Aufstand, der deshalb in Madrid ausbrach,

bewog den König im März 1808 abzudanken und das Reich seinem Sohne Ferdinand zu übergeben. Dies Zerwürfniß war Napoleon willkommen, um sich als Schiedsrichter aufzuwerfen; er lockte, nach Besetzung Madrids durch ein französisches Heer unter Murat, welches Spanien — angeblich auf dem Durchmarsche nach Portugal — betreten hatte, Ferdinand nach Bayonne, wo auch Karl IV. sich einfand. Hier ließ sich der Letztere von dem Kaiser bewegen, seine Verzichtleistung zu Gunsten seines Sohnes zu widerrufen und dagegen die Krone Spaniens und Indiens auf Napoleon zu übertragen; Ferdinand willigte ein, und das spanische Königshaus begab sich nach Frankreich in die Verbannung.

Napoleon setzte darauf seinen Bruder Joseph zum Könige von Spanien ein, und gab den hierdurch erledigten Thron Neapels seinem Schwager Murat. Eine über ganz Spanien verbreitete Volkserhebung war die Folge dieser That niedriger List und empörender Gewalt. Die spanischen Bauern setzten den sieggewohnten Truppen Napoleons einen furchtbaren Widerstand entgegen; bei Baylen gerieth sogar im Juli ein Heer von 21,000 Franzosen in Gefangenschaft. Da beschloß England, den Feind Europas in der pyrenäischen Halbinsel zu bekriegen, und Wellesley (nachmals Herzog von Wellington) landete im August 1808 in Oporto und trieb Junot aus Portugal. An demselben Tage mußte Joseph, der neue König Spaniens, Madrid räumen, in das er, von einem ansehnlichen französischen Heere geleitet, erst vor kurzem eingezogen war. Eine Centraljunta nahm die Regierungsangelegenheiten in die Hand, und rief die Spanier zur allgemeinen, geordneten Bewaffnung auf. —

Um diese Zeit (September 1808) befand sich Napoleon auf dem Kongresse zu Erfurt, von den Rheinbundsfürsten, zu denen nun auch der Großherzog von Würzburg und die beiden Herzoge von Mecklenburg gehörten, und den Abgesandten Oestreichs und Preußens umringt. Er hatte den Kaiser Alexander nach dieser Stadt zu sich eingeladen, um den neuen Freund als Hüter des Nordens aufzustellen, damit er selber — von dort ungestört — den widerspänstigen Süden Europas zu Boden werfen könnte. So war es ihm möglich, einen guten Theil seiner Streitkräfte aus Deutschland zu ziehen und über die Pyrenäen zu schicken. Nachdem zuletzt noch Oldenburg dem Rheinbunde beigetreten war, verließ Napoleon Erfurt und erschien im November an der Spitze von 270,000 Mann in Spanien. Doch eilte er, als er dem Bruder

durch seine Siege Madrids Thore wieder eröffnet hatte, nach Frankreich zurück, da sich ein Krieg mit Oestreich vorbereitete.

Zwar wurde der spanische Krieg durch Soult und andere Generale mit Nachdruck und Glück fortgesetzt. Saragossa, das erst ein Jahr vorher unter Palafox den tapfersten Widerstand geleistet hatte, wurde im Februar 1809, nach abermaliger, heldenmüthiger Vertheidigung unter demselben Kommandanten, erobert, und die Franzosen bemächtigten sich eines großen Theils der Halbinsel. Als aber der vorsichtige Wellington im April 1809 den Oberbefehl über die englischen Streitkräfte auf der Halbinsel erhielt und dem Aufstande Spaniens und Portugals eine mächtige Stütze bot; als der Guerillakrieg, der mit unglaublicher Erbitterung und Grausamkeit geführt wurde, an Umfang und Gefährlichkeit wuchs: verloren die Franzosen eine Stellung um die andere; Joseph sank immer mehr zum bloßen Schattenkönig herab, bis endlich, wie unten erzählt werden soll, die französischen Waffen gänzlich erlagen. Uebrigens wurde in diesem langwierigen Kriege das Blut vieler tapferer Deutschen vergossen, und zwar auf französischer, wie auf spanisch-englischer Seite: war ja doch der Kampf von Deutschen gegen Deutsche seit der Stiftung des Rheinbundes hergebrachte Sache. Ein sehr beträchtlicher Theil der französischen Truppen, die in Spanien fochten, war nämlich von den Fürsten dieses Bundes — jedoch nicht von bairischer Seite — gestellt worden, und unter den englischen Fahnen kämpfte die aus Hannoveranern bestehende deutsche Legion, eine Schar von Helden, welcher Wellington gar manches Blatt in seinem Ruhmeskranze verdankt.

In Rom herrschte seit dem Anfange dieses Jahrhunderts Pius VII., der nach dem Tode des gefangenen Pius VI. zu Venedig zum Papst erwählt worden war. Die selbstständige Politik, die er einzuhalten suchte, erbitterte Napoleon, den es nach dem römischen Kaiserthume Karls des Großen gelüstete. Als Pius sich weigerte, den Engländern seine Häfen zu schließen, ließ der Kaiser Rom 1808 besetzen, und den standhaften Papst, der den Bann gegen ihn ausgesprochen hatte, nach Savona im Genuesischen in die Verbannung führen. Der Kirchenstaat wurde 1810 in Gestalt zweier Departemente: „Rom" und „Trasimen", Frankreich einverleibt und die Stadt Rom zur zweiten des Kaiserreichs erklärt.

Indem unsere Erzählung sich wieder zu Deutschland wendet, drängt sich uns die Bemerkung auf, daß kein Abschnitt deutscher Geschichte dringender zu uns spricht, und das Wort Attinghausen's: „Seid einig,

einig!" uns nachdrücklicher zuruft, als die fünfzehn ersten Jahre unseres Jahrhunderts. Sie stellen das aufgelöste und dann wieder vereinigte Pfeilbündel der Fabel dar. Nachdem Oestreich und Preußen, eins um das andere, 1805 und 1806 in den Krieg gegangen und dem neuen Cäsar nach einander erlegen waren: sehen wir 1809 Oestreich wieder einzeln die Waffen erheben. Zwar hatten Stein und seine Gesinnungsgenossen längst dahin gearbeitet, Preußen, wenn auch noch aus frischen Wunden blutend, mit in den Kampf zu ziehen. Der scharfblickende Staatsmann glaubte überhaupt nicht an die Dauer des „bonapartischen Gebäudes." „Es beruht, sagt er in einem Briefe aus diesem Jahre, auf zu fauler Grundlage, auf Gewalt und den gemeinsten Regierungskünsten; es liegt im ganzen nicht ein Zug von Menschlichkeit, Größe und Edelmuth; Alles ist auf den Einzelnen, auf seine Umgebungen mit dem knechtischen Sinne berechnet. Es bleibt aber ein großes Unglück, wenn eine Zeit lang alle Macht, aller Einfluß in den Händen dieses Mannes, seiner deutschen und ausländischen Hospodare und deren niederträchtigen Gehülfen bleibt. Allerdings wird der Unwille täglich allgemeiner und heftiger; er fühlt es, und diese Ansicht wird ihn hartnäckiger auf Vernichtung alles Dessen bestehen machen, woran sich irgend ein Widerstandsversuch anlehnen kann. Daher ist es thöricht, an irgend einen erträglichen Friedenszustand zu denken."

Stein war demnach entschieden der Ansicht, man müsse bis zum Untergange kämpfen und lieber mit Ehren zu Grunde gehen, als mit Unehre sein Dasein dahin schleppen. Wäre der treffliche Mann in Preußen am Ruder geblieben, er würde wahrscheinlich die beiden deutschen Großmächte zum gemeinsamen Handeln vermocht haben, und die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche, wofür sich damals Oestreich und Preußen gleich eifrig erhoben, und welche auch bei den Rheinbundstaaten vielen Anklang gefunden haben würde, wäre vielleicht schon 1809 ohne fremde Hülfe gelungen; unser Sieg würde nicht durch die Selbstsucht unserer Verbündeten verkümmert worden sein; Deutschland, allein durch eigene Kraft emporgestiegen, würde eine Stellung in Europa genommen haben, die der ihm innewohnenden Machtfülle besser entsprochen hätte. Aber es sollte nicht sein; der kostbare Augenblick ging, wie vorher und nachher so mancher andere, ungenützt vorüber. Ein Altenstein und die Männer, welchen jetzt Friedrich Wilhelm wieder sein Ohr lieh, waren von der großen Politik eines Stein weit entfernt; man wollte Oestreich erst im vollen Besitze des Sieges

sehen, bevor man sich ihm anschloß, und alle Aufforderungen des wiener Kabinets blieben ohne Erfolg.

Erzherzog Karl hatte eine ansehnliche Streitmacht in Bereitschaft gesetzt; aber es fehlte an Verbündeten, und seine Hoffnungen auf das Gelingen des gefährlichen Kriegs waren gering. Ueber die Vorgänge auf der pyrenäischen Halbinsel hatten sich, obschon die Zeitungen nur Siege Frankreichs melden durften, in allen Kreisen die aufregendsten Gerüchte verbreitet. Das wiener Kabinet faßte den Gedanken, die frische Volkskraft Oestreichs wach zu rufen und eine freiwillige Erhebung der Massen zu begünstigen. Erzherzog Johann ging besonders darauf aus, in den kaiserlichen Alpenländern, jenen großen Naturfestungen, den Brand zu entflammen. Ende März trat Franz mit einer Erklärung, welche die Beschwerde Oestreichs gegen Napoleon enthielt, vor seine Völker; ein Aufruf aus der gewandten Feder des Diplomaten Gentz, der damals noch der guten Sache diente, wurde an die deutsche Nation gerichtet. Es war eine ganz neue Waffe, den Volksgeist Deutschlands durch Schriften aufzuregen. Ein Heerbefehl des Erzherzogs sprach sogar von der Freiheit Europas, die sich unter Oestreichs Fahne geflüchtet habe und durch sie auf Erlösung hoffe. Der Zeitpunkt für den Krieg war wohl gewählt, da Napoleons Waffen jenseits der Pyrenäen schwere Arbeit hatten, und er jetzt seine Kräfte nach zwei sehr weit auseinanderliegenden Seiten wenden sollte. Der spanische Krieg war zu einer Bedeutung gelangt, von der man anfangs keine Ahnung hatte; er blieb eine offene, zehrende Wunde für Frankreich. Die ungeheuern Opfer an Menschen und Geld, die er verlangte, begannen nun auch in Frankreich eine Gährung der Gemüther hervorzurufen; schon fing man an, den Kaiser mit mißgünstigen Augen zu betrachten; denn ein Volk — und wäre es auch so eitel, wie die Franzosen — läßt sich auf die Dauer mit bloßem Ruhme nicht speisen. Desto größer waren die Anstrengungen, die der geniale Despot machte, um diesem neuen Sturme zu begegnen. Schon von Spanien aus hatte er die Rheinbundfürsten zur Kriegsrüstung aufgefordert, und Diese hatten in ihrer Verblendung mit großem Eifer dem Rufe Folge geleistet. Ein volles Drittheil des Heeres, das er jetzt heranführte, um die deutsche Großmacht niederzuwerfen, bestand aus Deutschen! Ehe diese vom Westen her eindringende Armee zur Stelle sein konnte, erschien Davoust mit den Streitkräften, die bisher gegen Norddeutschland gedient hatten, indeß die Plätze an der Weichsel und Oder von sächsisch-polnischen Truppen besetzt gehalten wurden. An-

fangs hegte der Erzherzog den Plan, von Böhmen aus über Davoust herzufallen und ihn mit seiner Uebermacht zu erdrücken, bevor er sich mit dem Heere aus Westen vereinigen konnte. Aber man rüstete und zögerte so lange, bis es damit zu spät war.

So begann der Krieg im April in Baiern; Karl überschritt mit der Hauptmacht am 9ten die Grenze, während Feldmarschallleutnant Chasteler in Tirol, Erzherzog Johann in Italien und Erzherzog Ferdinand im Großherzogthume Warschau einrückten. Die langsamen Bewegungen der Oestreicher, die sich vielleicht zum Theil aus Karls Kränklichkeit erklären lassen, hatten Napoleon Zeit gelassen, die Lücken seiner Heerstellung zu füllen; er handelte in allem nach den Worten seines Tagesbefehls: „Ich komme mit der Schnelligkeit des Blitzes." Mit gewohnter Meisterschaft führte er seinen Plan, der auf eine Durchbrechung des östreichisches Heeres ging, aus, und siegte mit seinen würtembergischen und bairischen Regimentern, die in seiner Hand eben so treffliche Werkzeuge des Krieges waren, als die Truppen französischer Nation, vom 19.—23. April bei Hausen (oder Tann), Abensberg, Landshut und Eggmühl, indem er seinen Feind in lauter zerstreuten Gefechten überraschte, und in seiner Ueberlegenheit die vereinzelten Abtheilungen aufrieb. Was half da die östreichische Tapferkeit, die namentlich bei Hausen und Eggmühl in vollem Lichte glänzte, so daß sogar am letztgenannten Orte das Fußvolk des Marschalls Lannes nicht umhin konnte, einem Reiterangriffe der Oestreicher durch Klatschen seinen Beifall zu zollen? Der ganze linke Flügel der Oestreicher war von der Hauptarmee getrennt; ein volles Drittheil ihres trefflichen Heeres war vernichtet, bevor sie eine Hauptschlacht geliefert hatten. Was sollte da aus den Volkserhebungen oder gar aus dem noch immer gehofften Anschlusse Preußens werden? Nahm ja doch der Erzherzog über Regensburg, das den Franzosen glücklicher Weise entrissen worden war, schon wenige Tage nach dem Beginne des großen Kampfes seinen Rückzug nach Böhmen, indeß Napoleon auf der Straße nach Wien vordrang. Bei Ebelsberg hatten die Franzosen am 3. Mai noch ein äußerst hartnäckiges Treffen gegen Hiller, der die Trümmer des linken Flügels der Oestreicher führte, zu bestehen. Als auch dies Hinderniß weggeräumt war, trafen sie am 13. in der östreichischen Hauptstadt ein — am Tage, bevor Karl, Wien gegenüber, am linken Donauufer erschien: sie marschirten auf der Sehne des Bogens, den er auf seinem Umwege durch Böhmen beschrieb. Hiller vereinigte sich, die Donau überschreitend, mit dem Erzherzoge,

dessen Streitkräfte nun 70—80,000 Mann betrugen; dagegen zog Napoleon 90,000 Mann zusammen. Auf dem Marchfelde, das Habsburg's Ruhm erblühen sah, wollte er den Feind aufsuchen und zu Boden werfen. Das Zusammentreffen geschah den 21. und 22. Mai bei den Dörfern Aspern und Eßling, deren erstes der großen Schlacht den Namen gegeben hat. Die Franzosen gingen über die Donauinsel Lobau auf Brücken, die sie nach beiden Ufern geschlagen hatten. Was ihre Lage am ersten Tage erschwerte, war, daß der Erzherzog den Angriff begann, als ein guter Theil ihrer Streitkräfte noch zurück war. Mit furchtbarer Anstrengung und außerordentlicher Tapferkeit wurde um den Besitz der beiden Dörfer gestritten. Zwölf prächtige Kürassierregimenter Napoleons wurden von den Grenadieren Karls in ihrem Siegeslaufe, wie von einer eisernen Mauer, festgehalten, und mußten, nachdem 3000 dieser stolzen Reiter niedergestreckt waren, die Flucht ergreifen. Der Feind, der Aspern im ersten Anlaufe genommen hatte, wurde sechsmal an diesem Tage herausgeworfen, und mußte das Dorf mit Einbruch der Nacht den Oestreichern überlassen; dagegen hielt er sich im Besitze von Eßling. Um die Schiffbrücke, welche der Feind vom rechten Donauufer über den Hauptarm des Flusses nach der Lobau geschlagen hatte, zu zerstören, hatten die Oestreicher brennende und schwer beladene Fahrzeuge den hochgeschwollenen Strom hinabtreiben lassen; am Abend war der Uebergang unterbrochen, in der Nacht wurde er nothdürftig wieder hergestellt.

Am zweiten Tage waren die Franzosen ihren Gegnern wenigstens gleich; es wiederholte sich vom frühen Morgen an der hartnäckige, blutige Kampf um die Dörfer, ohne daß ein Feind dem andern Etwas abzuringen vermochte. Vergebens suchten die Franzosen das Centrum der Oestreicher zu durchbrechen. Vierhundert Feuerschlünde, auf einem kleinen Raume vereinigt, spieen ihre Eisenbälle gegen einander; nie hatte man einen so furchtbaren Kanonendonner gehört. Als das Fußvolk von Hohenzollern's Corps, das nun den zweiten Tag kämpfte, tief erschöpft, nach der rühmlichsten Gegenwehr, zu wanken begann: ergriff Karl selber eine Fahne und riß die Müden zu neuem Widerstande empor. Frische Bataillone langten an; die Franzosen mußten weichen. Dagegen hielt ihr rechter Flügel Stand; fünfmal stürmten die Oestreicher Eßling diesen Tag, wohl drangen sie in das Dorf, aber sie vermochten nicht den Feind aus einigen festen Gebäuden, die er besetzt hielt, zu verdrängen. Erschöpfung und Mangel an Schießbedarf hatte endlich die Kräfte beider

Heere erschöpft. Was Napoleon bewog, die Schlacht Nachmittags abzubrechen, war außerdem noch die Besorgniß, wegen gestörter Verbindung über den Hauptarm der Donau von seinen Reserven und seinem Kriegsbedarfe abgeschnitten zu werden. Den Rückzug der Franzosen auf die Lobau deckte Marschall Massena mit größter Umsicht und Ausdauer, wofür er später zum Fürsten von Eßling erhoben wurde. Das blutende Heer war auf der großen, öden Insel vor den Kugeln und Bayonneten der Oestreicher sicher, es litt aber, da die Schiffbrücke nach dem rechten Ufer erst in zwei Tagen wieder hergestellt war, den empfindlichsten Mangel an Lebens- und Verpflegungsmitteln. Verzehrender Hunger und Durst trieb sie Pferdefleisch zu essen und von dem lehmigen Wasser der Donau zu trinken, welche die Leichen der Erschlagenen in Menge vorüber trieb. Napoleon selber war in einem Kahne nach Kaisersebersdorf ans rechte Ufer gefahren, und fiel dort, nachdem er die nothwendigsten Anordnungen getroffen hatte, in einen langen, todähnlichen Schlaf. Der Verlust, den beide Heere erlitten hatten, war ungeheuer. Die Nachrichten darüber sind — von Napoleons mit Fabeln erfüllten Bülletins gar nicht zu reden — sehr weit auseinander gehend; schwerlich werden wir zu hoch greifen, wenn wir ihn auf 50,000 Mann angeben.

Wurden auch die Franzosen in der Schlacht bei Aspern nicht überwunden, so hatten sie doch eine große moralische Niederlage erlitten. Napoleon war für seinen verwegenen Angriff bitter bestraft; der Eindruck der Schlacht bei Eylau hatte sich hier in höherm Grade wiederholt; die Glorie der Unbesiegbarkeit war zerstört; Europas Hoffnungen, der Bande des Tyrannen ledig zu werden, wachten mächtig wieder auf.

Unterdessen war Erzherzog Johann im April in Italien eingerückt, er hatte den Vicekönig Eugen bei Sacile in Friaul geschlagen und bis Verona zurückgedrängt. Als Dieser sich dann verstärkte, mußte Johann seinen Rückzug antreten, und ging nordwärts tiefer in die Gebirge zurück. Obgleich der Ueberzahl weichend, ließen es die Oestreicher keineswegs an Tapferkeit fehlen; die Vertheidigung der zwei Forts Malborghetto und Pedril auf der Grenze von Kärnthen 15.—18. Mai durch die Hauptleute Hensel und Herrmann, welche nach verzweifelter Gegenwehr mit ihrer Besatzung den Heldentod starben, glänzt in der Geschichte in unvergänglichem Ruhme. Johann wandte sich durch Kärnthen und Steiermark nach Ungarn, wo er den 14. Juni, am Jahrestage von Marengo und Friedland, bei Raab von

dem ihm folgenden Vicekönig geschlagen wurde, der dann seine Streitkräfte mit denen Napoleons vereinigte.

Wir werden Erzherzog Johann später wieder bei der Schlacht bei Wagram begegnen, bemerken aber hier schon, daß, zum Schaden der östreichischen Sache, kein rechter Zusammenhang zwischen seinen Unternehmungen und denen seines Bruders Karl war; daß namentlich Johann nicht immer mit der rechten Willfährigkeit und Schnelle den Befehlen des Generalissimus nachgekommen zu sein scheint.

Auch die Waffen des Erzherzogs Ferdinand hatten anfangs guten Fortgang; Warschau fiel im April in die Hände der Oestreicher, mußte aber nach einigen Wochen wieder aufgegeben werden, als die Polen unter Poniatowski lebhaften Widerstand erhoben, und einen Einfall in Galizien machten. Der russische Kaiser war durch einen Vertrag verpflichtet, Napoleon Hülfe zu leisten; aber er ließ eine nur schwache Streitmacht in dem östreichischen Polen einrücken, welche zudem sehr wenig Lust bezeigte, gemeinschaftliche Sache mit dem alten Erbfeinde zu machen. Von der Heerfahrt der Oestreicher in Tirol werden wir weiter unten hören.

Wir kehren zum Marchfelde und der Lobau zurück. Wenn auch Erzherzog Karl nicht im Stande war, unmittelbar nach der Schlacht bei Aspern Etwas gegen den Feind zu unternehmen: so ist es doch auffallend, daß er auf längere Zeit dessen Ruhe nicht störte. Vielleicht bewog ihn dazu die Hoffnung auf eine günstige Entwicklung der politischen Begebenheiten und die Ansicht, daß diese Pause ihm günstiger als seinem Feinde sei — was jedenfalls eine doppelt falsche Rechnung war. Unterdessen gewann Napoleon Zeit, durch großartige Brückenbauten die Verbindung der Insel mit beiden Ufern zu sichern und die Stellung seines Heeres überhaupt in einen furchtbaren Vertheidigungszustand zu setzen. Nach einer sechswöchentlichen Waffenruhe, die natürlich von beiden Seiten zur Verstärkung der Streitkräfte benutzt worden war, brach der französische Kaiser endlich von der Lobau auf, indem er, die östreichischen Verschanzungen umgehend, unerwartet weiter abwärts als das erstemal ans linke Donauufer übersetzte, und sogleich eine Aufstellung nahm, die ihm die größten Vortheile gewährte. Der Uebergang geschah Abends den 4. Juli unter Sturm und heftigen Regengüssen. Die Schlacht, die nach dem Dorfe Deutsch-Wagram benannt wird, begann am Abend des 5. Juli und endete Mittags den 6. Napoleons Streitkräfte betrugen 180,000 Mann mit 660 Geschützen, die des

Erzherzogs 137,000 Mann mit 400 Geschützen. Es war der Plan Karls, nachdem es ihm mißlungen war, den Feind am Donauübergange zu fassen, sich auf dessen linken Flügel zu werfen, ihn von der Donau abzuschneiden und durch Zerstörung der Brücken seiner Verbindungen zu berauben. Dabei war auf das zeitige Erscheinen des Erzherzogs Johann gerechnet, der mit 22,000 Mann von Preßburg heranziehen sollte. Napoleon erkannte in Wagram, das im Centrum des östreichischen Heeres lag, die Handhabe des Siegs. Konnte er dies befestigte Dorf in seine Gewalt bringen, so war das blutige Spiel für ihn gewonnen. In dieser Richtung ging also die Massenbewegung der französischen Armee am 5. Juli, und es war schon Abend, als die ungeheuern Heeresmassen sich gegenüberstanden. Noch um 7 Uhr gab der siegbegierige Kaiser das Zeichen zum Angriffe; es entspann sich ein Kampf von furchtbarer Heftigkeit; die Wage des Glücks stieg auf und nieder. In einem Augenblicke der Gefahr eilte der Erzherzog selbst herbei, und führte die erschütterten Regimenter von neuem dem Feuer des Feindes entgegen; in dem Getümmel der Schlacht erhielt er eine leichte Wunde und entging nur mit Noth der Gefangenschaft. Endlich wichen die Franzosen, und nur die Dunkelheit der Nacht bewahrte sie vor einer völligen Niederlage. Noch spät um Elf unternahm Bernadotte einen Angriff auf Wagram mit sächsischen und französischen Bataillonen, die, von verschiedenen Seiten eindringend, im Dunkel auf einander feuerten, und verwirrt aus dem brennenden Dorfe sich zurückzogen. Am folgenden Tage war es der Erzherzog, der den überlegenen Feind angriff. Sein Schlachtplan, den er in der Nacht entworfen hatte, wurde — vielleicht ohne seine Schuld — ungenau ausgeführt, so daß die Truppenkörper, die er in den Kampf führte, nicht in dem gehörigen Zusammenhange wirkten. Dennoch gelang es, die Franzosen aus dem Dorfe Aderklaa, welches der verwundete, aus einer Kalesche kommandirende Massena genommen, wieder herauszuwerfen und in die Ebene zurückzutreiben. Unglücklicherweise war die Stellung der Oestreicher zu weit ausgedehnt, so daß es Napoleon möglich wurde, sie zu durchbrechen. Er machte einen geschickt verdeckten, von 100 Geschützen unterstützten Angriff von größter Gewalt auf die Linie der Gegner, die an diesem Punkte viel schwächer war. Die Oestreicher widerstanden mit äußerster Anstrengung, in vergeblicher Hoffnung auf das Erscheinen des Erzherzogs Johann, welcher der Schlacht eine günstige Wendung hätte geben können. Endlich traten sie, in guter Ordnung, wie auf dem Exercirfelde, den

Rückzug an. Sie waren kaum besiegt zu nennen; ihre großen Verluste, die denen der Schlacht bei Aspern ungefähr gleich kamen, wurden durch die des Feindes aufgewogen; ja, sie führten noch erbeutete Kanonen, 12 Adler und 7,000 Mann Gefangene mit sich. Napoleons Beute waren 9 Geschütze und eine Fahne. Nachmittags um fünf Uhr, als die Schlacht seit einigen Stunden entschieden war, erschien Erzherzog Johann in Siebenbrunn; es blieb ihm Nichts übrig, als wieder nach Ungarn zurückzukehren.

Jedenfalls war die Besiegung der Oestreicher bei Wagram, ihrer politischen Bedeutung nach, eine Niederlage. Europa sah in ihr den Schluß des bei Aspern abgebrochenen Kampfes; Geschick und Glück hatten wieder für Napoleon entschieden.

Fünf Tage später kam es bei Znaym auf der mährischen Grenze, wohin Napoleon dem Erzherzoge nachgefolgt war, noch einmal zu einem Kampfe, der aber durch die plötzliche Nachricht von einem Waffenstillstande unterbrochen wurde. Fürst Liechtenstein war aus dem östreichischen Hauptquartiere zu Napoleon geschickt worden, um ihn anzubahnen; der Erzherzog selbst neigte, im Gegensatze zu seinen Generalen, zum Frieden. Dieser am 12. Juli abgeschlossene Waffenstillstand, der einen Monat und 14 Tage dauern sollte, hatte einen nachtheiligen Frieden, von dem wir unten zu berichten haben, zur Folge. In tiefer Verstimmung legte Karl am 31. Juli seinen Oberbefehl nieder, und zog sich auf immer ins Privatleben zurück; selbst an den Befreiungskriegen hat er später keinen Theil genommen.

Während so der Erzherzog — bis dahin als Napoleons bedeutendster Gegner — im ehrenvollen Kampfe den Kürzern zog, scheiterten auch anderswo kleinere gegen die fremde Zwingherrschaft gerichtete Unternehmungen. Schon als Vorboten der großen Bewegung vom Jahre 1813 nehmen dieselben unsere Theilnahme in Anspruch.

Ueber einen großen Theil Deutschlands hatten die Patrioten ein Netz von Einverständnissen gebreitet; die Ungeduldigen hielten die Zeit für günstig, auch mit kleinen Mitteln Etwas zu unternehmen. Da durch den doppelten Krieg in Spanien und an der Donau Napoleon, wie wir oben gesehen haben, genöthigt war, die französischen Truppen in Norddeutschland beträchtlich zu vermindern: so befand sich in Magdeburg nur sehr schwache Besatzung. Ueberdies bestand das dem neuen Königreiche Westfalen abgedrungene Heer größtentheils aus ungeübten Mannschaften. Hätte England in jenen Gegenden Truppen gelandet, es

wäre ihm bei der nachhaltig zähen Kraft, die dem Norddeutschen eigen ist, leicht gewesen, einen langwierigen Volkskrieg zu entzünden und damit Europa und sich einen großen Dienst zu erweisen. Statt Dessen zog es vor, 40,000 Mann auf der holländischen Insel Walcheren auszuschiffen; wobei es auf eine Wegnahme der französischen Flotte in der Scheldemündung abgesehen war. Leider wurde das Unternehmen so ungeschickt angegriffen, daß es gänzlich scheiterte.

Unter Denen, die es versuchten, im nördlichen Deutschland einen Aufstand zu erregen, treten Hauptmann von Katt und Oberst von Dörnberg hervor. Katt, ehemals Offizier in preußischen Diensten, erschien im April mit einigen Kameraden in der Altmark, und rief dort die Bevölkerung zur Theilnahme auf; aber sein Plan, die Festung Magdeburg, wo er Einverständnisse hatte, zu überrumpeln, mißlang. Einige Tage später versuchte Dörnberg, welcher vormals dem hessischen und preußischen Heere angehört hatte, und jetzt in westfälischen Diensten stand, nachdem er mit nahen und fernen Patrioten Verbindungen angeknüpft, und eine Anzahl Offiziere, Beamte und Bürgermeister für den Plan einer Volkserhebung gewonnen hatte, einen Aufstand; er trug sich dabei mit der Hoffnung, die Truppen zum Abfalle zu bringen, König Hieronymus in Kassel gefangen zu nehmen und die westfälische Regierung zu stürzen; da er aber kein Gehör bei der Masse der Soldaten fand, mußte er, gleich Katt, seine Rettung in der Flucht nach Böhmen suchen.

Weit größere Theilnahme in Deutschland gewann der Major Ferdinand von Schill, den wir schon bei der Belagerung von Kolberg als kühnen Parteigänger wichtige Dienste leisten sahen. An der Spitze seines Freicorps, das der König zum zweiten brandenburger Husarenregimente erhoben hatte, und seines Fußvolks, das den Namen „Bataillon Schill" führte, zog er im December 1808, nachdem die Franzosen Berlin geräumt hatten, von allen Truppen zuerst unter dem Jubelrufe des Volks in die Hauptstadt ein. Schill stand dem Tugendbunde nah und war mit Dörnberg in Verbindung; er brannte, sein Vaterland von den Fesseln, in denen es schmachtete, zu befreien. Kühnes Wagen war seiner Natur gemäß, und sein Wahlspruch lautete: „Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende". Seine Ungeduld wuchs, als Preußen an dem östreichischen Kriege nicht Theil nahm. Hierzu kam, daß die Franzosen von den Verbindungen, die er in Westfalen unterhielt, Kunde erhalten hatten, wodurch sein Stand als preußischer Offizier gefährdet war, und ferner, daß sich das Gerücht von einer durch die Oest-

reicher gewonnenen Schlacht in Berlin verbreitet hatte. Ohne Wissen des Königs rückte der tapfere Mann am 28. August mit seinem aus vier Schwadronen Husaren und Jägern bestehenden Regimente, angeblich zum Exerciren, aus Berlin. Als er den Leuten dann offen sagte, daß es gegen die Franzosen gehe, rief Alles Beifall. Ein Offizier, der ihm mit dem Befehle zur Umkehr nachgesendet wurde, fand kein Gehör. Sein Marsch ging über Wittenberg, dessen Kommandant ihm den Durchzug gestattete, nach Dessau und Bernburg. Ein Streifcorps nahm, von den Einwohnern mit begeisterter Freude begrüßt, die Stadt Halle, indem es die kleine westfälische Besatzung daselbst entwaffnete. Nun erst erhielt Schill die Nachricht, daß Dörnberg's Unternehmen gescheitert sei, und daß der Krieg an der Donau einen unglücklichen Verlauf nehme. Jetzt stand der kühne Auszug als ein vereinzeltes Unternehmen ohne Aussicht auf Erfolg da. Schill versammelte seine Offiziere, unter denen sich auch der nachher viel genannte Lützow befand, zum Rathe; Alle waren für die Fortsetzung des Kampfes. Der Marsch ging jetzt auf Magdeburg. Bei Dodendorf traf er am 5. Mai auf Oberst Vautier, der mit sechs Kompagnien Westfalen und Franzosen und zwei Geschützen aus der Festung gegen ihn angerückt war. Schill's Versuch, die Westfalen für sich zu gewinnen, schlug fehl. Darauf sprengte er in heftigem Angriffe die Quarrés des Feindes, brachte ihm großen Verlust an Todten und Gefangenen bei und machte gute Beute. Doch war der Sieg nicht vollständig, da es ihm an Fußvolk fehlte, um die Franzosen aus ihrer letzten Stellung zu treiben; zudem hatte auch er empfindlichen Verlust, besonders an Offizieren.

Schill ging jetzt nordwärts nach der Altmark. Bei dem geringen Zuzuge, den er hatte, mußte es ihn doppelt freuen, als am 12. Mai bei Arneburg an der Elbe 160 Mann mit vier Offizieren von dem obengenannten Bataillon Schill zu ihm stießen, welche heimlich Berlin verlassen hatten, und dem geliebten Führer nachmarschirt waren. Unterdessen setzten König Jerôme und Napoleon alle verfügbaren Streitkräfte in Bewegung; 10,000 Francs Belohnung wurden für die Ablieferung des „Räubers Schill" geboten. Friedrich Wilhelm sah sich genöthigt, in einem Paradebefehle das Unternehmen seines Offiziers zu mißbilligen. Schill schlug den Weg nach der untern Elbe ein, um die Ostseeküste zu gewinnen und mit den britischen Schiffen in Verbindung zu kommen. Nach mancherlei Streifzügen und Kämpfen gelangte er, überall von den Feinden umschwärmt, nach Pommern und entriß am 25. Mai den

Franzosen Stralsund. Die reichen Kriegsbedürfnisse, die hier in seine Hände fielen, erhöhten seinen Muth. Er hoffte, den Platz halten zu können; aber er hatte nur 15—1600 Mann, von denen die Hälfte Reiter waren; wie sollte er da die zum Theil geschleiften Wälle vertheidigen? Und schon rückte am 31. Mai der Feind, 6000 Mann stark, unter Gratien heran; es waren meist Holländer, zu welchen Dänemark 1500 Mann hatte stoßen lassen. Nachdem es Denselben gelungen war, durch das knieper Thor einzubrechen, erhob sich ein blutiger Straßenkampf, wobei die heldenmüthigste Tapferkeit nichts Anderes mehr bezwecken konnte, als das Leben möglichst theuer zu verkaufen. Schill war von einem andern Thore, dessen Vertheidigung er leitete, herbeigeeilt, und bahnte sich mit einer kleinen Schar durch die engen Gassen seinen Weg. Mit starkem Säbelhiebe stürzte er den holländischen General Carteret vom Rosse, indem er auf gut soldatisch die Bitte hinzufügte, ihm oben Quartier zu bestellen. Darauf fiel auch er unter den Schüssen und Hieben der holländischen Jäger.

Von Schill's Corps ertrotzten 180 Reiter und einige hundert Fußsoldaten freien Abzug. Gegen 600 Mann, unter welchen 11 Offiziere, geriethen in Gefangenschaft. Von den Gemeinen und Unteroffizieren wurden 14 in Braunschweig erschossen; dasselbe Schicksal erlitten die 11 Offiziere in Wesel, nachdem sie ein aus französischen Militärs gebildetes Gericht, nach einem auf Räuber gemachten Gesetze, verurtheilt hatte. Mit unverbundenen Augen traten die in Jugend blühenden Männer den Kugeln der Mörder entgegen, riefen ihrem Könige ein Hoch und geboten dann selber Feuer. Einer, welcher, nicht zum Tode getroffen, noch stand, entblößte die Brust mit den Worten: „Hierher, Grenadiere!“ — und auch dies treue Herz schlug nicht mehr. Ich setze die Namen der edlen Märtyrer hierher: es waren zwei Brüder von Wedell, 20—23 Jahre alt, aus Pommern, die Leutnante von Keller, Jahn, Gabain, von Flemming, von Keffenbringk, von Drachenberg, Schmidt, Felgentreu und Galle. Die übrigen Gefangenen wurden nach Cherbourg und Brest gebracht, um als Galeerensklaven unter dem Auswurfe der Menschheit zu dienen. Dies Schicksal hatten auch drei zu Dodendorf gefangene Offiziere Schill's, unter denen ein dritter Bruder Wedell.

Klebt der Unternehmung des erst vier und dreißigjährigen Schill der Vorwurf der Unbesonnenheit an, so ist doch dieser Makel durch so viele Opfertode und Leiden reichlich getilgt. Ihr Blut war ein

Saatkorn der Freiheit, das tausendfältige Früchte getragen. Geibel hat Schill mit folgendem Liede würdig gefeiert:

O eine Eiche pflanzt auf diesen Hügel,
Die grünste sucht, so weit die Amsel ruft;
Sie streue Schatten auf des Helden Gruft,
Und Lieder rausch' in ihr des Windes Flügel.

Denn gleich dem Roß, das knirschet in die Zügel,
Und scharrt und stampfet, spürt es Morgenluft:
So wittert' er zuerst der Freiheit Duft,
Da Alles schlief, und schwang sich in den Bügel.

Fürwahr, o Schill, du warst ein echter Reiter,
Und schneller als die Zeiten rittst du gern;
Mit dir wie Blitze deine blanken Streiter.

Dein Jagdhorn klang: „Der Tag ist nicht mehr fern!"
Da ging der Morgen auf so roth und heiter;
Doch unter gingst du, schöner Morgenstern.

Hohen Ruhm gewann, neben Schill, bei mehr Glück der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels, der jüngste Sohn jenes Herzogs Ferdinand, der 1806 den Oberbefehl über das preußische Heer führte. Herzog Friedrich Wilhelm, vom 18. Jahre an in preußischen Kriegsdiensten, erbte 1805 das Herzogthum Oels in Niederschlesien und 1806, nach dem Tode seines Vaters, das Herzogthum Braunschweig, dessen Regierung er aber erst 1813 antreten konnte, da es dem Königreiche Westfalen einverleibt worden war. Er zählte jetzt 38 Jahre, und war ein stattlicher Kriegsmann von einfachem Wesen, der die Arbeit und die Noth des geringsten Soldaten zu theilen pflegte; ein Held, aus dessen ganzer Erscheinung die kühne Seele sprach. Das Unglück seines Hauses und die Schmach Deutschlands lasteten schwer auf ihm; die Trauerfarben, die er niemals ablegte, entsprachen der immer ernsten Stimmung seines Gemüths. Als der Krieg von 1809 bevorstand, bildete er, als Verbündeter des östreichischen Kaisers, zu Oels und später zu Nachod in Böhmen die bekannte, aus verschiedenen Truppengattungen zusammengesetzte schwarze Schar, „Legion der Rache" genannt. Die kampflustigen Männer Norddeutschlands, unter welchen auch Trümmer von Schill's Corps waren, strömten bei ihm zusammen; die Offiziere, größtentheils aus Preußen und Braunschweig kommend, waren in so großer Anzahl vorhanden, daß allein aus ihnen eine ganze Schwadron geschaffen wurde. Die Kleidung bestand in

schwarzen Schnürröcken mit weißem Todtenkopfe und dunklem Roßhaarbusche auf dem Czako.

In Verbindung mit einem von General Am-Ende schlecht geführten Corps Oestreicher, das nach der Schlacht bei Aspern einen Einfall in Norddeutschland versuchen sollte, erschien der Herzog in dem ziemlich truppenleeren Sachsen, besetzte den 11. Juni Dresden und elf Tage später Leipzig, mußte jedoch vor König Hieronymus, der mit 16,000 Mann von Kassel aufgebrochen war, sich zurückziehen, da Am-Ende vor lauter Vorsicht Nichts zu unternehmen wagte. Der Abschluß des znaymer Waffenstillstands nöthigte dann das östreichische Corps, seine Unternehmung aufzugeben. Da nun der Herzog an eine Fortsetzung des Kriegs nicht denken durfte, der Bedingung der Waffenruhe sich aber zu fügen verschmähte: so faßte er, um wenigstens mit Ehren vom Kampfplatze zu scheiden, den kühnen Entschluß, quer durch Norddeutschland nach der Wesermündung zu ziehen und von da nach England überzuschiffen. Wirklich brach er den 24. Juli von Zwickau auf, und marschirte unter beständigen Gefechten mit 560 Mann Reiterei, 1200 Mann Fußvolk und 4 Geschützen über Leipzig und Halle nach Halberstadt. Nachdem er dort ein westfälisches Regiment nach äußerst hartnäckigem Kampfe, der bis Nachts um zwei Uhr währte, aufgerieben: gelangte er glücklich, zum großen Jubel der Landeskinder, nach Braunschweig. Nahe an 200 Männer aus dieser Stadt folgten seiner Fahne. Als ihm dann der westfälische General Reubel am 1. August vor Braunschweig, bei dem Dorfe Oelper, mit 5000 Mann und 10 Geschützen, also über doppelt so stark, entgegentrat: brachte er Diesen nach fünfstündigem Gefechte — wobei dem Herzog ein Pferd unter dem Leibe todt geschossen wurde — zum Weichen. Da nun aber die Division Gratien in seinem Rücken erschien, galt es sich schnell aus der Schlinge zu ziehen. Wirklich gelangte er, den Feind über seinen Weg täuschend, über Hannover und Nienburg nach Elsfleth an die untere Weser, wo er in der Nacht vom 6.—7. August auf Handelsfahrzeugen, die er zu seinem Willen zwang, unter Segel ging. Von Bremerlehe an der Wesermündung eröffneten dieselben Dänen, welche auch zu Stralsund die Handlanger des Despoten gewesen waren, ein starkes Feuer auf die deutschen Helden; doch gelang es nur zwei Schiffe mit Gepäck und einigen Leuten zu erbeuten. Die Gefangenen, die sie machten, kamen auf die Galeeren oder wurden erschossen. Bei weitem die Meisten entkamen mit dem braunschweiger Löwen; ein britisches Geschwader nahm sie auf der hohen See auf und

führte sie nach England, wo den kühnen Männern ein begeisterter Empfang zu Theil wurde. Der Herzog nahm als Generalleutnant englische Dienste; die schwarze Schar trat in britischen Sold, und setzte später ihren Heldenkampf unter günstigeren Bedingungen in Spanien gegen die Franzosen fort.

---

23. Deutschlands Zerrüttung in den Jahren 1806 bis 1812.

Zweite Abtheilung.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war;
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar.
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland ach! in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tirol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten;
Ihm schien der Tod gering —
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tirol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah:
Da rief er aus: „Gott sei mit Euch,
Mit dem verrath'nen deutschen Reich
Und mit dem Land Tirol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor —
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

Dort soll er niederknien;
Er sprach: „Das thu' ich nit;
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz'.
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tirol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal;
Dann ruft er: „Nun so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!" (Mosen.)

Eine allgemeine Erhebung des Volkes fand in jener Zeit nur in Tirol Statt. Die treu an Oestreich hängende, von der Außenwelt und

jungen Zeit noch wenig berührte, in ursprünglicher Kraft blühende Bevölkerung dieses Landes hatte die bairische Beamtenherrschaft unter dem Ministerium Montgelas mit all ihren Neuerungen, welche, im grellen Widerspruche mit den Verheißungen, unter denen die Grafschaft übernommen worden war, standen, in stillem Ingrimm ertragen; besonders böses Blut hatte die rücksichtslose Behandlung der kirchlichen Verhältnisse bei den strenggläubigen Bauern gemacht. Man hatte die Prälaturen des Landes aufgehoben, ferner die Verpflichtung zum Kriegsdienste, die bisher in diesen Bergen nicht üblich war, als neues Gesetz aufgestellt, die ständische Verfassung aufgehoben, unbekannte, drückende Steuern auferlegt und sogar den geliebten alten Namen Tirol außer Gebrauch gesetzt. Unter diesen Umständen war es sehr natürlich, daß einzelne Mißvergnügte Verständnisse mit Oestreich unterhielten. Vor Allen galt Erzherzog Johann als Freund des Landes; in dem geheimnißvollen Briefwechsel, der mit Wien gepflogen wurde, hieß er der Bräutigam, der kommen werde, mit der Braut die blutige Hochzeit zu feiern. Der Gedanke, am eigenen Lande eine von der Natur geschaffene Festung zu besitzen, mußte einem Volke, wo der Bauer zugleich Schütze ist, den Aufstand näher legen als sonst wo; überdies stand das Beispiel der Spanier verlockend da.

Im Januar 1809 kamen drei tiroler Abgesandte nach Wien, unter ihnen der ein und vierzigjährige Andreas Hofer, Wirth zu St. Leonhard am Sand im Passeierthale, wo vielleicht die kraftvollsten, verwegensten Männer Tirols gedeihen. Hofer, bei seinen Landsleuten der Sandwirth, bei den französischen Truppen nachmals Sanvir geheißen, war das Bild eines echten Tirolers, von mächtigem Wuchse, breiter Brust, starken Gliedern und ausgezeichnet durch einen langen, vollen, schwarzbraunen Bart; daher sein Beiname der Bärtige (Barbone) bei den Italienern, die ihn schon vor dem Kriege als Pferde- und Weinhändler kannten. Hofer war ein redlicher, einfacher Mensch, der ein mannhaftes und doch weiches Herz in der Brust trug, und seiner Religion, seinem Heimatlande und seinem angestammten Kaiser unbedingt und völlig ergeben war bis zum Tode; kein Name stand beim Volke in so hoher Schätzung wie der seine. Da er 1796 unter den tiroler Freiwilligen als Schützenhauptmann gegen die Franzosen im Felde gestanden, war er auch im Kriege nicht ganz unerfahren. Dieser Mann sprach jetzt den Erzherzog Johann. Die Ausführung eines Aufstandes wurde verabredet, der von östreichischer Seite durch Truppen

unterstützt werden sollte. Die Abgesandten kehrten in ihre Berge zurück, und begannen die angesehensten Männer ihrer Bekanntschaft für den Plan zu gewinnen; Diese gaben dem Bunde weitere Ausbreitung, und am Ende theilten viele Tausende das Geheimniß, ohne daß den Baiern, den Beamten und Kriegsleuten, die das Land füllten, auch nur das Mindeste zu Ohren kam. Der 9. April war als der Tag, an welchem das Volk zu den Waffen greifen sollte, bezeichnet worden; durch alle Thäler hatte man Aufrufe verbreitet. Hofer selbst, um den sich einige tausend Mann geübter Schützen scharten, sprach am 8. vor dem Sandwirthshause zu den versammelten Streitern die kurzen, kräftigen Worte: „Morgen wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen, und Jedermann ermahnt, brav dreinzuschlagen." Die Theilnahme am Kampfe war dabei in Jedes Willen gestellt, und als ein Passeier fragte, ob er auch mitgehen müsse: gab der Sandwirth treuherzig zur Antwort: „Wer just will" — was Jenen gerade bewog, sich anzuschließen. Am 9. April, also an demselbe Tage, auf den der allgemeine Ausbruch des Aufstandes festgestellt war, rückte der oben erwähnte Oberstleutnant Chasteler unter unsäglichem Jubel der Einwohner, von Glockengeläute und Freudenschüssen geleitet, von Osten her in Tirol ein. Mit ihm kam der auch als Geschichtschreiber bekannte Freiherr von Hormayr, ein sehr rühriger aus Tirol gebürtiger Mann, welcher die Verwaltung des Landes im Namen Oestreichs übernehmen sollte.

Im Pusterthale, durch welches Chasteler herbeizog, entspann sich der erste Kampf. Der bairische Oberstleutnant Wreden, der mit 1300 Mann zu Brixen stand, hatte Truppen in jenes Thal geschickt, die jetzt bei den ersten Nachrichten von dem beginnenden Aufstande zurückgingen. Als sie nun die Rienzbrücke bei St. Lorenz abbrechen wollten, strömte am 10. April das Landvolk, durch die Sturmglocke unter die Waffen gerufen, an jenem Orte zusammen, unterlief die Kanonen und stürzte sie in die Rienz; bei der Sicherheit, mit welcher diese Bauern ihre Büchsen zu gebrauchen wußten, verloren die Baiern schnell viele Leute und zogen sich zurück, verfolgt von einer immer wachsenden Menge, deren Führer Peter Kemnater war, der ebenso tapfere als schöne zwei und zwanzigjährige Wirth aus Schabs. Nicht besser ging es dem Feinde, als er an der mühlbacher Klause und an der ladritscher Brücke, wo das Pusterthal in die Brenner-Straße mündet, sich behaupten wollte, obgleich Wreden aus Brixen Verstärkung sandte.

Zufällig langten zur selben Zeit in Brixen einige tausend Mann

Franzosen unter General Brisson an, welche, von Italien kommend, das Eisackthal hinaufmarschirten, um in Baiern zur großen Armee zu stoßen. Sie hatten sich bereits am 10. in den brixener Klausen blutige Köpfe geholt. Eine zweite Kolonne unter Lemoine, welche Brisson folgte, ging wieder zurück, um den Gefahren des Aufstands, der sich plötzlich wie ein Netz über ganz Tirol zusammenzog, noch bei Zeit zu entrinnen. Da jetzt auch Chasteler's Vortrab zum Vorschein kam, dachten Wreden und Brisson nur darauf, so bald wie möglich über den Brenner nach Innsbruck zu gelangen, wo die Hauptmacht der Baiern unter General Kinkel stand.

Unterdessen war in Sterzing am Fuße des Brenners ein neuer Schlag erfolgt. Dort lagen einige hundert Mann Baiern unter Major Speicher. Gegen sie rückte Hofer mit den Schützen vom Passeierthale, nachdem er am 10. den Jaufen überstiegen hatte. Auf dem sterzinger Moos erhob sich am Morgen des 11. ein erbitterter Kampf. Speicher führte eine Kanone mit, die den Haufen der Bauern Verderben drohte. Da ließ Hofer geladene Heuwagen als bewegliche Schanzen vorführen, hinter denen die Schützen Stellung nahmen. Diese Wagen wurden durch beherzte Mädchen gelenkt, von denen eine den Kämpfern zurief: „Frisch drauf los! Fürchtet Euch nicht vor den baierischen Dampfnudeln!“ Bald waren die Kanoniere weggeschossen; viele Offiziere, von den Schützen zur Zielscheibe erwählt, hatten dasselbe Loos. Vergeblich stellten sich die Baiern zum Viereck zusammen; nachdem die Hälfte ihrer Mannschaft todt oder verwundet war, mußte der Rest sich ergeben.

Als dann am Abende desselben Tages Brisson und Wreden in Sterzing anlangten, hatten sich die Bauern schon wieder in die Wälder zurückgezogen; jene Truppen brachten sogar die Nacht in dem Städtchen zu, ohne Etwas von dem Treffen oder den Gefangenen zu vernehmen, welche in der Nähe auf dem Schlosse Mareit durch Hofer's Schreiber Ennemoser, den tapfern innsbrucker Studenten, untergebracht worden waren. Am folgenden Tage zogen die Franzosen und Baiern weiter über den Brenner, von Hofer's wilder Jagd, die jetzt aufs neue hervorbrach, verfolgt, indem sie selber die wehrlosen Einwohner der Ortschaften, die sie durchzogen, ihren Grimm fühlen ließen.

Unterdessen war es auch im nördlichen Tirol um die ausbedungene Zeit lebendig geworden. Laufzettel mit den Worten: „Im Namen des Erzherzogs Johann, es ist Zeit!“ waren umgegangen; rothe Fähnchen

kamen auf Brettchen den Inn hinabgeschwommen, und nächtliche Feuerzeichen waren auf den Bergen sichtbar geworden. Aus allen Ortschaften sammelten sich die Schützen beim Rufe der Sturmglocken. Im Unterinnthale standen Joseph Straub, der wackre Kronenwirth von Hall, und Joseph Speckbacher, ein Bauer aus dem benachbarten Dorfe Rinn, an der Spitze. Der „speckbacher Seppel", wie der Letztere genannt wurde — ein Mann wie aus Eisen geschmiedet, so stahlfest waren seine Muskeln, dabei voller Thatkraft und Feuer — zählte damals 42 Jahre; er war in früheren Jahren Wildschütz gewesen, und konnte der Ulysses von Tirol heißen, so unerschöpflich war er an kühnen, listigen Anschlägen. Sie rückten am 11. vor Hall, das von 400 Baiern besetzt gehalten wurde. Speckbacher ließ, als es dunkelte, auf der einen Seite des Städtchens Wachtfeuer anzünden und überraschte auf der andern, von wo kein Angriff erwartet wurde, die Wache beim Thore. Hall wurde genommen und die Besatzung gerieth in Gefangenschaft.

Ein gleiches Schicksal drohte dem nahen Innsbruck; denn von allen Bergen stiegen auf leichten Füßen die stattlichen Schützen mit dem Stutzen und dem Spitzhute, woran Oestreichs Zeichen: die Pfauenfeder, prangte, zur Befreiung ihrer Hauptstadt nieder; zu Tausenden waren sie erschienen, um „die blutige Hochzeit" zu halten. General Kinkel hatte die Vertheidigung der Stadt dem tapfern Oberst Ditfurth überlassen. Dieser suchte hauptsächlich den Angriffen zu begegnen, die von dem südwestlichen Berge Isel und von den andern Höhen der Nachbarschaft kamen; gegen das Thal, das nach seiner Meinung durch die Besatzung von Hall gesperrt war, glaubte er weniger Schutz zu bedürfen. Aber die tiroler Schützen kamen von überall her, und bald waren die Vortheile, die sie errangen, so groß, daß Kinkel um freien Abzug unterhandelte. Dazu wollten sich die siegesgewissen Bauern nicht verstehen, und es entspann sich in der Stadt zwischen den von zwei Seiten angegriffenen Baiern unter Ditfurth und den eindringenden Tirolern ein verzweifelter Kampf. Aus den Häusern und von den Thürmen fielen allerwärts Schüsse; man entriß dem Feinde die Kanonen und kehrte sie gegen ihn selber; Ditfurth wurde, auf den Tod verwundet, hinweggetragen. Es war keine Wahl mehr: Kinkel mußte sich mit seinen Truppen ergeben und entwaffnen lassen. Den Dragonern unter Graf Erbach gelang es allein, nach dem Unterinnthal zu entwischen; aber bald stießen sie auf Straub's und Speckbacher's Leute, und auch sie geriethen, von den Bauern mit Heugabeln aus dem Sattel gehoben, in Gefangenschaft.

Dies Alles geschah am 12. April. Am Abend desselben Tags langte die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft der Baiern und Franzosen unter Wreden und Brisson an, welche, fortwährend verfolgt, bis Steinach im Sillthale diesseits des Brenners gelangt waren. Schnell wurde der Landsturm, der sich großentheils zu Nacht nach Hause begeben hatte, durch Eilboten zurückgerufen, und Innsbruck, so weit Dies möglich war, in Vertheidigungszustand gesetzt. Erst als Brisson am Morgen des 13. nach Wiltau am Fuße des Berges Isel kam, erfuhr er die Hiobspost von den Ereignissen des vorigen Tags. Aber schon umschwärmten ihn die tiroler Schützen von allen Seiten, und auch Straub und Speckbacher waren da mit den Prachtmännern vom Unterinnthal. Diese Beiden vertheilten den Landsturm; ein gefährliches Netz von vielleicht 12,000 Bauern begann den Feind zu umstricken. Dem französischen General entsank der Muth; er begehrte zu unterhandeln, aber nicht den Bauern, nur einem Offizier wollte er sich ergeben. Da erschien ein kecker Bauernanführer, Martin Teiner aus dem Vintschgau, der schon früher mit Hofer eifrig an den Vorbereitungen zum Aufstande gearbeitet hatte, in einer alten Uniform, die ihm viel zu weit war, und schloß als angeblicher östreichischer Major die Kapitulation ab. Darnach mußten über 4000 Mann Franzosen und Baiern in den Feldern bei Wiltau die Waffen strecken. Im Triumphe führte der siegreiche Landsturm die Gefangenen in die Stadt; Brisson saß im offenen Wagen an Teiner's Seite; die eroberte Feldmusik zog lustig spielend vorauf. In der Hand der Tiroler waren 2 Generale, 132 Offiziere, gegen 4000 Mann Baiern, über 2000 Mann Franzosen, dazu Fahnen, Adler, Geschütze und mancherlei Kriegsvorrath. Die Gefangenen wurden an Oestreich abgegeben, und zwar wurden die Franzosen von bewaffneten Frauen, denen zwei Mädchen mit den erbeuteten Adlern voraufzogen, über die Grenze geleitet.

Aber Eins trübte den Jubel: Chasteler's Truppen kamen noch immer nicht zum Vorscheine, und es tauchte beim Volk der Argwohn auf, Oestreich habe seine Hülfe nur vorgespiegelt, um es in den Kampf gegen einen Feind zu verlocken, der zuletzt doch der Sieger bleiben werde. Da erschien endlich am Morgen des 14. ein Quartiermacher Chasteler's. Kaum ersah ihn das Volk, als es freudetrunken auf ihn zustürzte, ihn und sein Pferd mit Küssen bedeckte und ihn so, mehr schwebend als reitend, durch die Stadt geleitete. Im Laufe desselben Tags traf dann unter Glockengeläute und Freudenschießen der Vortrab

zweier Kolonnen vom Brenner und von Hall aus ein, am 15. Chasteler selbst. Ein Handschreiben des Kaisers vom 18. erklärte Tirol auf immer mit Oestreich vereinigt. „Ich zähle auf Euch“, hieß es darin; Ihr könnt auf mich zählen“.

So war mit einem Schlage, allein durch die Kraft des Volks, die Kriegsmacht und die Herrschaft der Baiern in Tirol vernichtet; denn auch in den Thälern, die der Feind nicht berührt hatte, wurden die fremden Beamten verjagt; nur der Kufstein, die in Fels gehauene Festung auf der Nordostgrenze, blieb in der Hand der Baiern. Gegen dieselbe wurde jetzt eine Blokade eröffnet, bei welcher der an Listen unerschöpfliche Speckbacher sich sehr thätig bewies.

Natürlich kehrten mit dem Doppeladler die alten Ordnungen schnell zurück. Freudiger Stolz schwellte die Brust der kühnen Männer von Tirol. Wenn auch die langgenährte Erbitterung des aufgeregten Volks natürlich nicht überall Maß hielt, so stellte sich doch gar bald die Ordnung wieder her. Es war ein großer und reiner Sieg, ein Sieg, welcher vor der Welt ein mächtig wirkendes Zeugniß der erwachenden Volkskraft in Deutschland gab.

Uebrigens mußten die Franzosen auch aus Wälschtirol weichen. Dorthin trugen der rastlose Hofer und die Männer des Passeier den Krieg, unterstützt von einer Abtheilung Oestreicher unter Graf Leiningen. Als dann der französische General Baraguay d'Hilliers 11,000 Mann Franzosen und Italiener in Trident zusammenzog, stieg auch Chasteler das Etschthal hinab, und es kam den 24. April zum Treffen bei Volano; worauf der Feind den Angriff des Berglands von der Südseite aufgab.

Der französische Kaiser ergrimmte über die unerwartete Volksbewegung, welche die jetzt doppelt wichtige Verbindung mit Italien abschnitt, seinen Rücken bedrohte, seinen Bundesgenossen und den eignen sieggewohnten Truppen schimpfliche Niederlagen durch Bauern brachte, und ein höchst gefährliches Beispiel vor ganz Europa aufstellte. Um nun dies Feuer möglichst rasch zu unterdrücken, erhielt Marschall Lefebvre Befehl, mit 18,000 Baiern gegen Tirol auszurücken. General Wrede nahm am 11. Mai den Strubpaß bei Lofer in neunstündigem Kampfe, nachdem eine Hand voll Tiroler unter Oppacher drei Angriffe zurückgeschlagen hatte, und erst im vierten der Uebermacht erlegen war. Erbittert durch so viel Heldenmuth, drangen die Baiern unter Brand und Mord nach dem Innthale vor, und trafen

bei Wörgl auf Generalleutnant Chasteler. Dieser Offizier, der in jüngeren Jahren ein tüchtiger Kriegsmann gewesen, aber jetzt vom Alter gebrochen war — ein Marquis aus dem Hennegau, von einer Seitenlinie der Herzoge von Lothringen stammend — fand an einem Kriege in Gemeinschaft mit Landleuten wenig Gefallen. Man legte ihm die Worte in den Mund: er wolle lieber hundert Bauern als eine Kanone oder einen Soldaten verlieren. Jedenfalls hatte er bisher den Tirolern in Folge seiner Langsamkeit, Unentschlossenheit und Trägheit sehr geringe Hülfe geleistet, und jetzt auch die nachdrückliche Vertheidigung der Landesgrenze versäumt. Um nun das Unglück voll zu machen, lieferte er dem dreimal so starken Feinde am 13. Mai bei Würg in unvortheilhafter Stellung ein unglückliches Treffen, in Folge dessen das Innthal den Feinden Preis gegeben war. Zwar suchte Speckbacher am Eingange des Zillerthals den Marsch Derselben aufzuhalten, und vor und in Schwaz wurde am 15. mit äußerster Hartnäckigkeit gekämpft: aber Dies steigerte nur die Wuth der rohen Baiern, welche jetzt gegen die wehrlosen Einwohner unmenschliche Grausamkeit verübten, und den reichen Marktflecken in Asche legten — ein Schicksal, das kurz zuvor auch das Dorf Vomp erfahren hatte.

Diesen Gräuelscenen folgte am 19. die Uebergabe Innsbrucks, nachdem Chasteler unter den Verwünschungen der Tiroler auf der Brenner-Straße abgezogen war. Auf seinem Rückzuge erfuhr dieser General, daß ihn der französische Kaiser für vogelfrei erklärt habe. Napoleon nahm keinen Anstand, ihm den ganzen Aufstand Schuld zu geben und ihm überdies Frevel aufzubürden, die er gar nicht begangen haben konnte; deshalb solle er, so hieß es in dieser schmählichen Achtserklärung aus Enns vom 5. Mai, im Falle man seiner habhaft werde, als ein Führer von Räubern und Mördern binnen 24 Stunden erschossen werden. Seitdem zeigte sich Chasteler noch kopfloser und kleinmüthiger als zuvor, und selbst der aus Wälschtirol wieder zurückgekehrte Hofer, der ihm jetzt zu Brunnecken seine Pflicht und seine wiederholten feierlichen Versprechungen treuherzig in derber Rede vorhielt, vermochte seinen Abzug durch das Pusterthal nach Kärnthen kaum auf einen Tag zu verzögern. Nur 3000 Mann östreichische Truppen unter Buol und Leiningen blieben, wider Chasteler's Willen, zurück.

Aber auch die Baiern wurden bis auf 8000 Mann vermindert, indem Napoleon, in Folge der Kriegsereignisse, Wrede's Division aus der Grafschaft heraus zog. Zudem hielt man Tirol für überwunden. Daß es Dies aber nicht war, sollte jetzt, wo die Bauern wieder allein

zu schalten hatten, offenbar werden. Der wackre Hofer war auf der Rückkehr aus dem Unteretschthale von der Nachricht über den plötzlichen Umschwung der Dinge schmerzlich überrascht, aber nicht entmuthigt worden. Sogleich beschied er die Genossen nach Sterzing, dem Schauplatze seiner ersten Thaten, und sie stellten sich unverzagt. Mehr als Sterben, meinten sie, kann uns ja nicht widerfahren. In allen Thälern erhob von neuem der Aufstand sein Haupt; Landsturm und Schützen strömten, durch Hofer's Laufzettel gerufen, dem Brenner zu; denn der Sandwirth, welchen Eisenstecken als Adjutant unterstützte, war die Seele von Allem. Die Unterinn- und die Zillerthaler scharten sich unter Straub und Speckbacher, die Oberinnthaler unter Teiner. Schon am 25. Mai wurde hartnäckig, aber ohne Entscheidung gekämpft; vier Tage später trafen sich die Tiroler und Baiern zum zweiten Male, nachdem beide Theile sich verstärkt hatten. Auf Seiten der Tiroler kämpften die Oestreicher unter Buol. Hofer stand mit seinen Schützen im Centrum; auf dem linken Flügel that sich diesmal ein neuer Volksführer hervor, der kleine, rothhaarige Kapuziner Joachim Haspinger, von dem Volke der Rothbart genannt, der schon 1797 als ein zwanzigjähriger Student im östreichischen Kriege beim Tiroler-Aufgebote Ruhm erworben hatte, und jetzt seine Schar wohlgeordnet, das Kruzifix in der Hand und Worte flammender Beredtsamkeit auf den Lippen, in den Krieg führte. Mittelpunkt der bairischen Stellung war der Isel. Auf jenem Berge tobte der deutsche Bruderkampf am heftigsten und längsten; große Thaten der Tapferkeit geschahen von beiden Seiten. Das Gewehr als Keule schwingend, stürzten die Tiroler in das heftigste Feuer, um die Baiern aus den Schanzen zu werfen; Verwundete schickten ihre Pfleger in das Gefecht zurück, um die Zahl der Streiter nicht zu schwächen. Auf den Tod Getroffene, die sich unter die nächsten Bäume hatten tragen lassen, feuerten mit dem letzten Reste ihres Odems ihre Brüder zum Kampfe an.

Die Baiern hatten einen schweren Stand gegen diese Schützen, von denen so Viele das Schwarze der Scheibe zu treffen gewohnt waren, und jetzt auch das Herz des Feindes nicht verfehlten. Manche von ihnen hatten während der ganzen Schlacht keinen Fehlschuß gethan. Gegen Mittag war der Feind in die Ebene zurückgeworfen; ein Versuch, Nachmittags den Berg wieder zu nehmen, mißlang. In der Nacht räumte Deroy, der bairische General, aus Furcht vor Kinkel's Schicksal, heimlich Innsbruck, indem er, um jedes Geräusch zu vermeiden, die

Räder der Kanonen und die Hufen der Pferde umwickeln ließ, und entfloh durch das Unterinnthal. Umsonst versuchte Speckbacher, ihn bei Hall zum Stehen zu bringen. Hier geschah es, daß Anderl, der zehnjährige Sohn dieses Tirolers, mitten im Gefechte, das damals Statt fand, dem Vater die aufgelesenen Kugeln der Baiern in seinem Spitzhütchen zutrug, und nur mit Gewalt von dem Kampfplatze entfernt werden konnte. Auch jenes tapfern Mädchens muß ich gedenken, das bei dem erwähnten Gefechte den Bauern Wein zutrug. Als eine Kugel in das Fäßchen, das sie auf dem Kopfe hielt, einschlug: nahm sie es lachend herunter, verstopfte das Loch und trug es, unbekümmert um die bleiernen Grüße der Baiern, weiter.

Die Unterinnthaler hatten die Brücken abgebrochen, um den Rückzug Deroy's zu erschweren. Von den Schützen beständig verfolgt, mußten die Baiern die Straße meiden und auf dem linken Ufer ihren Weg suchen, der zuletzt durch unwegsames Gebirge führte. So entkamen sie höchst erschöpft mit großer Noth. Tirol war zum zweiten Male in wenig Tagen durch die Kraft seines Volkes frei geworden; was Chasteler verdorben, hatte Hofer wieder gut gemacht. Die Freude wurde nicht wenig erhöht, als nun auch die Nachricht vom Siege des Erzherzogs Karl bei Aspern eintraf. Kaiser Franz meldete die große Zeitung eigenhändig seiner getreuen Grafschaft Tirol, und erklärte zugleich feierlich, er werde nie in einen Frieden willigen, in welchem nicht der Rückfall dieses Landes zu Habsburg ausbedungen sei.

In diesem kaiserlichen Versprechen, das die Tiroler mit unendlichem Jubel erfüllte, war auch das benachbarte Voralberg mit einbegriffen, welches seit 1805 gleichfalls dem Zepter Baierns zugetheilt war, und wo sich eine ähnliche Bevölkerung aus ähnlichen Gründen zugleich mit den Tirolern erhoben hatte. Nach dem Kampfe bei Wörgl war der dortige Aufstand ins Stocken gerathen; jetzt aber trat der Landsturm, durch einige hundert Mann Oestreicher unterstützt, in neue Thätigkeit. Die wackern Männer jenes kleinen Landes, geführt von Riedmüller, Ellensohn und Müller, kämpften am 29. Mai bei Hohenems mit Glück gegen eine französische Heeresabtheilung, und rückten sofort in Bregenz ein. Sowohl von Voralberg als von Tirol aus wurden nun Streifzüge in das benachbarte Feindesland der Rheinbundstaaten unternommen; wobei um so weniger ein starker Widerstand zu befürchten war, weil Napoleon nach der Schlacht bei Aspern alle entbehrlichen Streitkräfte zur Ergänzung seiner Verluste an sich gezogen hatte. Diese Ausfälle gelangen besonders den Voralbergern, wo der bregenzer Advokat

Dr. Anton Schneider, ein Mann, der mit Geist, Beredtsamkeit und großer Thätigkeit das rüstige Alter von 32 Jahren ein tapferes Herz und Vaterlandsliebe verband, in die anfangs ganz ungeregelte Bewegung Ordnung und Kraft brachte.

Der Kaiser hatte den Tirolern in jenem Handschreiben verheißen, er werde, so bald es ihm möglich sei, ihnen seinen Bruder Johann senden, um die Grafschaft vor jeder Gefahr sicher zu stellen. Aber weder der Erzherzog kam, noch ward irgend eine Unterstützung von Oestreich geleistet. Der Umschlag der Kriegsereignisse an der Donau änderte auch die Politik des wiener Kabinets in Bezug auf Tirol. Man hielt das wackere Volk mit erdichteten Siegesnachrichten hin, und die Bewohner der Grafschaft gingen sorglos den Geschäften des Friedens nach. Da kam, wie aus blauem Himmel, die Kunde von dem Waffenstillstande bei Znaym, in dessen viertem Artikel Kaiser Franz sich ausdrücklich anheischig machte, seine Truppen aus Tirol und Voralberg zurück zu ziehen. Anfangs schenkte man der Nachricht keinen Glauben, besonders da keine Anzeige von östreichischer Seite erfolgt war. Schreckliche Zweifel und Sorgen bewegten die Gemüther. Aber schon rückte der siegreiche Feind, dessen unendliche Uebermacht das kleine Gebirgsvolk sicher erdrücken mußte, von verschiedenen Seiten mit 50,000 Mann gegen Tirol und Voralberg. Bei der Ueberraschung und Ungewißheit, in der man sich befand, waren die wichtigsten Pässe, durch die man in diese Länder wie in die Thore einer Festung eintritt, unbesetzt geblieben, und der Feind überschritt fast ohne Widerstand die Grenzen. In den Thälern, die er durchzog, waren — im Angedenken der im Mai von den Baiern verübten Gräuel die meisten Einwohner ins Gebirge geflüchtet, und der Marsch der Soldaten schallte unheimlich in den menschenleeren Gassen der Dörfer.

Am 27. Juli kam endlich von öſtreichischer Seite die amtliche Meldung des Waffenstillstands nach Tirol. Erzherzog Johann suchte die herbe Botschaft durch ein Schreiben zu mildern, das auch jetzt noch auf Hülfe des Kaisers und eine gute Wendung der Dinge Hoffnung gab; aber damit war dem treuen Volke, das den Gang der Politik mit dem Herzen und nicht mit dem Kopfe berechnete, kein guter Dienst gethan. Buol zog durch das Pusterthal ab; mit ihm ging Hormayr, der schon nach dem Treffen bei Wörgl, in der Stunde der Gefahr, auf eine Zeit lang verschwunden war; mit ihm gingen auch Teiner, Eisenstecken und andere Volksführer, welche die Hoffnungslosigkeit eines fernern Kampfes einsahen, während Haspinger in dem Felsenkloster Seben bei

Brixen eine Zuflucht fand. Auch der kluge Speckbacher ließ sich bereden, Buol zu folgen, und saß schon mit den abziehenden Offizieren zu Bruneken auf dem Wagen, der ihn außer Landes führen sollte: als ihm Hofer gleichfalls zu Wagen begegnete und ihm wehmüthig zurief: „Seppel, auch du willst mich im Stich lassen? Sie führen dich der Schande zu". Worauf Speckbacher — ohne Hut, wie er war, nur seinen Stutzen in der Hand — herabsprang, sein Rößlein, das dem Wagen der Oestreicher folgte, bestieg und, ohne den Offizieren ein Wort zu sagen, zu Hofer zurücksprengte.

Lefebvre rückte am 30. Juli mit der Hauptmacht in Innsbruck ein. Von seinen Truppen, die hauptsächlich aus Sachsen und Baiern bestanden, übten Diese wieder schreiende Gewaltthaten. Während der französische Marschall den Aufständischen für den Fall der Unterwerfung milde Behandlung verhieß, vielleicht weil Napoleon die Tiroler so am leichtesten dem Hause Habsburg abtrünnig zu machen rechnete: hatten die bairischen Civilkommissäre Befehl, auf das strengste zu verfahren. Dies hieß das wackre Volk von neuem zu den Waffen treiben.

In der That brach der Aufstand schon in den ersten Tagen des Augusts wieder aus, nachdem der treue Hofer, der immer mehr als Haupt die Bewegung hervortritt, und deshalb auch von Lefebvre für vogelfrei erklärt wurde, feurige Aufrufe an das Volk erlassen hatte. Einer derselben, von einer Höhle im Passeierthale, wo er sich eine Zeit lang verborgen hielt, ausgestellt, trug die naive Unterschrift: „Andre Hofer, Oberkommandant von Passeier, dermalen wo ich bin". Peter Mayer, ein Wirth von der Mahr bei Brixen; Kemnater, der uns aus den Apriltagen bekannt ist, und Haspinger, der aus seinem Kloster gekommen war, brachten Mannschaft im Süden des Brenners zusammen. Ihnen schloß sich Speckbacher an; auch Straub war wieder in Thätigkeit. Von neuem langten die hochgewachsenen, bärtigen Männer Tirols den Stutzen von der Wand, drückten den Hut mit der Pfauenfeder in die trotzige Stirn und strömten kampfbegierig aus allen Thälern zusammen. Noch war ja kein Friede geschlossen; dieser macht evielleicht wieder gut, was beim Waffenstillstande versäumt worden war? Konnte der Kaiser seine Hand von dem treusten seiner Völker abziehen, das sich um seinetwillen geopfert hatte? Welches Leben herrschte nun plötzlich wieder in den stillen Thälern Tirols! Da wurden Verhaue angelegt, um das weitere Vordringen des Feindes abzuhalten; da wurden Felsblöcke auf die Ränder der steilen Höhen gewälzt, um die Truppen in den Engpässen zu

zerschmettern; da wurden Holzkanäle die Bergwand hinabgebaut, um mit Bäumen, welche, nur von einem zähen Ast gehalten, leicht in Bewegung gesetzt werden konnten, wie mit Riesenspeeren auf die Vorüberziehenden zu schießen. Das erfinderische Volk ging so weit, aus den gehöhlten Stämmen des Lärchenbaums Kanonen zu schaffen, welche, mit eisernen Bändern umgeben, sich brauchbar zeigten.

Es war der Plan des Feindes, getheilt auf verschiedenen Straßen in das Herz der Grafschaft vorzudringen, auf die ehemalige Hauptstadt Meran zu, wo sich die alte, epheuumkränzte Burg Tirol, die dem Lande den Namen gegeben, erhebt, und so den Aufstand bis zur letzten Wurzel auszureuten. Lefebvre wollte über den Brenner auf Botzen marschiren, wo die Eisack ihr wildes Wasser in die Etsch gießt. Oberst Burtscheid zog in das Oberinnthal, um von da in den Vintschgau zu dringen und Meran zu besetzen. Rusca rückte von Kärnthen aus in das Pusterthal; eine vierte Kolonne war bestimmt, von Verona aus, das Etschthal heraufzusteigen. So war Tirol von Norden, Westen, Osten und Süden her in Fesseln geschlagen.

Die Division Rouyer, die aus Sachsen und andern rheinbündischen Truppen bestand, brach, 7 Bataillone und 4 Schwadronen stark, am 1. August von Innsbruck auf, indeß Lefebvre, des weitern Sieges gewiß, dort noch verweilte. Sie hielt in Sterzing, von wo sich der Sandwirth so eben mit seinen Schützen nach dem Jaufen zurückgezogen hatte, einen Rasttag, und zog am 4. in dem Eisackthale weiter, um, wie sich der witzige Speckbacher ausdrückte, zuerst zum Handkusse vorgelassen zu werden. Schon bei Mauls begannen die Angriffe der Tiroler. Bei Mittewald, wo die bewaldeten Berge dicht zusammen gerückt stehen, kam der Marsch des Feindes, der überall von Verhacken aufgehalten war, ins Stocken. Haspinger hatte die oberauer Brücke verbrennen lassen. Jetzt schmetterten und sausten die aufgehäuften Felsstücke und die Bäume ins Thal herab; es war, als ob die Berge zusammen stürzten. Durch die unten aufqualmenden Staubwolken drang ein vielstimmiges, entsetzliches Wehgeschrei. Rouyer's Lage ward immer bedenklicher. Hunderte lagen von den Stein- und Baumgeschossen zerschmettert; was übrig war, drohte von der geschickten Hand der Schützen zu fallen, die ihr tödtliches Blei hinter den Bäumen hervorsandten. Was blieb ihm übrig, als in der Nacht auf Sterzing zurückzugehen? Aber die Vorhut war schon zu tief in den Engpaß hineingerathen, um folgen zu können. Nachdem sie eine lange Nacht, von dem Feinde eingeschlossen, in dem

Dörfchen Oberau zugebracht hatte, erneuerte sich am folgenden Tage der unnatürliche Kampf von Deutschen gegen Deutsche. Es war ein Kampf der Verzweiflung. Die Sachsen waren erschöpft und ohne Lebensmittel; die Tiroler dagegen hatten Zuwachs erhalten. Sie schossen in die Häuser, in denen der Feind Schutz gesucht hatte, und nahmen sie dann im Sturm unter wildem Geschrei. Major Germar hielt sich zuletzt noch mit einigen hundert Weimarern und Koburgern in dem großen Wirthshause des Orts; aber auch diese Tapfern mußten sich ergeben, als die stürmenden Bauernhaufen Feuer einzuwerfen drohten. Die Sachsen hatten in den zwei Tagen die Hälfte der Mannschaft verloren; davon waren gegen 700 gefangen. Noch heut zu Tage heißt die Gegend die Sachsenklemme. Eine Wirthin in Klausen nahm damals 150 gefangene Sachsen auf 6 Wochen in Kost, und ließ von ihnen einen Wald ausroden; die schönen Felder und Wiesen, die sie hier gewann, sind bekannt unter dem Namen: der Sachsenanger.

Marschall Lefebvre in Innsbruck war nicht wenig überrascht, als ihm Rouyer aus Sterzing die Schicksale seiner Division meldete, und machte sich mit einer Division Baiern auf den Weg; doch wurde sein Marsch fortwährend von den Schützen im Gebirge beunruhigt. Im Zorne ließ er das Dorf Ried in Brand stecken. Rouyer's Division ward zurück auf den Brenner verlegt; der Marschall selbst schritt am 7. August von Sterzing aus zum Angriffe, und drang, indem er die Höhen rechts und links von seinem Wege zu säubern versuchte, bis Mauls vor. Weiter kam er nicht. Es war ein verzweifelter Kampf mit diesen kraft- und muthvollen Männern von Tirol, welche die Beschaffenheit ihres Landes hier überall unterstützte. Man erzählt von einem Passeier, welcher die von ihm eroberte Kanone, einen Dreipfünder, auf der Schulter über das Gebirge trug, und von einem achtzigjährigen Greise, der von einem Felsen aus die Feinde in Menge mit seinem Stutzen niederstreckte, und dann, nachdem er auf seinem Sitze von einem Soldaten überrascht worden war, diesen erfaßte und unter dem Rufe: „Juchhe, in Gottes Namen!“ mit ihm in die Tiefe sprang.

Der Marschall war am Morgen mit Geringschätzung gegen seine Feinde ausgerückt. Als er in seiner goldstrotzenden Uniform von dem Araber-Schimmel herab seiner Wirthin in Sterzing beim Abschiede gnädig die Hand reichte, und von der guten Mahlzeit schwatzte, die ihn bei den geistlichen Herren in Brixen erwarte: wünschte ihm die schlaue Tirolerin mit tiefem Knixe den besten Appetit. Nun kam er Nachmittags

in Schweiß gebadet und bleich, ohne Hut und Mantel, zurück, und die sterzinger Wirthin war boshaft genug zu fragen: wie Sr. herzoglichen Excellenz das Mittagessen in Brixen geschmeckt habe.

Wäre er sogleich nach Innsbruck zurückgekehrt, so hätte er vielleicht die Hauptstadt und Nordtirol behaupten können. Statt Dessen blieb er drei Tage in Sterzing, indem er hoffte, daß die andern Heeresabtheilungen, die zur Unterwerfung der Grafschaft bestimmt waren, einrücken und ihm aus der Noth helfen würden. Aber die Truppen, die er aus Italien erwartete, stellten sich gar nicht ein, und was Rusca und Burtscheid angeht, so wurden auch sie vom Aufstande zurückgeschlagen. Rusca, der durch das Pusterthal marschiren wollte, erfuhr schon an der lienzer Klause durch eine Hand voll trefflicher Schützen unter Anführung Anton Steger's und des freiburger Studenten Hauger so tapfern Widerstand, daß er umkehrte und unter großem Verluste, wie ein Mordbrenner Feuer in die Dörfer und Höfe werfend, eiligst nach Kärnthen entfloh. Burtscheid war mit 1400 Mann Baiern in das obere Innthal eingerückt, und brach am 8. August von Landeck auf, um durch den Finstermünzpaß in den Vintschgau zu gelangen. Aber auch hier war der Landsturm von allen Seiten unter dem Läuten der Sturmglocken zusammengeströmt, und als der Oberst an das Dorf Prutz gelangte, erlitt er einen so heftigen Angriff, daß er nicht mehr daran denken konnte weiter zu gehen. Er versuchte in der dunkeln Nacht die Rückkehr durch das enge Felsenthal des Inn. Der gefährlichste Punkt war hier die pontlatzer Brücke. Auf der steilen Felswand, welche dieselbe überragt, waren Steinblöcke und Bäume zurecht gelegt, und Weiber mit wenigen Schützen waren aufgestellt, um den Baiern dasselbe Schicksal zu bereiten, das die Sachsen vier Tage zuvor im Eisackthale erfahren hatten. Burtscheid's Vorhut hielt sich so stille, daß sie ungefährdet über die Brücke entkam; aber der Hufschlag eines Rosses verrieth die Nachfolgenden. Plötzlich krachten die Stutzen, und das grobe Geschütz der Felsen und Bäume donnerte von der Höhe auf die Unglücklichen nieder. Die nicht zerschmettert waren, mußten, da hier das Thal gesperrt war, gegen Prutz zurückweichen und sich alle, 800 an der Zahl, mit Burtscheid, ergeben. Die Vorhut und ein bei Landeck stehendes Bataillon Baiern, mit dem jene sich vereinigte, entkamen nach unsäglichen Gefahren und Mühen, indem sie durch eine im vollsten Aufstande begriffene Gegend ihren Rückzug nahmen.

Ein ähnlicher Weg stand jetzt Lefebvre bevor, der nun endlich

Sterzing verließ und in der Nacht den Brenner hinanstieg, während Rouyer denselben Berg hinabging, um dem Marschall das Innthal zu öffnen. Nach einem Marsche von 18 Stunden ohne Unterbrechung auf einem durch das Blei und die Wurfgeschosse der Feinde bestrichenen Wege gelangte er, wie ein auf den Tod gehetztes Wild ermattet, Abends den 11. August in der kläglichsten Verfassung nach Innsbruck. Der Marschall selber hatte, aus Furcht vor den tiroler Schützen, einen Theil des Wegs zu Fuß in dem Kittel eines gemeinen Soldaten zurückgelegt. Früher hatte er die Niederlage in Tirol aus der mangelhaften Kriegstüchtigkeit der Baiern erklären wollen; nun wußte er, was es mit diesem Lande und seinen Bewohnern auf sich habe.

Lefebvre dachte daran, dies Land zu verlassen, wo, wie er voll Ingrimm sah, die Ruhmeskränze, die er sich bis dahin erworben hatte, von Bauernhand entblättert wurden, und ließ deshalb die nördlichen Pässe besetzen, um die Ausgangsthore nach Baiern offen zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit fiel der bairische Oberst Graf Arco, der unweit Schwaz in ein Verhau gerieth. Noch einmal wurde auf und um den Isel, welchen die Baiern unter Deroy besetzt hielten, am 13. August mit großer Erbitterung gekämpft. Der Landsturm und die Schützen Tirols waren in großer Zahl erschienen. Vor dem Anfange der Schlacht las Haspinger unter freiem Himmel die Messe. Wiederum führte Hofer das Centrum, während der Rothbart und Speckbacher auf den beiden Flügeln kommandirten. Es war ein langer, heißer Kampf; denn auch die Baiern ließen es keineswegs an Tapferkeit fehlen. Aber sie vermochten nicht die Tiroler von ihren Höhen zu verdrängen, während Diese dem Feinde in der Ebene nicht gewachsen waren; denn was hatten sie seinen Reitern und Geschützen entgegen zu setzen? So hielt der Tod reiche Ernte, ohne daß ein Sieg erfochten wurde. Tausende der kräftigsten Söhne Deutschlands waren gefallen; auf einer Stelle des Schlachtfelds lagen allein 400 Baiern, die alle mit Kolben erschlagen waren.

Lefebvre hatte die Hoffnung verloren, die Grafschaft zu halten. In der Nacht vom 14. auf den 15. August — gerade zur Zeit, die er den Aufständischen bei seinem Einrücken als letztes Ziel, an dem sie die Waffen niedergelegt haben sollten, bestimmt hatte — räumte er heimlich Innsbruck. Um den Schein zu erwecken, als ob er bliebe, und so der Verfolgung zu entgehen, unterhielt er starke Wachtfeuer, und das schöne Innthal strahlte in der lauen Sommernacht ringsum in festlichem Glanze. Eine Woche später war kein Franzose mehr in Tirol. Am 15.

August, dem Geburtstage Napoleons, zog Hofer in Innsbruck ein. Vom Volke zum „Oberkommandanten in Tirol" ausgerufen, hielt er aus einem Fenster des goldnen Adlers eine Ansprache an die Versammelten, worin er seinen „lieben Innsbruckern" ein „Grüß Euch Gott" zurief, und, sie und die andern Waffenbrüder mahnte, für Gott, Kaiser und Vaterland als brave Tiroler zu streiten und ihn nicht zu verlassen. „G'sagt hab' ichs", so schloß die treuherzige Rede; „g'sehn habt Ihr mi; b'hüt Euch Gott!" Er nahm nun in der Kaiserburg seinen Sitz, und führte im Namen Oestreichs die Landesverwaltung. Unter seinem naiven, aber verständigen Regimente wurden allerdings lange nicht so viel Federn stumpf geschrieben als in unsern Ministerien; aber das Volk befand sich wohl dabei; wie es sich auch am besten befunden hatte, als die Vertheidigung Tirols allein in die Hand der Landeskinder gelegt war.

Mehr und mehr verbreitete sich der Glaube, der Waffenstillstand diene Oestreich nur, um den Krieg mit neuer Kraft wieder zu beginnen, und in der That sträubte sich Kaiser Franz hartnäckig, in die großen Opfer, die von ihm gefordert wurden, zu willigen und suchte durch Rüstungen seine Verluste zu ergänzen. Was den Tirolern den Gedanken an Unterwerfung noch ferner rückte, war eine Mahnung des Erzherzogs Johann, die mündlich an Hofer gelangte: Die Tiroler sollten tapfer ausharren; denn es werde zu keinem Frieden kommen, und eine Botschaft Franzens an den Sandwirth durch Eisenstecken, welcher als Zeichen kaiserlicher Huld eine goldene Kette mit der großen Ehrenmedaille für Hofer und 3000 Dukaten zu seiner Verwendung überbrachte. Es war Dies eine Anerkennung, die im ganzen Lande tief empfunden wurde. Tirol war im tiefen Frieden, und der Bauer ging wieder harmlos seinen ländlichen Beschäftigungen nach; nur Haspinger, der Heißsporn unter den Führern, und Speckbacher hatten die Waffen noch nicht aus der Hand gelegt. Sie machten glückliche Einfälle in das benachbarte Salzburgische, und besetzten Hallein und Berchtesgaden.

Während so die Tiroler glorreich vor dem Feinde bestanden, und ihre Unabhängigkeit zum dritten Male erkämpften: wurde die Bewegung im Voralberg diesmal schnell unterdrückt. Die Aufständischen unter Anton Schneider waren dort ebenfalls auf sich selbst gestellt, nachdem die Oestreicher ihre Unterstützung zurückgezogen hatten. Da rückte in den ersten Tagen des Augusts Beaumont mit einer Division von Nordtirol ins Land, indeß der Kronprinz Wilhelm von Würtemberg mit eigenen und badischen Truppen über Bregenz kam. So sahen

sich die Voralberger in der Front und im Rücken zugleich angegriffen, und ihr Loos war bald entschieden. Der edle Schneider blieb, seines eigenen Schicksals nicht gedenkend, und suchte seinen Landsleuten gute Bedingungen auszuwirken. Aber die abgeschlossene Kapitulation wurde nicht gehalten, und er selbst gerieth in die Gefangenschaft des Kronprinzen, der ihn edler Weise auf den hohen Asperg rettete, und den Franzosen, die ihn wollten erschießen lassen, trotz wiederholter Aufforderungen nicht auslieferte; bis sich dann Gelegenheit fand, ihm die Freiheit wiederzugeben.

Trotz seiner neuen Rüstungen mußte sich Kaiser Franz zum Frieden bequemen; denn der Feind, der einen großen Theil der erschöpften östreichischen Staaten besitzt hielt, hatte seine Streitkräfte in noch weit höherm Maße vermehrt. Ueberdies waren von Alexander, dem einzigen, freilich ziemlich unthätigen Bundesgenossen Habsburg's, die Unterhandlungen in Napoleons Hand gelegt worden. So kam es den 14. Oktober 1809 zum Frieden von Schönbrunn oder Wien. In diesem Frieden trat Oestreich die Grafschaft Görz, das Gebiet von Montefalcone, Triest, Krain, die westliche Hälfte von Kärnthen und ein Stück Kroatien an Frankreich ab; es sind Dies die sogenannten illyrischen Provinzen, welche Napoleon zu einem besondern, von Italien unabhängigen Staatengebiete vereinigte. Ostgalizien kam an Rußland, Westgalizien mit Krakau an das dem Könige von Sachsen zugetheilte Großherzogthum Warschau und Salzburg an Baiern. Oestreichs Einbuße betrug im Ganzen 2000 Geviertmeilen mit viertehalb Millionen Einwohner. Dazu erhielt Baiern noch das seit 1805 von Frankreich besetzt gehaltene Bayreuth. Ueberdies mußte Oestreich seinen Minister Stadion entlassen, 85 Millionen Kriegskosten zahlen und sich verpflichten, kein Heer von über 120,000 Mann zu halten. Durch diesen Frieden war Oestreich fast aus Deutschland hinausgedrängt; in seinem Gebiete wogen die halbbarbarischen Völker in einer Weise vor, daß es kaum noch ein Kulturstaat genannt werden konnte.

Bevor noch der schönbrunner Frieden geschlossen war, sollte Napoleon auf eine Weise, die ihn sehr tief berührte, daran gemahnt werden, daß der Haß in Deutschland gegen ihn anfing, sich bis zum Fanatismus zu steigern. Friedrich Staps, der Sohn eines Predigers aus Naumburg, drängte sich am 12. Oktober bei einer Musterung in Schönbrunn an den Kaiser. Sein Benehmen fiel auf; er wurde festgenommen und untersucht. Ueber das Messer, das sich bei ihm fand, be-

fragt, gestand er kaltblütig: er habe Napoleon ermorden wollen. Der Kaiser ließ den Schwärmer mit gebundenen Händen vor sich führen, und Dieser wiederholte vor dem Angesichte des Allmächtigten jene Worte mit derselben Ruhe. „Warum wollten Sie mich tödten?" fuhr ihn Napoleon an. „„Weil Sie der größte Feind Deutschlands sind."" — „Sie sind ein Narr oder krank." — „„Ich bin weder das Eine noch das Andere."" — Der Kaiser ließ ihm durch seinen Arzt den Puls fühlen. „Nicht wahr? sagte der Jüngling, ich bin gesund?" Napoleon bot ihm Verzeihung an; aber Staps schlug sie aus. Auf die Frage des Kaisers: „Würden Sie mir es danken, wenn ich Sie begnadigte?" erfolgte die ruhige, feste Antwort: „Ich würde Sie dennoch zu tödten suchen."

Der junge Mann, der diese Sprache führte, war noch nicht 18 Jahre alt und von sanftem, fast mädchenhaften Aussehen. Er war fromm erzogen, ein guter Sohn, von reiner Sitte und treu und fleißig in seinem Berufe. Eine weitere Untersuchung ergab, daß er keine Mitschuldigen hatte, was Napoleon unglaublich schien: „denn, äußerte er gegen General Rapp, es ist unmöglich, daß ein so junger Mensch von guter Erziehung, ein Deutscher und Protestant eines solchen Verbrechens fähig ist." Staps wurde einige Tage später erschossen, und starb mit großer Standhaftigkeit. Der Kaiser suchte dies Attentat mit Aengstlichkeit zu verbergen; seinem Polizeiminister schrieb er sogleich: „Ich hoffe, daß Nichts von der Sache verlauten wird; widrigenfalls müßte man den Menschen für verrückt ausgeben."

Napoleon hatte vor Abschluß des Friedens nichts Ernstes mehr gegen die Tiroler unternommen. Nach dem Vorgange des spanischen mußte ihm der deutsche Volkskrieg doppelt unwillkommen sein. Er wünschte diese Bewegung in aller Stille zu dämpfen, und ließ sogar mündlich einen gütlichen Vergleich bieten unter der Bedingung, daß Tirol sich von Oesterreich los sage; aber die Verlockung fand kein Ohr bei den treuen Männern. So mußte das unglückliche Land mit der Schärfe des Schwertes bezwungen werden.

Der Friede bestimmte über das Schicksal der Grafschaft Nichts, als daß Napoleon sich verpflichtete, den Tirolern und Voralbergern Verzeihung auszuwirken. Merkwürdiger Weise kam von Oestreich keine Kunde der schönbrunner Beschlüsse nach Innsbruck; es geschah Nichts, um Hofer und sein Regiment aus dem Traume, in welchem sie lebten, aufzuwecken. Der wackre Sandwirth trug sich sogar damals mit dem Gedanken, alle Gebirgsvölker Oestreichs unter die Waffen zu rufen

und die Donau hinab nach Wien zu dringen. Die Enttäuschung war nach so großen Hoffnungen um so schmerzlicher. Unter dem Oberbefehle Eugens, Vicekönigs von Italien, setzten sich jetzt 50,000 Mann in drei Heeressäulen aus Nord, Ost und Süd in Bewegung. Es waren die Baiern, die nach dem Unterinnthale marschirten, und verschiedene Abtheilungen der italienischen Armee, die theils aus Kärnthen in das Pusterthal rückten, theils über Trident das Etschthal herauf kamen. Die Baiern, die am 16. Oktober aufgebrochen waren, stießen vor dem Loferpaß im salzburger Lande auf Speckbacher. Seine tapfre Schar wurde umgangen und litt schweren Verlust; er selbst entkam blutend und ohne Waffen mit 100 seiner Gefährten über eine für andre Männer unübersteigliche Felswand. Bei dieser Gelegenheit fiel sein Sohn Anderl, der von der Alpe, wohin man ihn gebracht, entflohen war, um an des Vaters Seite zu fechten, in die Hände des Feindes. Der bildschöne Heldenknabe wurde vor den König von Baiern gebracht, der ihm Theilnahme zeigte, und ihm eine gute Erziehung geben ließ. In der Folge wurde er Bergbeamter in Tirol. Auch Haspinger, der bis ins Salzburgische vorgedrungen war, mußte der Uebermacht weichen. Die bairischen Divisionen trafen bei Wörgl zusammen, und drangen das Unterinnthal gewaltsam hinauf; vergeblich suchte sie Speckbacher, der das Zillerthal besetzt hielt und daselbst ein Bataillon gefangen nahm, zu hemmen. Hofer verließ überrascht Innsbruck, das nicht zu halten war, und besetzte den Isel; darauf rückte am 25. Drouet d'Erlon, der an Lefebvre's Stelle den Oberbefehl über die Baiern erhalten hatte, mit dem jungen Kronprinzen Ludwig von Baiern und General Wrede in die Hauptstadt ein. Die erste Kunde von dem abgeschlossenen Frieden, die durch Drouet an Hofer gelangte, wurde von Diesem ungläubig zurückgewiesen; erst als ein Tiroler, der zu Kaiser Franz geschickt worden den war, am 29. von dort zurückkehrte, konnten keine Zweifel mehr über die Wahrheit der Nachricht obwalten. Es war ein harter Schlag für die treuen Seelen! Ein Brief des Erzherzogs Johann, den der Bote mitbrachte, rieth, die Waffen niederzulegen und sich ruhig zu verhalten. Dazu war Hofer anfangs entschlossen, wenn gleich mit blutendem Herzen. Dann aber ließ er sich von Haspinger und anderen heftigen Gemüthern, welche die Friedensbotschaft für erdichtet erklärten, zu neuen Kampfbefehlen fortreißen. Noch einmal wurde den 1. November auf dem Isel gestritten; aber es war keine Zuversicht bei den Tirolern mehr, und sie wichen der großen Uebermacht nach kurzem Widerstande.

Am folgenden Tage unterzeichnete Hofer zu Steinach seine Unterwerfung; die Männer, welche damit in Villach, dem Hauptquartiere Eugens, erschienen, wurden freundlich aufgenommen; der Vicekönig verhieß den Führern des Volks Sicherheit.

So schien der Aufstand ein ruhiges Ende nehmen zu wollen; aber wie ein vom Sturme aufgeregtes Meer, wenn die Winde sich legen, nicht gleich wieder stille steht, so pflegt es auch mit den Volksbewegungen zu gehen. Erhitzte Gemüther nannten Hofer's und der Vernünftigen Nachgiebigkeit Feigheit; tolle Menschen, wie sie sich an jeden Aufstand hängen, schrien über Verrath. Unter den Letztern führte Nepomuk von Kolb, Kommandant zu Lienz, das große Wort. Durch dreiste Lügen und Drohungen stachelte er die Pusterthaler zu neuem Widerstande, und gewann sogar Einfluß auf einige der tüchtigsten Führer, wie auf Peter Mayer von der Mahr und auf Hofer, den der plötzliche Umsturz seiner heiligsten Hoffnungen verwirrt hatte. Dennoch forderte der Sandwirth am 8. November von Sterzing aus seine Landsleute zur Unterwerfung auf; es wurde seinem Aufrufe im allgemeinen Gehorsam geleistet, und er selbst kehrte in sein heimatliches Thal zurück. Von verschiedenen Seiten her füllte sich nun das innere Tirol mit Feinden; überall wurden die Waffen abgeliefert; aber zu Meran und im Passeierthale kam es zu keiner Ruhe. Ein wildaufgeregter Haufe schrie: von Frieden sei keine Rede. Wenn der Kaiser ihnen nicht beistehe, so werde die Mutter Gottes helfen, und wolle der Sandwirth von ihnen abfallen, so müsse man ihn todt schlagen. Hofer stand allein in der Mitte der Rasenden; halb betäubt und halb aus Zwang rief er den 12. November wieder zu den Waffen, und wirklich errang die tolle Schar im planlosen Kampfe noch einige Vortheile, wie wohl ein Licht vor dem Erlöschen noch einmal aufzuckt. Als dann aber Baraguay d'Hilliers, von Italien kommend, mit ansehnlichen Streitkräften in Meran erschien: zerstreuten sich die bewaffneten Haufen, und die Einwohner unterwarfen sich um so williger, als dieser General Milde mit Kraft zu verbinden verstand. Nur im Pusterthale trieb Kolb noch eine Zeitlang sein Wesen, und der Friede konnte dort nur nach einer Reihe hartnäckiger Gefechte hergestellt werden.

Eugen hatte am 12. November die Todesstrafe über Jeden verhängt, der fünf Tage nach seinem Aufrufe noch mit den Waffen betroffen würde. Dieser Befehl war Veranlassung zu vielen Bluturtheilen. Auf Hofer's Kopf wurde ein Preis gesetzt, und auch der tolle Kolb, Haspinger,

Speckbacher und Peter Mayer hatten ihr Leben verwirkt. Die drei ersten entkamen mit genauer Noth nach Oestreich; die Gefahren und Leiden, die hierbei namentlich Speckbacher überstand, wetteifern mit denen, die der griechische Dichter von dem Dulder Odysseus erzählt. Um dem drohenden Tode zu entrinnen, irrte er 27 Tage lang bei starker Kälte in den wildverschneiten Gebirgen seiner Heimat leichtgekleidet umher; vier Tage lang hatte er nicht einmal Brot. Die schwersten Strafen bedrohten Jeden, der den Geächteten beherbergte. Seine Frau und seine Kinder hielten sich eine Zeitlang in einer abgelegenen Hütte im Gebirge bei Freunden versteckt. Als er dort auf Lichtmeß, dem Namenstage seiner Frau, sich einfand, erschallt plötzlich der Ruf: „Es kommen Baiern!" Speckbacher stürzt zur Hinter- und dann zur Vorderthüre; überall Feinde; kein Entrinnen ist möglich. Da nimmt er schnell gefaßt einen Holzschlitten, der bei der Hausthüre lag, auf den Kopf, und tritt keck den Soldaten entgegen. „Platz da!" rufen die Blauröcke. „Ei was!" murrt unser Tiroler, „ich hab's eilig; ich muß heut noch drei Last Holz fahren!" Und damit schreitet er weiter nach dem Walde; die Baiern aber lassen ihn ziehen in der Meinung, er sei der Knecht des Hauses. Er suchte nun eine Zuflucht in einer Höhle auf dem Gemshaken, die er einst in seiner Jugend als Schütze entdeckt hatte, und verweilte hier, halb unter Schnee begraben, hungernd und frierend einen Theil des Winters. Ein gefährlicher Sturz, in Folge dessen er sich ein Bein verrenkte, zwang ihn, auf allen Vieren unter großen Schmerzen nach der nächsten Hütte zu kriechen. Von hier schleppten ihn zwei Männer heimlich nach Rinn in sein Haus, obgleich dort Baiern im Quartiere lagen. Zoppel, sein Knecht, verbarg ihn im Stalle, indem er ihm unter den Dielen, die mit Dünger und Stroh bedeckt wurden, ein elendes Lager bereitete. Hier lag er sieben Wochen lang, wie ein lebendig Begrabener, unter einer Kuh in einem Loche, das ihm kaum zu athmen vergönnte, gespeist von dem treuen Knechte, der allein um seinen Aufenthalt wußte; denn der Frau und den Kindern mußte derselbe verborgen bleiben; sie würden ihn wider Willen verrathen haben. Mehrmals kamen Baiern, nach ihm suchend, in den Stall und schritten über ihn weg, so daß er sie bisweilen, wie er selbst erzählte, bei den Füßen hätte fassen können. Endlich, als im Mai die hohen Gebirgspässe wieder gangbarer wurden, und der tapfere Dulder wieder einigermaßen hergestellt und wanderfähig war: sagte er seinem Weibe Lebewohl, und entfloh auf einsamen Gebirgspfaden fast ohne Rast — denn es war dort noch zu kalt,

um auszuruhen — nach Oestreich. Aber die Riesenkraft seines Körpers war doch gebrochen durch das Uebermaß von Leiden.

Auch Hofer hätte entkommen können, und es fehlte ihm nicht an Aufforderungen von verschiedenen Seiten dazu. (Baraguay d'Hilliers soll sogar einem Vertrauten des Sandwirths insgeheim versichert haben: er werde Diesem, wenn er sich stelle, kein Haar krümmen.) Aber Tirols Fall hatte dem treuen Manne das Herz gebrochen; er konnte sich nicht entschließen, der Heimat den Rücken zu wenden; lieber wollte er, wenn das Schicksal es so füge, geduldig sein Blut als Opfer für sein Vaterland vergießen. Anfangs hielt er sich mit den Seinen in einer Felsenschlucht verborgen; dann nahm er in einer verlassenen Alpenhütte in der Nähe des öztthaler Firners unter Schnee und Eis seine Wohnung. Freunde versorgten ihn mit Nahrung und trugen ihm Nachrichten zu. Sein Aufenthalt, der Vielen bekannt war, würde nicht zur Anzeige gekommen sein, ohne einen schlechten Menschen mit Namen Raffel, der den Verrätherlohn verdienen wollte. General Huard in Meran zwang, als die Kunde ihm zugegangen war, den Elenden, seinen Leuten als Führer zu dienen, und in der Nacht des 27. Januars wurde die Hütte von 400 Mann Italiener umstellt. Auf das Klopfen der Soldaten trat Hofer sogleich heraus, nannte offen seinen Namen und gab sich gefangen. Die rohen Kriegsknechte schlugen ihn und rauften ihm den Bart. Mit Stricken gebunden führte man ihn mit seinem Weibe, seiner Tochter, einem zwölfjährigen Sohne und einem jungen Menschen aus Grätz, der ihm als Schreiber gedient hatte, hinab, warf dann die Gefangenen auf einen Wagen, und führte sie unter starker Bedeckung das Passeier- und Etschthal hinab. Ueberall strömte das Volk zusammen, und sah nassen Auges dem Allverehrten nach, mit dessen Falle auch Tirol auf immer gefallen zu sein schien. Zu Botzen gab Baraguay d'Hilliers die Familie frei, und der Sandwirth selbst erfuhr eine würdigere Behandlung. Eine merkwürdige Ruhe war über das Wesen des Gefangenen ausgebreitet. Er sah sich als einen Märtyrer an, und er war es auch. Einen größern Dienst konnte er ja dem Vaterlande nicht erweisen, als indem er so gottergeben für dasselbe sein Blut vergoß, und einer seiner Lebensbeschreiber hat gewiß Recht, wenn er sagt, daß Hofer's Tod Napoleon mehr geschadet habe, als der Verlust einer Schlacht. Es fehlte ihm unterwegs nicht an Gelegenheit zu entrinnen; aber er machte keinen Gebrauch davon. Als sich seine Führer in Ala, wo der Zug übernachtete, berauschten, und in Folge ihrer Unvorsichtigkeit ein Brand aus-

brach: flüsterte man ihm den Rath zu, die Verwirrung zu seiner Flucht zu benutzen; statt Dessen half er eifrig löschen. Der Marschbefehl lautete anfangs nach Mailand; aber schon in Mantua wurde Halt gemacht und ein Kriegsgericht niedergesetzt, als ob man fürchte, es möchte von Wien aus ein Schritt für Hofer geschehen. Damals gerade hatte Napoleon Unterhandlungen mit dem östreichischen Kaiserhofe angeknüpft, die es ihm schwierig machten, einer Bitte Franzens um des Sandwirths Leben aus dem Wege zu gehen: er freite um dessen Tochter Maria Theresia, nachdem er schon im December 1809 seine kinderlose Ehe mit Josephine gelöst hatte. Es ist jedoch nicht bekannt, daß Franz ein Wort für Hofer eingelegt habe. Das Kriegsgericht zu Mantua sprach das Todesurtheil, und Eugen schickte aus Mailand durch den Telegraphen den Befehl, ihn sofort zu erschießen. Hofer vernahm sein Schicksal mit großer Fassung, und ging mit frommer Ergebung und Heiterkeit in den Tod. In dem schönen Abschiedsbriefe, den er wenige Stunden zuvor seinem Schwager schrieb, und der gegenwärtig als Reliquie im Museum zu Innsbruck aufbewahrt wird, heißt es: „So leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden." Am Morgen des 20. Februar 1810 wurde Hofer zum Tode abgeführt. Als er an den andern tiroler Gefangenen vorbei kam, jammerten Diese laut. Er aber sprach ihnen Trost zu und segnete die Knienden. Auf der Bastei bei der Porta Ceresa wurde Halt gemacht; man hieß ihn niederknien und wollte ihm die Augen verbinden, aber er verweigerte Beides. „Ich stehe vor Dem, der mich erschaffen hat," sprach er, „und stehend will ich meinen Geist aufgeben." Dann, nach kurzem Gebete, kommandirte er ein festes, männliches „Feuer!" Die Soldaten schossen, vielleicht aus Bewegung, so schlecht, daß der kräftige Mann erst nach der zweiten Salve in die Knie sank, und der Korporal, mit dem Gewehre hinzutretend, ihm vollends den Tod geben mußte. Auch sein Schreiber wurde erschossen. Peter Mayer erlitt ungefähr um dieselbe Zeit das gleiche Schicksal zu Botzen. Der wackere Baraguay d'Hilliers suchte auch ihn zu retten; Mayer brauchte sich nur einer unwahren Ausrede zu bedienen, und der General hatte einen Vorwand, den Tod von ihm abzuwenden; aber der hochherzige Tiroler gab zur Antwort: „Ich will mein Leben mit keiner Lüge erkaufen," und starb mit Standhaftigkeit.

So vergossen die Märtyrer der Treue ihr Blut, und mit jedem dieser Opfer fiel ein Centnergewicht mehr in die Wagschale, in welcher der Haß der Völker gegen Napoleon gewogen wurde, und in gleichem Maße ver-

stärkte sich ihre Sehnsucht nach Befreiung aus den Ketten des Gewaltherrschers.

Neun Jahre später, als Napoleon längst gefallen war, entschädigte Kaiser Franz die Familie Hofer's für den Verlust ihres Vermögens, und erhob sie in den Adelstand. Später ließen einige tiroler Jägeroffiziere die Gebeine des Sandwirths in Mantua ausgraben und zu Innsbruck in der Franziskanerkirche bestatten. Dort ist ihm jetzt auch ein Denkmal aus weißem Marmor errichtet, das den trefflichen Sandwirth darstellt, den Stutzen in der einen, den Spitzhut in der andern Hand, mit zum Himmel gewendeten Blicken.

Am 20. Februar, auf Hofer's Todestag, wird jedes Jahr in Mantua eine Glocke geläutet, die zu diesem Zwecke von der Kurfürstin von Hessen gestiftet worden ist. Sie trägt die Inschrift: „Die Seelen Derer, die für's Vaterland sterben, sind bei Gott."

Speckbacher erschien 1813, als Napoleons Herrschaft in Deutschland zusammenstürzte, wieder in seinen Bergen, kränkelnd und abgemagert in Folge seiner Strapazen und Wunden, aber noch voller Feuer, um die Baiern wieder austreiben zu helfen; doch Oestreich versöhnte sich mit dem Rheinbundskönige. Der Kaiser hatte Speckbacher in später Anerkennung seiner Verdienste zum Major ernannt. Als solcher verlebte er die letzten Jahre in Hall, wo er 1820 früh gealtert endete, und auf der Südseite der Pfarrkirche begraben liegt.

Haspinger starb erst in unsern Tagen (Januar 1858), über achtzig Jahre alt, in Salzburg; tiroler Kaiserjäger gaben dem Landsmanne das Grabgeleit. Auf dem Sarge des Heldenpriesters lagen zwei Schwerter neben dem Meßbuche.

Napoleon zerstückte Tirol, nachdem er es völlig überwunden hatte, um dessen Kraft vollends zu brechen. Baiern behielt nur ein Drittheil; der Süden der Grafschaft kam an Italien, der Osten an die obenerwähnten illyrischen Provinzen.

So war der letzte Widerstand Deutschlands besiegt, und unser Vaterland erschien wie ein zu Tode gehetztes Wild, zuckend unter der Faust des Eroberers. (In Oestreich, wo der geschmeidige Graf Metternich an Stadion's Stelle getreten war, hatte sich die Finanznoth bis zum Staatsbankerotte gesteigert; wirklich erklärte im März 1811 Minister Wallis 1060 Millionen Bankzettel auf den fünften Theil ihres Nennwerths herabgesetzt.)

In Preußen, dessen Festungen noch immer in Feindeshand blieben, kam es nicht bis zu diesem Aeußersten; wie groß aber die allgemeine Verarmung war, ist uns von oben her bekannt. Ein schwerer Schlag, nicht allein für den König, der ihr in innigster Liebe zugethan war, sondern auch für das ganze Land, das seinen guten Engel in ihr sah, war der plötzliche Tod der Königin Luise in dem blühenden Alter von 34 Jahren, am 9. Juli 1810. Als ihr Grabgeläute durch das ganze Land ging, vom Dom und den stolzen Tempeln Berlins bis zu den ärmsten Dorfkirchen der Provinz, schien es auch ein Grabgeläute für Preußen und Deutschland.

Zu Anfange des Jahres 1810 schlug Napoleon Hannover zu dem Königreiche Westfalen; einige Monate später wurden die Länder des Fürsten Primas in eine weltliche Herrschaft als Großherzogthum Frankfurt umgestaltet, und Eugen, der bis dahin auf den Thron Italiens gehofft hatte, zu Dalberg's Nachfolger erklärt. Da das Herzogthum Berg, als Mürat den Thron Neapels erhielt, an den noch unmündigen ältesten Sohn Ludwig Bonaparte's gegeben worden war: so trat mit Eugen der dritte Prinz aus Napoleons Familie unter die Zahl der Rheinbundfürsten. Vieles deutsche Gebiet wurde ferner auch zu großen Dotationen französischer Marschälle verwendet, so daß es bald den Anschein gewann, als ob Napoleon unser Vaterland nur als eine Art Vorrathskammer betrachte, um seine Prinzen und Generale auszustatten. Diese Umstände mußten die Besorgniß der deutschen Rheinbundstaaten in hohem Grade erregen. Welche Sicherheit war für sie selber bei diesem beständigen Länder- und Völkeraustausche? Welche ihrer Einrichtungen konnte Platz greifen, wenn ein und dasselbe Land heute Diesem, morgen Jenem unter ihnen zugetheilt wurde? Was half ihnen die Vergrößerung ihrer Gebiete, wenn die Leistungen an Frankreich um so höher stiegen; wenn die Abhängigkeit von dem neuen Gebieter immer drückender wurde? Noch unbehaglicher aber mußte der Zustand der Rheinbund-Völker sein, sie, die wie eine Waare aus der ersten Hand in die zweite und dritte wanderten. Unter andern Bedingungen wären die Entfernung der Feudalzustände und überhaupt jene geordneten Verhältnisse, welche die Franzosen brachten, sehr schätzbare Errungenschaften gewesen; aber so lag auf Allem der Mehlthau des Despotismus: blieb ja doch der Wille oder die Willkühr des Einen oberstes Gesetz, das alle Schranken durchbrach. Dabei war auch in diesem Theile Deutschlands — in Folge der immerwährenden Kriege, in welchen

die Staaten des Rheinbunds für Napoleon das Blut ihrer Söhne opfern mußten — die Finanzverhältnisse gründlich zerrüttet; ein von der Natur reich gesegnetes Land wie Baden z. B., dessen Staatshaushalt gut geordnet war, seufzte schwer unter den Lasten. Wie mußte da der Zustand in Westfalen, Würtemberg, Baiern sein, wo Ueppigkeit und Verschwendung der Fürsten hinzukam. Zu den unerschwinglichsten Steuern kamen die Zolllast und die hohen Preise der Lebensmittel — ein Erzeugniß der Kontinentalsperre — so wie das Darniederliegen von Handel und Schifffahrt. Es waren Dies Dinge, welche die Gemüther bis in die untersten Volksschichten hinab mit Groll erfüllten. Der natürliche Versuch, die peinlichen Mauth-, Steuer- und Polizei-Gesetze zu umgehen, oder der verhaßten Aushebung zum Kriegsdienste sich zu entziehen, wurde, so weit der Arm des Despoten reichen konnte, mit barbarischer Strenge bestraft; zur Entdeckung der Uebertretungen diente ein Heer nichtswürdiger Spürer und Angeber. Politische Gespräche an öffentlichen Orten wurden untersagt oder doch überwacht, das Briefgeheimniß nach Gutdünken verletzt; Zeitungen, Bücher, Theater unterlagen der strengsten Censur. Wie in Frankreich, so erschienen jetzt auch in den Rheinbundstaaten nur Blätter, aus denen ein knechtisch gesinnter Geist sprach. Das verwöhnte Ohr des Allgewaltigen mochte nur noch das Lob des feilen Schmeichlers vernehmen. Buchdruckerei und Buchhandel schleppten sich in den schwersten Fesseln. Wenn sich dennoch der deutsche Geist in der Presse nicht ganz unterdrücken ließ: so hatte Dies darin seinen Grund, daß die Franzosen zu flüchtig oder zu unwissend zu diesem Geschäfte waren. Von seinen Schmeichlern ließ sich Napoleon gern als ein zweiter Cäsar und Karl der Große preisen, und verglich sich auch wohl selbst mit ihnen; aber mehr und mehr gewann es den Anschein, als ob er eher seine Vorbilder bei den Tyrannen unter den römischen Kaisern suche. Jedenfalls war der Haß, welcher in Folge der Unterdrückung der Nationalitäten und der allmählichen Rückkehr zur despotischen Regierungsweise der alten Zeiten auf ihm lastete, eine Hauptursache seines nachmaligen raschen Falls. Zu uns Deutschen stand diese romanische Natur im entschiedensten Gegensatze.

In diese Zeit (den 1. und 12. April 1810) fällt auch Napoleons Vermählung mit „der Tochter der Cäsaren", wodurch der „Kaiser vom Degen" die Geltung der alten „Kaiser von Gottes Gnaden" in der Meinung der Völker zu erlangen wähnte. Diese Verbindung wurde unter ungeheurer Pracht vollzogen; fünf Königinnen trugen dabei der jungen Kaiserin

die Schleppe. Aber ein Brand von furchtbarer Heftigkeit, ausgebrochen bei einem Ballfeste, das der östreichische Gesandte den Neuvermählten gab, und wobei die Schwägerin dieses Gesandten den Tod in den Flammen fand, erhob sich wie ein mahnender Finger vor dem Uebermüthigen.

Anfangs fuhr das Glück noch fort ihm zu lächeln. Im März 1811 wurde ihm ein Sohn geboren, der schon in der Wiege den bedeutsamen Namen: König von Rom erhielt; der Allgewaltige, der nun auch sein Geschlecht begründet sah, schien auf dem Gipfel seiner Wünsche.

Im Sommer 1810 schlug Napoleon Holland zu Frankreich, „da es ja doch nur das Erzeugniß französischer Gewässer sei. Sein Bruder Ludwig, der das Reich vier Jahre lang besessen, und zu des Kaisers großem Zorne als König von Holland, nicht als französischer Präfekt zu regieren versucht hatte, war freiwillig in den Privatstand zurückgetreten. Der Besitz dieses Küstenlandes und der Wunsch, das unheilbringende, widernatürliche Kontinentalsystem noch fester durchzuführen, machten Napoleon lüstern, auch noch die übrigen Flußmündungen Norddeutschlands in seinen Besitz zu bringen. Er schnitt sich deshalb im December 1810 einen breiten Küstenstreif, der sich bis zur Ostsee erstreckte, aus der Karte unseres schon so kläglich zerstückten Vaterlandes, indem er einen sehr beträchtlichen Theil des eben an seinen Bruder Hieronymus verschenkten Hannovers, so wie er das Herzogthum Oldenburg und die drei Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck zu Frankreich schlug. In seiner Geschichte Frankreichs nennt Bignon diesen neuen Völkerraub den verwegensten aller Schritte Napoleons. Davoust nahm als Statthalter Norddeutschlands seinen Sitz in Hamburg, und übte von dort aus die unerträglichste Tyrannei. Freilich konnten die französischen Polizeikünste nur das äußere und materielle, nicht aber das geistige Leben der Deutschen in Fesseln schlagen, wie denn der rührige Buchhändler Perthes unter Davoust's Augen die reichste Thätigkeit entfaltete.

Napoleons Herrschaft war jetzt zu einer riesigen Größe gelangt, aber die Stärke hatte nicht gleichen Schritt mit der Ausdehnung gehalten. Der große Menschenmäkler rechnete die Völker für Nullen. Spanien und Tirol hätten ihn eines Bessern belehren können; im eignen Lande, in der Armee sogar begann es zu gähren; aber er bedurfte noch anderer Zurechtweisungen, um zu lernen, daß sein Weltreich auf thönerne Füße gestellt war.

Wir wenden uns am Schlusse dieses Abschnitts wieder zur Literatur und Kunst. Die große Zeit Göthe's und Schiller's ist dahin,

wenn Jener auch noch in Thätigkeit bleibt; überhaupt ist unter dem Drucke der Fremdherrschaft ein frischer und kräftiger Aufschwung nicht zu erwarten. Wir werden zwar auch jetzt noch den Baum der Poesie mit reichen Blüthen bedeckt sehn; aber der Früchte, die aus diesen Blüthen hervorgehen, sind ungleich weniger.

Wir beginnen mit den Vorläufern Jean Pauls, dessen Gebiet: der humoristische Roman, bereits von den Engländern mit Glück angebaut worden war, und nennen zuerst Musäus aus Jena, der die thränenselige Empfindsamkeit, wie sie durch die Romane des Engländers Richardson auch in Deutschland Eingang gefunden hatte, und die Phantastereien des Physiognomikers Lavater mit gutem Witz und Humor verfolgte. Am bekanntesten ist Musäus durch seine Volksmährchen, denen es jedoch an Einfachheit und Natürlichkeit gebricht. Ferner zählen Hippel aus Königsberg, Thümmel aus Sachsen und Lichtenberg aus dem Darmstädtischen hierher. Thümmel, seit 1768 koburgischer Minister, schrieb ein komisches Heldengedicht in Prosa: Wilhelmine oder der vermählte Pedant, und einen Roman: die Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich, worin die Heilung eines Hypochonders durch Reisen und Lebensgenuß dargestellt wird. Lichtenberg, seit 1770 Professor der Mathematik und Physik in Göttingen, glänzte in kleineren satirisch-humoristischen Schriften, unter denen sich die ausführliche Erklärung der Hogarth'schen Kupfer einen besondern Ruf erworben hat.

Neben diesen Männern steht Johann Paul Friedrich Richter oder Jean Paul, wie er mit seinem Schriftstellernamen gewöhnlich genannt wird, in unbestrittener Größe als König des deutschen Humors. Richter, der Sohn eines Lehrers, der nachher eine Landpredigerstelle bekleidete, wurde 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren und starb 1825 in Bayreuth, wo er seit 1804, durch den Fürsten Primas und dann durch König Maximilian von Baiern mit einem Jahrgehalte unterstützt, in unbeschränkter Muße lebte. Die engen und ärmlichen Verhältnisse, unter denen dieser edle und hochbegabte Dichter seine Jugend verbrachte, seine Gefühlsweichheit und sein Hang für das Stillleben hinderten ihn, die Schwingen seines Geistes vollständig zu entfalten. Er gelangte nicht zu jener männlichen Reife hoher Bildung, die sich Göthe und Schiller erarbeitet hatten; seine Entwicklung kam nicht über eine jugendliche, ideale Anschauung hinaus, nach welcher Bös und Gut, äußere und innere Welt in schroffen Gegensätzen

neben einander stehen; aber gerade diese einseitige Idealität, welche viele Männer abstieß, gewann ihm die schwärmerische Verehrung der Frauen. Es gebricht den Bildern, die er von den Menschen und der Natur aufstellt, nicht an tiefwahren, auf der feinsten Beobachtung ruhenden Zügen; aber in der Gesammtwirkung sind sie schattenhaft und zerrissen, als ob der Dichter sie *geträumt* und nicht mit sichrem Künstlerauge *geschaut* habe. Ueberhaupt sind die Personen und die dürftige, nicht selten ins Phantastische fallende Handlung ihm nur ein Instrument, um die weichen Laute seiner Gefühle erklingen zu lassen; nur ein Stein, aus dem die Funken seines Geistes sprühen. Ein so weites Feld die kecke Laune des Humoristen auch in Anspruch nehmen darf: Richter überschreitet nicht selten die der Kunst gesetzte Grenze. Seine Schöpfungen machen den Eindruck eines Gartens, wo neben köstlichen Früchten jedes Unkraut in üppiger Fülle aufschießt. Die Darstellungsweise ist weitschweifig und beständig abspringend, verworren und dunkel und überhaupt wunderlich. Der Verfasser war am Ende selbst nicht mehr im Stande, die vielen Anspielungen in seinen Werken zu erklären. Damit in Zusammenhang steht Richter's Gewohnheit, Alles, was ihm beim Durchstöbern des ewig sich erneuernden gelehrten oder ungelehrten Büchermarktes oder auch im Leben als merkwürdig oder absonderlich aufstieß, auf Zettel zu schreiben und dann gelegentlich, oft ohne organischen Zusammenhang, seinen Schriften beizufügen; wodurch natürlich deren Formlosigkeit noch gesteigert wurde.

Diesen Schattenseiten stehen indessen sehr bedeutende Vorzüge gegenüber. Wenn auch die Menschen, die der Dichter uns vorführt, in der Luft gehen; wenn auch die Kluft zwischen seinen jugendlichen Idealen und der Wirklichkeit, gegen die sie anstoßen, übermäßig groß erscheint: so schließt doch diese Jean-Paul'sche Welt einen solchen Reichthum der edelsten, zartesten und tiefsten Empfindungen, eine solche Fülle des Geistes in sich, daß mancher gefeierte Poet daneben als Bettler erscheint. Auf dem Webstuhle, an dem er seine Gebilde wirkt, ist die *Empfindung* die Kette und der *Humor* ist das lustige Schiffchen, das rechts und links zwischen durchfährt, um den Einschlag zu schaffen. Diese Empfindung ist, wie bei Schiller, von hohem, sittlichem Ernste getragen. Indem sie die Menschheit mit innigster Liebe umfaßt, schließt sie Alles, was schön und edel ist, an ihr Herz, und weiß aus dem Kleinsten wie aus dem Größten ihre Nahrung zu ziehen. Die Humanität, die Herder's weiser Mund verkündete, tritt uns hier überall im Gewande der Poesie entgegen. Unser Dichter hat Göthe's: „Wer nie sein Brot in

Thränen aß" an sich selbst erfahren; daher stehen ihm die Unglücklichen, die Armen, die Zurückgesetzten und die Kleinen dieser Welt besonders nahe. Indem er sich nun mit besonderem Behagen in den engen Kreisen des Lebens bewegt, und die vier kahlen Wände einer Dorfschulstube mit den goldgewirkten Tapeten seiner Phantasie zum Palaste ausschmückt: wird er zum humoristischen Idyllendichter von unerreichter Meisterschaft. Die außerordentliche Kraft, mit der hier der Dichter aus Nichts Alles gestaltet, erinnert an das Sonnenmikroskop, das in dem Wassertropfen eine Welt von Geschöpfen zeigt. Was diesen ländlichen Gemälden einen besondern Reiz gibt, ist die Unschuld und der heitere Frieden, der über sie ausgegossen ist. Dagegen werden die Laster der Hochgestellten scharf gezüchtigt; besonders wird dem Hofleben der Spiegel der Satire vorgehalten. Bei der tiefen Empfindung, die Jean Paul überall offenbart, läßt sich erwarten, daß er der Liebe eine schöne Stelle in seinen Dichtungen einräumt; nur geht dieselbe leicht in allzugroße Weichheit über. Daneben finden wir mit gleicher Wärme Freundschaftsbündnisse geschildert, was ihn vor vielen andern Dichtern auszeichnet.

Und noch Eins ist hervorzuheben. Daß Göthe's und Schiller's Werke jenen Adel der Form an sich tragen, welcher sie vorzugsweise zu mustergültigen Werken erhebt und den unermeßlichen Einfluß beider Dichter bedingt, haben wir gewiß großentheils ihrer innigen Befreundung mit der griechischen Welt zu danken. Sicher würde auch Jean Paul, wenn er den Alten näher getreten wäre, das reiche, aber unreine Erz, das er uns bietet, ausgeschmolzen haben. Jedenfalls gebührt ihm aber der Vorzug, ganz deutsch geblieben zu sein, während das antike Kleid, das Göthe und Schiller, besonders der Erste, gern anlegen, ihnen leicht etwas Fremdes gibt, so daß ein Theil ihrer besten Schöpfungen nur der Aristokratie der Bildung zugänglich ist. Dieser antikisirenden Strömung in unserm Schriftenthume treten nur Jean Paul und mit ihm die Romantiker, zu denen er überleitet, entgegen. Richter wendet sich mit seinen Stoffen dem Leben der Gegenwart zu; indem er den Humor als Fahne aufpflanzt, und die Welt in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit in dem neckischen Spiegel seines Ichs aufzeigt, trägt er eine gesunde, kräftige Würze echt germanischer Art in die deutsche Poesie. In der That entfaltet der Dichter einen außerordentlichen Reichthum von seltsamen Charakterzügen und wunderlichen Kauzen von der harmlosen Komik eines Wutz oder Fixlein bis zum tragischen, in Wahnsinn endenden Humor eines Schoppe.

Nachdem Jean Paul 1783 mit den grönländischen Prozessen, einer satirischen Schrift, begonnen hatte: wandte er sich, da er auf diesem Gebiete wenig Erfolg hatte, zu dem humoristischen Romane, dem eigentlichen Arbeitsfelde des Dichters. Seine Hauptwerke sind der Hesperus, dessen Erscheinen im Jahre 1794 zuerst seinen Ruhm begründet hat; ferner die Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs, der Titan und die Flegeljahre. Im Siebenkäs und den Flegeljahren schildert der Dichter das kleinbürgerliche Leben mit einer Naturtreue, welche an die Gemälde der niederländischen Meister erinnert. Die beiden Brüder Walt und Vult in den Flegeljahren — Jener ein mädchenhaft liebreicher, träumerischer Jüngling von rührender Unschuld, Dieser ein lebensgewandter, humoristischer Geselle — bringen den oben berührten Gegensatz von Ideal und Welt, der durch Jean Pauls Werke geht, besonders klar zur Anschauung. Den kühnsten Flug hat Richter's Genius im Titan genommen. Die gewaltigen Naturen, die uns hier entgegentreten, zeigen uns die Licht- und Schattenseiten der Menschennatur in scharfer Beleuchtung. Diejenigen von ihnen, welche das Maß verloren haben — worunter sehr edle Charaktere, wie Linda und Schoppe — stürzen ins Verderben, während Albano's sittlich maßvolle Natur ein glückliches Ziel erreicht.

Jean Pauls letzte Schöpfungen: Vorschule der Aesthetik, Levana, eine Erziehungslehre u. s. w. sind wissenschaftlicher Art. Seine Werke umfassen nach der Reimer'schen Ausgabe nicht weniger als 60 Bände. Jedenfalls besitzen wir in diesem Dichter eine bedeutende geistige und sittliche Macht, welche auf die Fortentwicklung und Veredlung unserer Nation wesentlich eingewirkt hat.

Der Jean-Paul'schen Richtung verwandt sind die Romanschriftsteller Karl Christian Graf zu Benzel-Sternau aus Mainz, Verfasser des goldenen Kalbs und des alten Adams, und Ernst Wagner aus der Nähe von Meiningen, Verfasser von Willibald's Ansichten des Lebens und der reisenden Maler. Benzel-Sternau's Humor hat einen misanthropischen Beigeschmack; die Weltanschauung des vielerfahrenen, geistreichen Mannes ist nicht idealistisch, wie bei Jean Paul, sondern fußt in der Wirklichkeit; dabei ist er, wie Dieser, von sittlichem Ernst erfüllt. Wagner, der in kleinen Verhältnissen lebte, hat einen engen Kreis und gefällt sich in der Schilderung von Gemüthszuständen, die nicht frei von Empfindsamkeit sind. Zu-

gleich zeigt er sich selbst in seinen Romanen als glücklicher Landschaftsmaler.

Aus einer krankhaften oder doch verkehrten Auffassung des Tragischen, veranlaßt durch Schiller's Braut von Messina, sind die sogenannten Schicksalsstücke entsprungen; doch haben sich die hierher gehörigen Dichter zum Theil auch in andern Richtungen bewegt. Wir nennen hier zuerst Zacharias Werner, der zugleich auch mit den Romantikern, von denen unten näher die Rede sein wird, in naher Verwandtschaft steht. Werner ist 1768 in Königsberg geboren. Nach einer regellosen, unstäten Jugend ging er 1811 in Rom zum Katholicismus über, empfing in Wien die Priesterweihe und machte dort als Prediger Aufsehen, wie er zuvor durch seine phantastisch-geheimnißvollen Stücke allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte. Ein zerrissener Mensch, ein brütendes, von dämonischen Gewalten ergriffenes Gemüth vermag trotz aller Begabung keine wirklichen Kunstwerke zu schaffen. So können uns Werner's Stücke als Ganzes nicht befriedigen, wenn wir auch im einzelnen viel des Schönen und Erhabenen finden und uns sagen müssen, daß er es wohl verstand, dramatische Gestalten zu schaffen, und besonders für das geschichtliche Trauerspiel mit einem trefflichen Talente ausgestattet war. Wir nennen hier von des Dichters Werken: Die Söhne des Thals, das Kreuz an der Ostsee, Luther oder die Weihe der Kraft, Attila und den 24. Februar (der Todestag seiner geisteskranken Mutter). Gegen das durch seltsame Mystik entstellte Schauspiel Luther, worin übrigens der Charakter des großen Reformators in seiner feurigen Kraft würdig dargestellt ist, schrieb Werner nach seinem Abfall eine „Weihe der Unkraft". Das eigentliche Schicksalstück ist der 24. Februar, ein Werk, das nicht ohne poetischen Werth ist, aber einen unheimlichen, grauenhaften Eindruck macht. Ein Vater stößt darin durch Schicksalsfügung seinen Sohn nieder, nachdem an demselben Unglückstage bereits ein Vater- und ein Brudermord in der gleichen Familie Statt gefunden haben. Das Fatum der Alten ist hier zur Karrikatur geworden.

Der zweite Schicksalsdichter ist Müllner, Advokat in Weißenfels, ein Neffe Bürger's, 1774 in der Nähe jener Stadt geboren. Müllner begann erst in reifern Jahren zu schreiben; seine mit Verstand und Geschick entworfenen Stücke verrathen den Rechtsgelehrten, der seine Kriminalakten in Poesie umsetzt. Dabei lehnt er sich gern an fremde Muster an. Sein 29. Februar erinnert an den 24. Februar

Werner's, seine Albaneserin an Schiller's Braut von Messina. Mehr Verdienste haben die Schuld und König Yngurd. Die Schuld, womit der Verfasser 1816 hervortrat und einen schnell verrauschten Ruhm gewann, hat wohl, obgleich ohne eigentlichen sittlichen oder Kunstgehalt, unter allen Schicksalsstücken, zu ihrer Zeit, die meiste Gunst erfahren. Sie verdankt dieselbe dem die Menge anziehenden Stoffe einer heimlichen Mordthat, die allmählich zu Tage tritt, ihrer bühnengerechten Einrichtung, ihrem Redeprunk und dem spanischen Kleide, in dem sie erscheint. Das Stück ist in vierfüßigen gereimten Trochäen geschrieben — ein dem Spanischen entlehntes, ursprünglich lyrisches Versmaß, das in Deutschland beliebt geworden war, seitdem der ältere Schlegel und später auch Gries aus Hamburg, der geschmackvolle Uebersetzer Tasso's und Ariost's, calderonische Stücke auf deutschen Boden verpflanzt hatten. In ähnlicher Weise werden wir unten die Romantiker die lyrischen Versmaße der Italiener in das Drama einschwärzen sehen.

König Yngurd ist mehr nach Shakespeare gearbeitet und trägt ein rauhes, nordisches Kleid; doch sind die fünffüßigen Jamben, deren sich der Dichter bedient, gereimt, was sich in dem Munde dieser trotzigen Helden seltsam ausnimmt.

Müllner hat als ein witziger Kopf auch Lustspiele geschrieben, die ebenfalls von dramatischem Geschicke zeugen, denen aber doch kein rechtes komisches Leben inwohnt, auch abgesehen von der steifen Einkleidung in Alexandriner.

Der dritte Schicksalsdichter ist der Freiherr Ernst von Houwald, 1778 in der Niederlausitz geboren. Houwald ist eine weiche, lyrische Natur. Seine in die zwanziger Jahre fallenden Dramen: Die Heimkehr, der Leuchtthurm, das Bild und andere legen es auf Rührung an. Es ist Dies die letzte Entwicklung des Schicksalsstückes, das nun, die Gunst des Publikums einbüßend, dem schärfsten Spotte der Kritik und Satire anheimfällt.

Einen vierten Dramatiker, Grillparzer, hätte ich Houwald vorausschicken können, da sein hierher gehöriges Stück: die Ahnfrau, welches nach Inhalt und Form viel Verwandtschaft mit Müllner's Schuld zeigt, schon ins Jahr 1817 fällt. Allein dieser Dichter, derüberdies 12 Jahre jünger ist als Houwald, schließt sich nur in seinem ersten Auftreten an diese Gruppe an. Grillparzer ist 1790 in Wien geboren, wo er die Stelle eines Archivdirektors bekleidet. Ohne sichere Grundlage und mehr durch äußern Einfluß wie von innerer Nothwendigkeit ge-

trieben, geht er von der Schicksalstragödie zum antikisirenden Drama über, und schlägt dann mit seinen historischen Stücken, wie mit König Ottokars Glück und Ende, eine dritte Richtung ein. Seine besten Leistungen liegen auf dem zweiten Wege. Hier ist vor allen seine Sappho zu nennen; hierher gehören ferner das goldene Vließ, eine Trilogie, und des Meeres und der Liebe Wellen. Die Stücke dieses sinnigen Dichters sind wohl angelegt und von guter Durchführung; aber es fehlt doch der geniale Funke, der zündet.

Wir wenden uns jetzt zu den Romantikern. Diese Schule von Dichtern, Kritikern und Gelehrten, welche in dem letzten Jahrzehend des 18. und in den ersten Jahrzehenden des 19. Jahrhunderts blühte, kündigte sich neben der hauptsächlich durch Göthe und Schiller vertretenen klassischen Richtung als etwas ganz Neues an. Sie theilte zwar mit diesen Männern die Geringschätzung gegen die Verflachung unserer Literatur, wie sie in einem Kotzebue, Lafontaine und Andern zu Tage trat; aber sie lenkte doch sehr bald entschieden von dem Wege derselben ab, indem sie, wie ihr Zeitgenosse Jean Paul, die Dichtkunst näher mit dem Leben zu verbinden, indem sie dieselbe national zu machen trachtete. Dennoch sind Göthe und Schiller, obgleich viele ihrer Schöpfungen in griechischen Gewändern gehen, obgleich Schiller's historische Dramen ihren Stoff aus der Geschichte fast aller Staaten Europas schöpfen, ungleich nationaler als die romantische Schule, weil sie viel mehr deutsches Leben in ihren Werken enthalten und — hier denke ich vorzugsweise an Schiller — von den großen Bestrebungen der Zeit tief durchdrungen sind, wie denn auch ihre Werke die Nation unendlich tiefer und nachhaltiger ergriffen haben. Die Romantiker stehen von dem Staate, der Gegenwart und der Geschichte abgewendet; sie flüchten, unter dem Drucke der politischen Verhältnisse, in die romantische Vorzeit. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts mit ihrer Ausartung in Freigeisterei und die Gedanken, aus denen die großen Staatsumwälzungen in Frankreich entsprangen, liegen ihnen fern; statt aber einen gesunden religiösen Sinn und eine echte, thatkräftige Frömmigkeit zu pflegen, wie wir sie bei den mit Schwert und Feder kämpfenden Dichtern der Befreiungskriege treffen werden, liebäugeln Viele von ihnen mit dem Katholicismus, der Mystik, dem Ritter- und Minnewesen des Mittelalters, und suchen einen Lebensabschnitt der Menschheit, der auf immer der Vergangenheit anheimgefallen, künstlich wieder aufzufrischen. Dennoch muß ihnen das Verdienst zuerkannt werden, daß sie religiösen Sinn erweckt

haben. Die Dichtkunst nimmt bei den Romantikern eine besondere Stellung ein. Sie ist ihnen keine Fackel, die — wie bei Göthe — dem Menschen, oder — wie bei Schiller und Jean Paul — der Menschheit auf ihrem Wege leuchtet, sondern sie machen die Poesie und die Kunst überhaupt zum Mittelpunkte alles Strebens; es ist der Hochaltar, an dem die Menschheit opfern soll, indeß sie als Oberpriester des heiligen Amtes walten. Genialität ist wieder, wie in Göthe's Jugendzeit, das Losungswort; aber es ist nicht mehr die derb natürliche, inhaltsvolle Genialität von damals, der es Ernst ist mit dem Gegenstande, den sie behandelt, sondern eine spielend phantastische. Neben dem Humor kommt die Ironie, die nur eine untergeordnete poetische Berechtigung hat, zur besondern Geltung. Die Romantiker besitzen sogar in Solger einen besondern Philosophen, der die Ironie wissenschaftlich zu ergründen bestrebt ist. Sicher ist es kein zu hartes Urtheil, wenn man sagt, daß der romantischen Poesie der feste, sittliche Boden fehlte, wie auch die Dichter selbst zum Theil den sittlichen Halt im Leben verloren. Ueberhaupt können sich die Romantiker, obgleich reich begabt, mit unsern Klassikern in ursprünglicher Dichterkraft entfernt nicht messen; namentlich erscheinen sie auf dem Gebiete, wo der Dichter seine vollste Kraft offenbart: im Drama, arm neben Schiller, den sie — wie der Fuchs in der Fabel die Trauben — vorzugsweise bekritteln. Ihre Thätigkeit geht daher in ein Vielerlei auseinander; wir sehen sie, neben ihren eigenen Schöpfungen, mit Bearbeitungen, Uebersetzungen, Kunststudien und Literaturgeschichte vielfach beschäftigt, und gerade nach dieser Seite liegt ihr größtes Verdienst, wie auch die wissenschaftlichen Leistungen, die sich an die romantische Schule knüpfen, von höchster Bedeutung sind. Denn indem sie die von Herder begonnene Arbeit mit vereinten Kräften fortsetzen, und jene dichterischen Ausflüsse des tiefen deutschen Gemüths aus der Vorzeit eröffnen, ziehen sie die Sage, das Mährchen, die Legende und das Volkslied ans Tageslicht, und bearbeiten das deutsche Minnelied; sie verpflanzen, das ganze Gebiet der christlichen Romantik durchwandernd, die englische, italienische und spanische Poesie in gelungenen Uebertragungen auf deutschen Boden. Selbst die phantasiereichen Dichtungen des Orients, dessen träumerische, weiche Sinnlichkeit ihren eigenen Werken verwandt ist, zieht sie an; auch diese entlegenen Schätze werden uns von ihnen erschlossen.

Uebrigens hat die romantische Schule unserer Literatur nicht allein neuen Inhalt, sondern auch neue kunstreiche Formen gegeben, welche

hauptsächlich den Italienern und Spaniern entlehnt sind. Ferner hat sie, insofern ihr die Poesie und die Kunst der deutschen Vorzeit diesen neuen Inhalt lieferten, auch Vaterlandsliebe geweckt und unser Nationalgefühl gekräftigt. Niemand hat besser wie sie die tiefe Seele erkannt, die aus den altdeutschen Bildern spricht, und die wunderbare Schönheit unserer gothischen Dome. Ihre Auffassung ist treffend wiedergegeben in einem an den Romantiker Brentano gerichteteten Gedichte Freiligrath's, in welchem der Dichter den Eintritt in eine alte gothische Kirche schildert:

Ein Kirchenthor! — Wie träumend tret' ich ein!
Die Fenster lodern, dunkelbunt geschildert;
Die stolzen Rosen werfen prächt'gen Schein,
Und durch des Kreuzgangs düstre Bogenreih'n
Herschaut ein Gärtlein, rankig und verwildert;
Still mit des Thores ewig ernstem Grau
Sein Laubgrün mischt es und sein Himmelblau.

Und leise zitternd überfliegt die Wand
Der wolk'ge Schatten seiner weh'nden Büsche;
Dort ist der Ritter und der Burgfrau'n Stand;
Aus Stein gehauen, flehend ihre Hand
Zur Brust gehoben, steh'n sie in der Nische;
Mild und ergeben strahlt ihr bleich Gesicht —
Friede des Todes überströmt es licht!

Als Häupter der Romantiker gelten Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel. Die Fahne der neuen Schule wurde jedoch zuerst aufgepflanzt von Friedrich von Hardenberg aus dem Mannsfeldischen, der unter dem Namen Novalis schrieb, und schon 1801 im Alter von 33 Jahren an einem Brustleiden starb, das sein Leben und sein Dichten mit tiefer Schwermuth erfüllt hatte. Novalis ist eine echte Dichternatur, aber er ist auf den Abweg der Mystik gerathen. Hiervon zeugt besonders sein unvollendeter Roman Heinrich von Ofterdingen, der das Losungswort seiner Partei wurde. Seine Lieder sind einfach und tief innig. Viele unter ihnen, wie das bekannte: Wenn Alle untreu werden u. s. w. sind religiösen Inhalts; doch hat er auch weltliche Stoffe mit Glück behandelt; ich erinnere beispielsweise an seine Bergmannslieder und das köstliche Weinlied, welches beginnt:

Auf grünen Bergen ward geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Der Hauptdichter dieser merkwürdigen Richtung in unserer Literatur, welcher während seines langen Lebens die romantische Schule entstehen, blühen und verblühen sah, ist Ludwig Tieck, der Sohn eines Seilermeisters in Berlin, geb. 1775, seit 1819 in Dresden, gest. 1853 in seiner Vaterstadt, wohin er im Greisenalter auf einen Ruf des Königs von Preußen zurückgekehrt war. Tieck's poetisches Schaffen geht schwankend durch verschiedene Richtungen — ohne organische Entwicklung, wie bei Göthe und Schiller — hindurch. Er beginnt mit dem Romane und erlangt zuerst Ruf durch seinen William Lovell (1795), der als ein Nachklang der kraftgenialischen Zeit erscheint, worin aber schon die Tugenden und Fehler der tieckschen Dichtung, nämlich große Feinheit der Beobachtung und der Darstellung bei haltungsloser Charakteristik und sittlichen Zerfahrenheit, entschieden vorliegen. Mit seinem früh verstorbenen Freunde Wackenroder aus Berlin gibt er die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders heraus, worauf bald Sternbald's Wanderugen folgen — zwei Werke, in welchem die Kunst als höchste Offenbarung des Gemüths im Heiligenscheine des Katholicismus gefeiert wird. Mit der Mährchendichtung betritt dann Tieck das Gebiet des Phantastischen, das dem Dichter die reichsten Blüten getragen hat: es ist die

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält."

Seine Mährchen sind aus der Volkspoesie geschöpft. Jene vom Staube der Jahrhunderte bedeckten Erzählungen, welche in der rohen Form der alten Volksbücher bei den Gebildeten in Vergessenheit und Verachtung gerathen waren, finden nun plötzlich wieder Zugang in dem neuen phantastischen Kleide. Der Blaubart, der Tannhäuser, das Däumchen, der treue Eckart, die vier Haimonskinder, die Melusina, das Rothkäppchen, und wie sie alle heißen, sind wieder auferstanden. Viele dieser Mährchen sammt Volkssagen und romantischen Novellen sind später von Tieck im Phantasus gesammelt und in einen Rahmen von Gesprächen gebracht worden, indem eine Gesellschaft kunstgebildeter Freunde sich über das Erzählte unterhält. So ist Poesie und Reflexion zusammengerückt. Ueberhaupt gebricht diesen tieckschen Mährchen, so viel Schönes auch im einzelnen sich finden mag, das ursprünglich Einfache, das kindlich Natürliche; es ist Volkspoesie, die mit pikanten Zuthaten für den Salon zurecht gemacht ist. Viele der Mährchen sind dramatisirt; aber diese Stücke sind

sogenannte Literarkomödien, die nur fürs Lesen bestimmt sind; sie würden auch bei der Aufführung keine Wirkung thun, da ihnen das Gerüst einer festen Handlung und die Charaktere fehlen; da sie gegen gewisse Richtungen der Zeit und des Geschmackes ankämpfen, und dadurch zu polemischen Tendenzstücken werden. Die Gesichter, die uns daraus anschauen, sind verzerrt in dem Hohlspiegel der Ironie. Eine besonders reich aus Ironie und Satire zusammengesetzte Dichtung ist der gestiefelte Kater, wo seltsamer Weise eine Komödie in die andere eingeschoben ist. Unter den größern Dramen heben wir noch das Trauerspiel Genoveva, den Kaiser Octavian und den Fortunat hervor. Man hat wohl das erstgenannte Stück die schönste Blüthe der Romantik genannt, und in der That spricht aus dieser Genoveva, deren fromme Treue sich so schön bewährt, eine wohlthuende Innigkeit. Aber dies Ausklingen der Gemüther, das durch das ganze Stück geht, macht noch kein Drama; die Romanzen und Sonnete, die der Dichter nach seiner Manier einstreut, wiegen in lyrische Stimmung und wollen zuletzt nicht mehr munden, wie allzuviel Zuckerwerk auf einmal; am wenigsten kann Golo, der sentimentale Bösewicht, dem die eigentliche Handlung zufällt, den gesunden Sinn ansprechen.

Dauernder, als durch seine dramatischen, hat Tieck durch seine dramaturgischen Arbeiten, welche der dritten Richtung seines Schaffens angehören, auf unsere Nation eingewirkt. Hierher gehören seine dramaturgischen Blätter, seine Shakespeareübersetzung, eine Fortsetzung der Schlegel'schen, seine Studien über Shakespeare, den er freilich nach seiner tiefsittlichen und politischen Seite nicht verstehen konnte; seine Bearbeitung des altenglischen Theaters und seine Vorschule Shakespeare's. Auch die spanische Literatur hat uns Tieck eröffnet und uns eine treffliche Uebersetzung des Don Quichote geliefert. Seine Bearbeitung der Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter hat wenigstens das Verdienst, zur Erforschung der altdeutschen Poesie vielfach angeregt zu haben.

Die vierte Periode der tieckschen Dichtung wird von der Novelle beherrscht, einer kleinen Gattung, in der aber unser Romantiker sein Bestes geliefert hat. Das phantastische Spiel hat hier der modernen Poesie, die ihren Stoff der Gegenwart entlehnt, Platz gemacht, und der feine Geist des vielseitig gebildeten Dichters erscheint im günstigsten Lichte. Doch ergeht sich Tieck in seinen Novellen auch in entfernten Zeiten, wie in des Dichters Tod, wo er uns Camoens, und in dem

Dichterleben, wo er uns Shakespeare in schöner Kunstbegeisterung vorführt. In dem Kriege in den Cevennen hat er sogar einen politisch religiösen Stoff aus der Zeit Ludwigs XIV. ergriffen; aber es hat ihm die Kraft gefehlt, die schön begonnene, hohe Aufgabe zu Ende zu führen. Sein letztes größeres Werk aus dem Jahre 1839 ist der Roman Vittoria Accorombona, der uns die sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Italiens aus dem 16. Jahrhunderte in gelungener Schilderung vorführt, leider aber versetzt mit „jungdeutscher“ oder „neufranzösischer“ Frivolität.

Die Brüder August Wilhelm von Schlegel (1761—1845) und Friedrich von Schegel (1772—1829), Söhne des Superintendenten Johann Adolf Schlegel in Hannover, der zu Gellert's Zeit als Lyriker und besonders als Verfasser von Kirchenliedern Ruf genoß, und Neffen des oben erwähnten Dramatikers Johann Elias Schlegel, stehen als Dichter entschieden hinter Tieck zurück. Wenn gleichwohl auch sie als Häupter der romantischen Schule ernannt werden, so verdienen sie diesen Ruf hauptsächlich ihren wissenschaftlichen Leistungen. Sie führen zu Gunsten ihrer Partei das scharfe Schwert der Kritik.

August Wilhelm, seit 1818 Professor der schönen Wissenschaften in Bonn, nachdem er gleich seinem Bruder, Tieck und andern Romantikern lange ein Wanderleben geführt hatte, stand anfangs unter dem Einflusse Göthe's und Schiller's; daher auch viele seiner Poesien, wie das glatte, aber kraftlose Drama Jon, der antikisirenden Richtung angehören, oder, wie das schöne Gedicht Arion, den Ton der schillerschen Ballade anschlagen. In der ästhetisch kritischen Zeitschrift Athenäum, die er seit 1798 in Jena mit seinem Bruder herausgab, wird die romantische Schule theoretisch begründet. Schlegel's geistvolle Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur haben zu ihrer Zeit die Kenntnisse eines wichtigen Literaturzweigs wesentlich gefördert. Großes Verdienst erwarb sich auch der trefflich geschulte Mann als formgewandter Uebersetzer. Aus der italienischen, spanischen und portugiesischen Literatur pflückte er „Blumensträuße“, die einen neuen würzigen Duft verbreiteten; von anerkannter Meisterschaft ist besonders seine Uebersetzung des Shakespeare, die jedoch nur einen Theil der Werke des großen Briten umfaßt. Endlich gehört er zu den Ersten, welche die Schätze der indischen Literatur zu jener Zeit, wo auch der greise Göthe seine orientalischen Dichtungen schrieb, für uns zu Tage gefördert. Dies neue, reiche Gebiet, auf dem auch die Engländer und

Franzosen gute Beute gemacht haben, ist unter den Deutschen ganz besonders von Joseph von Hammer aus Grätz (1774—1857), der auch die Geschichte des Morgenlandes in den Kreis seiner Forschungen gezogen hat, angebaut worden.

Auch der jüngere Schlegel, der 1809 in östreichische Dienste trat, grub nach diesen Schätzen und schrieb seine Sprache und Weisheit der Inder. Friedrich von Schlegel that sich weniger als Dichter, wie als Kritiker und feinsinniger Kenner der Kunst und der schönen Literatur hervor. Einen sehr zweideutigen Ruhm verschaffte ihm sein Roman Lucinde. Verdienstvoll sind seine Studien des klassischen Alterthums und seine Vorlesungen über alte und neue Literatur, die jedoch von seinem Parteistandpunkte getrübt erscheinen. Derselbe war nämlich, während bei seinem Bruder und bei Tieck bloß Dichtung und Kunstansichten katholisch gefärbt erscheinen, aus Ueberzeugung wirklich zum Katholicismus übergetreten. Mit diesem Abfalle, den er mit Werner und andern Romantikern theilt, verband er einen zweiten, der im nahen Zusammenhange zu jenem steht, indem er nach den Befreiungskriegen der Rückschrittspartei sich anschloß.

Zu den begabtesten Dichtern der romantischen Schule zählt der Frankfurter Klemens Brentano, Gatte der Schriftstellerin Sophie Mereau, geborenen Schubert, welche um seinetwillen ihren Gatten aufgab, wie denn überhaupt das Schließen und Lösen der Ehe von vielen Romantikern gar leicht genommen wurde. Auch er ging nach einem unstäten Leben — gleich Werner, Friedrich von Schlegel und andern Männern dieser Schule, besonders aus dem Kreise der Maler — zum Katholicismus über, wurde sogar Mönch in Westfalen und ein thätiges Mitglied der Propaganda in Rom, und starb, 65 Jahre alt, 1842 in Aschaffenburg. Brentano hat sein Erstlingswerk Godwi oder das steinerne Bild selber auf dem Titel einen „verwilderten Roman" genannt. Verwildert und von phantastischem Unkraute überwuchert sind seine Schöpfungen überhaupt. Zu seinen gelungensten Dichtungen gehören die Romanzen vom Rosenkranze, die Gründung Prags und die mit Recht gefeierte Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl, eine im Volkstone gehaltene Erzählung, die gerade in ihrer Einfachheit doppelt ergreifend wirkt. Ebenso ist das bekannte spanische Lied: Nach Sevilla, nach Sevilla rc. aus dem Herzen des Volkes geschöpft. Schätzbar ist auch die Sammlung von Liedern und Spruchreimen aus dem Volke, welche Brentano im Vereine mit

seinem Schwager Arnim 1806—8 unter dem wunderlichen Namen des Knaben Wunderhorn in drei Bänden veröffentlicht hat. Spätere Sammler von Volksliedern haben es freilich besser verstanden, den Weizen von der Spreu zu sondern; aber es war doch immer ein mächtiger Anstoß zur Enthüllung unseres Nationallebens gegeben, und manche Feldblume von würzigem Dufte ist hier aus der Wildniß, wo sie ungesehen blühte, in den Garten unserer Literatur verpflanzt worden.

Achim von Arnim, 1781 in Berlin geboren, 1831 auf seinem Gute Wiepersdorf in der Mark gestorben, ist dem größern Publikum fast nur durch des Knaben Wunderhorn, dessen Ausführung hauptsächlich sein Verdienst ist, bekannt, und doch findet sich in seinen phantastisch dunkeln Schriften so manche Perle tiefer Empfindung und echter Komik. Arnim steht, im Gegensatze zu vielen andern Romantikern, auf festem sittlichen Grunde; sein religiöses Gefühl ist echt und wahr; er schenkt dem Leben des Volkes eine warme Theilnahme, und trägt sein unglückliches Vaterland in treuem Herzen. Seine besten Dichtungen sind die beiden Romane: Gräfin Dolores und die Kronenwächter. Jener ist ein Charakter-, dieser ein Zeitbild von vieler Wahrheit und poetischem Werthe. Ein Gebet des Dichters in den Kronenwächtern, worin sich sein gediegenes Wesen vollkommen ausprägt, lautet so:

Gib Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich Dich, Herr, der Erde thue kund;
Gesundheit gib bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Muth;
Gib Kinder dann, die aller Mühe werth;
Verscheuch' die Feinde von dem trauten Herd;
Gib Flügel dann und einen Hügel Sand;
Den Hügel Sand im lieben Vaterland;
Die Flügel schenk' dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.

Arnim's Gattin und Brentano's Schwester, Bettina, 1785 in Frankfurt geboren, trat erst später als Schriftstellerin auf, ist aber eng mit der Romantik verwachsen. In dem Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde umgaukelt die geniale Frau wie eine Elfe den Dichterfürsten, und zaubert ihm liebliche Naturbilder vor. Dasselbe Versinken in die Naturgewalten tritt uns aus dem Briefwechsel mit der Günderode entgegen. In spätern Werken, wie im Königsbuche, begibt sich dieser phantastische Geist auf ein Gebiet, wozu er viel weniger Beruf hat, auf das der Weltverbesserung.

Führte die zügellose Phantasie die Romantiker in ihren Schöpfungen mehr oder weniger alle auf Abwege, so ist Dies doch ganz besonders bei dem genialen, eine Reihe von Jahren hochgefeierten Novellisten Hoffmann der Fall. Ernst Theodor Amadeus (eigentlich E. Th. Wilhelm) Hoffmann ist 1776 in Königsberg geboren. Neben seiner Berufswissenschaft trieb er Musik, zeichnete Karikaturen und, als er sich später auch mit Poesie beschäftigte, nahmen seine Dichtungen ebenfalls den Charakter der Karikatur an. Als das preußische Polen, wo er als Regierungsrath angestellt war, von den Franzosen besetzt wurde: verlor er Dienst und Einkommen und ging als Musikdirektor an das bamberger Theater, wobei er zugleich den Dekorationsmaler und Maschinisten machte. Dies abenteuerliche Leben führte er sechs Jahre lang, bis er dann wieder in Berlin angestellt wurde und zum Rath beim Kammergericht aufrückte. Trotz seines wüsten Lebens im Weinhause besorgte er seine Berufsgeschäfte mit Pünktlichkeit, und fand noch Zeit zum Dichten und Komponiren; aber seine Kraft war schnell erschöpft, und schon mit 46 Jahren ward er die Beute einer zehrenden Krankheit.

Hoffmann's Dichtungen haben das Eigenthümliche, daß darin der Geisterspuk unmittelbar in die Alltäglichkeit gerückt ist; aus den Theekannen steigen Gespenster auf; der Thürklopfer wird eine Gestalt und schneidet Fratzen. Wir fühlen uns von Grausen erfaßt, aber der spannende Inhalt reißt uns weiter. Beliebte Figuren des Dichters sind Doppelgänger und wahnsinnige Musiker, deren Genialität von den Philistern nicht verstanden wird, wie denn überhaupt die Musik, die Lieblingskunst der Romantiker, eine große Rolle spielt. Leider hat gerade diese krankhafte Poesie im Ausland angesprochen, und die Romantiker Frankreichs haben in Hoffmann ein Vorbild für ihre ausschweifenden Schöpfungen gefunden. — Der Dichter trat zuerst mit den von Jean Paul eingeleiteten Phantasiestücken in Callot's Manier auf. In den Elixieren des Teufels, einer Schicksalstragödie in Form eines Romans, hat die dämonische Natur Hoffmann's den grassesten Ausdruck gefunden. Im Kater Murr ist das Tagebuch einer schriftstellernden Katze auf seltsame Weise mit der phantastischen Lebensbeschreibung des Kapellmeisters Kreisler durchschossen. Die kleinen Erzählungen sind meist in den Serapionsbrüdern gesammelt und, wie in Tieck's Phantasus, von Kunstgesprächen eingerahmt. Einige dieser Novellen, wo der Dichter an dem historischen Boden, auf den er

sich gestellt hat, einen Halt findet, wie Fräulein von Soudery und Meister Martin und seine Gesellen, gewähren ungetrübten Genuß.

Zu den berühmtesten Dichtern jener Zeit gehört der Freiherr Friedrich de la Motte Fouqué, 1777 in Brandenburg geboren, 1843 in Berlin gestorben, der Enkel eines bekannten Generals aus der Zeit Friedrichs des Großen. Obwohl von schwacher Gesundheit, nahm er doch, dem kriegerischen Zuge seiner Familie und seinem Patriotismus folgend, in den neunziger Jahren Theil am Rheinfeldzuge und 1813 an dem Befreiungskampfe, aus dem er als Major auf sein Gut Neuenhausen in der Mark zurückkehrte. Fouqué's Dichten ruht, wie bei Arnim, auf einem sittlichen Grunde; seine poetische Begabung ist außer Zweifel; aber das preußische Junkerthum und die Romantik treten mit seiner Muse in einen nachtheiligen Bund. So gerieth er in eine selbstgefällige Geziertheit und gezwungene Manier, und das Publikum wandte sich von ihm ab. Deutschlands Vorzeit und Gegenwart, das feudale Mittelalter und die Befreiungskriege gehen in seinen Werken Hand in Hand; besonders beschäftigt ihn das Ritterthum. Seine Dramen, Romane und Lieder führen uns durch ganz Europa von dem eisigen Island bis zum heißen Spanien, um uns die löwenkühnen Recken des germanischen Nordens, die eben so tapfern als galanten Kämpen der romanischen Länder, sammt ihren lichtbraunen Rossen, bewundern zu lassen. Es ist dies eine künstliche Welt, in die er sich hineingeträumt hat. — Fouqué schrieb zuerst unter dem Namen Pellegrin. In seinen Helden des Nordens ist die Niflungensage der Edda zum dramatischen Gedichte geworden und als Trilogie verarbeitet. In das Kometen- und Weinjahr 1811 fällt dann sein damals allgemein bewunderter Roman der Zauberring. Die Perle der Fouqué'schen Muse ist ohne Zweifel sein tiefpoetisches Mährchen Undine, das später auch mit Glück von dem wackern Lortzing in das Gebiet der Oper übergepflanzt wurde. Daß der Dichter auch in der lyrischen Poesie Gelungenes geleistet hat, beweist sein schönes Thurmwächterlied. In dem folgenden Abschnitte werden wir unserem Freiherrn wieder unter den Sängern der Befreiungskriege begegnen.

Von den Romantikern, die wir bis jetzt betrachtet haben, bedienten sich Tieck, die Schlegel, Werner, Brentano, Arnim und Fouqué für einen großen Theil ihrer Dichtungen der dramatischen Form; ein wirkliches, wenn auch mit mystischem Unkraut durchwachsenes Drama,

war jedoch von allen Diesen nur Werner gelungen. Mit einem noch entschiedneren Talente für das Drama begabt war Heinrich von Kleist, 1776 zu Frankfurt an der Oder geboren. Kleist machte, dem Stande seines Vaters folgend, den Rheinfeldzug als Junker mit, nahm aber dann seinen Abschied, da ihm der Soldatenstand als eine drückende Fessel erschien, und studirte. Allein auch der Staatsdienst, in den er eintrat, zumal in dem damaligen Preußen, gab dem jungen Manne, dessen Kopf von einem idealen Weltbürgerthum erfüllt war, keine Befriedigung. Er trug sich mit seltsamen Planen, wie er sein Leben gestalten wolle; ein unruhiger Geist trieb ihn von Ort zu Ort. Was ihn tief verstimmte, war, daß seine Dichtungen, obwohl von einsichtsvollen Männern in ihrem Werthe anerkannt, doch im allgemeinen keine Anerkennung fanden. Aeußerst schwer betroffen wurde er von Preußens Sturz nach der Schlacht bei Jena, von seiner eigenen Verhaftung durch die Franzosen vor den Thoren Berlins im Jahre 1807, in Folge deren er bis 1808 in Gefangenschaft blieb; ferner von der Unthätigkeit Preußens bei dem Feldzuge von 1809, an dem er gern zu Gunsten des Vaterlandes Theil genommen hätte, und endlich von Oestreichs Niederlage in jenem Kriege. Man hat Kleist einen politischen Werther genannt, und in der That verzehrte sich sein Herz im Hinblick auf das zusammengebrochene Deutschland. Mit einer Gleichgültigkeit, als ob es sich darum handle, ein Spielzeug wegzuwerfen, gab er sich 1811 mit einer Freundin in der Nähe von Potsdam den Tod.

Es ist wahrhaft schmerzlich, in dieser Weise einen 35jährigen Dichter aus dem Leben scheiden zu sehen, welcher, das Höchste zu leisten berufen, in günstiger Zeit und bei harmonischer Stimmung der Seele, eine Meistertragödie geschaffen hätte. Denn welcher Dramatiker in jenen oder in den nachfolgenden Jahren hat so viel Tiefe der Empfindung und Gewalt der Leidenschaft bei so viel Energie der gedrungenen Rede, bei so streng geschlossener, organisch aus ihrem Boden aufwachsender Handlung aufzuweisen; welchem steht solcher Reichthum der Erfindung und überhaupt solche Schöpferkraft zu Gebote? Kleist's Werke sind nur Stückwerk, wenn auch ein großartiges; überall tritt in ihnen der Zwiespalt, der sein Leben zerriß, wie ein schwarzer Fleck auf weißem Grunde, hervor. Nun war es aber die Mystik der Romantiker, an der sich sein krankes Gemüth fest sog, so daß gerade die Schattenpartien in seinen Dichtungen ihn vorzugsweise als den Genossen jener Schule offenbaren.

Schon sein erstes Trauerspiel: Robert Guiscard, welches

Bruchstück geblieben ist, zeigte das ganz eigenthümliche Talent. Die folgenden Dramen: die Familie Schroffenstein und Penthesilea, befriedigten zwar nicht als Ganzes; doch war im Einzelnen der große Meister unverkennbar. Das Käthchen von Heilbronn, welches ein Jahr vor dem Tode des Dichters erschien, wurde — zu spät für Kleist — ein Lieblingsstück der Nation, und wirklich hat das Schauspiel, das die treueste, herzinnigste Liebe feiert, ein echt deutsches Gepräge. Damit soll nicht bestritten werden, daß die Hingabe des Mädchens, der Härte des Ritters gegenüber, verletzend ist. Der Prinz von Homburg schlägt einen höhern Ton an; hier hatte der Dichter einen geschichtlichen Stoff von Bedeutung zu bewältigen. In dem großen Kurfürsten wird das meisterhafte Bild eines Helden der brandenburger Geschichte, welcher die fremden Eindringlinge aus dem Lande stößt, unserer vom Joche der Franzosen niedergebeugten Nation als kühne Mahnung vor Augen gestellt. Leider macht sich hier das seltsame Traumleben, das schon im Käthchen störend in die Handlung greift, in noch höherem Grade geltend. Dieser somnambule, vor dem Tode zusammenschreckende Prinz ist kein dramatischer Held. Dennoch gehört das Stück unstreitig zu den besten der neuern Zeit. — Von hoher Vaterlandsliebe ist auch die Hermannsschlacht getragen; aber hier hat der Dichter so viel von seinem bittern Haß gegen die Unterdrücker und von seinem Zorn über die schmähliche Schwäche der Unterdrückten hineingetragen, daß wir ein satyrisches Tendenzstück erhalten haben. Zur Zeit, wo die Bedeutung dieses Dramas tief gefühlt worden wäre, konnte es nicht einmal durch den Druck veröffentlicht werden. — Von den beiden Lustspielen: Amphitryon und der zerbrochene Krug ist das zweite ein wahres Musterstück im Geschmack der niederländischen Bilder. Dies und der Prinz von Homburg sollten auf der Liste keiner deutschen Bühne fehlen.

Kleist war auch ein ausgezeichneter Erzähler, wie namentlich sein Michael Kohlhaas, ein Zeitbild aus dem 16. Jahrhundert, beweist, welches die erschütternde Wirkung einer guten Tragödie hervorbringt.

Mit den Romantikern in Verwandtschaft steht der Däne Adam Oehlenschläger, 1779 in Kopenhagen geboren, der, gleich andern seiner Landsleute, an die deutsche Bildung, und anfangs namentlich an Tieck — ohne jedoch dessen Phantastereien zu theilen — sich anschloß — ein achtungswerthes, auf einem gediegenen Charakter ruhendes, wenn auch nicht gerade reiches Talent. Oehlenschläger ist bei uns besonders durch seine Dramen bekannt, die er ins Deutsche übersetzte. Seine epi-

schen Dichtungen schöpfen ihren Stoff aus der ungestalten Welt der nordischen Sage, welche poetisch ganz zu bewältigen kaum einem größern Meister gelingen dürfte. Seine Mährchendichtungen: Aladdin, die Fischertochter, die Drillingsbrüder von Damask, erinnern entschieden an Tieck. Sein Trauerspiel Correggio, welches eine Reihe von Künstlerstücken, wie Van Dyk's Landleben von Kind, das Bild von Houwald, nach sich gezogen hat, ist weichlich. Höheres Verdienst haben seine auf der nordischen Sagengeschichte ruhenden Dramen, wie Palnatoka, Axel und Walburg u. s. w., welche meist mit vielem künstlerischem Geschick entworfen sind.

Der dänische Dichter ist, dem deutschen gegenüber, ungünstig und günstig gestellt: ungünstig, in so fern er der Welt eines kleinen Inselstaates angehört, wo sein Publikum sich fast auf eine große Stadt beschränkt; günstig, weil dies festzusammenhaltende, zähe Volk ein trefflicher Resonanzboden für nationale Bestrebungen ist, während das zerrissene Deutschland, auch in Bezug auf künstlerische Leistungen, leicht in Parteien auseinanderfällt, und ferner, weil bei der weit geringern Zahl der geistigen Kräfte dort leicht für trefflich gilt, was hier nur als mittelgut geachtet wird. Oehlenschläger wurde nach seiner Rückkehr aus Deutschland Professor der Aesthetik in Kopenhagen, und lebte seitdem in behaglicher Muße der Dichtkunst und seinen Studien. Im Jahre 1829 krönte ihn Tegnér, der Sänger der Frithiofssage, vor dem Altar der Kathedrale zu Lund unter Musik und Kanonendonner mit dem Lorbeer. So lebte er hochgeehrt als der dänische Göthe, von der scandinavischen Jugend besonders gefeiert, bis in sein Greisenalter. Er starb 1851, 71 Jahre alt.

Neben die romantische Poesie könnte man eine romantische Wissenschaft und eine romantische Kunst stellen; denn diese Richtung erstreckte sich auf alle Gebiete des Geistes; doch Dies liegt über die Grenzen unseres Buches hinaus. Wir beschränken uns auf einige Andeutungen und bemerken zunächst, daß der phantastische Palast der romantischen Poesie auf dem Fundamente einer romantischen Philosophie errichtet ist.

Wir haben die deutsche Philosophie bei Kant verlassen. Von seinen Nachfolgern war nur Wieland's Schwiegersohn Reinhold, ein aus dem Jesuitenorden ausgeschiedener und zum Protestantismus übergegangener Wiener, in die Spuren des großen Meisters getreten. Während dieser Mann, der zugleich mit Schiller Professor in Jena war, und

dann einem Rufe nach Kiel folgte, Kant's Philosophie durch Lehre und Schriften immer weiter verbreitete: suchte der Gefühlsphilosoph Friedrich Heinrich Jakobi aus Düsseldorf, der 1819 als Präsident der Akademie der Wissenschaften in München starb, die menschliche Erkenntniß von dem Glauben — von dem unmittelbaren Wissen, wie er es nannte — abzuleiten. Kant's bedeutendster Schüler ist Johann Gottlieb Fichte, 1762 in der Oberlausitz geboren, Professor der Philosophie in Jena, Erlangen und Berlin, wo er 1814 in noch kräftigem Alter starb. Dieser charaktervolle, als Denker wie als Politiker große Mann stellte, obwohl von der Philosophie des königsberger Weisen ausgehend, in seiner Wissenschaftslehre ein neues System auf, worin das „Ich" als das Erste, Ursprüngliche gesetzt wurde, dem die reale und ideale Welt als „Nicht ich" gegenübersteht. Ein so schroffer, mit dem größten Scharfsinn ausgeführter Idealismus, der indessen in den spätern Schriften sehr gemildert erscheint, wird immer ein Denkmal der Kühnheit und Kraft des deutschen Geistes bleiben. Der Humor, dem wir bei Jean Paul und bei den Dichtern der romantischen Schule begegnen; die Ironie, die, wie wir wissen, das Schoßkind der Romantiker ist, wurzeln in dieser Philosophie. Fichte war ein Held im Reiche des Denkens, dessen unumschränkte Freiheit er, durch alle Verfolgungen unbeirrt, verfocht. Er hat nicht sowohl durch sein System eine so große Bedeutung bei der Nation erlangt, als durch die praktische Anwendung desselben auf die höchsten Angelegenheiten Deutschlands und die Macht der herben, aber kraftvoll muthigen, echt deutschen Persönlichkeit, womit er auftrat. Mitten aus dem nationalen Standpunkte heraus stellte er eine Rechtslehre (Urrecht, Zwangsrecht und Staatsrecht) und eine Sittenlehre (1796—1798) auf, die wie ein kräftiges Bad auf die erschlafften Gemüther gewirkt haben, und war zu einer Zeit, wo die Gewaltherrschaft Napoleons so Vielen Hand und Mund gefesselt hielt, ein unerschrockener Vorkämpfer der Volksfreiheit, als welcher er sich auch in seinen oben erwähnten Reden an die deutsche Nation bewährte.

Nach Allem, was hier von Fichte bemerkt worden, läßt sich abnehmen, daß diesem männlichsten unter allen deutschen Philosophen die Traumwelt der Romantiker unmöglich zusagen konnte, und doch hat er jener Schule durch sein System, das sie als Selbstsucht ausbeutete, wider Willen Vorschub geleistet. Ihrerseits führten die Romantiker, mit denen er besonders in Berlin in Berührung trat, ihn und seine Philo-

sophie in den unheilvollen Jahren der Zertrümmerung Preußens der Religion näher.

In weit näherem Verhältnisse zu der genannten Schule steht Schelling, 1775 zu Leonberg im Würtembergischen geboren, seit 1803 Professor der Philosophie in Jena, von wo der als Ketzer verschriene Fichte hatte weichen müssen; seit 1807 in München, in welcher Stadt er als Jakobi's Nachfolger die Präsidentenstelle an der Akademie inne hatte; endlich seit 1841 in Berlin, wo er den seit Hegel's Tode verwaisten Lehrstuhl einnahm; bis er dann 1854 in dem Bade Ragatz in Graubündten starb.

Dieser geistvolle Denker ging von Fichte aus, entfernte sich aber bald von ihm, indem er der Natur, welche der Vorgänger bei Seite hatte liegen lassen, Selbstständigkeit zuerkannte. Schelling ist so der Schöpfer der Naturphilosophie geworden. Von dem subjektiven Idealismus Fichte's schreitet er zu einem objektiven Idealismus fort, nach welchem das Ideale und Reale, die Natur und der Geist, identisch gesetzt werden; so entstand die Identitätslehre Schelling's. Der Kunst ward in diesem, mit großer Meisterschaft aufgebauten Systeme eine besonders hohe Stellung zugewiesen; er nennt sie in jener frühern Periode seiner Entwicklung die ewige und einzige Offenbarung, die es gibt. Dem Genie wird eine Erhebung über das Gesetz eingeräumt — ein Satz, welcher der Frivolität der Romantiker Thür und Thor aufschloß. Später nahm Schelling eine mystisch-scholastische Richtung an, und versuchte in Berlin den christlich-germanischen Staat des Rückschritts philosophisch aufzuerbauen. So gewährte der noch immer geistreiche Greis, der aber Neues nicht mehr zu schaffen vermochte, den traurigen Anblick eines Denkers, der der Denkfreiheit Fesseln anlegt.

Unter den Theologen stand Schleiermacher, unter den Rechtsgelehrten von Savigny, deren oben als zweier Zierden der neugegründeten Universität Berlin gedacht wurde, in Verwandtschaft zu den Romantikern. Schleiermacher, 1768 zu Breslau geboren, 1834 als Professor der Theologie allgemein betrauert in Berlin gestorben, gehörte in jungen Jahren zu den eifrigsten Mitarbeitern des Athenäum. Der feine Denker und würdige Schüler Plato's hielt sich von den Frivolitäten jener Schule fern; wohl aber theilte er mit ihnen die Richtung, die Alles auf die Tiefe der Empfindung stellte. Hierin lag ihm auch das Wesen der Religion. In diesem Sinne trat er einer von Kant ausgegangenen, ehrenwerthen, aber nüchternen Richtung in der Theologie:

dem Rationalismus, unter dessen Banner ein Paulus, Wegscheider, Röhr, Bretschneider sich scharten, entgegen, indem er eine mittlere Stellung zwischen der Spekulation und der Strenggläubigkeit annahm. Durch seine Reden über Religion und andere Schriften zog er den größeren Kreis der Gebildeten zu sich heran. Seine Wirksamkeit als Schriftsteller und akademischer Lehrer war außerordentlich groß. Außerdem war er einer der gefeiertsten Prediger, und die Zuhörer in der Dreifaltigkeitskirche in Berlin saßen eben so andächtig zu seinen Füßen, wie früher die Gemeinden Leipzig's und Dresden's den Worten der berühmten Kanzelredner Zollikofer und Reinhard († 1780 und 1812) gelauscht hatten.

Savigny (1779 in Frankfurt a. M. geboren) stand unter dem Einflusse Schelling's. Als Vertreter der historischen Rechtsschule, ging er — im Gegensatze zu der philosophischen Rechtsschule, die hauptsächlich durch den heidelberger Professor Thibaut (1774 in Hameln geboren) vertreten wurde — auf den Volksgeist zurück, wie dies auch die romantischen Dichter in ihrem Gebiete thaten; er ließ sein Recht aus dem allmählich sich entwickelnden Rechtsbewußtsein der Völker hervorgehen, während die Gegner neben der nationalen Eigenthümlichkeit allgemeine philosophische Bestimmungen geltend machten. Thibaut war es, der 1814, als das neuerwachte nationale Bewußtsein nach dem ersten Befreiungskriege auch nach dieser Seite die Einigung Deutschlands verlangte, die berühmte Schrift: Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland veröffentlichte; wogegen Savigny in der bekannten Schrift: Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft die Ansicht aufstellte, daß Deutschland noch nicht befähigt zu diesem Werke sei. Die politische Zersplitterung unseres Vaterlandes — der böse Alp, der jeden unserer Athemzüge beschwert — ist bis jetzt einer Rechtseinigung im Sinne Thibaut's hinderlich gewesen; ja die verschiedenen Gebiete desselben Landesfürsten haben sie theilweise noch nicht erlangt. Hoffen wir, daß mit dem wachsenden Bewußtsein von dem Unheile dieser Zersplitterung mehr und mehr auch die Kraft und der Wille sich einstellen ihr abzuhelfen.

Es findet eine Verwandtschaft der lyrischen Poesie mit Malerei und Tonkunst, wie der dramatischen Poesie mit der Kunst des Bildhauers Statt. Da wir nun bei den romantischen Dichtern eine vorwiegend lyrische Richtung bemerkt haben, so wird man es natürlich finden, daß

die romantische Schule einen großen Einfluß auf Malerei und Musik, einen geringen auf Bildhauerkunst geübt hat. Der Richtung der romantischen Dichter auf die altdeutsche Poesie entspricht die Richtung der romantischen Maler auf die altdeutsche Kunst. Ueber dem tiefem Gemüthe und dem frommen Ausdrucke, der aus diesen Bildern, wie ein Gebet, zu dem Beschauenden sprach; über der Natürlichkeit der Auffassung und dem treuen Fleiße der farbenfrischen Ausführung, der sie auszeichnete, vergaß man den beschränkten, durch die Zeit bedingten Standpunkt, aus dem sie hervorgegangen waren; die Starrheit der Figuren, die Verkümmerung der Leiber. Die Aufhebung der Klöster, wie sie besonders in den von den Franzosen besetzten Gebieten Statt fand, warf eine Menge dieser Bilder ins Publikum. Drei kunstsinnige Männer aus Köln: die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée und Bertram, veranstalteten die jetzt in München aufgestellte berühmte Sammlung altdeutscher Bilder. Der lübecker Maler Overbeck in Rom, die drei berliner Maler Philipp Veit, Johann Veit und Wilhelm Schadow (der Letztgenannte ist Direktor der Malerschule in Düsseldorf) und andere Künstler, von denen mehrere aus dem hellen Protestantismus oder, wie die beiden Veit, aus dem Judenthume in das mystische Dunkel des Katholicismus flüchteten, suchten die Innigkeit ihrer Empfindung in religiösen Bildern zu offenbaren. Aber der krankhafte Zug, der durch die romantische Poesie geht, mußte auch hier zu Tage kommen; selbst die besten mit raphaelischer Anmuth gemalten Bilder Overbeck's haben etwas Schwächliches.

Ein großer Meister in der Komposition, ein Künstler von tiefer Bildung ist Cornelius aus Düsseldorf. Er knüpfte mit seinen Gemälden an die vaterländische Poesie an, und gab Zeichnungen zu Göthe's Faust und den Nibelungen. Allmählich ging er ausschließlich zu religiösen Stoffen über, und bildete den großen historischen Kirchenstyl aus. Sein jüngstes Freskobild in der Ludwigskirche zu München: das jüngste Gericht, seine Entwürfe zu einem noch zu erbauenden Campo santo in Berlin zeugen von großer Gedankenfülle und erhabener Auffassung; aber der Geist des schaffenden Künstlers ist in diesen Werken rückwärts, nicht vorwärts, gewendet; es ist Nichts von den Bestrebungen unserer Zeit darin.

Die Bildhauerkunst ist in der Zeit, von welcher wir handeln, durch keine großen, wohl aber durch verdienstvolle Männer unserer Nation vertreten. Wir erwähnen hier nur J. G. Schadow in Berlin, den Vater

des ebengenannten Malers, und *Dannecker* in Stuttgart. Wenn es uns gestattet ist, bei dieser Gelegenheit einen nicht genug zu preisenden Meister germanischer, aber nicht deutscher Abkunft aufzuführen: so nennen wir *Albert Thorwaldsen*, den Sohn eines Bildschnitzers aus Island, 1770 geboren. Die Blüthezeit der Skulptur fällt bekanntlich in das Alterthum. Unter den Meistern der neueren Zeit ist es Niemanden gelungen, eine so hohe Stufe zu erreichen, wie diesem mit dem feinsten Natursinn und der höchsten Schöpferkraft ausgestatteten Dänen, in dem die griechische Kunst wieder lebendig geworden zu sein scheint. Thorwaldsen ist — im Gegensatze zu der romantischen Schule — in seiner Kunst durchaus gesund, wie er denn auch gesunden Leibes war, und noch rüstig im hohen Alter seiner Kunst oblag, bis dann ein sanfter Tod im Theater zu Kopenhagen den schönen Greis hinwegnahm.

Eine *nationale* Richtung in der Skulptur werden wir erst spätere Meister einschlagen sehen.

Was nun schließlich die *Baukunst* angeht, so war der im sechzehnten Jahrhundert in Europa herrschend gewordene römische Baustyl durch den französischen verdrängt worden, welcher zuletzt in die barocken Formen des *Rokoko* ausartete. Diese Richtung war dann in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch eine neue verdrängt worden: man nahm wieder die griechischen Bauten zum Muster, und der Tempel wurde ein gewöhnlicher Schmuck des Parks. Nun aber kam die altdeutsche Baukunst zur Geltung: hatten doch schon Herder und der junge Göthe die wunderbare Schönheit der gothischen Dome gepriesen. Es war natürlich, daß die Romantik, in ihrer Vorliebe für alles Mittelalterliche, diesem Style besonders huldigte. Aber man beschränkte sich mehr darauf, in den Geist derselben einzudringen, als ihn nachzuahmen. Hier kam es mehr wie auf andern Kunstgebieten zu Tage, daß große Kunstepochen der Vergangenheit nicht wiederholt werden können, weil der Geist, der jene Zeit beherrschte, sich nicht zurückrufen läßt. Welche *praktische* Bedeutung die Wiedererweckung des gothischen Baustyls für uns hatte, wird ein späterer Abschnitt zeigen.

Die höchsten Kunstleistungen, welche die romantische Schule überhaupt aufzuweisen hat, finden sich ohne Zweifel auf dem musikalischen Gebiete: sie knüpfen sich an den großen Namen *Beethoven*, der um das ganze Rund der Erde, so weit die Tonkunst ihre Schwingen entfaltet, genannt wird. *Ludwig van Beethoven* ist 1772 in Bonn, wo ihm neuerdings eine Bronzestatue errichtet wurde, geboren und 1827

in Wien gestorben. Sein frühentwickeltes außerordentliches Talent für Spiel und Komposition veranlaßte den Kurfürsten von Köln, ihn nach Wien zu schicken, damit er sich unter Haydn ausbilde. Später ließ sich der geniale Künstler in jener Stadt nieder, von einem Jahrgehalte östreichischer Großen lebend. Beethoven's vorzüglichste Leistungen sind Symphonien und Klavierconcerte. Seine neun großen Symphonien stellen den Gipfel musikalischer Kunst in dieser Gattung dar. Seine Oper Fidelio weicht kaum den besten Schöpfungen Mozart's. Die wenigen Lieder, die er komponirte, wie Adelaïde, an die ferne Geliebte, der Wachtelschlag, lassen tief bedauren, daß er dies Gebiet nicht mehr angebaut hat. Beethoven besitzt eine eben so reiche als vortreffliche Instrumentation, und stellt nach dieser Seite einen Fortschritt gegen Mozart dar. Was aber seinen Tondichtungen einen besondern Werth gibt, das ist der ihnen einwohnende unnennbare Zauber, der freilich mitunter auch in labyrinthisches Dunkel führt. Vielleicht läßt sich der verschiedene Charakter der neuen großen Tondichter gleichnißweise andeuten, indem man sagt: Haydn führt uns in eine lachende, Augen und Herz erfreuende Landschaft, Gluck in einen Tempel voll griechischer Majestät, Mozart in einen heitern Palast, dessen einfacher Reichthum unter den Gesetzen der höchsten Schönheit steht, und Beethoven in einen gothischen Dom, dessen erhabene, halb in Dämmerung gehüllte Formen die Seele in eine andere Welt erheben.

---

24. Die Befreiungskriege.

Erste Abtheilung.

Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen;
Hell aus dem Norden 'bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — die Flammenzeichen rauchen;
Die Saat ist reif: ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte;
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein!
Der Freiheit eine Gasse! Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land mit deinem Blute rein!
(Körner.)

Mit frohem Herzen nahen wir uns jetzt einer Zeit, wo nach langem, schwerem Winter wieder ein Frühling für Deutschland anbrach; wo unser Volk sich aufraffte und die Kraft, die es in sich hegt, auf das herrlichste offenbarte. Kaum schien es möglich, die schweren Fesseln, in die es geschlagen war, zu lösen; aber das große Gottesgericht, das über

Napoleons Riesenheer in Rußland erging, gab Deutschland und dem übrigen Europa Raum zur Bewegung, und wir werden den Mann, der sich übermüthig den „Kaiser des Continents“ nannte, von der schwindelnden Höhe, auf die er geklommen war, jählings herabstürzen sehen.

Napoleons Bündniß mit Alexander, auf fauler Grundlage errichtet, konnte nicht dauern. Der Großherrscher des Westens mußte mit dem des Ostens in Zusammenstoß gerathen, nachdem durch Preußens Fall die Schranken zwischen ihnen eingerissen waren. Veranlassung zum Bruche gaben Beide: der russische Kaiser, indem er von dem für sein Reich nachtheiligen Continentalsystem abwich und eine neue Zollordnung aufstellte, von welcher Napoleon sagte: lieber als diesen Tarif wolle er einen Backenstreich dulden; der französische Kaiser, indem er, wie wir oben gesehen, das nordwestliche Deutschland einzog, und auch den Herzog von Oldenburg, Alexanders Verwandten, seines Landes beraubte. Seit dem Sommer 1811 wurde von dieser und jener Seite gerüstet; Europa sah in banger Erwartung dem Zusammenstoße der beiden Kolosse entgegen; die Vaterlandsfreunde aber hofften auf eine glückliche Wendung. Um für Deutschland zu wirken, ging Stein im Mai 1812, auf Alexanders Einladung, nach Petersburg, und suchte den weichen Charakter des Kaisers zu zäher Ausdauer zu spannen. Er griff — wie Arndt, der ihn als Geheimsekretär begleitete, sich äußert — die Haugwitze des dortigen Hofes ebenso rücksichtslos an, wie vormals die preußischen, und brachte bald die hohe Gesellschaft der russischen Hauptstadt auf seine Seite.

Alexander stand damals mit der Türkei im Kriege. Um freie Hand zu haben, schloß er mit dieser Macht den gleichwohl vortheilhaften Frieden zu Bukarest, und verband sich mit Schweden, das sich der französische Kaiser durch die Besetzung von Schwedisch-Pommern verfeindet hatte, und mit England. Dagegen fand Napoleon, neben der Unterstützung des Rheinbunds und der übrigen Vasallenreiche, Hülfe bei Preußen und Oestreich, welche zusammen 50,000 Mann mit 160 Geschützen stellten. Preußen, das weit lieber mit Rußland gegangen wäre, aber ganz in Napoleons Banden lag, folgte hierin lediglich dem Zwange seiner verzweifelten Lage, während Oestreich, das die Vergrößerung Rußlands an der untern Donau mit Besorgniß sehen mußte, nicht schwer zu einem Kriege gegen den Czaren zu überreden war. Ein wohlausgerüstetes Heer von unerhörter Zahl: 600,000 Streiter, mit 1200 Geschützen, rückte gegen Rußland, das diesmal den Feind innerhalb seiner Grenze erwarten wollte, heran; der Rheinbund hatte allein 100,000 Mann ge-

stellt; neben Franzosen und Deutschen sah man Holländer, Schweizer, Italiener, Polen, ja sogar einige Regimenter Spanier und Portugiesen, in der großen Armee marschiren. Europa schien gegen Asien unter Waffen zu sein; aber die alte Zuversicht fehlte. Napoleons Name übte selbst bei Denen, die ihm anhingen, nicht mehr den alten Zauber; der Krieg in dem weiten, öden Rußland versprach keinen Lohn, der mit den Mühen irgendwie im Verhältnisse stand. Hatte Alexander anfangs auch dem Gegner nur die halb so große Macht entgegen zu stellen: so besaß er doch Verbündete, welche von Napoleon nicht hinlänglich in Anschlag gebracht worden waren: den nördlichen Himmel und die Beschaffenheit seines Landes. Hierzu kam noch der nationale und religiöse Fanatismus, der mit dem Einrücken der Franzosen in Rußland immer heftiger entbrannte.

Der französische Kaiser hatte anfangs Mai 1812 Paris verlassen; in Dresden, bis wohin ihm die Kaiserin folgte, hatte er sich noch einmal, wie vier Jahre zuvor in Erfurt, im vollen Glanze seiner Macht gezeigt. Neben den Fürsten des Rheinbundes waren auch diesmal der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen erschienen. Dreizehn Tage kostbarer Zeit hatte er dort verloren, in der eiteln Hoffnung, Alexander werde noch immer zum Frieden einlenken. Im Juni überschritt er den Niemen, und schlug mit der Hauptmacht den Weg auf Wilna ein, indeß die Hauptmacht der Russen unter Barclay de Tolli — es waren über 100,000 Mann gegen 300,000 — sich vor ihm zurückzog. Hier im Centrum lag die Entscheidung des Kriegs. Das linke Flügelheer der Franzosen, wozu auch Macdonald mit den Preußen gehörte, marschirte, an der Düna sich ausdehnend, gegen Wittgenstein; das rechte Flügelheer mit den Oestreichern unter Schwarzenberg und Sachsen unter Reynier rückte in Volhynien ein, um dem russischen Südheere unter Tormasow die Spitze zu bieten. So ergoß sich die französische Streitmacht in der ungeheuern Breite von Riga bis nach Volhynien in das Reich des Czaren.

Der Kriegsplan, der sich für Rußland am besten eignete, war, vertheidigungsweise zu verfahren und erst dann zum Angriffe zu schreiten, wenn der Feind, in das Innere des Landes gelockt, an den Schwierigkeiten, die ihm die Beschaffenheit des Bodens und des Klimas und der Mangel an Hülfsquellen bereiten mußten, zu scheitern begann. Diesen Plan verfochten die preußischen Offiziere, die sich, um der Sache ihres Vaterlands zu dienen, in's russische Lager begeben hatten, auf's eifrigste,

und auch Barclay hielt, durch die Umstände dazu gedrängt, im ganzen daran fest, so großen Widerstand auch sein Verhalten bei Heer und Volk in Rußland fand.

Gegen Ende Juni langte Napoleon in Wilna an. Heftige und anhaltende Regengüsse machten den Weg bodenlos, und zogen große Verluste an Pferden und, da Krankheiten ausbrachen, auch an Menschen nach sich. Von den ungeheuern, mit Ochsen bespannten Transportwagen gelangten viele nicht einmal bis zum Niemen. Schon jetzt fingen die Bande der Mannszucht an, sich in bedenklicher Weise zu lösen. Eine kräftige Unterstützung von Seiten der Polen, wie Napoleon sie erwartet hatte, fand sich nicht, da er dem Rufe dieses Volkes nach Selbstständigkeit kein Gehör gegeben hatte.

Erst am 16. Juli brach er von Wilna auf, und folgte dem Wege nach Moskau weiter, indeß die Flügelheere an den Grenzen Livlands und Volhyniens zurückgehalten wurden. So erreichte er den 28. Juli Witepsk, „das Thor Altrußlands“, den 7. August Smolensk. Die Schlacht, die er begierig suchte, fand sich zu seiner Verzweiflung nicht; auch Smolensk wurde von Barclay nur vertheidigt und dann brennend, nach blutigem Kampfe, verlassen. Auf ihrem Rückzuge zerstörten die Russen Alles, was dem Feinde hätte dienen können, und warfen Feuer in die eigenen Dörfer, deren Bewohner in die Wälder geflüchtet waren. Je tiefer die Franzosen in Rußland eindrangen, desto mehr Haß trat ihnen entgegen. Alle Mittel wurden angewendet, um den Fanatismus der Bevölkerung auf die Spitze zu treiben. Napoleon's Marsch ging durch eine Wüste. Die Hauptmacht von 280,000 Mann, womit er den Niemen überschritten hatte, war bald auf 155,000 herabgeschmolzen.

Am 7. September kam es endlich bei dem Dorfe **Borodino** in der Nähe des an der **Moskwa** gelegenen kleinen Städtchens **Moshaisk**, zu einer großen Schlacht. Das Nationalgefühl der Russen erlaubte es nicht, das heilige Moskau, das nur 15 Meilen entfernt liegt, das Herz Rußlands, dem Feinde ohne Kampf zu überlassen; Alexander hatte den Oberbefehl über die russische Hauptarmee aus der Hand Barclay's, der schon als Livländer mißliebig war, in die des schlauen Altrussen **Kutusof** gelegt. Dieser ließ endlich der Kampfbegier des Heeres den Zügel schießen. Elf Stunden rang eine Viertel Million Streiter — denn so viel betrugen die beiden Heere zusammen — in äußerster Anstrengung und Erbitterung gegen einander; 70,000 Mann lagen todt oder verwundet, und doch war keine Entscheidung erfolgt.

Siebzigtausend Todte und Verwundete! Dem Deutschen, der einen Blick auf dies entsetzliche Schlachtfeld wirft, liegt der Gedanke nah: wie viel Deutsche haben auch hier für eine fremde, ja feindliche Sache ihr Leben geopfert, weil die Fürsten in ihrer Selbstsucht keiner deutschen Politik fähig waren. Dieser Gedanke ist von ihnen selber ausgesprochen worden; der edle Prinz Georg von Oldenburg schrieb neun Tage nach der Schlacht vom Kriegsschauplatze an einen Vertrauten Folgendes: „Was die Deutschen angeht, so bin ich ganz Ihrer Meinung; nur klage ich die Fürsten an, nicht aber die Völker. Die Scheinsouveränität der kleinen Monarchen, die aus ihren Schlössern ihre Grenzen erblicken, hat uns als Volk untergraben, und jetzt müssen die unschuldigen Unterthanen ihr Blut im rauhen Norden vergießen, welches, in ihrem Vaterlande für ihre Freiheit vergossen, das Joch abgeschüttelt hätte. Nennen Sie mir einen Fürsten, der Energie genug gehabt, dies zu fühlen und, mit seinem Beispiele vorangehend, laut erklärt hat, daß er lieber sein Volk frei sehen wolle, als den Schein einer Macht besitzen, die er nicht behaupten konnte. — Was ist ein Staat, der sich nicht vertheidigen kann? — Ein politischer Luther hätte uns vom Drucke der Fürsten retten können, wie der religiöse vom Banne der Päpste. — Deutschland wird dann erst groß erscheinen, wenn ein politisches Band es fesselt, und vereint mächtiger sein als Rußland und Frankreich."

Einen ähnlichen Gedanken sprach Stein wenige Wochen später, als die Franzosen ihren unheilvollen Rückzug aus Rußland angetreten hatten, bei einem Familienfeste des russischen Hofes, dem er beiwohnte, aus, nachdem die Kaiserin Mutter, eine Prinzessin von Würtemberg, in ihrer Aufregung geäußert hatte: „Fürwahr, wenn von dem französischen Heere Ein Mann über den Rhein in's Vaterland zurückkommt: werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein. Stein wechselte bei diesen Worten, welche seine Landsleute der Schwäche anzuklagen schienen, die Farbe. „Ew. Majestät, erwiederte er, haben Unrecht dies zu sagen, und zwar vor den Russen es zu sagen, welche den Deutschen so viel verdanken. Sie sollten nicht sagen: Sie würden Sich der Deutschen schämen, sondern Sie sollten dabei nur Ihre Vettern nennen, die deutschen Fürsten. Ich habe viele Jahre am Rhein gelebt: das brave deutsche Volk hat nicht Schuld. Hätte man ihm vertraut, hätte man es zu brauchen verstanden: nie wäre ein Franzose über die Elbe, geschweige über die Weichsel und den Dnieper gekommen." — Worauf die würdige

Kaiserin, schnell sich fassend, sagte: „Sie haben Recht, Herr Baron. Ich danke für die Lektion.“

Napoleon hatte durch die Schlacht bei Borodino Nichts erlangt, als daß die Russen ihren Rückzug in voller Ordnung, wie bisher, fortsetzten. Am 15. September zog er durch öde Gassen nach dem Kreml, dem alten Czarenpalaste. Auch aus der Hauptstadt waren, wie aus den Dörfern, fast alle Bewohner geflüchtet. Bald brach daselbst ein furchtbarer Brand aus, der neun Zehntheile der Gebäude in Asche legte, und selbst den Kaiser in persönliche Gefahr brachte. Rostopschin, der Gouverneur, hatte in wildem Franzosenhasse das heilige Moskau heimlich anzünden lassen, um dem Feinde die letzte Ruhestätte zu rauben. Für Napoleon hatte der Besitz desselben nur Werth, wenn er ihm den Frieden brachte; darauf war seine letzte Hoffnung gerichtet. Allerdings machte der Verlust der zweiten Hauptstadt des Reiches auf Alexander einen tiefen Eindruck; seine Mutter, sein Bruder Constantin, Minister Romanzof und viele Große waren für den Frieden. Daß Alexander dennoch einer nachgiebigen Stimmung nicht Raum gab, dazu hat aus seiner Umgebung wohl Niemand mehr beigetragen als der treffliche Stein, der in unerschütterlicher Festigkeit auf eine große Wendung der Dinge rechnete. So wurde Napoleon, der unterdessen unthätig in den Trümmern Moskau's verweilte, in seiner Rechnung betrogen; seine Friedensanträge fanden kein Gehör, und Alexanders Antwort lautete nur deshalb unbestimmt, damit sich der Feind noch länger zu seinem Verderben hinhalten lassen möchte.

Endlich, als der letzte Schein der Hoffnung zerronnen war, trat „die große Armee“ — jetzt kaum noch 100,000 Mann stark — am 18. und 19. Oktober den Rückzug an. Napoleon wollte weiter südwärts über Kaluga marschiren; aber Kutofof versperrte ihm diesen vom Kriege noch unberührten Weg, und nach der unentschiedenen blutigen Schlacht bei Malo Jaroslawez gingen die Franzosen auf der alten, mit Trümmern jeder Art bedeckten, von Wüsteneien umgebenen Straße zurück.

Schon den 27. Oktober nahm der Winter seinen Anfang. Frost und Schnee traten nach einander ein; die Kälte steigerte sich bis zu 18, im December bis zu 27 Graden. Gepäck und Kriegsvorräthe weiter zu bringen war unmöglich; im Heere zerfiel die Ordnung mehr und mehr, und die Truppen bekamen das Ansehen bunt durcheinander gemengter Flüchtlingshaufen. Viele warfen die Waffen weg; Viele wurden es müde sich selber weiter zu schleppen und fielen erstarrt in Todesschlaf.

Dies unsägliche Elend wurde noch vermehrt durch die Angriffe der den Rückzug umschwärmenden Russen, welche, wohl gepflegt und härter, den strengen Winter zu ertragen im Stande waren. Umsonst boten die noch kampffähigen Krieger Napoleons dem Feinde, der unter Kutosof's allzu vorsichtiger Führung freilich nur die halbe Kraft einsetzte, noch immer Trotz. Was halfen jetzt noch die ungeheuern Anstrengungen und Heldenkämpfe eines Eugen, Davoust, Mürat, Victor, und vor Allen eines Ney? Dieser Marschall, der wegen seiner ausgezeichneten Dienste in der Schlacht bei Borodino und auf dem Rückzuge später zum Fürsten von der Moskwa erhoben, von der Armee aber schon längst le brave des braves genannt wurde, bewahrte durch außerordentliche Tapferkeit und Umsicht die ihm anvertraute Nachhut vor Gefangenschaft; aber was er rettete, war doch nur wenig.

Von den 40,000 Mann unter Waffen, mit denen Napoleon am 9. November Smolensk betreten hatte, waren, als er der Beresina nahte, nur noch 12,000 übrig; sie glichen mehr in Lumpen gehüllten Bettlern als Soldaten. Durch die Trümmer des linken Flügelheers, das Wittgenstein von der Düna zurücktrieb, gestärkt, gelang es, den 26. und 27 November bei kaltem Regen jenen Fluß mit den meisten Truppen zu überschreiten. Was noch zurück war, fiel dem Feinde mit vielen Tausenden von Nachzüglern und einer ungeheuern Beute in die Hand; Tausende wurden auch auf den Brücken selbst zertreten oder fanden im Wasser ihr Grab. Erst jetzt trat die schärfste Kälte ein, und forderte auf dem weiten Marsche noch eine Menge Opfer, bis endlich die jammervollen, bis zur Unkenntlichkeit entstellten Ueberbleibsel des stolzesten aller Heere den 6. December in Wilna eintrafen, wo sie Lebensmittel und Verpflegung fanden. Aber gar Mancher, der sich glücklich aus der Gewalt des Feindes, der Kälte und des Hungers gerettet sah, trug den Keim des Todes in sich und erlag der Erschöpfung; Tausende wurden die Beute ansteckender Krankheiten in den Pesthöhlen der Hospitäler.

Nachdem Napoleon, der das Heer schon früher verlassen, Polen und Deutschland wie ein Flüchtling durcheilt hatte: kam er in der Nacht vom 18. zum 19. December ganz unerwartet in Paris an. Durch falsche Heerberichte von ihm getäuscht, war Europa über die Ereignisse in Rußland in vollständigem Dunkel geblieben, bis endlich das 29. Bulletin vom 3. December aus Molodeczno wenigstens einen Theil der schrecklichen Wahrheit enthüllte. Er war so schnell erschienen, um den Wirkungen der nun unvermeidlichen Trauerbotschaften möglichst entgegenzuarbeiten

und um mit der Umsicht, Rührigkeit und Kraft, die ihm eigen waren, neue Rüstungen im größten Maßstabe zu betreiben.

Der Untergang der großen Armee — dies ungeheure Ereigniß, das halb Europa in Trauer stürzte — erschien weit mehr durch die Gewalt der Elemente als durch die Uebermacht der Russen herbeigeführt. Obgleich eine während Napoleons Abwesenheit in Paris ausgebrochene und schnell wieder gedämpfte Verschwörung gezeigt hatte, daß das Haus Bonaparte wenig tiefe Wurzeln geschlagen hatte: so blieb doch jetzt noch der Kaiserthron unerschüttert, und die Nation ließ sich zu großen Aushebungen willig finden. Aber Napoleons Macht über Europa hatte doch einen außerordentlichen Stoß erlitten, und wenn er darauf zählte, sie bald wieder aufrichten zu können: so rechnete er falsch, indem er den aufgeregten Volksgeist nicht mit in Anschlag brachte, der sich jetzt in merkwürdiger Stärke wider ihn erhob. Je gewaltiger der Eindruck von Napoleons Allmacht gewesen war, als er Europas Völker gegen Rußland in Streit führte, um so mächtiger wirkte nun durch alle Länder bis nach Spanien hinab die Kunde von seinem tiefen Falle. Der Sohn des Glücks schien jetzt plötzlich dem Unglück verfallen. „Der Herr hat ihn geschlagen!" rief Einer dem Andern zu. „Der Herr hat ihn geschlagen!" so klang es auch vom Munde der Deutschen, deren religiöser Natur diese Auffassung am nächsten lag.

Zuerst und am stärksten sprach sich der Drang, die verhaßten Ketten zu brechen, in Preußen aus. War man auch menschlich genug, dem bettelhaften Elende des durchziehenden Feindes sein Mitleid zu zollen: so blitzte doch gleich der lang verhaltene Haß auf, wenn dieser Feind den alten Ton des Uebermuthes anstimmte. Dies zeigte sich bei vielen Gelegenheiten. Als Mürat auf Neujahr in Königsberg war, drängte sich ein französischer Gensdarm durch einen Haufen preußischer Rekruten, die unbewaffnet auf dem Schloßplatze standen, und stieß dabei einen derselben mit dem Fuße zu Boden. Die unmittelbare Folge war, daß er sofort ergriffen und erschlagen wurde — vor den Augen des in der Nähe befindlichen Königs von Neapel und der kaiserlichen Grenadiere auf der Schloßwache. Den Offizieren, welche Mürat dann auf den Platz schickte, riß man die Epauletten von den Schultern und zerbrach ihnen die Degen; worauf der König, der die Schmach nicht zu rächen wagte, die Stadt zu verlassen eilte.

Der preußische General Y o r k, ein finsterer Mann von spartanischer Strenge, Kraft und Tapferkeit, hat das hohe Verdienst, der Bewegung in

Preußen den Anfang und eine bedeutende Stütze gegeben zu haben. Denn als der russische General Graf Wittgenstein auf Tilsit marschirte, um Macdonald den Rückzug abzuschneiden: so wagte York, der mit 20,000 Preußen den Nachzug des Marschalls bildete, sich von diesem loszusagen, ohne von seinem Könige, der auf seine Anfrage nur unbestimmte Antworten gegeben hatte, dazu ermächtigt zu sein, und schloß den 30. December in der Mühle von Poscherun bei Tauroggen einen Vertrag ab, wornach das preußische Corps für neutral erklärt wurde. Er zeigte den Schritt, der diesem Offizier von altpreußischer Zucht doppelt schwer fallen mußte, seinem König in einem Schreiben an. „Ew. Majestät", heißt es darin, „lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, falls ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefochten zu haben". In demselben Briefe fordert der besonnene und zugleich kühne Mann seinen Fürsten freimüthig auf, die schwankende Politik zu verlassen und im Hinblick auf den wichtigen Zeitpunkt, welcher Preußen die Aussicht gebe, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe ohne zu große Opfer wiederzuerlangen, selber einen kraftvollen Entschluß zu fassen.

In der That war die Uebereinkunft zu Tauroggen ein Wagniß, das den edeln York leicht ins Verderben stürzen konnte. Durch diesen Schritt unternahm es ein Offizier auf eigene Gefahr, der preußischen Politik eine neue Wendung zu geben und seinen an unbeschränktes Regiment gewöhnten König, welcher, schnellen Beschlüssen abhold, von schwachen Ministern berathen war, zu einer Zeit, wo der König selbst in Potsdam von den Franzosen aufgehoben werden konnte, gewaltsam in eine Bahn zu reißen, auf welcher nur die Wahl zwischen Sieg und Untergang gestellt war.

York's That ist ein Wendepunkt in der Geschichte jener Zeit, und ward auch als solcher weithin empfunden. Da Macdonald jetzt nur noch über wenige tausend Mann gebot, zögerten die Russen nicht länger in Preußen einzudringen, und schon am 5. Januar 1813 zog Wittgenstein unter dem Jubelrufe der Einwohner in Königsberg ein, während die Franzosen der Provinz Preußen und der untern Weichsel den Rücken wandten. Kaiser Alexander selbst, der anfangs geneigt war, die nachtheilige Lage der Franzosen zu einem günstigen Frieden für Rußland zu benutzen, wurde fortgerissen durch die Macht der Bewegung und durch Stein, der ihm in den Krieg gefolgt war und ihn beständig mahnte, in Aussicht auf die Hülfe Deutschlands und besonders Preußens seine sieg-

reichen Waffen weiter zu tragen. Die jetzt von dem völlig ausgesogenen und verarmten Preußen entwickelte Kraft, in Folge deren es der Vorkämpfer und eigentliche Held der Befreiungskriege geworden, muß das Staunen aller Zeiten erregen. Dies wird um so mehr der Fall sein, wenn man bedenkt, nicht nur daß Napoleon dies Land auf die Einwohnerzahl von 4½ Millionen herabgesetzt und in so schmale Streifen zerschnitten hatte, daß nirgends die Grenze sehr ferne lag, wie denn z. B. Potsdam und Brandenburg, die Nachbarstädte Berlin's, damals nur drei und zwei Meilen von Sachsen entfernt waren; sondern auch daß durch die ansehnlichen Besatzungen in Spandau, dem Schlüssel der Hauptstadt, und in den übrigen Festungen Preußen an Händen und Füßen gefesselt war, und daß in allen Orten von einiger Bedeutung französische Kommandanten oder andere Offiziere und Beamte des Feindes jede Bewegung überwachten.

Aber dies unter Napoleons Fuß getretene Land hatte eine Geschichte, die nicht vergessen war; es gedachte seines großen Kurfürsten und seines Friedrich, der mit halb Europa in den Kampf gegangen war; es gedachte der Schmach der letzten Jahre, die, im Hinblick auf jene Zeiten des Ruhms, um so bitterer schmerzte. Das Volk war ja gesund, kräftig und von kriegerischem Geist erfüllt; die Niederlagen, die es erlitten, waren nicht *seine* Niederlagen, sondern die seiner Großen und des *Regierungssystems* gewesen; jetzt trat es in seinem eigenen Namen in die Schranken. Aus dem alten Preußen entstand plötzlich ein junges, das durch die Noth und den unerträglichen Druck der Gegenwart zu voller Kraftanstrengung getrieben wurde, und den Stachel eines unglaublichen Hasses gegen Alles, was französisch hieß, und besonders gegen Napoleon in sich trug; ein junges Preußen, sage ich, dessen Kraft an der neuen Ordnung im Staat und im Heere, wie sie Stein und Scharnhorst zu gründen begonnen hatten, die beste Handhabe und Waffe fand; das überdies von dem allgemeinen Aufschwunge der Geister durch unsere großen Dichter und Philosophen emporgetragen wurde.

Da der Feind die Provinz Preußen räumte, so war sie es natürlich, die zuerst im Königreiche zur Landesbewaffnung schritt; aber sie konnte hierin nicht so schnell vorangehen, als sie nach ihrem Feuereifer gewünscht hätte. Die russischen Generale, die in kurzsichtiger Selbstsucht dem Gedanken eines Weltkampfes gegen Napoleon nicht zugänglich waren, machten Miene, dies Land bis zur Weichsel als gute Beute zum Reiche des Czaren zu schlagen. Hiergegen traten natürlich die nachrückenden Preußen

kräftig auf; aber erst als York den 8. Januar an der Spitze seiner Truppen in Königsberg eingezogen war, wurde das Land von dem Regimente der zweideutigen Freunde befreit. In sehnsüchtiger Ungeduld erwartete nun Jedermann einen Aufruf des Königs zur allgemeinen Bewaffnung; dieser erfolgte jedoch nicht, und York selbst, von dem Viele erwarteten, daß er als General-Gouverneur der Provinz Preußen die Sache in die Hand nehmen würde, beschränkte sich auf seine nächsten Pflichten und vermied es einen zweiten eigenmächtigen Schritt zu thun, so sehr dies tapfere Herz auch brannte, alle Mittel zur Verfolgung der Franzosen aufzubieten und die kostbare Zeit, wo der Feind noch darniederlag, zu nützen. Der edle Mann war in der peinlichsten Lage. Noch hatte das preußische Kabinet ihm kein Zeichen des Beifalls zukommen lassen; endlich brachten die berliner Zeitungen vom 19. Januar eine niederschlagende Kunde: die Uebereinkunft von Tauroggen war mißbilligt, die preußischen Truppen von neuem unter französischen Oberbefehl gestellt, York selbst seines Kommandos entsetzt und dem Generalleutnant Kleist seine Stelle übertragen. Zugleich war Befehl ertheilt, ihn vor einem Kriegsgerichte zur Verantwortung zu ziehen! York hielt sich für verloren. Nur die Erklärung Kleist's: weder er noch irgend einer seiner Offiziere werde das Kommando übernehmen, hielt ihn ab zurückzutreten. Bald aber schien es, als ob jene von der Zeitung gemeldeten Erlasse auf eine Täuschung der Franzosen berechnet seien, und die Hoffnung auf einen Umschlag der Politik des Königs bekam neues Leben, als man erfuhr, daß er plötzlich der Gewalt und dem Einflusse des Feindes entronnen und nach Breslau gegangen sei. Am 21. Januar war Stein im Auftrage Alexanders in Königsberg erschienen, um alle Kräfte der Provinz Preußen in unumschränkter Vollmacht zum Kriege gegen Frankreich zu verwenden. Er war von dem wackern Arndt begleitet, der jetzt von deutschem Boden aus durch seine in glühende Vaterlandsliebe und Franzosenhaß getauchten Schriften die Herzen zu erschüttern begann, (und zunächst durch seine kleine Schrift: Was bedeutet Landsturm und Landwehr? den Gedanken einer allgemeinen Volksbewaffnung vorbereitete.) Stein hatte sich jene diktatorische Gewalt, welche Preußen einem eroberten Lande gleich stellte, (in der Voraussetzung, daß hier noch die alte politische Schlaffheit herrsche,) ertheilen lassen, (während doch bei dem sich mächtig regenden öffentlichen Geiste ein so scharfes Mittel nicht am Orte war. In dieser seltsamen Stellung als gewaltsamer Freund würde jeder Andere gescheitert sein, und auch Stein stieß in seinem Feuer-

eifer auf vielfältigen Widerstand. Besonders kam es zwischen ihm und York, dem deutschen und dem preußischen Patrioten, zu heftigen Auftritten; Beide waren herbe Persönlichkeiten, und York sah ohnedies die Männer der staatlichen Reform mit ungünstigen Augen an. Zum Glück wurde Stein durch einen Freund, den trefflichen Staatsrath von Schön, zur Mäßigkeit gestimmt, und entschloß sich sogar den 7. Februar zur Abreise von Königsberg, nachdem er die Zusammenberufung eines preußischen Landtags — ein Gedanke, den zuerst Schön ausgesprochen — durchgesetzt hatte. Die 62 Stände der Provinz, die hauptsächlich aus Gutsbesitzern und städtischen Abgeordneten bestanden, sollten, da der Wille des Königs gebunden war, vorläufig an seiner Stelle die höchste Entscheidung in dem, was Noth that, treffen. Die nächste Aufgabe, welcher sich diese eben so vaterländisch gesinnten als ihrem Könige treu ergebenen Männer stellten, war die Errichtung einer allgemeinen Landesbewaffnung. Nachdem man York die Oberleitung des Unternehmens in die Hand gelegt hatte, erschien Dieser, durch den Ruf der Landesvertreter über jede Bedenklichkeit hinweggehoben, unter allgemeinem Jubel in deren Mitte, und ordnete die Aufstellung einer Landwehr an. Schon am 7. Februar konnte der ehemalige Minister Graf Alexander Dohna, damals Präsident des ständischen Ausschusses, dem Landtage einen Plan vorlegen, welcher dem Oberstleutnant von Clausewitz und andern Kriegsmännern aus Scharnhorst's Schule seine Entstehung verdankte. Hiernach waren alle Jünglinge und Männer von 18—45 Jahren dem Landwehrdienste verpflichtet. Für Bekleidung hatte die Gemeinde, für Waffen der Staat zu sorgen. Es war bestimmt, daß die Landwehr, deren Stärke mit der Reserve auf 30,000 Mann festgestellt wurde, nur aus Fußvolk bestände und nur innerhalb der Provinz verwandt würde. Sämmtliche Offiziere sollten von Landwehrbezirken aus den Eingebornen gewählt und durch eine General-Kommission bestätigt werden. Als Dohna der Versammlung den Plan in tiefergreifender Rede empfahl, fanden seine Worte in allen Herzen den vollsten Wiederhall, und es trat ihm eine begeisterte Opferfreudigkeit dieser aus freister Entschließung handelnden deutschen Männer entgegen, die jenen 7. Februar zu einem der schönsten Tage in unserer Geschichte macht. Unter den Vaterlandsfreunden, die damals besonders thätig waren, ist Heidemann, der Oberbürgermeister von Königsberg, hervorzuheben. Von ihm wurden auch die vortrefflichen Schreiben verfaßt, die jetzt im Namen York's als General-Gouver-

neurs der Provinz Preußen und Dohna's als Präsidenten des Landtags nach Breslau an den König abgingen. „In dem großen Plane der Vorsehung, heißt es darin, kann die Vernichtung des preußischen Staates nicht liegen. Er ist der Welt und der wahren Aufklärung nöthig. Allein in seiner Unabhängigkeit und Größe muß er dastehen, wenn er seinen hohen Beruf erfüllen soll. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo er sie durch Anstrengung aller Kräfte wieder erwerben kann; nur darf der geflügelte günstige Moment nicht unbenutzt verstreichen". Die sehnlichst gewünschte Bestätigung der getroffenen Maaßregeln ließ übrigens sechs volle Wochen auf sich warten; zugleich traf der König die Verfügung, daß die Landwehr durch Reiterei verstärkt und auch außerhalb der Provinz gebraucht werden sollte.

Trotz der Geldnoth stellte die Provinz Preußen außerdem noch ein Reiterregiment von 1000 Pferden zur Linie — ein Beispiel, das später in andern Theilen des Königreichs Nachahmung fand. Berechnet man, was von Einwohnern der Provinz bereits unter den Waffen stand, und was jetzt zur Landwehr und Linie einberufen wurde, sammt den 3000 Freiwilligen, die sich außerdem noch stellten: so ergiebt sich, daß Einer von sechsundzwanzig Einwohnern die Waffen trug. So viel Vaterlandsliebe und Kraft mußte wohl bei Kaiser Alexander den Gedanken vollends ersticken, Preußens Noth zur eigenen Vergrößerung zu benutzen.

Uebrigens standen schon mit Ende Mai 20 Bataillone und 16 Schwadronen Landwehr, zu deren Errichtung die äußersten Anstrengungen gemacht worden waren, kampfbereit, und rückten anfangs Juni vor Danzig und Küstrin.

So war die Provinz Preußen mit herlichem Beispiele vorangegangen. In den übrigen Theilen des Königreichs nahmen die Dinge keinen so raschen Verlauf. Zwar verordnete Friedrich Wilhelm, als Napoleons große Niederlage zu seinen Ohren gelangte, eine ansehnliche Vermehrung des Heeres, wobei die früher von Scharnhorst getroffenen Einrichtungen sich trefflich bewährten, und ein großer Eifer der Bevölkerung zu Tage trat; und auch andere Schritte des Königs deuteten darauf hin, daß es sein Wunsch sei, sich aus den Fesseln des französischen Bündnisses zu lösen; aber dies Alles sollte leise und unvermerkt vor sich gehen. Ein offener Bruch schien im Hinblick auf die Abhängigkeit von den Franzosen verwegen, und York's Abfall, wodurch, so schien es, den Entschlüssen des Hofes Gewalt geschehen sollte, erregte förmliche Bestürzung. Die Amtsentsetzung des tapfern Generals wurde ausgesprochen, um nicht

den Verdacht Frankreichs zu wecken, aber, wie wir wissen, nicht vollzogen. Ueberhaupt geschah Alles, um die Gesandten und Generale des noch immer gewaltigen Kaisers in dem Glauben einzuwiegen, als denke die Regierung — der offenbaren Stimmung des Landes zum Trotze — nicht daran, das Bündniß mit ihm aufzugeben.

Unterdessen erweckten die französischen Truppen in der Mark Verdacht, als ob es darauf abgesehen sei, den König in seiner Residenz Potsdam gefangen zu nehmen. Dieser Umstand, hauptsächlich aber die günstige Antwort, die von Kaiser Alexander auf die Anfrage wegen eines Schutz- und Trutz-Bündnisses zwischen Preußen und Rußland einlief, veranlaßte Friedrich Wilhelm, den 22. Januar unerwartet in der Nacht mit dem Kronprinzen nach Breslau abzureisen, wohin ihm die königliche Familie nach zwei Tagen folgte. Die Garde, die in verschiedenen Abtheilungen marschirte, gab den hohen Reisenden das Geleit.

Dieser Schritt erfüllte das Land mit unsäglicher Freude, und bald sammelten sich treffliche Männer, wie Blücher, Boyen, Clausewitz, in Breslau. Daß der König sich in Schlesien unabhängiger fühlte, zeigte sich sofort darin, daß er den General Scharnhorst, der seit 1811 hatte zurücktreten und die Plane, die ihn erfüllten, in seiner Brust verschließen müssen, wieder an die Spitze des Kriegsministeriums berief. Auch Gneisenau traf aus England ein und gab Hoffnung auf Hülfe von dort. Die Rüstungen wurden nun im größten Maßstabe und mit außerordentlicher Umsicht betrieben. Dem Mangel an Geld hatte man durch die Ausgabe von Schatzscheinen abzuhelfen gesucht. Um den französischen Gesandten, der dem Hofe nach Breslau gefolgt war, zu beschwichtigen, gab der Staatskanzler Hardenberg vor, der König sei um des eigenen Volkes willen genöthigt zu rüsten, und wirklich wurde die Regierung durch die Kraft der immer ungestümer sich offenbarenden öffentlichen Stimme mehr und mehr aus dem unnatürlichen Bündnisse mit Napoleon herausgedrängt. In Berlin konnten die Behörden das Volk kaum davon abhalten, seinem Rachegefühle Luft zu schaffen und die französischen Behörden zu überfallen. Berichte aus Pommern sprachen ebenfalls von einer bedenklichen Gährung.

Was den noch immer zögernden König trieb, endlich ganz und gar mit Frankreich zu brechen, war das kräftige Auftreten Stein's. Dieser war nämlich, eine Krankheit, die ihn damals quälte, nicht beachtend, im rauhsten Februarwetter nach Breslau gekommen, wo er sich in einem Dachstübchen des Wirthshauses zum Zepter den Späheraugen des fran-

zösischen Gesandten zu entziehen suchte. Was seiner Unterhandlung mit dem Könige noch besondern Nachdruck gab, war, daß gerade zu dieser Zeit Nachricht über die Vorgänge in der Provinz Preußen einlief. So kam denn am 20. Februar zu Kalisch ein Bündniß mit Alexander zu Stande, worin Dieser 150,000, der König 80,000 Mann gegen die Franzosen ins Feld zu stellen sich verpflichtete. Später freilich ergab es sich, daß Rußland weit weniger, Preußen weit mehr, als versprochen war, leistete. Ein geheimer Artikel sicherte Preußen im allgemeinen vollständigen Ersatz für seine Verluste seit dem Frieden von Tilsit zu; dagegen that diese Macht keine Einsprache, daß Rußland die ihr von Napoleon entrissenen polnischen Gebiete vorläufig besetzte.

Wenige Tage vor Abschluß dieses Vertrags, der übrigens erst durch die breslauer Zeitung vom 23. März zur öffentlichen Kunde kam, erhielt das preußische Volk ein Erkennungszeichen durch eine Verordnung, welche bestimmte, daß alle Männer vom 20. Jahre an die Nationalkokarde tragen sollten. Die schwarz-weißen Farben, deren ehrwürdigen Ursprung wir in dem weißen, mit schwarzem Kreuz versehenen Mantel der Deutschritter zu suchen haben, wurden nun bald ein Ehrenzeichen, das Jeden, der es trug, mit edlem Stolz erfüllte.

Es war, als ob dem preußischen Volke ein neues Lebensblut eingegossen sei, und es verdient gewiß Bewunderung, daß in dem kleinen, ausgesogenen Königreiche in kurzer Zeit ein Heer von 80—90,000 Mann aufgestellt werden konnte, zumal wenn man bedenkt, daß in denjenigen Theilen, die von Russen und Franzosen besetzt gehalten wurden, die Aushebung erschwert oder gehemmt war. Später, wo dies Hinderniß wegfiel, werden wir die preußische Macht noch weit beträchtlicher wachsen sehen.

Da die Staatsmittel nur eben ausreichten, um die neugebildeten Regimenter mit Waffen zu versehen: so mußte das Land deren Bekleidung und weitere Ausrüstung übernehmen; das Land stellte ferner der Reiterei die Pferde und bespannte die Kanonen; ja, es übernahm sogar die Ernährung der Truppen. Was geliefert wurde, war von guter Beschaffenheit; Dies galt für eine Ehrensache. Auch das schwerste Opfer: die Hingabe der Söhne im Alter der blühenden Kraft, wurde mit freudigem Herzen gebracht, und oft geleitete Musik, wie bei Freudenfesten, die jungen Leute vors Thor, wenn sie zum Kampf auf Leben und Tod ausrückten.

Seit 1807 bestand das preußische Heer, wie oben erwähnt ist, bloß

aus Inländern; der wohlhabendere und gebildete Theil der Nation war aber noch immer nicht zum Kriegsdienst herangezogen. Um nun auch diesem Gelegenheit zu geben, an dem Befreiungskampfe Theil zu nehmen, erfolgte aus Breslau am 3. Februar ein von Kanzler Hardenberg unterzeichneter Aufruf zur Errichtung der freiwilligen Jäger. Diese bevorzugte Truppengattung, welche ihre Bewaffnung und Ausrüstung aus eigenen Mitteln zu bestreiten hatte, wurde den Bataillonen und Reiterregimentern der Linie in Abtheilungen beigegeben, um als fliegende Corps den Feind im Rücken und auf den Flügeln zu beunruhigen. Die Jäger theilten sich in Fußsoldaten mit Büchsen und in Reiterei — beide dunkelgrün gekleidet — und hatten das Recht, ihre Führer selber aus ihrer Mitte zu wählen; nur in den ersten Monaten standen sie unter Offizieren und Unteroffizieren der Linie. Wenn übrigens jener Aufruf ganz unbestimmt die gefahrvolle Lage des Staats als Grund einer so ungewöhnlichen Rüstung anführte, ohne den Feind, dem es gelten sollte, zu bezeichnen: so mußte er hierdurch an Wirksamkeit verlieren; dennoch faßten ihn die Meisten als gegen die Franzosen gerichtet auf und griffen freudig zu den Waffen. Als dann der König Diese offen als Feinde bezeichnete, schlug die Flamme der Begeisterung hell empor und führte den Jägern Tausende von edeln Herzen zu. Neben dem Unvermählten stellte sich der Gatte, der Vater zum Kampfe; unter den jungen Beamten war die Betheiligung so groß, daß man Einhalt gebieten mußte, damit nicht die Geschäfte ins Stocken geriethen. Die Universitäten und obern Klassen der Gymnasien leerten sich, weil Professoren, Studenten und Schüler in den Krieg eilten; dem jungen Pächter oder Landpfarrerssohn zur Seite stand der Prinz im Gliede; der Christ war Nebenmann des Juden; denn es gab hier keinen Unterschied des Ranges oder der Religion mehr. Man kann sagen, daß sich in den Reihen dieser freiwilligen Jäger der Kern der damaligen Jugend befand. Nicht wenige von ihnen haben später in den Gebieten der Wissenschaft und Kunst hohen Ruhm gewonnen; viele blieben auch dem Kriegerstande treu und erlangten bei ihrer Tüchtigkeit schnell Offizierstellen in der Linie; ja, die Zahl der Letztern war so groß, daß von den preußischen Regimentern bei dem zweiten Einzug in Paris der dritte Theil der Offiziere, von den Stabsoffizieren des Jahres 1847 sogar die Hälfte aus ehemaligen preußischen Jägern bestand. In jenen Tagen der Begeisterung, die wir wohl einen Silberblick in unserer Geschichte nennen dürfen, ruhte das Auge der Nation mit besonderm Wohlgefallen auf ihnen.

Wenige Tage nach Errichtung der freiwilligen Jäger wurden die Befreiungen vom Kriegsdienst für aufgehoben erklärt und — vorläufig auf die Dauer des Kriegs — allgemeine Wehrpflicht zum Gesetz erhoben. Zugleich wurde die gleiche Beförderung Aller nach Verdienst, ohne Rücksicht auf Stand, zugesagt. Dies hieß die ganze Kraft der Nation zum heiligen Kampfe aufbieten.

Nach dem ruhmwürdigen Vorgange der Provinz Preußen begann man in allen Städten und Dörfern aus den Altersklassen vom 16. bis 40. Jahre eine Landwehr neben der Linie aufzustellen, die mit dieser zum Kampfe fürs Vaterland verwendet werden sollte. Diese auf Kosten des Landes errichtete, volksthümliche Truppengattung wählte die Offiziere bis zum Hauptmann selbst. Sold vom Staat erhielt sie nur, wenn sie außerhalb ihres Kreises verwendet wurde. Ihre Kleidung bestand in einem blauen oder schwarzen Tuchrocke, dessen stehender Kragen von der Farbe der Provinz war, und einer blauen Tuchmütze mit einem Kreuze, dessen Denkspruch: Mit Gott für König und Vaterland die Stimmung der Zeit vollkommen ausdrückte. Das Kreuz war überhaupt ein passendes Zeichen; denn dieser Krieg war nach Aller Gefühl ein Kreuzzug.

Die Marken, Pommern und Schlesien stellten im Vereine mit Preußen 132 Bataillone und gegen 100 Schwadronen Landwehr, die jedoch an den Kriegsereignissen des Frühlings noch keinen Antheil nahmen, da man vor Ende März mit der Errichtung derselben nicht begann, und erst im Laufe des Sommers damit zu Stande kam. Uebrigens stieg die Stärke der Landwehr auf 140,000 Mann, als mit dem Vorschreiten des Kriegs auch die Landestheile auf dem linken Ufer der Elbe herangezogen werden konnten.

Außerdem wurde noch zur Vertheidigung der Heimat gegen Ueberfälle des Feindes, so wie auch, um Diesem gelegentlich Abbruch zu thun, aus der noch übrigen irgend waffenfähigen Mannschaft von 15 bis 60 Jahren ein Landsturm gebildet. Der Beamte, der Bürger und der Handwerker der Stadt, der Gutsbesitzer und der Bauer auf dem Lande stellten sich mit gleichem Eifer; Prediger, jüngere Angestellte, Bürgermeister und Förster bekleideten die untern Offiziersstellen. Waren sie selbst nicht im Stande, die Uebungen zu leiten: so fand sich leicht ein alter Unteroffizier, der Dies übernahm. Zu Bataillonsführern wurden invalide Offiziere bestellt, welche, Alter und Wunden vergessend, mit frohem Herzen wieder den Degen von der Wand langten. Um das Nahen

des Feindes zu verkünden, wurden Stangen mit Theertonnen zu Feuerzeichen aufgerichtet. Wo es an Schießgewehren fehlte, mußten Lanzen deren Stelle vertreten. Während sonst die jungen Bursche und Männer an Sonntag-Nachmittagen sich im Bierhause oder auf der Kegelbahn trafen, sah man sie jetzt auf Angern und Heideplätzen eifrig mit Waffenübungen beschäftigt. Am Abend zogen sie dann in langen Reihen — Kriegslieder singend, von denen manche mit dem bittersten Spott auf Napoleon gewürzt waren — ihren Dörfern und Gehöften zu. Wer ein Pferd hatte, trat in die Landsturm-Reiterei ein, und selbst wenn er zu andern Zwecken ausritt, vergaß er nicht leicht seine Lanze mit dem schwarz-weißen Fähnlein. Ganz Preußen hatte sich in ein Kriegslager verwandelt, und Körner's Wort: „Das Volk steht auf" war zur vollsten Wahrheit geworden.

Uebrigens hielt die Regierung mit der Veröffentlichung der Landsturmverordnung bis zum 8. Mai zurück; was hauptsächlich aus Rücksicht auf das östreichische Kabinet geschah, wo solche Volksbewaffnungen großen Anstoß erregten. Da die Bewohner Pommerns und der Marken aus den Festungen, in deren Besitz der Feind noch lange blieb, bedroht waren: so warteten sie das Aufgebot des Königs nicht ab, sondern traten auf eigene Hand zusammen. So riefen am 9. April, als 3000 Franzosen (bei Tangermünde und Sandau) unterhalb Magdeburg) auf das rechte Elbufer übergegangen waren, die Sturmglocken Stadt- und Landbewohner der dortigen Gegend zusammen, und die Bürgerschaft, worunter Knaben von 15 und Greise von über 70 Jahren, rückten, von Invaliden geordnet, unter Anführung des Superintendenten Löwenroth zur Abwehr aus. Gleichen Widerstand erhoben einige Tage später die Gemeinden der unteren Oder mit Landrath Lehmann und dem Herrn von Marwitz an der Spitze: als die Franzosen, 6000 Mann stark, aus Stettin hervorbrachen. Der von dem tapfern Marwitz geführte Landsturm des Oderbruchs, dem eine weiße Fahne mit schwarzem Kreuz vorausging, warf den Feind über den Fluß zurück und machte 500 Mann Gefangene. Eine Kabinetsordre des Königs vom 16. April zollte der „unaufgeforderten" Stellung zum Kampfe in jenen Landestheilen seine Anerkennung, und lobte den „echt vaterländischen Sinn" der Landstürmer.

Die Hauptstadt des Königreichs ging in der Bewährung dieses vaterländischen Sinnes mit dem trefflichsten Beispiel voran, und wie sie in Spenden von Geld und Kostbarkeiten zur Unterstützung des Be-

freiungskrieges sich erschöpfte: so gab sie auch das Beste, was sie hatte, ihre Söhne, gerüstet in den Kampf und stellte Tausende von Freiwilligen. Zugleich wurde auch hier mit großem Eifer ein Landsturm eingerichtet, der freilich, wie die Bürgerwehren des Jahrs 48, der komischen Seite nicht entbehrte, insofern gar oft die Leistungen weit hinter dem guten Willen zurückblieben. Die Professoren der berliner Universität, der Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Künste, sowie die Mitglieder der Bühne, waffneten sich, und Gelehrte, die ihr Leben lang gebückt an ihrem Schreibtische gesessen, rafften sich auf, um plötzlich das ihnen so fremde Kriegshandwerk zu treiben. Mit dem Philosophen Fichte, der zwei Reiterpistolen in dem breiten Gürtel und einen Schleppsäbel an der Seite trug, eilte der kleine Schleiermacher, einen Speer in der Hand, nach dem Exercirplatze; denn es war diesen Männern nicht genug, die Herzen ihrer Zuhörer vom Katheder und der Kanzel aus für das Vaterland zu entflammen; sie wollten selber mit Hand anlegen. Unter den Künstlern, welche Hellebarten und andere seltsame Waffen aus ihren Ateliers hervorgezogen hatten, fehlte der rüstige Schadow, unter dem Opern- und Schauspielerpersonale, das den Degen Don Juan's und das Schwert Wallenstein's schwang, Direktor Iffland nicht.

Noch muß ich der Freischaren gedenken, die aus dem übrigen Deutschland, besonders aber aus den ehemaligen Landestheilen Preußens, zusammentraten, um an dem Kampfe gegen Napoleon Theil zu nehmen. Von dieser Truppengattung, die den freiwilligen Jägern beigezählt wurde, haben die Lützower den meisten Ruf erlangt. Da dies Corps, zu dessen Errichtung der König den Majors von Lützow und von Petersdorf am 18. Februar die Erlaubniß ertheilte, besondere Theilnahme fand: so ging dessen Errichtung sehr rasch vor sich, und Ende März waren schon über 1000 Mann Fußvolk und Reiter in Schlesien beisammen. Ihre Uniform war ein schwarzer Waffenrock mit schwarzem Lederzeuge, wodurch die Trauer um das gefallene Vaterland und die Rache, die sie an dessen Tyrannen nehmen wollten, angedeutet wurde. Sie nannten sich deshalb auch die schwarze Schar der Rache. Ihre ursprüngliche Bestimmung war, als leichte Truppen dem Feinde durch unerwartete Ueberfälle im Rücken und auf den Flügeln Abbruch zu thun, wie es in Lützow's wilder Jagd von Körner heißt:

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt, und die Büchse knallt:
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd!

Gleich den freiwilligen Jägern, zog dies Corps die Jugend der gebildeten Stände, und besonders die Studirenden, mächtig an. Eine Anzahl tiroler Schützen, geführt von Ennemoser und Riedl, zwei Kämpfern aus dem Aufstande vom Jahre 1809, trat bei ihm in Dienst; ja sogar einige Spanier stellten sich ein. Zuletzt wuchs es, bei den reichen Unterstützungen, die ihm von überall zuflossen, auf drei Bataillone in der Stärke von 2000 Mann und fünf Schwadronen mit neun Geschützen an.

Von den trefflichen Männern, die in demselben dienten, nennen wir zuerst Theodor Körner aus Dresden, dem wir später wieder unter den Sängern der Befreiungskriege begegnen werden. Er war der Sohn jenes Oberappellationsraths Körner, des mehrfach erwähnten Freundes unseres Schiller, und zählte damals 21 Jahre. Trotz dieser Jugend hatte er schon poetische Ruhmeskränze und eine Stellung als Theaterdichter in Wien erworben; zugleich stand er im Begriff, sich mit einer geliebten Braut zu verbinden. Obgleich nun ein Leben des reichsten Glückes vor ihm lag, folgte er doch dem Rufe des Vaterlandes, der von Preußen herüberscholl, und trat in die schwarze Schar ein.

In einer Dorfkirche am Zobtenberge wurden die Lützower in der zweiten Hälfte des März eingesegnet. Zum Eingang wurde ein von Körner gedichteter Chorgesang angestimmt; dann hielt der Ortsgeistliche eine kräftige, tiefergreifende Rede. Nach der Predigt ließ er sämmtliche schwarze Jäger auf das ausgestreckte Schwert der Offiziere schwören: „für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Blut noch Gut zu schonen und freudig zum Siege oder Tode zu gehen", und flehte dann knieend Gott um Segen für seine Kämpfer an. Luther's Kraftgesang: Eine feste Burg, machte den Schluß der erhebenden Feier.

Im April erließ Körner eine Aufforderung „an das Volk der Sachsen", worin er die durch dreifache Bande des Bluts, der Sprache und der Unterdrückung mit ihm Vereinten beschwor, die Ketten abzuwerfen. Sein schönes Wort: Laßt diese große Zeit nicht kleine Menschen finden! fiel bei seinen Landsleuten auf keinen harten Boden,

und Fünfhundert schlossen sich den Lützowern an. Uebrigens war es Körner, (wie unten näher erzählt werden soll,) nicht beschieden, die Befreiung des Vaterlandes zu erleben und das gehoffte Glück zu finden; ein höheres Glück sollte ihm zu Theil werden: nämlich sein edles Blut im Kampfe zu vergießen und als jugendlicher Held und Sänger der deutschen Freiheit im Andenken der Menschheit zu leben.

Unter den Besten, die damals fürs Vaterland in den Tod gingen, war auch Karl Friedrich Friesen aus Magdeburg, der anfangs unter den freiwilligen Jägern und dann unter der schwarzen Schar kämpfte, und im Frühling 1814 als Leutnant bei der Reiterei und Adjutant Lützow's (bei Chateau-Thierry) in der Champagne von der Hand aufständischer Bauern fiel. Nach der Zeitgenossen Bericht war er ein Bild jugendlicher Blüthe, Kraft und Ritterlichkeit — vom Fuße bis zum Scheitel „ein lichter Schönheitsstrahl", wie Arndt singt — ein unvergleichlicher Turner, Schwimmer, Reiter und Fechter, zugleich von reicher Geistesbildung und gut und unschuldig wie ein Kind.

Auch des wackern Jahn darf, wo von den Lützowern und den Befreiungskriegen gehandelt wird, nicht vergessen werden. Er war eines Predigers Sohn aus der Priegnitz, der in Halle Theologie studirt hatte. Unsere Knechtschaft ging ihm tief zu Herzen, und indem er dieselbe großentheils aus unserer Verweichlichung ableitete, drang er auf Abhärtung der Jugend durch einfache Lebensweise und Leibesübungen. Wenn er darin auch das rechte Maß überschritt, kann ihm doch ein großes Verdienst nicht streitig gemacht werden. Von dem preußischen Staat unterstützt, hatte er 1810 in Berlin die erste Turnanstalt errichtet, und seitdem durch Rede, Schrift und Vorbild einen außerordentlichen Einfluß auf die Jugend geübt. Einst, als er an einem schönen Maitage des Jahrs 10 mit einer Turnerschar ins Freie zog: fragte er, auf das brandenburger Thor deutend, einen Knaben: was dort oben früher gestanden habe. „Die Victoria, gab Jener zur Antwort; die Franzosen haben sie nach Paris geschleppt." — „„Und was denkst du dabei?"" — „Was soll ich dabei denken?" — „„Daß wir sie dort wiederholen müssen!"" schrie der patriotische Turnlehrer, indem er dem Jungen eine schmetternde Ohrfeige gab. Dieser Zug ist für Jahn bezeichnend. Er hatte nie daran gezweifelt, daß Deutschland sich wieder aufraffen werde, und trat jetzt mit einer großen Anzahl seiner Turner in die Lützow'sche Freischar, wo er eine Offizierstelle bekleidete.

Eine zweite Freischar unter Oberstleutnant von Reuß, die ihre

Mannschaft hauptsächlich aus Westfalen zog, brachte es sogar auf vier Bataillone. Die Stärke der Freischaren belief sich im Ganzen auf 5000, die der freiwilligen Jäger für die Jahre 13 und 14 auf 10,000, für die Jahre 14—15 auf 12,000 Mann. Linie und Landwehr mit Einschluß aller Freiwilligen geben eine Summe von 253,000 Mann — eine im Verhältnisse zu den Kräften des damaligen Königreichs ganz unerhörte Streitmacht*). Die Provinz Preußen bewaffnete in den Jahren 13—14 sieben Procent ihrer Bevölkerung, also Einen von Vierzehn.

Friedrich Wilhelm war anfangs weit entfernt gewesen, Preußen einen solchen Aufschwung zuzutrauen. Die bittern Erfahrungen seit 1806, die doch nichts Anderes bewiesen als den Jammer der deutschen Vielherrschaft und die Nichtigkeit der Kabinetsregierungen, hatten ihm den Glauben an sein Volk geraubt. Jener Aufruf vom dritten Januar zur Bildung der freiwilligen Jäger, den ihm nur wiederholte dringende Vorstellungen abgerungen hatten, war ohne Hoffnung auf Erfolg erlassen worden. Einige Tage später fuhren gegen achtzig Wagen mit Freiwilligen aus Berlin, wo sich in drei Tagen 9000 junge Männer in die Heerliste hatten eintragen lassen, in Breslau ein. Als nun Scharnhorst, der mit dem Könige am Schloßfenster stand, ihn fragte, ob er sich jetzt überzeuge: da rollten dem Fürsten Thränen der Rührung aus den Augen; das Eis des Mißtrauens, das sich in den Tagen des Unglücks um sein Herz gelegt, thaute hinweg im warmen Hauch des Vertrauens und der Liebe, und der feste Glaube an sein Volk gab ihm den Muth, den Heldenkampf, der sich bald vor uns entrollen wird, mit Festigkeit und Ausdauer mitzukämpfen bis ans Ende. Jetzt endlich erfolgte die förmliche Kriegserklärung an Frankreich; zugleich fand eine Zusammenkunft der beiden verbündeten Monarchen den 15. März in Breslau Statt. Der König war mit seinen Prinzen dem russischen Kaiser vier Meilen weit entgegengefahren; vor der Stadt stiegen die Fürsten zu Pferde, um den Einzug mit den Truppen zu halten. In allen Dörfern unterwegs und in Breslau wurden die Glocken geläutet; Kanonendonner ertönte zum Willkomm, und das Jauchzen des zusammengeströmten Volkes nahm kein Ende; denn man sah damals in den Russen die Bringer der Freiheit. Abends strahlte Breslau von Tausenden von Lichtern, womit die freudetrunkenen Bürger ihre Häuser geschmückt hatten. An den zwei

*) Das Nähere findet man in Beitzke's Geschichte der deutschen Freiheitskriege (I. Band), einer Hauptquelle für diese Darstellung.

folgenden Tagen wurde die preußische Garde auf dem schweidnitzer Anger vor Breslau unter außerordentlicher Theilnahme der Bevölkerung durch eine religiöse Handlung zum heiligen Kampfe geweiht. Dabei wurde ein vom König erlassener Aufruf an das Kriegsheer verlesen, worin Friedrich Wilhelm in erhebender Weise zu seinen Truppen sprach, und sich selbst mit den Prinzen seines Hauses den Mitkämpfenden beizählte. Der große Kreis, welchen die Reiterei am zweiten Tage geschlossen hatte, um diese Ansprache zu vernehmen, zog sich dann in vier kleine Kreise zusammen, in welchen eben so viele Feldprediger die Weihe vollzogen. An dem innern Rande eines dieser Kreise hatten der Kaiser, der König, die Prinzen und die Prinzessinnen Platz genommen, und vernahmen die Rede des Feldprobstes Offelsmeyer, der ehrwürdig von Angesicht und groß von Gestalt wie ein Prophet erschien. Von seinen Lippen ergoß sich ein eben so frommer als tapferer Geist auf die Zuhörer. Als er zuletzt zum feurigen Gebet auf die Knie sank, und dann sich erhebend mit der kräftigen Stimme den Segen sprach; als jetzt von allen Thürmen Breslau's die Zungen der Glocken wie vom Himmel her mit einstimmten: da fühlte sich auch des rauhsten Mannes Herz erschüttert, und Aller Augen standen in Thränen.

Nach dieser Feier, die sich überall bei ähnlichen Gelegenheiten in ähnlicher Weise wiederholte, zogen die Truppen ab, von heißen Segenswünschen geleitet.

Am 17. März erfolgte ferner Friedrich Wilhelms berühmter „Aufruf an mein Volk“. Auch er schlug, wie in jener Ansprache an das Kriegsheer, einen neuen Ton an. Da war nichts mehr von der künstlichen Rede jener Staatsschriften, die oft mehr geschmiedet scheinen um die Wahrheit zu verstecken, als zu offenbaren; es war die Sprache des Vaters zu seinen Kindern, der sie herzlich bei ihren Namen ruft: Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer. Indem er die siebenjährige Bedrängniß, die er mit ihnen erduldet hat, den Krieg, dem sie unterlagen, und den Frieden „der tiefere Wunden schlug als der Krieg“, in kurzen kräftigen Worten schildert: fordert er sie auf, die letzte Kraft anzuspannen, und ruft das Beispiel der Schweizer und Niederländer an, die als kleine Völker mächtigen Feinden den Sieg abgewonnen hätten. „Große Opfer, sagt er, werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering Zahl und Mittel der Feinde. Aber alle Opfer, die der Einzelne bringen mag, wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hin-

geben; für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsre Existenz, unsre Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, und mit ihm einen sichern, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit".

Zugleich mit diesem Aufrufe, dessen Erinnerungsfest die von Jahr zu Jahr immer mehr zusammenschwindende Zahl der Freiheitskämpfer bis auf unsere Tage begangen hat, erfolgte die auf den 10. März, den Geburtstag der unvergeßlichen Königin Luise, zurückgestellte Stiftung des Ordens des eisernen Kreuzes. Es war dies ein eisernes Andreaskreuz mit Silbereinfassung, das auf der Rückseite die Buchstaben F. W. mit der Zahl 1813 und dazwischen drei Eichenblätter zeigte. Dasselbe wurde nur an preußische Staatsbürger in den Befreiungskriegen vertheilt, und zwar an Gemeine sowohl wie an Offiziere; denn die Thaten in diesem heiligen Kriege sollten auch den Geringsten zum Ordensträger und Ritter erheben können.

Auch die Bildung der Landwehr, deren wir schon oben gedachten, fällt in jene Zeit. „Meine Sache ist die Sache meines Volks", hatte der König in dem Aufruf an sie gesagt. Deine Sache ist unsere Sache! war das natürliche Echo, das ihm aus Millionen Herzen zurückschallte.

Zeitgenossen versichern, daß es einem jüngeren Geschlechte unmöglich sei, sich eine Vorstellung von der Begeisterung, von der Opferbereitschaft und der Thatkraft jener Tage zu machen. Hören wir den Herold der Befreiunskriege Ernst Moritz Arndt: „Von Memel bis Demmin, sagt er, von Kolberg bis Glatz war in dem unvergeßlichen Frühling und Sommer des Jahres 1813 unter den Preußen nur Eine Stimme, Ein Gefühl, Ein Zorn und Ein Streben, das Vaterland zu retten und Deutschland zu befreien. Krieg wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie; den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen Frieden hoffen konnten.

Krieg! Krieg! schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe; Krieg! rief der Edelmann und Landbesitzer,

der verarmt war; Krieg! der Bauer, der sein letztes Pferd mit Vorspann und Fuhren todt trieb; Krieg! der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften; Krieg! der Taglöhner, der keine Arbeit finden konnte; Krieg! die Wittwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte; Krieg! die Braut, die den Bräutigam zugleich unter Thränen des Schmerzes und des Stolzes entließ.

Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauem Haar und wankenden Knien, Offiziere die wegen Wunden und Verstümmelungen lange ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, aus gutem Grunde jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen; (ja sogar Jungfrauen unter mancherlei Verstellungen und Verlarvungen drängten sich zu den Waffen;) Alle wollten sich üben, rüsten und für das Vaterland streiten und sterben. Jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik, und war in einen Uebungs- und Waffenplatz verwandelt; jede Feueresse ward eine Waffenschmiede.

Das war das Schönste bei diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterschiede von Ständen und Klassen, von Alter und Stufen vergessen und aufgehoben waren; daß Jeder sich demüthigte und hingab zu dem Geschäft und Dienst, wo er der Brauchbarste war; daß das Eine große Gefühl alle andern Gefühle verschlang, alle andern Rücksichten und Verhältnisse aufhob. Die Menschen fühlten es: sie waren gleich geworden durch das lange Unglück; sie wollten auch gleich sein im Dienst und Gehorchen.

Und so erhob die heilige Pflicht und das gemeinsame Streben, wovon sie beseelt waren, alle Herzen, daß das Gemeine und Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnung und der Kriege eine so weite Bahn geöffnet ist, nicht aufkommen konnte. Die heilige Begeisterung dieser unvergeßlichen Tage ist durch keine Ausschweifung und Wildheit entweiht worden. Was die Männer so unmittelbar und mittelbar unter den Waffen und für die Waffen thaten, das that das zartere Geschlecht der Frauen im Stillen durch Gebete, brünstige Ermahnungen, Arbeiten, Sorgen und Mühen für die Ausziehenden, Kranken und Verwundeten. Wer kann die unzähligen Opfer und Gaben jener Zeit zählen, die zum Theil unter den rührendsten Umständen dargebracht worden sind? Wer kann die dem Vaterlande ewig theuern Namen der Frauen und Jungfrauen aufrechnen, welche in einzelnen Wohnungen oder in Krankenhäusern die

Nackenden gekleidet, die Hungrigen gespeist, die Kranken gepflegt und die Verwundeten verbunden haben? So geschah es von einem Ende des Reichs bis zum andern. Es war plötzlich, wie durch ein Wunder Gottes, ein großes und würdiges Volk erstanden".

So weit Arndt. Wir tragen hierzu noch Folgendes nach. Jene große Zeit hatte die Menschen umgewandelt, so daß die sonst Zaghaften oder Gleichgültigen von Muth und Theilnahme an dem Schicksale des Vaterlands erfüllt waren. Selbst das schwache Geschlecht schien diesen Namen nicht mehr zu verdienen: die preußischen Mütter waren, wie jene spartanischen, stolz darauf, den Sohn in den blutigen Kampf zu geben, und die Bräute maßen den Werth ihres Verlobten an der Freudigkeit, womit er zu den Waffen griff. Nicht gering war die Zahl der Mädchen, die, ihr Geschlecht unter Männerkleidung und Waffen verbergend, mit zu Felde zogen. Bekannt geworden sind die Namen Eleonore Prochaska, Charlotte Krüger, Dorothea Sawosch. Eleonore, die einundzwanzigjährige Tochter eines invaliden Unteroffiziers zu Potsdam, trat, ohne Wissen der Ihrigen, unter dem Namen Renz als Jäger zu Fuß bei den Lützowern ein, und fiel im September 1813 in dem Gefecht an der Göhrde, wo sie es den Tapfersten gleich gethan hatte. Charlotte diente im Kolberg'schen Regimente und kehrte als Unteroffizier aus dem glorreichen Kampfe zurück. Dorothea stand bei einem Reiterregimente der westpreußischen Landwehr, das sie nach einem Sturz mit dem Pferde mit dem Fußvolk vertauschte, wo sie bis zum Schluß des Kriegs ausharrte. Neuerdings haben die Zeitungen von einer Frau Scheinemann in Lübben berichtet, die als Mädchen unter den Hellwig'schen Husaren die Befreiungskriege mitgemacht, und von einer Stralsunderin, der Gattin eines Schiffskapitäns, welche unter dem Namen Karl Petersen an jenen Feldzügen Theil genommen hat, zum Wachtmeister befördert und, zweimal verwundet, mit dem eisernen Kreuz erster Klasse geschmückt worden ist.

Hand in Hand mit der Begierde, die Waffen fürs Vaterland zu tragen, ging in allen Klassen der Bevölkerung der Eifer, das Große durch freiwillige Gaben zu fördern. Nicht nur Geld, sondern Alles, was Geldeswerth hatte, wurde mit vollen Händen gespendet: Pferde, Vieh, Getreide, Tuch, Leder u. s. w. Neben dem Reichen, der Tausende schenkte, brachte der Dürftige seine zurückgelegten Pfennige, und der Israelit blieb so wenig hinter dem Christen zurück, daß sogar der Aelteste der berliner Judenschaft die Reihe der Geber mit 300 Thalern

eröffnete. Staatsdiener und Offiziere opferten ein Viertheil, ein Drittheil, ja die Hälfte ihres Gehalts. Ein Beamter, der ein Vermögen von 4000 Thalern besaß, legte 1000 auf den Altar des Vaterlandes. Der Greis, der von einem dürftigen Ruhegehalte lebte, unterwarf sich größern Entbehrungen, um nur auch Etwas beizutragen. Kinder zerschlugen ihre Sparbüchse oder verzichteten auf ihr Taschengeld; arme Knaben verkauften Bücher, Karten oder ihr einziges Spielzeug. In den Monaten März und April betrugen die Geldgeschenke, die allein in der Stadt Breslau einkamen, im Durchschnitt täglich tausend Thaler. Zur Ordnung und zweckmäßigen Verwendung aller dieser verschiedenen Gaben entstanden Hunderte von Vereinen, die eine unglaubliche Thätigkeit entfalteten. Mit dem rühmlichsten Beispiele ging Berlin voran. Der dortige Frauenverein zum Wohle des Vaterlandes, bei welchem neun Prinzessinnen thätig waren, und an dessen Spitze die edle Marianne von Hessen-Homburg, Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, stand, rief alle Frauen Preußens zur Theilnahme auf, und von überall her strömten Geschenke: Geld, Schmucksachen, Leinwand, Strümpfe, Garn, Wundfäden u. s. w. Auch von den Gaben der Liebe trennte man sich aus Liebe zum Vaterlande, und Trauringe gingen in Menge ein, gegen welche man eiserne Ringe mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen 1813“ als Gegengeschenk erhielt, die noch heut zu Tage als heilige Andenken aufbewahrt werden.

Die Zahl der auf dem Altare des Vaterlands damals niedergelegten Ringe, Ketten, Ohrgehänge und andern Schmucksachen wird auf 160,000 angegeben *).

---

*) Friedrich Förster gibt in seiner Geschichte der Befreiungskriege das Verzeichniß eines kleinen Theils der Liebesgaben nach den berliner und breslauer Zeitungen. Wir heben beispielsweise Folgendes hervor:

Ein Kupferschmied und dessen Frau schicken ihre Trauringe ein mit den Worten: „Wir haben durch des Krieges Unglück Alles verloren; Nichts blieb uns übrig als unsre Trauringe: hier sind sie“. — Eine junge Frau, deren Gatte als Freiwilliger eingetreten ist, sendet ihren Brautschmuck und folgende Zeilen: „Gold und Schmuck dürfen für eine preußische Bürgerin keinen andern Werth haben, als den, es dem Vaterlande darzubringen“. — Die Wittwe eines im Dienste des Vaterlands vierzig Jahre lang treuen Beamten gibt den Ring der Treue, den sie in der bangen Sterbestunde ihres Gatten gegen den ihrigen auswechselte, um lebenslang dabei seiner seltenen Tugenden eingedenk zu sein, gibt das Theuerste, was sie zu geben vermag, als ein kleines Scherflein für ihr geliebtes Vaterland. — Der Schulze Lanzfeld bringt ein Pferd mit der Erklärung: „Fünf Stück haben mir die Franzosen mitgenommen; das sechste will ich ihnen

Uebrigens kamen die Liebesgaben aus allen Theilen des Reichs. So brachten in der Provinz Litthauen die kleinen Städte Insterburg und Gumbinnen, die noch dazu vom Kriege außerordentlich gelitten hatten, in wenigen Tagen 6000 Thaler zusammen, und ein dortiger Müller rüstete seine drei Söhne, den Hauslehrer und zwei Mühlknappen als Reiter aus.

Das rührendste Geschenk wurde vielleicht von einem Fräulein von Sch. dargebracht, das in jener Zeit mit drei Frauen nach Berlin kam. In dem Gasthofe, wo sie abgestiegen waren, fanden sie eine Aufforderung des Vereins zu Beiträgen, und die drei Frauen gaben nicht nur, was sie an Geld missen konnten, sondern fügten auch noch ihre Ohr- und Fingerringe dazu. Fräulein von Sch. hatte nichts Dergleichen zu spenden; nie hatte sie ihre große Armuth so schwer empfunden, und ihre Augen flossen über von Thränen. Da blitzte ein Gedanke durch ihre Seele: sie beschloß ihr schönes blondes Haar zu opfern. Der Perrückenmacher, der es ihr abschnitt, zahlte ihr drei Thaler dafür, die sie nun

---

nachschicken". — Eine arme Frau schenkt zehn Thaler, die sie sich zu einem Ueberrock erspart hat, mit der Bemerkung: „Die Jäger brauchen es nothwendiger als ich". — Drei patriotische Dienstmädchen geben einen silbernen Becher, eine silberne Nadelbüchse, sieben Denkmünzen und 25 Thaler. In der Spinnstube eines märkischen Dörfchens werden fünf Thaler gesammelt. — Graf M., der selbst bei der Landwehr als Offizier eingetreten ist, stellt drei Freiwillige, deren jedem er fünf Thaler Monatsgehalt für die Dauer des Kriegs aussetzt. Dazu ein Geschenk von 500 Thalern. — Zwei Paar wollene Socken werden eingeschickt „als das letzte Bißchen Armuth einer Soldatenwittwe". — Ein zehnjähriger Knabe sendet zwei silberne Denkmünzen und sieben Groschen mit dem Spruch: „Alle Sparbüchsen müssen jetzt geleert werden". — Ein anderer Knabe gibt seine silberne Uhr: „Da ich leider noch zu klein bin, sagt er, um selbst mitzugehen: so bringe ich gern Alles, was ich habe". — Ein Westfale schickt fünfzig Säbelklingen mit der Aufforderung: „Laßt euch von ihnen freie Bahn nach dem Rheine machen". — Ein Ungenannter opfert eine Goldmünze, funfzig Thaler an Werth, begleitet von den Worten: „Weder die Jahre jugendlichen Leichtsinns noch die Noth konnten mir dieses Andenken entreißen. Nehmt es, ihr Freiheitskämpfer, und rächt meinen Vater!" — Ein von Franzosenhaß erfüllter Kriegsmann schenkt ein silbernes Degengefäß „zur Verwandlung in Eisen". „Ich habe, fügt er hinzu, dasselbe 1807 in der Schanze vor Kolberg einem französischen Obersten, den ich mit eigner Hand erwürgte, abgenommen". — Ein junger Mann bringt, da er nichts zu schenken hat, sich selber dar und bittet um Ausrüstung mit dem Vers:

Vertrau', geliebtes Vaterland,
Die Waffen meiner Jugendhand:
Ich will mit Feindesblut sie färben
Und mir den alten Ruhm erwerben.

ihrerseits darbrachte. Wie sehr wurde aber noch ihre Freude erhöht, als sie vernahm, welche Früchte das Geschenk noch weiter getragen hatte! Die edle That war bekannt geworden; man hatte das Haar dem Perrückenmacher wieder abgekauft und in goldene Ringe gefaßt, deren Verkauf dem Vereine 700 Thaler einbrachte*).

Eine Menge Frauen aus allen Ständen schnitten und nähten Uniformstücke und Hemden, und mancher feine, weiße Finger, der sich bisher nur spielend mit zarter Stickerei beschäftigt hatte, fertigte jetzt eifrig die rauhsten Soldatenmäntel. Durch solche Arbeiten war auch Denen, die keine Gaben darzubringen hatten, die schönste Gelegenheit gegeben dem Vaterlande nützlich zu sein, und Viele verpflichteten sich zu regelmäßigen Lieferungen. — Ein noch höheres Verdienst erwarben sich die Frauen als Pflegerinnen der verwundeten und erkrankten Kämpfer.

Es war ein Schauspiel der höchsten Bewunderung werth, dies ganze Volk mit aller Kraft brennender Vaterlandsliebe an der Zerbrechung seiner Ketten arbeiten zu sehen. Eine echte, das tiefste Herz ergreifende Frömmigkeit stand zugleich als Bundesgenoß auf der Seite der Freiheitskämpfer. Wir werden nun bald erfahren, ob der Mann, der bisher in dem Kampfe mit den Fürsten Europas eine ungeheure Uebermacht behauptet hatte, diese wunderbare Gewalt auch gegen das deutsche Volk und zunächst gegen das zertretene Preußen aufrecht zu erhalten vermochte.

Werfen wir, bevor diese Erzählung ihren Fortgang nimmt, einen Blick rückwärts auf die kriegerischen Bewegungen, welche unterdessen in verschiedenen Theilen Preußens Statt gefunden hatten. Bei der zögernden Politik des Königs war der russische General Wittgenstein zum Stillstand genöthigt worden, da er zu schwach war, um dem Feinde die Spitze zu bieten, und keinen Rückhalt an den Streitkräften Kutosof's, des Oberbefehlshabers, hatte, den das schwierige Polen noch zurückhielt. Im Vereine mit den preußischen Truppen hätte der Rückzug der Franzosen über die Elbe, der erst im März erfolgte, weit früher geschehen können, und vielleicht war bei einem so raschen Vorgehen die Hülfe der bestürzten Rheinbundfürsten zu erlangen; unterdessen konnte Preußen jedenfalls seine Rüstungen in den verschiedenen Provinzen im größten Umfange betreiben. Es waren dazu vier Sammelpunkte gegeben: Schlesien mit Breslau, wo sie unter den Augen des Königs, vom Feinde ganz unbe-

*) Einen ähnlichen Zug erzählt Förster von einem achtzehnjährigen Mädchen in Breslau.

hindert, vor sich gingen; Ostpreußen mit Königsberg, wo wir York in Thätigkeit gesehen haben, und Kolberg und Neustettin in Pommern, wo die Generale Borstell und Bülow den Befehl führten. Bülow, mit dem Vornamen Friedrich Wilhelm, war 1755 in der Altmark geboren, und gehörte zu den tüchtigsten Generalen der Befreiungskriege. Er hatte schon im Anfang des Januars seine Truppen gesammelt und ansehnlich verstärkt, indem er sich geschickt den Zumuthungen der Franzosen sowohl wie der Russen zu entziehen wußte, welche ihn wechselsweise drängten sich ihnen anzuschließen. Mit Sehnsucht sah er in seinem Hauptquartier zu Neustettin in Pommern, wie York zu Königsberg, der Befreiung aus dieser seltsamen Lage durch die Entscheidung seines Hofes entgegen. Es ist damals vorgekommen, daß einzelne Truppenabtheilungen der Preußen zwischen Russen und Franzosen hineingeriethen, wie ein ostpreußisches Bataillon unter Major von Schutter bei Kamin, so daß es unvermeidlich schien, mit der einen oder andern Partei in Gutem oder Bösem anzubinden; aber Schutter marschirte, die Glieder seiner Schar dicht zusammenrückend, querfeldein mitten durch, und gelangte unangefochten aus dieser Klemme. Man vermied die Berührung der Franzosen um so mehr, als sie in Folge der Leiden in Rußland mit dem Lazarethfieber behaftet waren, einer furchtbar ansteckenden Krankheit, die sie wie eine Pest auf ihrem Wege verbreiteten.

Indessen kamen Wittgenstein sowohl wie Kutosof allmählich näher, und die Vorhut des Ersteren unter Tschernitschef gelangte bis Landsberg an der Warthe. Bei diesen größtentheils aus Kosaken bestehenden Truppen befanden sich zwei deutsche Obersten als Parteigänger: jener wackere Dörnberg, der uns von 1809 her bekannt ist, und der kühne Tettenborn, der 1812 aus östreichischen in russische Dienste übergetreten war. Damals geschah es, daß eine Schar von 42 Kosaken im Walde von Staffelde bei Soldin 1500 Franzosen unter Oberst Durunne sammt ihren sechs Kanonen in schimpfliche Flucht jagte: so tief war jetzt theilweise der Muth der ruhmbedeckten Krieger Napoleons herabgestimmt! General York, der ja längst auf eigene Hand mit den Franzosen gebrochen hatte, beschloß nun — wiederum ohne höhern Befehl — durch den Drang der Umstände und sein tapferes Herz fortgerissen, gemeinschaftliche Sache mit den Russen zu machen, und bewog auch Bülow zu einem annähernden Schritte. Beide Generale kamen den 22. Februar in dem Städchen Konitz (Regierungsbezirk Marienwerder) mit Wittgenstein zusammen und verabredeten gemeinschaftliche Bewegungen. Wenige

Tage vorher hatte der Vicekönig von Italien, welcher damals den Oberbefehl über die französischen Streitkräfte führte, für zweckmäßig erachtet, sich über die Oder zurückzuziehen, und hatte sein Hauptquartier von Posen nach Frankfurt verlegt. Auf die Festungen Küstrin und Stettin gestützt, wollte er die natürliche Vertheidigungslinie, welche dieser Fluß gewährt, und damit den Besitz Berlin's und der Marken möglichst lange festhalten, in der Hoffnung, dadurch die Kriegserklärung des preußischen Kabinets hinauszuschieben und Napoleon Zeit zu seinen großen Rüstungen zu schaffen. Allein die bedrohliche Stimmung des Landes und der Hauptstadt und die Bewegungen des Feindes veranlaßten ihn, schon nach einigen Tagen die Oder voreilig wieder aufzugeben und eine Stellung hinter der Spree zu nehmen. Nach **Berlin**, das **Augerau** mit 6000 Franzosen und 40 Geschützen besetzt hielt, wagte er nur auf eine Nacht zu kommen.

Dagegen erhielt die Hauptstadt zwei Tage zuvor (den 20. Februar) einen andern höchst unerwarteten Besuch von den kecken Reiterscharen **Tschernitscheff's**. Dieser war über Strausberg und Alt-Landsberg herangestürmt, und besetzte, die feindlichen Abtheilungen auf seinem Wege umgehend, das Dorf Pankow dicht vor Berlin. Marschall Augereau, Herzog von Castiglione, der ruhmgekrönte Feldherr aus dem ersten italienischen Feldzuge, mußte die Schmach erleben, daß ihn dieser Kosakenführer, dessen Mannschaft nicht die Hälfte der Franzosen betrug, zur Uebergabe der Stadt auffordern ließ; daß Tettenborn mit einer Schar dieser Barbaren durch das oranienburger Thor eindrang, und, von einigen freiwilligen Jägern unterstützt, zum großen Jubel des zusammenströmenden Volkes, französische Offiziere und Soldaten mitten aus der Stadt wegfing. Als dann die Truppen Augereau's auf den Hauptplätzen zusammengetreten und das Geschütz aufgefahren war, zogen die Russen sich wieder zurück.

Da die Stellung hinter der Spree Eugen nicht mehr haltbar erschien, begannen die französischen Truppen in den ersten Tagen des März in verschiedenen Abtheilungen die Elbe zu überschreiten. Ihr Hauptquartier wurde jetzt nach Leipzig verlegt, und, nachdem auch Stralsund und Hamburg geräumt worden, befand sich seit dem 17. März — einige Festungsgarnisonen abgerechnet — kein feindlicher Soldat mehr diesseits der Elbe. Preußen sah sich endlich von seinen Drängern befreit. Aus Berlin war der Feind schon den 4. März abgezogen; an demselben Tage rückte die russische Vorhut unter Tschernitscheff und dem Fürsten

Repnin ein. Es waren großentheils Kosaken, die in ihrem schmutzigen, zigeunerhaften Aufzuge, mit kleinen, struppigen, oft nur mit Stricken gezäumten Pferden, auf Polstersätteln, die doppelt hoch erschienen durch die Beute und den Raub, den sie unterzustecken pflegten, einen seltsamen Eindruck machten. Daß sie dennoch mit Jubelruf willkommen geheißen, wohl empfangen und sogar in Liedern gefeiert wurden, ist natürlich. Aus dieser Zeit stammt auch das Abschiedslied eines Kosaken von seinem Mädchen: „Schöne Minka, ich muß scheiden", das Jahre lang durch ganz Deutschland neben den Liedern der Befreiungskriege gesungen wurde.

Eine Woche später hielt Wittgenstein seinen feierlichen Einzug in der Hauptstadt. Dieser Feldherr stand damals, nach dem glücklichen Feldzuge in Rußland und den Erfolgen der letzten Wochen, auf dem Gipfel seines Ruhms, und der Triumph, den ihm das freudetrunkene Berlin bereitete, schien wohlverdient; aber in den nächsten Monaten sollten seinem Lorbeer schöne Blätter entfallen, als ihm der große Meister des Kriegs Napoleon zwei Schlachten abgewann.

Berlin hatte einen russischen Gouverneur und einen russischen Kommandanten erhalten, da es dort anfangs an preußischen Militärbehörden fehlte. Dies änderte sich, als General York den 27. März mit 21,000 Mann einrückte. Wenige Tage zuvor war dieser General durch eine vom König eingesetzte Kommission vorwurfsfrei erklärt, und nicht allein in dem Kommando seines Armeecorps bestätigt, sondern auch mit dem Oberbefehl über die Bülow'schen Truppen beauftragt worden. Der Jubel, den die Hauptstadt dem Mann entgegenbrachte, der es zuerst gewagt hatte, sich von Frankreich loszusagen, war um so ungetrübter, da sie nun erst nach langer Knechtschaft sich völlig frei fühlte, und mit hochschlagendem Herzen schaute man seine kräftigen, im Kriegsfeuer zu Männern gestählten und zugleich leichtbeweglichen Truppen, welche gegen die schwerfälligen Soldaten der alten Schule auf das vortheilhafteste abstachen, und die theuern vaterländischen Fahnen, die nun bald Zeugen der herrlichsten Thaten sein sollten. Feierlich eingeholt von des Königs Bruder Heinrich, von Wittgenstein und einer Anzahl preußischer und russischer Offiziere, sowie von einer Schar freiwilliger Jäger zu Pferde, und umwogt von einer unzählbaren Menge Volkes, rückte York, dessen ernstes Gesicht inmitten der jauchzenden Freude nicht von seiner Strenge ließ, durch die Königsstraße, an dem großen Kurfürsten vorbei, dem Schlosse zu. Vor jenem Erzbilde war ein Musikcorps aufgestellt, das in schmetternde Fanfaren ausbrach, als, an der Spitze des Zuges,

die schwarzen Husaren mit den Todtenköpfen an den Czakos geritten kamen, und jedesmal erschallten von neuem die Jubelklänge, so oft die Spitze eines andern Regimentes herankam. Vor dem Schlosse machte der Prinz mit York und den Generalen Halt, und ließ die Truppen an sich vorbeimarschiren. Der geräumige Platz war, so weit er dem Publikum überlassen werden konnte, Kopf an Kopf von Menschen angefüllt, welche die Luft mit endlosem Vivat- und Hurrahrufen erschütterten. Die anwesenden Prinzen und Prinzessinnen standen auf dem Balkon des Schlosses; alle Fenster nah und fern, die einen Blick auf dies Schauspiel gewährten, waren bis hoch hinauf mit Zuschauern wie ausgemauert; ja, auf den Dächern hatten Viele Platz genommen. Da war ein Schwenken der Hüte, ein Wehen der Tücher, wie Feiertags in einem mit Schiffen gefüllten Hafen, wo Wimpel an Wimpel, Flagge an Flagge flattert; Tausende von Augen schwammen in Thränen. Es war die Morgenröthe einer bessern Zeit, die, nach langer Nacht sich erhebend, alle Herzen mit Wonne erfüllte. Abends schwamm die Hauptstadt in einem Feuermeer von Lichtern, und als York im Theater erschien, erbebte das Haus von den lang rollenden Donnern des Lebehochs. Man gab Wallenstein's Lager, in dessen Reiterlied alle Anwesenden begeistert einstimmten. Was diese Freude auf den Gipfel hob, war die Kunde von dem Abschlusse des Bündnisses mit Rußland, die Aufrufe des Königs an sein Volk und an das Kriegsheer, die Verordnung über die Bildung der Landwehr und über die Stiftung des eisernen Kreuzes, welche sämmtlich erst den 23. in Berlin durch die Zeitungen bekannt wurden.

Der Jubel der Hauptstadt wiederholte sich, als der König eine Woche später von Charlottenburg aus durch eine meilenlange Gasse von preußischen und russischen Kriegern einzog. Drei Tage nachher brach York mit seinen Truppen auf, nachdem dieselben am Morgen in verschiedenen Abtheilungen auf den großen Plätzen Berlin's die Weihe empfangen hatten. Bei dieser Gelegenheit sprach der Feldprediger Schulz in dem Lustgarten aufmunternde Worte zu den Kriegern, und ertheilte ihnen unter dem feierlichen Geläute der Domglocken den Segen. „Eine dichtgedrängte Volksmenge (so erzählt Förster) umgab die Kriegerschar; die Frauen grüßten noch einmal ihre Männer und Söhne, die Bräute die Verlobten; Mütter erhoben die Kinder auf den Arm; die allgemeine Rührung drängte für den Augenblick den freudigen Schlachtenmuth zurück. „„Das macht mir die Soldaten zu weich, das Predigen und Weinen““, sagte York für sich und trat heran an den Feldaltar. „„Kame-

raden, sagte er, drei Tugenden sind des Soldaten höchster Ruhm: Tapferkeit, Ausdauer, Mannszucht. Von uns aber, die wir in den Kampf für eine heilige Sache ziehen, erwartet das Vaterland noch etwas Höheres: ein edles, menschliches Betragen selbst gegen den Feind. Um aber das Höchste der Güter: die Befreiung des Vaterlandes, zu erkämpfen, müssen wir auch bereit sein, das Höchste einzusetzen. Von diesem Augenblicke an gehört Keinem von uns das Leben mehr; Keiner muß darauf rechnen, das Ende des Kampfes zu erleben; ein Jeder sei freudig bereit, in den Tod zu gehen für das Vaterland und für den König"". Dann, nach der Seite hingewendet, wo das tapfere Leibregiment stand, rief er mit erhobener Stimme: „„Soldaten! jetzt geht es ins Feuer! Ihr sollt mich an eurer Spitze sehen; thut eure Pflicht; ich schwör' es euch: nur ein freies und glückliches Vaterland sieht mich wieder; ein unglückliches nie!"" Der alte Oberst Horn, der tapferste Degen des Heers, Kommandeur des Leibregiments, vermochte sich nicht zurückzuhalten; er umarmte York und rief laut: „„Das geloben auch wir; das ganze Corps wird dem Beispiele unseres Generals folgen"". „„Das soll ein Wort sein!"" rief ein in Reih' und Glied stehender Soldat, und wie aus einem Munde erscholl es jetzt aus dem ganzen Heere: „„Ja! das soll ein Wort sein!""

Zuletzt (so berichtet eine andere Erzählung) wandte sich York zu der umstehenden Menge mit dem Rufe: „Zu den Waffen!" Bei diesem Worte flammten die Herzen und die Augen: es war, als forderte der Kriegsgott selber ganz Preußen zum Kampfe fürs Vaterland.

Neun Tage später werden wir York's Corps bei Möckern die Heldenprobe bestehen sehn.

Die zwei verbündeten Heere wurden unter den Oberbefehl des fünfundsiebzigjährigen Kutosof, des starren Altrussen, gestellt, obgleich Friedrich Wilhelm weit mehr Truppen in diesen Krieg sendete, als der Czar; diese durch die Umstände gebotene Unterordnung war einer der vielen Nachtheile, denen sich Preußen in Folge der unentbehrlichen Bundesgenossenschaft unterziehen mußte. Unmittelbar Wittgenstein untergeordnet waren die Generale York, Bülow und Borstell, deren Streitkräfte 40,000 Mann betrugen.

Das schlesische Heer erhielt auf Scharnhorst's Rath in dem bisherigen General der Reiterei Blücher einen unvergleichlichen Führer. Gebhard Leberecht von Blücher, der Sohn eines mecklenburgischen Edelmanns und Abkömmling einer alten pommerschen Familie, war den 12. December 1742 in Rostock geboren, zählte also damals schon über

70 Jahre; aber das Alter hatte ihn nicht, wie Kutosof, gebrochen; sondern, gleich jenen hohen Vulkanen, deren Scheitel mit Schnee bedeckt und deren Inneres mit Glut erfüllt ist, trug er bei weißen Haaren das Feuerherz eines Heldenjünglings in der Brust. Kaum den Knabenjahren entwachsen, war er ohne das Wissen seines Vaters, der als Rittmeister in kurhessischen Diensten stand, um die Zeit des siebenjährigen Kriegs in ein schwedisches Husarenregiment eingetreten und auf einem Streifzug in preußische Gefangenschaft gerathen. Der Oberst von Belling, ein kühner Husarenführer in den Kriegen Friedrichs des Großen, hatte den Wildfang lieb gewonnen und seine Entlassung aus schwedischen Diensten erwirkt. Blücher kam nun zu den „Todtenköpfen" — so hießen Belling's schwarze Husaren von dem Abzeichen, das sie trugen — und machte die Schlachten bei Kunersdorf und Freiberg mit. Seine unbändige Natur, in Folge deren er sogar einmal seinen eignen Obersten zum Zweikampf forderte, verleitete ihn häufig zu Streit und Händeln. Nachdem er bis zum Rittmeister aufgerückt war, begehrte er bei einer Zurücksetzung, die er von Seiten des Königs wegen seines trotzigen Wesens erfuhr, seinen Abschied, den ihm Dieser in der bekannten Randbemerkung: „Der von Blücher soll sich zum Teufel scheren" ertheilte. Unser Held trieb nun eifrig Landwirthschaft in Pommern, und der Mann, dessen Schwert vorzugsweise bestimmt war, Napoleon zu fällen, schien für Preußen, für Deutschland, für ganz Europa, verloren. Nach funfzehn Jahren wurde Blücher von Friedrich Wilhelm II. als Major wieder angestellt; er stieg zum Obersten auf und wurde Inhaber des Belling'schen Husarenregiments. In diesem Range machte „der neue Zieten" — denn dies war der Name, den ihm die Soldaten beilegten — die Rheinfeldzüge mit, und kehrte, nachdem er sich als einen der kühnsten und tüchtigsten Offiziere des Heers gezeigt und bei verschiedenen Gelegenheiten hohen Ruhm gewonnen hatte, als Generalmajor zurück. Daß er in dem Unglücksjahre 1806, so weit es an ihm lag, die preußische Waffenehre aufrecht erhielt, daß er insbesondere der Schlacht bei Auerstädt eine bessere Wendung zu geben suchte, dann mit einem Theile des Heers durch Tapferkeit und List dem Feinde entging und sich nach Lübeck durchschlug, wo er aus Mangel an Kriegsbedürfnissen kapituliren mußte, ist uns aus dem vorigen Abschnitte bekannt. Durch Austausch aus der Gefangenschaft befreit, wurde er Generalgouverneur von Pommern, mußte jedoch auf Napoleons Verlangen, der ein Vorgefühl haben mochte, welch ein Feind ihm hier entgegenwirke,

von seinem Posten zurücktreten. Sein Franzosenhaß glühte fort unter der Asche, bis es ihm vergönnt war, wieder in heller Flamme emporzuschlagen. Dieser Haß konnte ihn manchmal zu wunderlichen Dingen treiben, wie denn von ihm erzählt wird, daß er mit dem Säbel nach den Fliegen und Flecken an der Wand geschlagen und dabei den Namen Napoleon hervorgestoßen habe. Jetzt erscheint Derselbe in einem Alter, in welchem Andere von der Welt sich zurückziehen, wiederum auf dem Kriegsschauplatze, um erst recht ein Leben der Thaten und des Ruhms zu beginnen. Das Alter hatte sein Haar weiß gefärbt, aber Körper und Geist waren frisch geblieben: Dies mußte Jedermann fühlen, der seine hohe, kräftige Gestalt, sein Heldengesicht mit dem kecken Schnurrbarte und die runden, festen Glieder sah. Während nach Arndt's trefflicher Schilderung um Mund und Kinn die lauernde Husarenlist spielte, thronten Schönheit und Hoheit auf der Stirne und um die Augen. Hier war der heilige Ernst verzeichnet, der in großen Augenblicken bei ihm zum Vorscheine kam. Obwohl in der Kriegs*wissenschaft* unerfahren, war Blücher doch im Besitze aller jener Eigenschaften, die den großen Feldherrn ausmachen: eines löwenkühnen Herzens, das keine Furcht kannte und selbst mit einem Napoleon voll Zuversicht in den Kampf ging, eines treffenden Blicks in dem Momente der Entscheidung, einer zähen Ausdauer, die auch in den schwierigsten und in scheinbar hoffnungslosen Lagen kein anderes Ziel als den Sieg vor Augen behielt; einer großen Beliebtheit bei den Soldaten, die er nicht nur den erwähnten Eigenschaften und den tapfern Thaten, die er bis dahin vollbracht, sondern auch seiner Leutseligkeit, seiner offenen Rücksichtslosigkeit gegen Hoch und Niedrig und dem derben Humor, der ihm in guten und in bösen Stunden zu Gebote stand, verdankte. Bezeichnet man Scharnhorst als den *Geist* im preußischen Heere, so wird man Blücher dessen *treibende Kraft* nennen müssen; der Soldat drückte Dies mit dem treffenden Beinamen: *Marschall Vorwärts* aus.

Scharnhorst, jetzt Generalleutnant, stand bei Blücher's Heer an der Spitze des Generalstabs, während *Gneisenau* Generalquartiermeister war. Der Letztgenannte hatte seit dem Frieden von Tilsit scheinbar seine Entlassung genommen, war aber seitdem in geheimen Aufträgen an den Höfen Englands, Schwedens und Rußlands gewesen, und hatte dort rastlos für die Befreiung des Vaterlandes gearbeitet. Ende Februar war er auf der Reise nach Breslau durch Kolberg gekommen, wo die Bürger mit dem alten Nettelbeck an der Spitze die Ankunft des geehrten Kriegs-

mannes freiwillig durch eine festliche Beleuchtung ihrer Häuser feierten. Vor Beginn des Kriegs hatte ihn der König zum Generalmajor erhoben. Blücher, Scharnhorst, Gneisenau — welch ein schönes Dreigestirn, das jetzt aus der Nacht, die sich über Preußen gelagert hatte, hervorbrach!

Natürlich suchten die beiden Monarchen den Beistand der auswärtigen Mächte zu erlangen. Schweden, mit welchem Preußen in jener Zeit ein Bündniß schloß, nahm an dem Kriege in der Hoffnung Theil, Norwegen zu erhalten, dessen Besitz ihm Rußland und England in Aussicht gestellt hatten. Es sollte 30,000 Mann stellen; Kronprinz Karl Johann (Bernadotte) erschien aber erst spät, als der Glücksstern Napoleons immer mehr erbleichte, mit einer weit kleinern Truppenzahl auf dem Kriegsschauplatze, und trug, wie wir sehen werden, zur Förderung der deutschen Sache möglichst wenig bei. Der Versuch, Oestreich in den Bund zu ziehen, mißlang, da es diese Macht vorzog abzuwarten, auf welche Seite das Glück sich neigen werde; weshalb sie sich eben so spröde gegen Napoleon zeigte, der ihr vergeblich zum zweitenmale Schlesien als Lohn für ihren Beitritt anbot.

Um die Hülfe der deutschen Nation zu gewinnen, von der seit dem Untergange des Kaiserthums nicht mehr die Rede gewesen, erließen jetzt die Verbündeten zahlreiche Aufrufe. Einer derselben, welcher seltsamer Weise in dem Namen des Altrussen Kutosof, der als Obergeneral unterzeichnete, den 25. März von Kalisch ausging, und Karl Müller, einen der glühendsten Vaterlandsfreunde jener Zeit, zum Verfasser hatte, verhieß die Wiedergeburt des Reichs, das lebenskräftig sich erheben solle, in einer Gestalt, welche die deutschen Fürsten und Völker, von den auswärtigen Mächten ungehemmt, ihm ertheilen würden. Selbstverständlich wurde zugleich die Auflösung des Rheinbundes als eine Nothwendigkeit hingestellt, und die Fürsten, welche sich noch länger der deutschen Sache abtrünnig zeigen würden, kraft der Waffen und der öffentlichen Meinung mit Vernichtung bedroht. Später freilich, als das Blut der Völker Deutschlands vergossen und seine Befreiung gelungen war, hat man die Echtheit dieses Aufrufes in Abrede stellen wollen. Damals lauschte das Volk, aus langem Schlaf erwachend, begierig auf so ungewohnte, wunderbare Reden. Es traten auch aus Sachsen, Westfalen und Braunschweig viele Freiwillige zu den preußischen Fahnen; aber zu größern Erhebungen in den von den Verbündeten unberührten deutschen Ländern kam es nicht: die Schwingen der Völker waren vom langen Drucke zu gelähmt, um ohne ihre Fürsten Etwas zu unternehmen,

wenn auch die strebenden Geister der Nation mit ihren Herzen zu Preußen standen. Den Fürsten aber waren solche Zurufe höchst unerwünscht; Der, gegen welchen sie in Waffen gefordert wurden, hatte sie ja groß gemacht. Konnte ihr Besitz nicht gefährdet sein, wenn sie die goldenen Ketten sprengten? Besonders übten die durch Napoleon geschaffenen Könige diese unselige Sonderpolitik. So beugten sie denn das Haupt unter sein Joch und verstärkten, wie zuvor, seine Kriegsmacht sehr beträchtlich durch ihre Rüstungen; die Waffen, die sie unserem gefährlichsten Feinde reichten, machten es ihm möglich, den Kampf wieder aufzunehmen, und der Bruderkrieg der Deutschen gegen Deutsche begann von neuem.

Es lastet übrigens auf diesen Fürsten nicht gleiche Schuld. Jedenfalls war es für Diejenigen, deren Gebiete im Westen liegen, viel schwieriger, von dem Allgewaltigen sich loszusagen. Dagegen war Sachsen, das Nachbarland des befreiten Preußens, weit eher in der Lage, den Weg einzuschlagen, den die Ehre Deutschlands gebot; daher auch die Generale der Verbündeten an sie vorzüglich ihre Aufrufe richteten. In einem derselben heißt es: „Sehet, was neben Euch geschieht. Das ganze preußische Volk erhebt sich in Masse. In seinen Reihen findet Ihr den Sohn des Pflügers neben dem des Fürsten; aller Unterschied der Stände ist neben den großen Begriffen Freiheit und Ehre, König und Vaterland zusammengeschmolzen; es giebt keinen Unterschied mehr als den des größeren Talents, des feurigeren Eifers zum Kampfe für die große, heilige Sache. — — Sachsen, Deutsche! unsere Stammbäume, unsere Geschlechtsregister schließen mit dem Jahre 1812. Die Thaten unserer Ahnen sind durch die Erniedrigung ihrer Enkel verwirkt. Nur die Erhebung Deutschlands bringt wieder edle Geschlechter hervor, und giebt denen, welche es waren, ihren Glanz zurück".

Sicher hätten auch die Sachsen, die alte Stammeseifersucht gegen Preußen vergessend, solchen Aufforderungen Gehör gegeben, und leicht wären dann die Franzosen in die Nothwendigkeit versetzt worden, noch vor Beginn des eigentlichen Kriegs von der Elbe an den Rhein zurückzugehen: hätte nicht der König von Sachsen eine unselige Neutralitätspolitik eingehalten, die ihm ebenso verderblich werden sollte, wie vormals dem preußischen Hofe die seine. Friedrich August, ein mit häuslichen Tugenden geschmückter, ängstlich frommer, ceremonieller Greis, den überdies blinde Verehrung und Dank an Napoleon fesselten, war der großen Aufgabe, welche die Zeit an ihn stellte, durchaus nicht gewachsen. Schon im Februar hatte er mit seiner Familie und seinen

Schätzen Dresden verlassen und sich nach der bairischen Grenze geflüchtet. Jetzt ging er, sein Land der Kriegsnoth Preis gebend, nach Baiern, indeß der König von Preußen mit seinen Prinzen Schritt vor Schritt dem erbitterten Kampfe folgte; aber auch hier hielt sich Friedrich August nicht mehr für sicher, eben so besorgt vor Napoleon wie vor den Verbündeten, deren beiderseitigen Aufforderungen er in gleicher Weise sein Ohr verschloß, und begab sich nach Oestreich, dessen politische Haltung ihm ein Maßstab für die eigene sein sollte.

Wenig hätte gefehlt, so wäre das in Torgau vereinigte sächsische Heer durch Generalleutnant Thielmann, den Kommandanten dieser Festung, den Verbündeten zugeführt worden. Dieser tüchtige Kriegsmann wagte es, sich wider den Willen seines Königs auf die deutsche Seite zu stellen, in der Ueberzeugung, seinem Vaterlande Sachsen, das ein steuerloses Schiff geworden war, hiermit eine glückliche Richtung zu geben. Er verweigerte nicht nur den französischen Generalen jede Dienstleistung, und trat mit den Verbündeten in freundlichen Verkehr, sondern er war auch bestrebt, Friedrich August durch fortwährende Mittheilungen auf denselben Weg zu führen, und versuchte endlich, als dies zu keinem Ziele führte, den 27. April bei Gelegenheit einer durch seinen Geburtstag veranlaßten Mahlzeit, die Offiziere des Heers, welche meistens seinem Plane geneigt schienen, zu einem Uebertritt auf Seiten der Verbündeten zu bewegen. Dies mußte, so rechnete er, auch den König auf die deutsche Seite herüberziehen. Leider hatte er versäumt, den Brigade-General von Sahr, der ihm in ehrlicher Beschränktheit widerstrebte, von dem Feste fern zu halten. Dieser trat ihm sofort entgegen, und riß das schwankende Offiziercorps zu dem seltsamen Entschlusse fort, Torgau sowohl gegen die Franzosen als gegen die Verbündeten zu vertheidigen, bis der König sich entscheiden werde. Thielmann war genöthigt, seinen Abschied zu nehmen, und Sachsen sah sich bald durch den Drang der Umstände zu Frankreich zurückgeführt, was natürlich auch die andern Fürsten des Rheinbunds in ihrer Neigung, an Napoleon festzuhalten, bestärkte. Nur Mecklenburg trat, durch seine Lage begünstigt, der preußischen Allianz bei, und stellte zwei Regimenter Fußvolk und freiwillige Jäger. Karl Ludwig Friedrich, Herzog von Mecklenburg-Strelitz und Vater der Königin Luise, erließ am 30. März einen Aufruf, der mit folgenden herzergreifenden Worten schließt: „Mecklenburger, deutsche Männer! die Stunde der Befreiung ist gekommen, und es ist hoch an der Zeit! Laßt auch uns zeigen, daß wir

werth sind besserer Tage, indem auch wir freudig und lebendig ans Werk gehen. Dann wird es Allen gelingen, wenn Jeder das Seine thut. In solcher Zeit sondern sich die herrlichen, kräftigen Naturen von denen ab, die in Selbstsucht und Schwäche verkümmert sind; in solcher Zeit erwirbt man sich Achtung, oder verscherzt sie. Wir wollen uns Achtung erwerben bei den Deutschen, indem Jeder von uns mit Hingebung thut, was an ihm ist. Mit Gott werde ich mich der Ehre werth zeigen, ein deutscher Fürst zu sein, und ihr, getreue Mecklenburger, werdet allen deutschen Brüdern ein Beispiel geben, auf daß man uns nenne in der Geschichte, und unsere Kinder achtungswerther Väter sich rühmen".

Napoleon erkannte die Gefahr, die ihm von Seiten der Verbündeten drohte; schon den Abfall York's hatte er in seiner ganzen Bedeutung erkannt. Er fühlte, daß ihm Deutschland verloren gehen und der Boden unter den Füßen schwinden werde, wenn er nicht seine Stellung durch neue Siege schleunigst befestigte. Zum zweitenmale bot er Oestreich Schlesien, wenn es seine Waffen mit ihm vereinigen wolle; aber diese Macht beharrte in ihrer neutralen Stellung, und verschloß auch den Verbündeten ihr Ohr; was Diesen zu eben so großem Nachtheile gereichte, als die Haltung der Fürsten des Rheinbunds. Die Rüstungen des französischen Kaisers waren außerordentlich. Er forderte von Januar bis April von seinem durch eine lange Reihe von Feldzügen erschöpften Volke über eine halbe Million Soldaten, und brachte wirklich 350,000 — wenn auch zum Theil mit hartem Zwange — zusammen; denn das alte Zauberwort Ruhm war verbraucht, und der Aufruf zu den Waffen war für Viele ein Schreckenswort, dem sie, wenn irgend möglich, durch die Flucht zu entrinnen suchten. Bei dem starken Verbrauche der kräftigen Mannschaft in den früheren Feldzügen mußte man diesmal auch zur unreifen Jugend greifen, die, wenn sie sich auch unter tüchtigen Führern tapfer schlug, doch viel leichter den Strapazen erlag. Offiziere und Unteroffiziere wurden in Menge dem spanischen Heere und ein großer Theil der Mannschaft der Flotte entnommen. Da der russische Feldzug die Reiterei gänzlich hinweggerafft hatte, so mußte eine neue ins Leben gerufen werden, und 3000 Mann Offiziere und Unteroffiziere aus der Gensdarmerie waren unablässig mit der Ausbildung dieser Truppengattung beschäftigt. Die seltene Thatkraft und Umsicht, die Napoleon besaß, und das rasche Zusammenwirken seiner Regierung in einer Richtung machten es ihm möglich, mit seinen Kriegsrüstungen früher als die Verbündeten zu Stande zu kommen, deren Schritte durch das Zögern der Russen und die Ge-

theiltheit der Obergewalt vielfach gehemmt wurden. Freilich war der französische Kaiser in den Mitteln, die seinem Zwecke dienten, durchaus nicht wählerisch, und als die Staatseinnahmen und der Schatz für die außerordentlichen Bedürfnisse nicht ausreichten: trug er kein Bedenken, theilweise das Vermögen der Gemeinden anzugreifen. Um die Truppen schneller nach Deutschland zu schaffen, marschirte ein beträchtlicher Theil derselben ohne Waffen und erhielt dieselben durch Eilfuhren nachgesendet. Die Einübung, welche häufig erst unterwegs geschah, ging bei der Anstelligkeit der Franzosen zum Kriegsdienste und bei der großen Anzahl tüchtiger Führer, die noch vorhanden waren, rasch von Statten. Der an der Elbe stehende Vicekönig erhielt bald ansehnliche Verstärkungen. Am 15. April verließ der Kaiser dann Paris in eigner Person, und eilte, nach einem kurzen Aufenthalte in Mainz, nach Sachsen, um seine jetzt noch den Gegnern überlegenen Streitkräfte zum Angriffe zu führen.

Unterdessen hatten sich Wittgenstein's leichte Truppen unter Anführung verschiedener Parteigänger nach der Niederelbe gewendet, und der Kosakenoberst von Tettenborn — welchen Varnhagen von Ense, der bekannte Biograph preußischer Helden, als Adjutant begleitete — hielt, nachdem er unterwegs in Ludwigslust den deutschgesinnten Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin zum Anschluß an den preußisch-russischen Bund bestimmt hatte, am 18. März unter großem Jubel der Einwohnerschaft seinen Einzug in Hamburg, das wenige Tage zuvor von der schwachen französischen Besatzung geräumt worden war. Tettenborn, der Sohn eines badischen Forstbeamten aus der Grafschaft Sponheim, hatte seit dem sechzehnten Jahre unter östreichischer und russischer Fahne gedient und manche kecke That ausgeführt. Das Unternehmen aber, die Hansestädte dauernd zu befreien und den Nordwesten Deutschlands, unter weiser Benutzung der Kräfte der gutgesinnten Bevölkerung, als festes Bollwerk und Kriegslager gegen Frankreich aufzurichten, war zu schwer und zu wichtig, um in die Hand eines verwegenen Offiziers, der nichts als einige tausend leichte Reiter führte, gelegt zu werden.

Der schnelle Fall Hamburg's ermuthigte die Schwesterstadt Lübeck, wo Benkendorf mit nur 300 Kosaken erschien, sich von Frankreich loszusagen und die alte Verfassung wieder herzustellen. Auch Harburg, Stade und Lüneburg warfen das Joch ab, und die Erhebung gewann auf dem linken Elbufer eine immer weitere Ausdehnung bis tief in das Hannövrische und Oldenburgische hinein. Bald freilich zeigte sich's,

daß der rasche, abenteuerliche Kriegszug dieser Streifschar des rechten Zusammenhangs in sich und mit den Unternehmungen des Hauptheers entbehrte; leider thaten auch die Verbündeten nicht die nöthigen Schritte, um jene an Hülfsquellen so reichen Länder Niederdeutschlands und vor allem die größte und bedeutendste Handelsstadt unseres Vaterlandes festzuhalten. Hamburg selbst, der Freistaat der wohlhabenden, des Krieges ungewohnten Kaufherren, machte nur halbe Anstrengungen und baute zu viel auf Hülfe von außen. Selbst das, was geschah, hatte nicht den entsprechenden Erfolg, weil es an dem rechten Zusammenwirken der vorhandenen Kräfte fehlte.

Das letzte glückliche Ereigniß der ganzen Unternehmung war ein Gefecht in und vor Lüneburg, das die leichten russischen Truppen unter den Generalen Dörnberg, Tschernitscheff und Benkendorf am 2. April den Franzosen lieferten, welche Tags zuvor diese Stadt wieder besetzt und über fünfzig Bürger kriegsgerichtlich ein Todesurtheil verhängt hatten. Der Feind, bei dem sich auch zwei sächsische Regimenter befanden, wurde nach mehrstündigem Kampfe theils niedergehauen, theils gefangen; auch der tüchtige Führer der Franzosen, General Morand, erlitt den Tod. Bei dem äußerst hartnäckigen Gefechte zeichnete sich ganz besonders ein pommersches Füselier-Bataillon unter Major von Bork, das den Russen beigegeben war,* aus. Diese Preußen waren die ersten, denen die Ehre des eisernen Kreuzes zu Theil wurde. In dem Gefechte bei Lüneburg war es auch, wo der erste preußische Freiwillige sein Blut vergoß. Regierungsrath Haase in Berlin, der Vater Desselben, ließ in seinem und seiner Gattin Namen folgende Anzeige in die Blätter rücken: „Unser Sohn Georg wurde am 2. April in seinem 22. Jahre in dem ewig denkwürdigen Gefechte in Lüneburg von einer Kugel getroffen. Als freiwilliger Jäger im leichten Bataillon des ersten pommerschen Regiments focht er, nach dem Zeugnisse seines braven Chefs, des Herrn Majors von Bork, nahe bei Diesem mit Muth und Entschlossenheit, und starb so den Tod für Vaterland, deutsche Freiheit, Nationalehre und unsern geliebten König. Der Verlust eines solchen Kindes ist hart; aber es ist für uns ein Trost, daß wir auch einen Sohn geben konnten zu dem großen, heiligen Kampfe“.

Kurz darauf sahen sich die russischen Truppen genöthigt, nach dem rechten Elbufer zurück zu gehen, da die Franzosen in überlegener Macht anrückten. Jetzt waren die Bewohner jener Städte und Länder, nachdem sie in kurzem Freudenrausche sich gegen die Zwingherren Europas erhoben

hatten, als „Rebellen" dessen Rache Preis gegeben. Napoleon, welcher den wichtigen Besitz jener Gegenden und insbesondere der alten Hansestädte besser als die Verbündeten zu schätzen wußte, zögerte nicht, kräftige Maßregeln zu treffen. Er hatte das zu verhängende Strafgericht zwei harten Männern, dem Marschall Davoust und dem General Vandamme, übertragen. Der Letztgenannte, der unter Davoust's Oberbefehl stand, zog im April ein Corps von 24,000 Mann an der Weser zusammen. Ein von ihm in Bremen niedergesetztes Militärgericht verhängte Geld-, Galeeren- und Todesstrafen. Unter den Erschossenen waren auch die Mitglieder der oldenburger Regierungs-Kommission von Berger und von Finckh, die nicht einmal an der Erhebung Theil genommen hatten, sondern bloß deswegen gemordet wurden, weil man wußte, daß sie dem Herzoge treu anhingen.

Die Streitkräfte, welche Hamburg und Lübeck dem französischen Armeecorps unter Vandamme und Davoust, das nun gegen sie anrückte, entgegenzusetzen hatten, waren entfernt nicht ausreichend. Sie bestanden in den russischen Heerhaufen unter Tettenborn, Tschernitscheff und Benkendorf, deren Unternehmungen nicht einmal in Zusammenhang standen, und in der hanseatischen Legion, einer noch wenig geübten Truppe von 3000 Mann, wovon 2000 auf Hamburg kamen. Die Engländer hatten in der Person des Grafen Walmoden einen tüchtigen General geschickt, der nach dem Wunsche der verbündeten Mächte den Oberbefehl führen sollte; aber da er keine Truppen mitbrachte, war seine Thätigkeit von geringem Nutzen. Die Aussicht auf Dänemarks Beistand zerschlug sich, als dieser Staat — durch die entschiedene Parteinahme Englands und Rußlands für Schweden, das nach Norwegen trachtete, zurückgestoßen — an Frankreich sich anschloß, zu dem er sich um so mehr hingezogen fühlte, da Napoleon eben jetzt den Krieg gegen die Verbündeten in Sachsen mit Glück eröffnet hatte. Zuletzt wandte das vom Feinde bedrängte Hamburg sein Auge auf Schweden. Bernadotte, der neue Verbündete Rußlands und Preußens, war ja an der Küste Pommerns gelandet, und die Vorhut seines Heeres stand unter General von Döbeln in dem benachbarten Mecklenburg. Vergebliche Hoffnung! Der Kronprinz von Schweden verweigerte ausdrücklich seine Unterstützung, da er nach seiner verschmitzten Politik in dem Falle Hamburg's ein Mittel sah, die Dänen mit den Verbündeten recht gründlich zu verfeinden, und als der ehrliche Döbeln, ohne seine Erlaubniß abzuwarten, der Hansestadt zu Hülfe eilte: ward er sogleich zurückgerufen und vor ein Kriegsgericht gestellt.

So rückten denn die Franzosen am 30. Mai, nachdem Tettenborn in der Nacht zuvor die Stadt geräumt hatte, 30 Bataillone stark, ein; zwei Tage später erhielt Lübeck feindliche Besatzung. In beiden Städten wurde das neue Regiment mit eiserner Strenge aufgerichtet. Die Befehle des Kaisers, von denen Davoust keinen Schritt abweichen sollte, athmeten Rache und Habgier, wie einst die Befehle der Schreckensregierung. In Folge derselben verhängte der Marschall eine Anzahl Bluturtheile und eine in wenigen Wochen zu zahlende Strafe von 48 Millionen Franken, die wirklich theils in Geld, theils in Waaren und Lieferungen geleistet wurde. Die auf Lübeck fallende Buße betrug 9 Millionen Um Hamburg gegen Ueberfälle zu sichern, sollte es Befestigungen erhalten. Zu diesem Ende verlangte Napoleon ausdrücklich die unverzügliche Anstellung von 10,000 Arbeitern. Sämmtliche erwachsene Einwohner der Stadt sollten mit Hand anlegen, um ihre eigenen Ketten zu schmieden; doch stand es frei Ersatzmänner zu stellen, die aber bald nur noch um hohes Geld, und dafür nicht immer, zu erlangen waren. So arbeiteten Männer und Weiber, Greise und Kinder, Herrn und Knechte, Einheimische und Fremde eine Reihe von Monaten hindurch nebeneinander, und die prächtigsten Gebäude, Spaziergänge und Gärten mußten der Befestigung zum Opfer fallen. Um Hamburg in Stand zu setzen, eine lange Belagerung auszuhalten, wurden ferner ungeheure Vorräthe zusammengebracht, und dennoch weit über 26,000 Arme beim Herannahen des Winters aus der Stadt vertrieben und ins Elend gestoßen, um einer möglichen Hungersnoth vorzubeugen. Eine beträchtliche Anzahl Derselben (1138 nach der hamburger Chronik) kamen nicht weiter als bis zu dem benachbarten Altona, wo sie von Elend und Seuchen hingerafft wurden. Ein gemeinsames Grab hinter Ottensen umfaßte ihre Leichen. Rückert hat ihnen in seinem Gedichte: die Gräber zu Ottensen folgende rührende Zeilen gewidmet:

Zu Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft:
So traurig ist keine wie diese
Wohl unter des Himmels Luft.

Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht:
Väter, Mütter, Töchter, Knaben,
Kinder, Greise, Herr und Knecht.

Die rufen Weh zum Himmel
Aus ihrer stummen Gruft,
Und werden's rufen zum Himmel,
Wann einst die Trommet' uns ruft:

Wir haben gewohnt in Frieden
Zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben
Ein fremder Wüthrich hat.

Er hat uns ausgestoßen
Im Winter zur Stadt hinaus,
Die hungernden, nackenden, bloßen;
Wo finden wir Dach und Haus?

Wo finden wir Kost und Kleider,
Wir Zwanzigtausend an Zahl?
Die Andern schleppten sich weiter;
Wir blieben hier zumal.

Die Andern nahmen die Briten,
Und Andre die Dänen auf:
Wir brachten mit müden Schritten
Bis hierher unsern Lauf.

Wir konnten nicht weiter keuchen:
Erschöpft war unsere Kraft;
Frost, Hunger, Elend und Seuchen,
Sie haben uns hingerafft.

Ein ungeheurer Knäuel,
Zwölfhundert oder noch mehr:
Es zieht sich über den Gräuel
Ein dünner Rasen her.

Der deckt nun unsere Blöße;
Ein Obdach er uns gab.
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab.

Später wurden die Gebeine der Unglücklichen in hamburger Erde geborgen. — Davoust bemächtigte sich ferner des in der hamburger Bank niedergelegten Schatzes, bestehend in 7½ Millionen Mark Banko. Wie viel bittrer mußte die unglückliche Stadt den ungewohnten, unerhörten Frohndienst und alle die Opfer, welche der Despot ihr auferlegte, empfinden, wenn sie bedachte, daß ihr die Möglichkeit geboten war, mit Hunderten, zur rechten Zeit gespendet, die Freiheit zu bewahren, statt daß sie jetzt mit Tausenden die Knechtschaft kaufte. Wäre es Hamburg möglich gewesen, dem Feinde nur noch kurze Zeit zu widerstehen: so würde ihm der Waffenstillstand zu gute gekommen sein, den, wie wir unten erfahren werden, Napoleon, von den blutigen Schlachten bei Groß-Görschen und Lützen erschöpft, wenige Tage später mit den Verbündeten abschloß.

---

25. Die Befreiungskriege.

Zweite Abtheilung.

Du Volk des Zorns, das du hast unterm Beile
Erst lassen deinen eignen König bluten,
Dann deine Heilande, die unbeschuhten,
Ausgehen über uns, wie gift'ge Pfeile;

Wir mußten's fühlen eine feine Weile,
Wie du kannst züchtigen, und mit was für Ruthen;
Doch nimmer konnten wir uns des vermuthen,
Daß werden sollt' uns diese Zucht zum Heile.

Verkündet hast du zwar von Anbeginne,
Daß du berufen seist uns zu beglücken;
Wir aber sahn's nur nicht mit dumpfem Sinne.

Ja, ja, berufen warst du, zu zerdrücken
Die schlaffe Zeit, damit sie Kraft gewinne
Durch Druck, zu stehn von neuem ohne Krücken.
(Geharnischte Sonnete von Rückert.)

Wenden wir uns nun zu den Unternehmungen der Verbündeten. Beide Heere Derselben nahmen ihren Marsch nach der Elbe: das erste,

aus Preußen und Russen zusammengesetzt, unter dem Oberbefehl Wittgenstein's, von Berlin aus durch die tiefen Sandwege von damals in der Richtung auf Magdeburg; das zweite, nur aus Preußen bestehend, unter dem Oberbefehl Blücher's, von Schlesien aus in der Richtung auf Dresden. Uebrigens erlitt, da das kleine — damals noch von Kutusof geführte — russische Hauptheer, das als Rückhalt dienen sollte, sich noch in Kalisch befand, der Marsch Wittgenstein's und Blücher's eine unerwartete Zögerung, die besonders die Ungeduld des feurigen Preußen-Generals auf die härteste Probe stellte.

Der Vicekönig Eugen hatte 40,000 Mann in und bei Magdeburg versammelt, und ging den 2. April mit zwei Corps auf das rechte Elbufer. Dies führte am 5. April zu den Gefechten bei Möckern, womit der Feldzug würdig eröffnet wurde. Mit unvergleichlicher Tapferkeit kämpfend, zwangen die preußischen Truppen den weit überlegenen Feind, der an drei verschiedenen Stellen geworfen wurde, nach sehr erheblichen Verlusten zum Rückzug über die Elbe. Major Lobenthal hielt bei dem Dorfe Dannigkow vier Stunden lang standhaft im feindlichen Feuer aus. Die Bataillone Borstell's, dem ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, durchschritten, bei dem heftigsten Feuer der Franzosen, das Ehleflüßchen, dessen Wasser ihnen bis zur Hüfte, ja bis unter den Arm reichte. Ganz besonders zeichnete sich Major von Platen bei dem Dorfe Zehdenik aus. Dieser trotzig wilde, zu den größten Wagestücken stets aufgelegte Reiteroffizier — im Heer der tolle Platen genannt — der einmal, als eine seiner Schwadronen wegen eines verunglückten Angriffs getadelt wurde, die Pferde derselben fasten ließ: „jetzt sollen, so lautete sein Befehl, die verfluchten Mähren einen Tag lang kein Futter kriegen" — erhielt von Bülow den Auftrag, den tapfern General von Oppen, der mit dem Leibhusarenregimente vorangegangen und dem Feuer der Franzosen stark ausgesetzt war, zu unterstützen. Ihm gegenüber standen, durch breite Gräben von ihm getrennt, drei Regimenter Lanciers, Chasseurs und Husaren, im Ganzen 1200 Mann. Diese feindliche Reiterei hatte eine Batterie zur Seite und drei Bataillone Fußvolk hinter sich. Platen machte sich mit seinen 200 Dragonern ans Werk. Nachdem er, die brennende Pfeife im Munde: „Gewehr auf!" kommandirt und eine kurze Ansprache gehalten hatte, welche mit den Worten schloß: „Auch muß ein braver Dragoner die Pfeife noch brennend haben, wenn nach der Attaque Appell geblasen wird": ging die kleine Schar im Trabe gegen den ersten Graben vor. Jetzt blies der Trompeter

Galopp, und im Hui setzten die Dragoner über den ersten, zweiten, dritten Graben hinweg — Platen mit seinem Schimmel voran, ohne nur umzuschauen, wer bei dem gewagten Sprunge gestürzt war. Ein Lancier ritt dem kühnen Major mit eingelegter Lanze entgegen und stach ihn in den linken Arm. „'Ne Fliege!" rief Platen, und führte einen gewichtigen Hieb auf ihn. Da der Franzmann noch im Sattel hing, sprengte der Trompeter der Dragoner heran und schlug ihn mit der Trompete in's Gesicht, daß er herunterfiel. „Den hast du gut weggeblasen," meinte Platen und brauste mit seinen Zweihundert weiter. Als die wackern Reiter, denen die Husaren Oppen's folgten, mit hochgeschwungenen Schwertern auf die so weit überlegene französische Reiterei fielen: ergriff der Feind, zahlreiche Todte, Verwundete und Gefangene hinterlassend, die Flucht. Ob den wackern Dragonern über dem Angriffe die Pfeife ausgegangen, wird von Förster, dem ich nacherzähle, nicht berichtet. Ein zierlicher Lanzenschuh aus pariser Glanzleder war das Siegeszeichen, das der Major aus dem Gefechte zurückbrachte. Wie der Pole den Schuh seiner Dame, so gebrauchte der tolle Platen bei dem lustigen Frühstück, das am folgenden Tage gehalten wurde, seinen Lanzenschuh als Glas, und trank daraus den Kameraden „einen feinen Kümmel" zu.

Bei Möckern sahen die Franzosen und Russen — wenn wir den Kampf des Bataillons York bei Lüneburg nicht mit in Rechnung ziehen — zum erstenmal das verjüngte Preußen fechten; Beide staunten, welche Helden aus der Unglücksschule hervorgegangen waren. Eugen's Bericht an Napoleon klang sehr ernst; Preußen aber horchte freudig auf bei der Kunde von dem ruhmreichen Erfolge. Allerwärts beging man den Tag in festlicher Weise, und die Zahl der Freiwilligen wuchs zusehends nach einem so glückverheißenden Anfange. Aus Halle, das damals dem Königreich Westfalen angehörte, eilten die Studenten heimlich in so großer Anzahl zu den preußischen Fahnen, daß die Universität sich auflöste.

Indeß der Vicekönig auf dem linken Elbufer von der Mündung der Saale bis gegen den Harz seine Stellung nahm, und so der Ankunft seines mit Blitzesschnelle anrückenden Kaisers entgegensah: überschritt Wittgenstein bei Rosla die Elbe und wandte sich südwärts, um Blücher die Hand zu reichen.

Das Heer des Letzteren war, durch Kutusof's Zögern gehemmt, in langsamen Märschen vor Dresden angekommen, und hatte in den letzten Tagen des März und in den ersten des Aprils die Elbe auf Floßbrücken

überschritten, nachdem Marschall Davoust den 19. März — am Tage, bevor er Dresden verließ — einen Theil der schönen steinernen Brücke hatte sprengen lassen. Am 14. April traf Blücher, seinen Marsch fortsetzend, in Altenburg ein, wo er, zu seiner Verzweiflung, in der besten Jahreszeit wiederum zwei Wochen verlieren mußte. Nur seine leichten Truppen, von Major Helwig und Anderen geführt, unternahmen Streifpartien bis tief in Thüringen hinein. Endlich langten die 17,000 Mann russischer Garden und Grenadiere — das sogenannte Hauptheer! — unter Tormassof, der statt des erkrankten Kutosof den Oberbefehl führte, an; mit ihm kamen auch die Monarchen. Es war eine kostbare Zeit verloren gegangen, in welcher Napoleon große Streitmittel — die Truppen des rheinbündischen Deutschland mit eingeschlossen — hatte vereinigen können.

Die Stärke, in welcher die Verbündeten auf dem Kriegsschauplatze in Sachsen erschienen, mochte sich auf 96,000 Mann belaufen, wovon die kleinere Hälfte auf Rußland kam. Einigen Zuwachs hatten sie noch im Laufe des Monats April durch den Fall der Festungen Thorn und Spandau erfahren, als jene am 4ten von den Russen, diese den 27ten von den Preußen dem Feind entrissen, und die Belagerungstruppen für die Hauptunternehmung verwendbar wurden. Napoleon war den Verbündeten um 20—30,000 Mann überlegen; dagegen litt er empfindlichen Mangel an Reiterei und Geschützen, die, nach den unermeßlichen Verlusten von 1812, so schnell nicht hatten in hinreichender Anzahl beschafft werden können. Schon deshalb war das beträchtliche Uebergewicht des Feindes an Fußvolk minder hoch anzuschlagen. Hierzu kam noch die Jugend und Neuheit der Mehrzahl der französischen Truppen; wogegen die Verbündeten großentheils trefflich geübte, kriegsgewohnte Männer in den Kampf führten, deren Stimmung, was die Preußen angeht, gar nicht besser gedacht werden kann. Wenn die Franzosen gleichwohl in den nächsten Schlachten den Sieg davon trugen, so lag dies an der Ueberlegenheit der Führung. Ihre Generale und Obersten besaßen eine Kriegserfahrung ohne Gleichen und waren Männer, welche über die verschiedensten Völker unter allen Himmelsstrichen glorreiche Siege davon getragen hatten. Der Kaiser selber, der erste Feldherr des Jahrhunderts, über den bis dahin wohl die Elemente, aber noch kein Mensch entscheidend gesiegt hatte, damals noch nicht 44 Jahre alt, stand in ungeschwächter Kraft und Genialität an der Spitze seiner Heere und lenkte, wie mit leichtem Federdrucke, die jetzt wieder in volle Bewegung tretende, verder-

bensprühende Kriegsmaschine. Bei den Verbündeten war eine solche Einheit des Zusammenwirkens unmöglich; die Verschiedenheit der Heereseinrichtung und der Absichten, die bei diesem Kriege verfolgt wurden wirkte nachtheilig ein. Nur mit Widerstreben ordneten sich die Preußen, der Noth weichend, den Russen unter, deren roher Stolz auf die Macht ihres Kaisers und die Siege von 1812, wobei der Himmel das Meiste gethan, sich gründete. Auf Wittgenstein, in dessen Hände der Oberbefehl überging, nachdem Kutusof Ende April gestorben war, setzte man große Hoffnung. Allerdings war mit dem Tode jenes Altrussen, der mit beschränktem Hochmuthe den Gedanken eines allgemeinen Völkerkampfs gegen Europas Zwingherrn Napoleon nicht zu fassen vermochte, eine große Hemmung des Kriegs hinweggenommen; aber auch Wittgenstein war — dies zeigte sich bald — durchaus nicht der Mann, um den Kampf mit Napoleon aufzunehmen. Ueberhaupt standen die russischen Generale den preußischen an Einsicht und sittlicher Kraft entschieden nach, und erst, als Diese eine Hauptrolle im Befreiungskrieg erhielten, wandte sich das Glück den Verbündeten zu.

Napoleon vereinigte sich den 30. April mit dem Vicekönig, und marschirte nach Weißenfels und Lützen. Unterwegs, hinter dem tiefgelegenen Dorfe Rippach, warf eine russische Kanonenkugel den tapfern Führer der Garde-Kavallerie Bessières, der sich vom gemeinen Soldaten zum Reichsmarschall und Herzog von Istrien aufgeschwungen hatte, bei den Tirailleurs, zu denen er vorgeritten war, todt vom Pferde. Da Napoleon aus Mangel an Reiterei gehindert war, hinreichende Kundschaft einzuziehen: so glaubte er bloß Wittgenstein vor sich zu haben und gedachte, in der Richtung auf Leipzig vordringend, ihn vor dessen Vereinigung mit Blücher zu schlagen. Eben so waren auch die Verbündeten hauptsächlich durch die Schuld des russischen Generals Wintzingerode, der von seiner Reiterei nicht den gehörigen Gebrauch machte, über die Bewegung des Feindes im Unklaren, und hatten zu ihrem großen Schaden nicht in Erfahrung gebracht, daß Ney mit 32,000 Mann ganz in ihrer Nähe ein Lager geschlagen hatte. Gleichwohl bot ihre Stellung hinter der Elster, im Südosten der lützener Straße, große Vortheile; denn indem Napoleon in Folge seines Irrthums den einzelnen Feind vor sich zu haben glaubte, während der vereinigte Feind zu seiner Rechten stand: betrat er, große Vierecke aus seinem Heere bildend, die von Lützen nach Leipzig sich erstreckende Ebene, und gab so die rechte Seite den Verbündeten Preis, denen in solcher Gegend

ihre Ueberlegenheit an Reiterei doppelt zu Statten kommen mußte. Sie hatten ihm diese Kühnheit nicht zugetraut und anfangs geglaubt, er werde seinen Weg über Altenburg nehmen, wo die hügelige Gegend seinem Fußvolke mehr Schutz gewährte. Als ihr Irrthum sich aufklärte, wurde — wahrscheinlich von Scharnhorst — ein meisterhafter Schlachtplan entworfen, nach welchem die Verbündeten bei Pegau sich sammeln und in der Nacht vom 1.—2. Mai so zeitig nach der leipziger Straße aufbrechen sollten, daß sie dort Morgens um Sechs eintreffen und das auf eine Strecke von mehreren Stunden vertheilte, zum Marsch, aber nicht zum Angriff geordnete französische Heer überraschen könnten. Aber die Ausführung dieses Planes mißlang gänzlich in Wittgenstein's Hand, weil er die nöthigen Befehle zu spät erließ und eine so mangelhafte Marschordnung traf, daß sich die Truppenzüge Blücher's und York's durchkreuzten. Auch ahnte den Führern schon jetzt nichts Gutes, und General von Hünerbein rief in bittrem Witz dem Feldprediger Schultze zu: „Hochwürden mögen einen passenden Text zur Trostpredigt für die nächsten Tage bereit halten.“ Erst gegen Mittag gelangte das ohnedies durch den Nachtmarsch ermüdete Heer — ein Theil der Preußen war seit 36 Stunden unterwegs — in die Nähe des Dorfes Groß-Görschen, wo es sich im Angesichte der von den Franzosen bedeckten lützener Straße in Schlachtordnung aufstellte. Dabei beging Wittgenstein den dritten Fehler, daß er die Reiterei an die einzelnen Brigaden vertheilte, statt massenweise, wie es die Verhältnisse geboten, damit zu wirken. Zu seiner großen Ueberraschung stieß der russische General auf Ney's Corps, das Groß-Görschen, Klein-Görschen, Rahna und Caja — welche, im Viereck gelegen, eine sehr feste Stellung gewährten — besetzt hielt. Aber indem Wittgenstein bloß eine Vorhut vor sich zu haben glaubte, und die Hauptmacht der Franzosen in Lützen wähnte: gab er seinem Angriffe nicht die gehörige Kraft; der zersplitterte, äußerst hartnäckige Kampf um die Dörfer, welche von den Verbündeten gewonnen, verloren und wieder gewonnen wurden, und zuletzt mit noch zwei andern Dörfern der Nachbarschaft in Flammen aufgingen, zog sich in die Länge, so daß Napoleon, der schon über Markranstädt hinaus war, Zeit erhielt, nach dem Schlachtfelde zurückzukehren. Als er dort anlangte, stürzten ihm die aufgelösten Bataillone Ney's in verwirrter Flucht entgegen. Allmählich brachten die Macht des Genies und das Uebergewicht der Truppen einen Umschwung der Dinge hervor. Die Dörfer wurden, wenn auch erst nach der außerordentlichsten Anstrengung, mit Ausnahme

von Groß-Görschen zurückerobert, und mit einbrechender Nacht neigte sich die lang schwankende Wagschale des Siegs zu Gunsten des Feindes:

Die Franzosen hatten in der Schlacht bei Groß-Görschen — oder bei Lützen, wie Napoleon sie benannte — 68,000 Mann gegen 54,000 Verbündete im Gefecht. Auf Seiten der Letzteren hatten hauptsächlich die Preußen die blutige Arbeit gethan; die russischen Truppen, obgleich sie hier die größere Hälfte der verfügbaren Streitmacht der Verbündeten ausmachten, waren theils wenig, theils — wie die Garden unter Miloradowitsch — gar nicht herangezogen worden. Nach ihrer Aussage hatten sie 2000 Mann eingebüßt, wogegen sich der Verlust ihrer Waffengefährten auf 8000 belief. Mit bewunderungswürdiger Tapferkeit hatten sich die Preußen geschlagen, uud jeden Schritt, den sie weichen mußten, mit Feindesblut und eigenem reichlich getränkt. Die freiwilligen Jäger, unter denen sich viele Berliner und Studenten befanden, deckten in besonders großer Anzahl das Schlachtfeld. Man hörte, so erzählt ein Augenzeuge, die Verwundeten und Verstümmelten der Preußen nicht klagen; sie brachten sich ja gern dem Vaterlande zum Opfer dar; selbst noch im Tode trug das Gesicht der Helden einen verklärten Ausdruck. Der König, sein Bruder Wilhelm, der einen Kavallerie-Angriff ausgeführt hatte, der Kronprinz und Prinz Friedrich waren alle im Feuer gewesen. Sehr viele Offiziere waren gefallen; Blücher und Scharnhorst hatten Wunden, wenn auch keine schweren, davongetragen. Von den Verbündeten waren 5 Geschütze und 800 Gefangene den Franzosen entrissen worden; der Feind selber hatte Nichts erbeutet. Sein Verlust an Todten übertraf sogar den der Preußen und Russen um wenigstens 5000 Mann. Noch in der Nacht befahl Blücher, obgleich der über siebzigjährige Greis seit Morgens Zwei in Thätigkeit war und den verletzten Arm in der Binde tragen mußte, voll Ingrimm einen Reiterangriff, der zwar in der Dunkelheit der Nacht mißglückte, aber doch den französischen Kaiser in persönliche Gefahr brachte und ihn veranlaßte, sein Heer zurückzuziehen und das Nachtquartier für sich in Lützen zu suchen.

Napoleons Siegesbericht erstieg diesmal den Gipfel der Lüge. Im Eingang sagt er: „Die Tartaren, welche Moskau angezündet haben, sind nach Deutschland gekommen; ihnen voran geht Alles, was Deutschland, Frankreich und Italien an elendem Gesindel und Ueberläufern hat, um Empörung, Gesetzlosigkeit, Bürgerkrieg und Mord zu predigen." Stein wird „der Apostel aller Verbrechen" und in einem spätern Schreiben „der Gegenstand der Verachtung aller Redlichen" genannt. Die Zahl der Ge-

fallenen wird auf Seiten der Verbündeten auf 30,000, die der Gefangenen auf 5000 angegeben!

Trotz dieser Prahlereien erwartete Napoleon sicher, daß die Preußen und Russen am dritten Mai den Kampf erneuern und die Schlacht zu Ende schlagen würden. Es kam jedoch anders. Am Abend des zweiten Mais waren zwei wichtige Nachrichten im Lager der Verbündeten angelangt: die eine, daß Halle den Franzosen von Bülow entrissen worden sei, und die andere: daß der preußische General Kleist Leipzig habe räumen müssen. Es lag nun auf der Hand, daß die gegen Leipzig verwendeten sehr beträchtlichen Streitkräfte der Franzosen dem großen Heere sich anschließen würden, wodurch die Verbündeten in Gefahr geriethen, umgangen zu werden. Unter diesen Umständen beschloß Wittgenstein, hinter die Elbe zurückzugehen, und, da es ihm gelang, noch in der Nacht Alexander von der Nothwendigkeit dieses Schrittes zu überzeugen, gab auch Friedrich Wilhelm, obgleich mit tiefstem Widerstreben, nach.

So ward am 3. Mai der Rückzug über Koldiz nach Dresden angetreten; die Preußen waren von tiefem Schmerz erfüllt, aber ungebrochenen Muthes, wie es sich nach einem solchen Heldenkampfe erwarten läßt. Bei so mangelhafter Führung von einem Meister wie Napoleon nur halb besiegt worden zu sein, gab überdies der Hoffnung Raum, mit der Zeit noch Herr über ihn zu werden.

Die nächste Frucht, die der französische Kaiser von der Schlacht bei Groß-Görschen pflückte, war der Gewinn Sachsens. Die verbündeten Monarchen hatten Dresden den 8. Mai schon wieder verlassen; an demselben Tage erschien daselbst der französische Kaiser, die Verfolgung seines Feindes auf das eifrigste betreibend. Er hatte dem Könige von Sachsen gleich nach seinem Siege durch den Obersten Montesquiou erklären lassen, wenn er nicht binnen sechs Stunden seinen Anschluß an Frankreich erkläre, so werde er, der Rheinbundfürst, wegen Treubruchs der Krone verlustig gehen. Ein solches Auftreten hatte bessern Erfolg als die langen Unterhandlungen der Verbündeten in den letzten Monaten. König August stellte sofort sein Heer unter die französischen Adler, und die Thore Torgau's, wo eine außerordentliche Menge von Kriegsmaterial aufgehäuft lag, öffneten sich. So gewann der gefährliche Feind die reichen Hülfsquellen eines Landes, das von den Verbündeten geschont worden war, und erhielt zugleich einen erwünschten Zuwachs an tüchtigen Truppen und in jenem wichtigen Platze eines der Thore der Mark Bran-

denburg. Der König von Sachsen selbst erschien den 12. Mai in Dresden, wo ihn Napoleon mit kriegerischen Ehren empfing.

Da der Feind im Besitze der Elbe- und Oderfestungen war, konnten die Verbündeten nicht wohl daran denken, jenen Strom mit ihren schwächeren Streitkräften zu halten, und ihr Rückzug wurde bis zur Spree fortgesetzt. Für Preußen, das, im Fall es diesmal unterlag, von der Karte Europas zu verschwinden Gefahr lief, war es von unermeßlicher Wichtigkeit, Land und Hauptstadt durch sein Heer zu decken; dennoch verstand sich Friedrich Wilhelm nach einigen Schwankungen dazu, Beides Preis zu geben, weil nur durch das Zusammenwirken unter den Bundesgenossen die Möglichkeit gegeben war, den Kampf mit Erfolg fortzuführen. Er setzte sich daher wieder mit den Russen in Verbindung, welche die Richtung auf Schlesien und Polen eingeschlagen hatten, da diese ihrem Rückzuge die meiste Sicherheit gewährte.

Die Verbündeten entschlossen sich jetzt, bei Bautzen, von wo das neutrale östreichische Gebiet leicht erreicht werden konnte, eine Stellung hinter der Spree zu nehmen und sich zum zweiten Male mit ihrem Gegner zu messen. Napoleon war anfangs der Meinung gewesen, daß die Preußen von den Russen sich dauernd getrennt hätten; deshalb war Ney mit sehr ansehnlichen Streitkräften über Wittenberg in der Richtung auf Berlin gegangen, zu dessen Vertheidigung nur ein schwaches Corps unter Bülow hatte verwendet werden können. Erst am 15ten wurde Napoleon seines Irrthums gewahr und sandte seinem General den Befehl zu, sich sofort mit dem Hauptheere wieder zu vereinigen; dennoch wäre es wohl für Ney unmöglich gewesen, zu rechter Zeit auf dem Schlachtfelde zu erscheinen, wenn er nicht schon vorher aus freien Stücken den Weg nach Berlin verlassen und die Richtung auf Bautzen eingeschlagen hätte. Die Verbündeten waren durch Nichts verhindert, schon vor der Ankunft der 60,000 Mann, die Ney brachte, die Schlacht bei Bautzen zu schlagen und von ihrer Ueberlegenheit an Truppen Nutzen zu ziehen. Daß sie erst zu den Waffen griffen, als sie mindestens um 30,000 Mann in der Minderzahl waren, hat wieder seinen Grund in der mangelhaften Führung Wittgenstein's, der dem einsichtsvollen Rathe der Preußen sein Ohr verschloß, dagegen seinem Kaiser, der sich unglücklicher Weise in den Heerbefehl mischte, nur allzuviel Gehör schenkte. Statt einen raschen Angriff zu unternehmen, war Alexander auf den unglücklichen Gedanken gerathen, 23,000 Mann Russen und Preußen unter Barclay auszusenden, um Ney, der mit einer fast dreimal so starken Macht heraneilte, von

Bautzen abzuhalten. Dies führte am 19. Mai zu den Gefechten bei Königswartha und am Eichberge, einem bewaldeten Hügel in der Nähe des Dorfes Weissig, wo besonders York seine edlen Kräfte vergeuden mußte. Sein Corps, das von 10—12,000 Mann, womit er Berlin verlassen hatte, bereits auf 5,600 zusammengeschmolzen war, hatte, von Befehlen und Gegenbefehlen hin und hergeführt, zwei Nächte und einen Tag mit Märschen und Kämpfen zugebracht; aber so wenig Rast und Erquickung den wackern Kriegern auch gegönnt war, dennoch setzten sie dem über doppelt starken Feinde unter Lauriston so hart zu, daß dieser französische General nach seinem Kampfberichte mit einem Heer von über 30,000 Mann wollte zu schaffen gehabt haben. Als York am Morgen des 20sten zur Schlacht bei Bautzen einrückte, zählte sein Corps 1,500 Mann weniger; die Brigade Steinmetz hatte sogar weit über die Hälfte ihrer Leute eingebüßt. In dem Schreiben Barclay's an König Friedrich Wilhelm von diesem Tage heißt es: „General York ist über alles Lob erhaben, und ich drücke meine Bewunderung über die wahrhaft heroische Art aus, mit welcher dieser General und sein Corps gestern bei Königswartha gekämpft haben."

Der Kampf zwischen Napoleon auf der einen und Wittgenstein oder Alexander auf der andern Seite glich dem zweier Schachspieler, wovon der Eine seine kühn entworfenen Plane glücklich durchführt, während der Andere, ohne die Züge seines Gegners recht zu verstehen, planlose Schritte macht, die nichts Anderes bezwecken, als den Feind von sich abzuwehren. Unter solchen Umständen mußte wohl die Schlacht vom 21. und 22. Mai einen ungünstigen Ausgang nehmen, trotz der Standhaftigkeit der Russen, trotz der todesmuthigen, von der edelsten Begeisterung getragenen Tapferkeit der Preußen, unter denen sich diesmal Kleist mit seinem kleinen Corps ganz besonders auszeichnete. Unter dieser russischen Führung war kein Heil zu erwarten; auch herrschte Zwietracht unter den Generalen, und es war unter den gegebenen Umständen kein geringes Verdienst, daß der preußische General-Major von dem Knesebeck die Monarchen bestimmte, am Nachmittag des 22sten den Rückzug anzutreten.

Napoleon errang bei Bautzen, wie bei Groß-Görschen, einen blutigen, ganz unvollständigen Sieg. Der Verlust an Todten und Verwundeten betrug in der Schlacht bei Bautzen auf französischer Seite nach der wahrscheinlichsten Schätzung 25,000, auf Seiten der Verbündeten nur 18,000 Mann, und der ruhige, feste Rückzug der Letztern, der ohne allen Verlust vor sich ging, sah eher wie der Marsch eines Heeres aus, das

ein Schlachtfeld verläßt, um ein anderes aufzusuchen. Napoleon war sehr unzufrieden mit diesem Sieg ohne Siegeszeichen. „Nicht einen Nagel lassen diese Menschen zurück," sagte er bitter, und eine trübe Ahnung beschlich ihn, daß diesmal seine Kraft nicht ausreichen werde.

Um die gute Stimmung des preußischen Volkes zu erhalten, hatten die Heerberichte nach der Schlacht bei Groß-Görschen, welche doch die Verbündeten zum Rückzug nöthigte, einen Sieg verkündigt, und jetzt sollte die Schlacht bei Bautzen von Seiten Wittgenstein's aus strategischen Gründen freiwillig abgebrochen worden sein! Solche falsche Nachrichten mußten bald genug durch den Erfolg Lügen gestraft werden und nach der Enttäuschung um so peinlicher wirken. Dennoch vermochten diese beiden Schläge, wie ernst sie auch von den Männern aufgefaßt werden mochten, welchen eine tiefere Einsicht der Dinge verstattet war, keineswegs den Muth des preußischen Volkes zu brechen oder dessen begeisterte Hingabe zu dämpfen. Die heldenhafte Ausdauer des Heers in Beschwerde, Noth und Kampf, die nahe Aussicht auf einen höchst beträchtlichen Zuwachs an Streitkräften — denn die Landwehr war ja bis dahin noch nicht kampfbereit gewesen — und die Erwartung, daß Oestreich nun endlich die deutsche Sache ergreifen werde, hielt die Gemüther aufrecht.

Nach den Proben, die Wittgenstein abgelegt hatte, war es natürlich, daß er vom Oberbefehl zurücktrat. An seine Stelle kam Barclay, der einarmige tapfere Livländer, den wir im Jahre 1812 an der Spitze des russischen Heeres gesehen haben. Leider gebrach es auch ihm an Unternehmungsgeist und Erfindungsgabe.

Die Verbündeten beschlossen, ihren Rückzug über Schlesien zu nehmen, aber nicht die große Straße nach Breslau einzuhalten, sondern in südöstlicher Richtung nach Schweidnitz zu marschiren; auf diese Weise blieb man der östreichischen Grenze nahe und förderte den Anschluß dieses Staats. Napoleon verfolgte sie auf das nachdrücklichste und trat, um seine Generale zu möglichst großem Eifer anzuspornen, eine Zeit lang selbst an die Spitze des Vortrabs; aber der Widerstand der durch zahlreiche Reiterei gedeckten Nachhut unter Yermolof war über Erwarten hartnäckig, und die außerordentlichen Anstrengungen hatten keinen Erfolg, der irgendwie mit den beträchtlichen Verlusten im Verhältnisse stand. Ein empfindlicher Schlag für Napoleon war der Tod des Großmarschalls Düroc, der nach dem Gefechte bei Markersdorf, kaum fünfzig Schritte hinter dem Kaiser, in dem genannten Dorfe von einer Kanonenkugel

getroffen wurde, die zugleich dem General Kirchener das Leben raubte. Düroc hatte Napoleon auf allen Feldzügen begleitet und gehörte zu den Wenigen, denen das eiserne Herz des Kaisers wirkliches Vertrauen zeigte.

Am 26. Mai, als Blücher in Abwesenheit Barclay's den Oberbefehl führte: fiel der preußische Oberst Dolffs mit 22 Schwadronen bei Haynau aus einem Hinterhalte auf die Franzosen unter General Maison, und brachte ihnen den empfindlichen Verlust von über 800 Mann und 18 Geschützen, von denen jedoch nur 11 wegen Mangel an Bespannung fortgebracht werden konnten, bei. Der tapfere Dolffs starb den Heldentod. Dies bloß mit Reiterei ausgeführte Gefecht, dessen Plan General Blücher ohne Berathung mit andern Kriegskundigen entworfen und unter einem wilden Birnbaum der Feldflur seinen Offizieren aus dem Stegreif diktirt hatte, gehörte zu jenen Erinnerungen des alten Helden, auf die er am liebsten zurückkam. Es war nur ein kleiner, aber kein unwichtiger Sieg; denn er hob das Vertrauen der preußischen Truppen sehr. Barclay äußerte sich freilich, als er beim Heere wieder eingetroffen war, mit Mißbilligung.

Eine dritte Schlacht zu liefern, darauf ging nun der sehnliche Wunsch der Preußen; aber die russische Führung willfahrte demselben nicht; sie schien überhaupt wenig mehr für eine Fortsetzung des Krieges gestimmt und gedachte das Heer nach Polen zurückzuführen, um die entstandenen Lücken wieder auszufüllen. Das Nächste, was geschah, war, daß die Verbündeten auf Schweidnitz marschirten und ein befestigtes Lager bezogen, indeß die Franzosen Liegnitz und Breslau besetzten. Zum Glück für Preußen wollte auch Napoleon Frieden schließen und bot die Hand zum Waffenstillstande. Die Gründe, die ihn hierzu bewogen, liegen klar zu Tage. Zwei furchtbare Schlachten waren geschlagen worden, die ihm weit größere Opfer als dem Feinde gekostet hatten. Sein neugeschaffenes Heer schwand in diesen Kämpfen und auf den Märschen, wo — bei der schlechten Verpflegung — Plündern und Verwüsten an der Tagesordnung waren, rasch dahin. Auch in Spanien wüthete der Krieg, und die Mannschaft, die er in beiden Ländern in's Feld führte, war das Letzte, was Frankreich zu geben vermochte. Von der andern Seite schien er nicht in Rechnung zu bringen, daß die Kraft seiner Feinde sich jetzt erst recht zu entwickeln begann. Diese Kraft ruhte aber nicht allein auf der wachsenden Zahl und der Rüstigkeit der preußischen Krieger, sondern auf dem sie erfüllenden mächtigen Geiste, der dem französischen Kaiser fühlbar genug wurde, so wenig Verständniß

er auch sonst für eine Erhebung Deutschlands haben mochte. Das waren keine bloßen Soldaten, nein, es war ein ganzes Volk, das gegen ihn aufgestanden war und sein edelstes Blut für die Freiheit vergoß. Nicht mit ein paar Schlachten war es hier, wie ehedem, gethan; er mußte Preußen zertreten und vertilgen, wenn er Sieger sein wollte.

Unter Oestreichs Vermittlung, welcher zu entgehen sich Napoleon vergebens bestrebt hatte, kam der Waffenstillstand in der Mühle zu Poischwitz (bei Jauer an der wüthenden Neiße) den 4. Juni zum Abschluß — zur nicht geringen Freude des französischen Kaisers, dem er Verderben, zum großen Schmerze Preußens, dem er Heil bringen sollte. Die Dauer wurde auf wenig über sechs Wochen — vom 4. Juni bis zum 20. Juli — gesetzt: Napoleon räumte in demselben einen Theil Schlesiens mit Breslau. Diese Nachgiebigkeit verrieth, wie sehr er diesen Krieg abzubrechen wünschte. Auch that Friedrich Wilhelm das neue Ereigniß in einem Tone kund, der eine stolze Zuversicht verrieth. „Der Feind," sagte er, „hat einen Waffenstillstand angeboten; ich habe ihn mit meinen Alliirten bis zum 20. Juli angenommen. Dies ist geschehen, damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne. Rastlose Thätigkeit und ununterbrochene Anstrengungen werden uns dazu führen. Bisher war uns der Feind an Zahl überlegen und wir konnten nur den alten Waffenruhm wieder gewinnen; wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen. Beharrt in eurem festen Willen, vertraut eurem Könige, wirkt rastlos fort, und wir werden auch diesen heiligen Zweck erringen."

An dem Tage, als diese Uebereinkunft geschlossen wurde, lieferte General Bülow, der, wie wir wissen, seit dem Rückzuge der Verbündeten über die Elbe mit der Deckung der Mark und besonders Berlin's beauftragt war, bei Luckau in der Lausitz dem Marschall Oudinot ein Gefecht, wodurch Dieser nach einem hartnäckigen Kampfe von zehn Stunden zum Rückzuge gezwungen wurde. Der Sieg war um so ehrenvoller für die Preußen, als sie einen Marsch von furchtbarer Anstrengung gemacht hatten, und bei dem Gefechte in der Minderzahl und fast ohne Geschütz waren.

Weiteren Unternehmungen Bülow's that die Waffenruhe Einhalt. Sie zwang auch die verschiedenen preußischen und russischen Parteigänger, wie die Rittmeister von Colomb und von Blankenburg, den Major von Helwig, den Major von Lützow mit seiner schwarzen

Schar und den Kosakengeneral Tschernitscheff die Waffen niederzulegen. Besonderen Ruf unter den preußischen Parteigängern hatte Colomb, ein Ostfriese von Geburt, gewonnen. Als dieser Offizier, der es, wie kaum ein Anderer, verstand, sich die Liebe seiner Leute zu erwerben, im Februar die Erlaubniß erhalten hatte, eine Schwadron Freiwillige zu sammeln: zog er in ganz kurzer Zeit 220 Mann an sich, mit denen er Theil an der Schlacht bei Groß-Görschen nahm. Nach dem Rückzug über die Elbe erwachte der alte Lieblingsgedanke in ihm, mit seinen Reitern Etwas auf eigne Faust zu unternehmen; aber der tapferste Degen des preußischen Heeres, der alte Blücher, wollte davon Nichts wissen, indem er auf diese noch wenig geschulten Studenten, Kaufleute, Landwirthe und Referendarien kein Vertrauen setzte. Endlich gab er, auf Gneisenau's Fürsprache, widerwillig seine Zustimmung zu einer Streifpartie auf das linke Elbufer mit 90 Freiwilligen und entließ unseren Rittmeister mit dem Husarensegen: „Wenn er denn zum Teufel fahren will, so fahre er!"

Der eben so kühne und rastlose als verschlagene und erfinderische Colomb schlich sich, meist zur Nachtzeit, zwischen den sächsischen und französischen Truppen durch, und gelangte, dem Erzgebirge in südwestlicher Richtung folgend, mit seinen 80 Jägern und 10 Husaren nach dem sächsischen Städtchen Marienberg, wo er eine Zeit lang, als ein zweiter Götz von Berlichingen, im Hinterhalte lag, um den König von Sachsen und den Vicekönig von Italien, welche des Weges kommen sollten, aufzuheben. Da dies nicht gelang, wandte er sich nach Thüringen, und nachdem er auf großen Umwegen in dies Land, dessen Wälder und Thalschluchten erwünschten Versteck gewährten, gelangt war: nahm er sein Quartier in Neustadt an der Orla, dem Mittelpunkt eines Netzes wichtiger Straßen. Von hier aus führte er, durch die Bevölkerung auf das bereitwilligste unterstützt und stets mit guten Kundschaftern versehen, mehrere glückliche Handstreiche aus. Zu den beträchtlichsten gehört folgender:

In den letzten Tagen des Mais ging ein ansehnlicher Zug von Geschützen und Munitionswagen unter guter Bedeckung von Bayreuth über Hof und Zwickau in der Richtung auf Dresden, um dort zur feindlichen Armee zu stoßen. Colomb, welchem Nachricht davon zugegangen war, brach mit seinen Jägern auf und langte am 28. im Walde bei Reichenbach an. Nachdem er hier in Erfahrung gebracht hatte, daß die Feinde bis zum Morgen in Zwickau rasten wollten: setzte er in der Nacht durch die Mulde, umritt die Stadt und legte seine Leute, in zwei Haufen ver-

theilt, neben der Straße, die durch einen Hohlweg den Berg ansteigend nach Chemnitz führt, in Hinterhalt. Als nun der feindliche Zug sich zwischen den beiden Haufen befand, fielen dieselben von oben und unten stürmisch über ihn her. Die Ueberraschung des wohlangelegten, ganz unvermutheten Angriffs, die ausgezeichnete Tapferkeit der preußischen Reiter, die Ausdehnung des Zugs und die Vortheile der Oertlichkeit gaben den kühnen Parteigängern den Sieg in die Hand. Nach kurzem Widerstande wurde, was nicht gleich niedergehauen oder gefangen genommen worden war, in den Hohlweg hinabgestürzt, durch welchen die Leutenante Katte und Eckart die Flüchtlinge den Berg hinab bis über die Muldebrücke verfolgten. So entriß ein Rittmeister mit drei Offizieren, einem Trompeter und zwei und achtzig reitenden Jägern — denn so stark war damals Colomb's Schaar — einem fünf- bis sechsmal so starken Feinde, 24 neugefertigte Geschütze, 36 wohlgefüllte Munitionswagen, Feldschmieden und andere Wagen — zusammen 72 Fahrzeuge mit 398 Pferden. Von der Freischar war nur Einer gefallen und Sieben verwundet. Dagegen zählten die Franzosen 32 Schwerverwundete; 3 Offiziere und 300 Gemeine waren in Gefangenschaft gerathen.

Da Colomb weder den Artillerie-Park noch die Gefangenen mit sich führen konnte, so ließ er Jenen zerstören und gab Diesen, nachdem sie an Eidesstatt gelobt hatten, nicht mehr gegen die Verbündeten zu dienen, die Freiheit. Von den Pferden wurden die besten mitgenommen, andere an einen Hebräer, der gleich zur Hand war, verkauft; bei weitem die meisten wurden von den Bewohnern der Umgegend als gute Beute mit fortgeführt. Hauptmann Bigot, der Führer des französischen Zugs, war nicht zu überzeugen, daß er nur von einer Handvoll Reiter überwunden worden sei, und behauptete hartnäckig, die Angreifer seien mindestens 400 Pferde stark gewesen. Als er, um sich vor seinen Obern zu rechtfertigen, Colomb um ein schriftliches Zeugniß anging, daß er nur der Uebermacht gewichen sei: stellte Dieser einen Schein aus: „der Kapitän Bigot habe sich erst dann ergeben, als er der Tapferkeit der preußischen Freiwilligen nicht habe widerstehen können.“ Dies war zugleich eine gute Antwort auf eine durch die Blätter bekannt gewordene Aeußerung Napoleons hinsichtlich der Freiwilligen: „er wolle die preußischen Schulbuben schon heimschicken.“ Bigot konnte ihm jetzt von den preußischen Schulbuben erzählen.

Tausende von Menschen waren, wie man denken mag, auf dem Kampfplatze zusammengeströmt, um die Helden aus Preußenland zu

sehen, um Zeugen der Verbrennung der Wagen und der Pulverexplosion zu sein, oder auch, um an der Beute irgendwie Theil zu nehmen. Nachmittags kam Colomb mit seinen Reitern nach Zwickau. Die muntern Jäger stimmten auf dem Markte Siegeslieder an und verließen dann, nachdem die Bürgerschaft sie köstlich bewirthet hatte, unter dem Jubelruf der Einwohner gegen Abend die Stadt.

Die weiteren Abenteuer der Freischar, wie sie Förster nach dem Tagebuch des Rittmeisters berichtet, übergehe ich, und füge nur hinzu, daß er am 4. Juni im Walde zwischen Weimar und Jena ganz unerwartet mit Lützow, der 400 Reiter führte, zusammentraf. Die zwei Parteiführer verabredeten ein gemeinschaftliches Unternehmen, das noch weit bedeutender zu werden versprach, als das bei Zwickau; aber die Kunde von dem geschlossenen Waffenstillstande, die ihnen ganz unerwartet zuging, nachdem sie wieder geschieden waren, um auf getrennten Wegen dasselbe Ziel zu erreichen, machte die Ausführung unmöglich.

Der zehnte Artikel des Waffenstillstandes lautete: „Alle Truppenbewegungen werden so eingerichtet, daß jede Armee ihre neue Linie*) am 12. Juni einnimmt. Alle Corps oder Parteien des verbündeten Heeres, welche sich etwa jenseits der Elbe oder in Sachsen befinden, sollen nach Preußen zurückkehren.“ Diese Frist war offenbar zu kurz; denn wie konnten Parteigänger, die, gleich dem Rittmeister, weit von der Elbe entfernt waren, am 12. über diesen Strom in das den Verbündeten zugetheilte Gebiet zurückgekehrt sein? Colomb hatte zunächst sein Standquartier an der Orla wieder aufgesucht, und verließ erst am 19., nachdem er sich von den Kommandanten der bewaffneten Städte Weimar und Erfurt bis zur Elbe sicheres Geleit ausgewirkt hatte, die Neustadter, welche die wackern Jäger unter Thränen scheiden sahen. Als unsere Freiwilligen sich am 22. bei Köthen dem Strome näherten, ging ihnen die überraschende Kunde zu: ein Corps Westfalen, von General Bastineller geführt, rücke in feindlicher Absicht an. Vergeblich legte Colomb dem Offizier, den Bastineller voraussandte, die mit zwei französischen Kommandanten abgeschlossene Convention vor; man erklärte ihm: er müsse die Waffen strecken. „Keine preußische Faust legt den Säbel nieder, so lang sie noch Kraft hat, ihn zu halten,“ erwiederte, über diesen Bruch des Völkerrechts entrüstet, der tapfere Rittmeister. Das kleine Freicorps mußte, von den westfälischen Küraßieren angefallen, seinen Rückzug neh-

---

*) Die Abgrenzungslinie zwischen den Kriegführenden.

men, und entzog sich mit Noth in der Nacht der Verfolgung. Es hatte von Glück zu sagen, daß es ihm gelang, am folgenden Tage bei Aken ungefährdet über die Elbe zu kommen.

Während des Waffenstillstandes wurde Colomb zu einem andern Armeecorps versetzt und stieg allmählich zum General-Leutnant empor. Als solcher starb er 1854 zu Berlin. Bei dem Feste der Freiwilligen am 3. Februar trug er niemals einen andern Säbel als den, welchen seine Jäger von 1813 ihm als Andenken an die kühnen Thaten, die er mit ihnen vollbracht, geschenkt hatten.

Die glücklichen Unternehmungen der Parteigänger im Rücken des französischen Heeres und besonders Colomb's Handstreich bei Zwickau hatten Napoleons Ingrimm erregt, und überall waren Befehle ergangen, dem Unwesen der „außer dem Gesetz erklärten Räuberbanden" auf jede Weise ein Ende zu machen. Im höchsten Grade verhaßt waren ihm die Lützower, theils weil die begeisterte Erhebung der deutschen Nation sich vorzugsweise in ihnen verkörpert hatte, theils weil das besondere Streben des Freicorps darauf ging, in dem rheinbündischen Deutschland eine patriotische Erhebung hervorzurufen und Volksaufstände, wie in Spanien und 1809 in Tyrol, zu entzünden. Freilich stellten sich ihnen gerade in dieser Beziehung unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen; — überhaupt waren die schwarzen Jäger nicht im Stande, die überschwänglichen Hoffnungen, welche man anfangs in sie gesetzt hatte, zu erfüllen, so viele ausgezeichnete Männer sie auch in ihrer Mitte zählten. Was ihrer Thätigkeit großen Eintrag that, war ein Doppeltes: einmal ihre unzweckmäßige Einrichtung, indem sie für ein Streifcorps viel zu zahlreich und schwerfällig waren, und dann der Umstand, daß ihrem tapfern Führer das Geschick für den kleinen Krieg abging. Indessen hatten auch sie ihren guten Antheil an den beträchtlichen Verlusten, welchen der Feind durch die Freischaren erlitt.

Ende Mai trennte sich das Corps zu verschiedenen Unternehmungen. Während Major Petersdorf mit dem Fußvolke nach dem Harzgebirge aufbrach, setzte sich Lützow mit 400 Reitern in Bewegung, um nach dem südlichen Deutschland vorzudringen. Er hatte Theodor Körner, der anfangs als Jäger zu Fuß eingetreten war, zu seinem Adjutanten ernannt; Friesen, dessen wir ebenfalls oben gedachten, stand als Zugführer bei dieser Schar. Es waren zwei Schwadronen Husaren, eine Schwadron Ulanen und eine Schwadron reitende Jäger — Alles mit guten Pferden versehene, jugendkräftige, heitere Gesellen, die der

Krieg schnell zu Männern gereift hatte. Viele von ihnen hatten noch vor wenigen Monaten die Mappe in's Kolleg getragen; aber wenn ihnen auch die engen Formen des Dienstes noch weniger geläufig waren, so mußte sie doch für vollwichtige Soldaten gelten lassen, wer Gelegenheit hatte, sie kämpfen zu sehn.

Nachdem Lützow an verschiedenen Orten kleine Heerabtheilungen und Magazine aufgehoben hatte, stieß er am 3. Juni — an demselben Tage, wo er mit Colomb zusammengetroffen war — zu Roda im Altenburgischen auf 400 Mann Rheinbundsoldaten, die sich ihm ergaben und sofort in seine Dienste traten. Lützow bildete aus diesen Thüringern eine Compagnie, und gab ihnen den Leutnant von Reiche als Führer. Er hatte einige dreißig Meilen in wenigen Tagen zurückgelegt, und kam jetzt nach Schleiz, wo er wieder 100 Mann Rheinbundtruppen überraschte. Von Plauen im Voigtlande schickte er den Lieutnant von Kropff mit der Ulanenschwadron und Reiche mit dem neugewonnenen Fußvolk nach Hof in's Bairische. Schon hatte diese Schar die Vorstadt erobert, und Reiche schickte sich eben an, die Stadt zu stürmen: als der bairische Kommandant, von einem Trompeter begleitet, mit wehendem Tuche geritten kam, um den bereits vor vier Tagen geschlossenen Waffenstillstand geltend zu machen. Ohne Verzug gab Kropff nicht allein die Gefangenen, die er gemacht hatte, frei, sondern er theilte auch Lützow, der auf dem Wege nach Adorf war, um einen mit Colomb verabredeten Ueberfall auszuführen, die unverhoffte Nachricht mit. Zu sorglos und ohne die arge Tücke des Feindes zu ahnen, schlug jetzt der Major nicht den Weg nach der böhmischen Grenze ein, wo er sich nach einem Marsche von wenigen Stunden in Sicherheit befunden haben würde; sondern er wandte sich von Plauen nordwärts gegen die mittlere Elbe, um sich dem Armee-Corps Bülow's anzuschließen. Da er jedoch auf diesem Wege unmöglich bis zum 12. den Fluß überschreiten konnte, hatte er nach Dresden Anzeige gemacht und von dem kommandirenden General von Gersdorf zu seiner Sicherung einen sächsischen Leutnant als Marschkommissär erhalten. Zugleich hatte Gersdorf ihm mitgetheilt, er habe dem französischen Kaiser durch Berthier die betreffende dienstliche Meldung gethan.

Lützow nahm seinen Rückzug über Gera, dessen Kommandant, ein französischer Oberst, ihn Mittags zu Gast bat. Am 17. kam er in die Nähe von Zeitz, das er aber nicht betrat, um den Zusammenstoß mit den würtembergischen Truppen, von denen es besetzt war, zu vermeiden; er versäumte jedoch nicht, dem kommandirenden Obersten seinen Vorbeimarsch

zu melden, und lagerte Abends bei dem Dorfe Kitzen am Floßgraben, zwei Meilen von Leipzig. Hier war es, wo er in Folge des schnödesten Verraths von einem mehr als zehnmal so starken Feinde unter General Fournier überfallen wurde. Napoleon hatte dem zu Leipzig kommandirenden General Arrighi, Herzog von Padua, ausdrücklich befohlen, hinreichende Kolonnen auszusenden, um die „Räuberbande“ zu vernichten. An der Spitze des Zugs befand sich eine würtembergische Reiterabtheilung, geführt von dem Grafen Normann, „einem der charakterlosen Landsknechte jener Tage“ — wie ihn Häusser bezeichnet — welcher Lützow, als Dieser mit Körner ansprengte, um sich Aufklärung über den befremdlichen Aufmarsch zu verschaffen, an Fournier wies. „Waffenstillstand für Alle, nur nicht für euch!“ schrie der französische General dem Major entgegen, und bald warfen sich die Würtemberger, die hier den Henkerdienst an ihren deutschen Brüdern üben mußten, auf die zum Widerstande gar nicht gerüsteten Lützower. Was half da der heldenmüthige Widerstand der Einzelnen gegen solche Uebermacht? Die Verrathenen wurden theils niedergehauen, theils gefangen, theils auseinandergesprengt. Nachdem der Oberjäger Beczwarzowski den Major, der blutend vom Pferde gestürzt war, mit Hülfe weniger Ulanen aus der Gewalt der ihn umringenden Feinde befreit hatte: wurde Dieser nach einem nahen Dorfe geflüchtet, von wo er mit einigen zwanzig Reitern nach dem Harz und weiter nach der Elbe entkam. Dabei führte der wackre Amtsrath Breymann aus Roschwitz bei Bernburg, sein eignes Leben aufs Spiel setzend, die kleine Schar auf Schleichwegen, mitten durch feindliche Truppen und Gensdarmen hindurch, nach Saalhorn, von wo sie am 25. glücklich über die Elbe gelangte.

Schneller entkam ein Trupp von 80 Mann, den Beczwarzowski führte. Sie hatten sich bei dem schändlichen Ueberfalle mit dem Schwert in der Faust einen Weg durch die Feinde gebahnt, und waren in der Nacht den Verfolgern entschlüpft; darauf durchritten sie die Elster und die Mulde und setzten am 18. bei Vockerode über die Elbe, indem sie in langer Reihe, ihren tapfern Oberjäger an der Spitze und die Pferde nach sich ziehend, den dort breiten und reißenden Strom durchschwammen.

Theodor Körner hatte bei Kitzen einen tiefen Säbelhieb über die Stirne und Wange davongetragen; dennoch war es ihm gelungen, in der Nacht in den Wald zu entrinnen. Mitleidige Landleute, die ihn dort entkräftet fanden, brachten ihn nach einer Bauernhütte des Dorfes Groß-Zschocher, wo ihn ein Wundarzt verband. Ein Freund aus Leipzig, den

er benachrichtigt hatte, schaffte ihn dann durch ein Hinterpförtchen in die mit Feinden angefüllte Stadt, von wo er nach fünftägiger Pflege nach Karlsbad entrann. Nach dem Waffenstillstande werden wir ihn, völlig hergestellt, bei dem neugesammelten Freicorps wiederfinden.

Die in Gefangenschaft gerathenen, zum Theil schwer verwundeten Lützower wurden in Leipzig in einer Kirche untergebracht und mit barbarischer Strenge behandelt. Zum Glücke gelang es den Einwohnern, sich bei ihnen einzuschleichen und ihnen nicht allein Pflege und Kost zu schaffen, sondern auch nicht Wenige von ihnen unter verschiedenen Verkleidungen zu entführen. Die Zurückgebliebenen wurden, wie Galeerensklaven aneinander gefesselt, nach einer entfernten Festung Savoyens gebracht, und erhielten erst 1814, nachdem die Preußen in Paris eingezogen waren, ihre Freiheit wieder.

Die Theilnahme, welche namentlich die Leipziger den Lützowern bewiesen, erbitterte den Kaiser, der überhaupt seit dem russischen Feldzuge schwarzer Laune war, aufs äußerste. Brandschatzungen und andere Gewaltmaßregeln wurden zur Strafe über die Stadt verhängt, und als der Magistrat eine Deputation zu ihm nach Dresden schickte, wurde diese auf die brutalste Weise empfangen. Dem Obersten, der Lützow in Gera bewirthet hatte, einem Ritter der Ehrenlegion, riß Napoleon, da Jener ein Wort zu seiner Entschuldigung sagen wollte, die Epauletten von der Schulter und hieß ihn zum Teufel gehen. Uebrigens war dies nicht die härteste Behandlung, die er im Zorn über seine Offiziere verhängte; er konnte sie mit den pöbelhaftesten Schimpfworten überschütten, ihnen mit Stockschlägen drohen, ja sogar sie mit der Faust ins Gesicht schlagen.

Wir verlassen die Lützower mit der Bemerkung, daß sie jetzt dem Corps des Generals Walmoden zugetheilt wurden, dessen wir unten näher gedenken. Hierdurch büßten sie ihren Charakter als freies Streifcorps ein.

Was endlich die russischen Parteigänger betrifft, so konnten sie, bei der Menge leichter Reiterei in ihren Heeren, Streifzüge in großem Maßstabe unternehmen. So ging Tschernitscheff am 28. Mai mit 2 Geschützen und 1800 Pferden bei Forchland über die Elbe, und war zwei Tage später schon vor Halberstadt, wo sich der westfälische General von Ochs mit einem sehr ansehnlichen Artillerie-Park befand. Ochs hatte Kunde von dem beabsichtigten Angriff, und wahrscheinlich hätten diese Kosaken Wenig ausgerichtet, wäre es nicht gelungen, mit einer Granate fünf Pulverwagen in die Luft zu sprengen. Die dadurch entstandene

Verwirrung erlaubte den Russen, in die Wagenburg des Feindes einzudringen und gute Beute zu machen. Dieselbe bestand, außer zahlreichen Gefangenen, in 14 Geschützen, 80 Pulverwagen und 800 Trainpferden, mit welchen Tschernitscheff nicht säumte sogleich über die Elbe zurückzugehen.

Napoleon hatte den Waffenstillstand in der sichern Hoffnung eingegangen, derselbe werde zu einem Frieden führen, durch den er mit leidlichen Opfern Zeit zur Wiederherstellung seiner Streitkräfte gewinnen könne. Er rechnete dabei auf das Gewicht seines Namens und auf die alten diplomatischen Künste, mit denen Frankreich so oft seine Gegner und besonders Deutschland berückt hatte. Aber er mußte die bittere Erfahrung machen, daß das Wort Napoleon weit leichter als ehedem in die Wagschale fiel, und was die diplomatischen Künste anging, so fand er diesmal seinen Meister in dem Grafen (spätern Fürsten) Metternich. Dieser, der Sprößling eines alten rheinischen Dynastengeschlechts, war durch seine Vermählung mit der Fürstin Kaunitz, der Enkelin und Erbin des berühmten Ministers, in die mächtige Aristokratie des Kaiserstaats eingetreten, und stand jetzt, nachdem er schon früh die diplomatische Laufbahn in Oestreich mit Glück betreten hatte, an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten, eines Posten, den er beinahe vierzig Jahre bekleiden sollte. Metternich war kein Politiker im großen Stile; zum echten Statsmann fehlten ihm Ernst und Tiefe; seinem leichten Sinn lagen Liebe zum Vaterlande und Haß gegen dessen Unterdrücker fern; ein großer Gedanke hatte nicht Raum in seiner Seele. Die nationale Erhebung Deutschlands, die in den Herzen der edelsten Männer den lautesten Widerhall fand, ließ ihn nicht nur völlig kalt, sondern war ihm geradezu widerwärtig, weil sie die unumschränkte Fürstengewalt zu gefährden schien, deren erster Diener zu sein und unter allen Fällen zu bleiben sein höchster Ehrgeiz war. Metternich war ein Diplomat von der alten Schule, der mit kleinen Mitteln geschickt operirte und mit der Feinheit und dem Esprit des vollkommenen Hofmanns geschmeidige Schlauheit und Erfindungsgabe verband. Ein günstiges Geschick hatte ihn zu einer Zeit an's Ruder Oestreichs gestellt, wo durch kluge Benutzung der Umstände große Vortheile zu erlangen waren, und er hat diese Gelegenheit aufs beste ausgebeutet.

Um die Politik Metternich's zu verstehen, müssen wir einen Schritt zurückthun. Erzherzog Karl und Stadion, die Häupter der Fortschrittspartei in Oestreich, waren seit dem für das Kaiserreich ruhmvollen, aber

unglücklichen Jahre 1809 vom Schauplatze abgetreten, wenn auch der Letztgenannte noch in zweiter Linie als Staatsmann thätig blieb. Zugleich waren die Reformen eingestellt worden, und das alte, gegen jeden Fortschritt argwöhnische Regiment, in Folge dessen, bei aller Naturkraft der Völker, seit Friedrichs des Großen Zeit bis in die letzten Jahre so viele Niederlagen erlebt worden waren, stand neubefestigt durch Metternich da, der sich in dieser Beziehung mit dem engherzigen Franz in völliger Uebereinstimmung befand. Oestreich war durch die ungeheuern Verluste, die es in den Kriegen mit Frankreich erlitten hatte, von einem Großstaate zu einem Mittelstaate mit 20 Millionen Einwohner herabgesunken. Diese Einbuße mit geschickter Benutzung jeder günstigen Gelegenheit — sei es im Anschluß an Deutschlands Freunde oder Feinde — zu ersetzen, darnach ging jetzt das eifrigste Streben des wiener Kabinets. Wie Deutschland dabei fahren würde, davon konnte freilich keine Rede sein. Man darf sich in diesem Punkte keiner Täuschung hingeben, und die Maske, die Oestreich bis auf den heutigen Tag vorzunehmen pflegt, für nichts Anderes als eine Maske halten. Während Preußen bei gesunder Politik Hand in Hand mit Deutschland gehen muß, wird Oestreichs Politik, so lang es dieses Staaten-Gemenge bleibt, nur ausnahmsweise eine deutsche sein können; denn wie sollte der Vortheil eines Reichs, das selbst heut zu Tage, wo es längst wieder in den Besitz seiner deutschen Länder gelangt ist, nur mit dem dritten Theile seiner Bevölkerung unserer Nation angehört, mit dem, was Deutschland frommt, in Uebereinstimmung sein? Auch bei dem Bunde, welchen Oestreich 1812 mit Frankreich einging, zählte es darauf, der russische Krieg werde ihm eine Vergrößerung bringen. Diese Aussicht war zu nichte geworden, und es gewann jetzt den Anschein, als ob der Anschluß an die Verbündeten mehr Vortheil verspräche. So sehen wir denn, wie das wiener Kabinet — trotz der neueingegangnen verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Kaiser — den Bund, der es mit Frankreich verknüpfte, langsam zu lösen beginnt, und behutsam in kleinen Schritten der andern Partei sich nähert, jedoch so, daß ihm der Rücktritt zu Napoleon möglichst lange offen bleibt. Nicht ohne Einfluß hierbei war der Widerwille der östreichischen Großen, der weltlichen sowohl wie der geistlichen, gegen den aus der Schule der Revolution hervorgegangnen Advokatensohn aus Corsika auf Frankreichs Thron, dessen allmächtiger Einfluß ihren alten Vorrechten gefährlich schien.

Trat Oestreich wirklich zur Sache der Verbündeten über, so hatten Diese ein entschiedenes Uebergewicht an Streitkräften erlangt; von der

andern Seite schwanden freilich jene Hoffnungen, die sich an die Erhebung des deutschen Volkes unter Preußen knüpften; daher jetzt auch die Echtheit jenes Aufrufs aus Kalisch vom 28. März in Abrede gestellt wurde. Nach dem engherzigen Maßstabe der östreichischen Politik war die nationale Bewegung im nordöstlichen Deutschland Revolution, und Patrioten wie Stein und Scharnhorst hießen Jakobiner. Man wollte die napoleonische Fessel sprengen; aber nur ein Kabinetskrieg sollte das Mittel dazu sein. Da Oestreich, bei der Zerrüttung seines Staatshaushalts, mit seinen Rüstungen noch zurück war: suchte es Napoleon über seine Gesinnung zu täuschen. Dabei behielt es stets die Möglichkeit im Auge, der französische Kaiser werde, im Hinblick auf das Bedenkliche seiner Lage, vielleicht doch noch einen höhern Preis als die Verbündeten für die Bundesgenossenschaft zahlen. In diesem Falle war Habsburg für Frankreich. Was Napoleon betrifft, so entging die eigennützige Schaukelpolitik Oestreichs seinem Scharfblicke nicht, wenn auch Graf Otto, sein Gesandter am dortigen Hofe, gläubig auf Metternich's Sirenenlieder von der unverbrüchlichen Freundschaft lauschte; wenn auch der französische Kaiser selbst noch auf einige Anhänglichkeit von Seiten seines Schwiegervaters rechnete, dessen Schlauheit hinter äußerlicher Gutmüthigkeit versteckt lag. Graf Narbonne, der im März an Otto's Stelle kam, durchschaute das falsche Spiel; aber seine Berichte machten Napoleon nicht vorsichtiger, indem sie eine Erbitterung in ihm hervorriefen, welche den sonst so kalten, sichern Blick seiner Staatskunst trübte. Das wiener Kabinet ließ den Bund mit Napoleon nach und nach in den Hintergrund treten, sprach von einer Vermittlung, dann von einer bewaffneten Vermittlung, die Oestreich zwischen den streitenden Mächten zu übernehmen bereit sei. Der anfangs so sanfte und süße Ton wurde allmählich herbe. Graf Stadion, der alte Feind Napoleons, erschien im Hauptquartier der Verbündeten. Oestreich verlangte von Frankreich als Preis des Friedens die illyrischen Provinzen und Westgalizien für sich, preußisch Polen und Danzig für Preußen; außerdem die Räumung der Hansestädte. Diese Vorschläge, über die sich noch unterhandeln ließ, waren nicht übermäßig; aber Napoleon stieß sie, in der Furcht Schwäche zu zeigen, zurück und verschmähte so die Gelegenheit, eine jetzt gefährliche Macht zu gewinnen, die jede der beiden ziemlich gleichgestellten Wagschalen des Kriegs durch ihr Hinzutreten mußte sinken machen. Um Oestreich demüthigen zu können, das seinen Stolz gekränkt hatte, wollte er lieber Rußland und Preußen Zugeständnisse machen,

und schickte den 18. Mai seinen Großstallmeister Coulaincourt, Herzog von Vicenza, mit verlockenden Anerbietungen zu Alexander, dem jetzt wieder die Gelegenheit geboten werden sollte, wie im Jahre 1807, den Einfluß über Europa mit Napoleon zu theilen. Zum Glück wies der Czar den Unterhändler, ohne ihm Gehör zu schenken, ab.

Unter dem Eindrucke der Schlacht von Bautzen, die wenige Tage darauf erfolgte, schien das wiener Kabinet sich Frankreich wieder nähern zu wollen; wenigstens gab es zu, daß 18,000 Mann polnische Kerntruppen mit 44 Geschützen unter dem Fürsten Poniatowski, die von Krakau nach Sachsen gingen, ihren Marsch durch östreichisches Gebiet nahmen. Gegen die Friedensvorschläge, die es von neuem aufstellte, zeigte sich Napoleon, der noch immer Rußland ködern zu können hoffte, so spröde wie zuvor, so daß es zuletzt für Oestreich zur Nothwendigkeit wurde, mit den Verbündeten zu gehen.

Indessen schlossen Diese den 14. und 15. Juni in Reichenbach einen Subsidienvertrag mit England, wogegen das von dem britischen Kabinet mit kaufmännischer Kargheit behandelte Preußen ein Gebiet von 300,000 Einwohnern in Norddeutschland: Hildesheim und Ostfriesland mit dem wichtigen Nordseehafen Emden, an Hannover abzutreteu versprechen mußte. Der hannövrische Graf Münster verfolgte dabei in seiner Eigenschaft als englischer Minister die thörichten Gedanken eines welfischen Reichs in Norddeutschland, das Preußen die Wage halten sollte. England beschränkte sich darauf, den allgemeinen Feind auf deutschem Boden mit Geld und Lieferungen zu bekämpfen, während es zu gleicher Zeit auf der pyrenäischen Halbinsel, wie uns erinnerlich ist, gegen Frankreich unter Waffen stand. Dort trieb Wellington mit einem aus Engländern, Deutschen, Spaniern und Portugiesen bestehenden Heere König Joseph aus Madrid, und verfolgte ihn bis zu dem in Nordspanien gelegenen Vitoria, wo er am 21. Juli einen entscheidenden Sieg über ihn erfocht.

Oestreich näherte sich jetzt unter stärkeren Schritten den Verbündeten. Als ein sehr günstiges Zeichen konnte es schon gelten, daß Kaiser Franz sich mit seinem Hofe nach Böhmen auf Schloß Gitschin in die Nähe Alexanders und Friedrich Wilhelms begab. Wirklich hielten auch die drei Fürsten eine Zusammenkunft, worauf am 27. Juni der Vertrag von Reichenbach zu Stande kam, in welchem Oestreich sich anheischig machte, zu den Verbündeten überzutreten, wenn Napoleon nach Ablauf des Waffenstillstands auf die Vor-

schläge, deren wir oben gedachten, nicht würde eingegangen sein.

Am folgenden Tage, bevor noch der sächsische General von Gersdorf, der eifrige Spion Napoleons, das wichtige Ereigniß hatte auskundschaften lassen und melden können, fand die bekannte Zusammenkunft Metternich's mit dem französischen Kaiser in Dresden Statt. Er soll dabei Napoleon die Hülfe Oestreichs angetragen, aber als Preis dafür Forderungen gestellt haben, die weit über jene Vorschläge hinausgingen. Wollte dieser Diplomat aus der seitdem noch günstiger gewordenen Lage der Dinge Vortheil ziehen, oder war es seine Absicht, das Bündniß mit Frankreich zur schnelleren Auflösung zu bringen? Sicher ist, daß man über den Preis nicht einig wurde. Napoleon gerieth, so erzählt sein geheimer Staatssekretair Baron von Fain, der allein die Unterredung mit anhörte, in Zorn und fragte Metternich, mit welcher Summe ihn England bestochen habe. Bei dieser Kränkung erblaßte der Diplomat, und es entstand eine lange, peinliche Pause, während welcher die beiden Männer schweigend auf und niedergingen. Darüber entfiel dem Kaiser der Hut, und Metternich ging mehrmals an demselben vorüber, ohne ihn aufzuheben, bis endlich Napoleon sich selber darnach bückte.

An dem Tage, wo Deutschlands größter Feind mit dem klugen Minister Oestreichs um den Frieden marktete, und zu unserm großen Heile nicht Handels einig mit ihm werden konnte: starb Scharnhorst, Deutschlands treuster Freund und edelstes Herz, zu Prag, wo auch Schwerin, der Held aus Friedrichs des Großen Zeit, in den Tod gegangen war. Scharnhorst hatte, obgleich in der Schlacht bei Groß-Görschen verwundet, eine Sendung der verbündeten Monarchen nach Wien übernommen, um für den Anschluß Oestreichs an die deutsche Sache zu wirken. In welche Hand konnte besser ein solcher Auftrag gelegt werden? Die Verletzung am Fuße, von einem Granatstück herrührend, war an und für sich nicht gefährlich; aber sie wurde es durch die Arbeit und Aufregung des eifrigen Mannes, der nicht ermüdete, noch von seinem Krankenbette aus in Briefen nach verschiedenen Seiten politische und strategische Rathschläge zu geben. So wurde Deutschland einer unschätzbaren Kraft zu einer Zeit beraubt, wo Alles für uns auf dem Spiele stand.

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.

Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen;
Doch ihn traf der Todesstrahl.

„Kugel, raffst mich doch nicht nieder?
Dien' euch blutend, meine Brüder!
Bringt in Eile mich nach Prag:
Will mit Blut um Oestreich werben;
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag" —

singt Schenkendorf von ihm. Der Dichter führt ihn dann zu den Helden der deutschen Vorzeit im Jenseits und läßt ihn so zu ihnen sprechen:

Grüß' euch Gott, ihr theuern Helden!
Kann euch frohe Zeitung melden:
Unser Volk ist aufgewacht!
Deutschland hat sein Recht gefunden!
Schaut! ich trage Sühnungswunden
Aus der heil'gen Opferschlacht.

Eine Zeitung entwarf damals folgendes Charakterbild von ihm:

„Scharnhorst war einer der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit. Das rastlose, stetige, planvolle Wirken nach einem Ziele, die Klarheit und Festigkeit des Verstandes, die umfassende Größe der Ansichten, die Freiheit von Vorurtheilen des Herkommens, die stolze Gleichgültigkeit gegen äußere Auszeichnungen, der Muth, in den unscheinbarsten Verhältnissen mit den schlichtesten Mitteln durch bloße Stärke des Geistes den größesten Zwecken nachzustreben, jugendlicher Unternehmungsgeist, die höchste Besonnenheit, Muth und Ausdauer in der Gefahr, endlich die umfassendste Kenntniß des Kriegswesens machen ihn zu einem der merkwürdigsten Staatsmänner und Soldaten, auf welche Deutschland je stolz sein durfte. Billig und gerecht im Urtheil, sanft und ruhig in allen Verhältnissen, mit Andern freundlich, herzlich im Lebensumgange, zart und edel in der Empfindungsweise, war er einer der liebenswürdigsten Menschen, die den Kreis des geselligen Lebens zieren. Was er dem Staate gewesen ist und dem Volke, und der ganzen deutschen Nation, mögen Wenige oder Viele erkennen; aber es wäre unwürdig, wenn Einer davon gleichgültig bliebe bei dem traurigen Todesfall. Es müßte keine Wahrheit und keine Tiefe mehr in der menschlichen Natur sein, wenn dieser Mann je von Denen vergessen werden könnte, die ihm nahe standen, ihn verehrt und geliebt haben".

Und auch wir, die wir ihm nicht nahe gestanden, wollen ihn nicht vergessen.

Napoleon war es seiner Ehre schuldig, daß er das Bündniß mit Oestreich für gelöst erklärte; indeß kam doch mit dieser Macht eine Vereinbarung zu Stande, wornach ein allgemeiner Friedenskongreß in Prag eröffnet, und der Waffenstillstand bis zum 10. August verlängert werden sollte — eine Bestimmung, die den Verbündeten weit günstiger war, als Napoleon. Dieser glaubte noch immer an die Möglichkeit eines Friedens, den Niemand als er wünschte, und ließ sich die Vermittlung Oestreichs, gegen die er sich anfangs so sehr gesträubt hatte, nun doch bei den Verhandlungen gefallen. Er wollte Rußland und Preußen Vieles, Oestreich aber Nichts gewähren, um nur dies verhaßte Kabinet, das sich — wie er selbst sagte — zwischen ihn und seine offenen Feinde eingeschlichen hatte, zu demüthigen. Aber der Kongreß hatte zur großen Unzufriedenheit Napoleons gar kein Ergebniß, und war überdies in seiner Form sehr kränkend für ihn. Während bei den frühern Verhandlungen die Bevollmächtigten des französischen Kaisers, von der Siegeszuversicht ihres allgewaltigen Herrn erfüllt, einen übermüthigen Ton anschlugen und mehr die Miene von Gebietern als von Unterhändlern zeigten: war jetzt die Siegeszuversicht auf die andere Seite übergegangen. Anstett und Humboldt, die Gesandten Rußlands und Preußens, verwiesen Coulaincourt und Narbonne, ohne sie nur sehen zu wollen, fortwährend an Metternich, und Dieser erklärte, nicht persönlich, sondern durch Noten unterhandeln zu wollen. So verstrich die Zeit bis zum 10. August mit einem unnützen Schriftentausch der Diplomaten, und der Kongreß ging unverrichteter Dinge auseinander.

Auffallender Weise war Napoleon gerade während dieser Vorgänge in Mainz gewesen, wo er seine Gemahlin Maria Luise sah — vielleicht, um durch sie auf das östreichische Kabinet zu wirken; außerdem diente die Reise, um seine Rüstungen zu fördern und die Rheinbundfürsten näher an sich heranzuziehen. Zu wiederholten Malen mahnte ihn Coulaincourt, der früher auch von dem Zuge nach Rußland abgerathen hatte, von seiner Sprödigkeit gegen Oestreich abzulassen, indem er ihn zugleich beschwor, die vom wiener Kabinet geforderten Opfer zu bringen, um die Feindschaft dieser Macht zu vermeiden, und ganz besonders, um der weitern Erhebung Deutschlands zu begegnen, für deren Bedeutung er ein besseres Verständniß hatte, als sein Herr. Wirklich machte der Kaiser, nach Dresden zurückgekehrt, einen letzten Versuch, den Frieden zu er-

langen, und knüpfte insgeheim besondere Unterhandlungen mit Oestreich an, wobei Coulaincourt und Metternich die Mittelspersonen waren. Der öStreichische Bevollmächtigte wiederholte am 8. August die früher gestellten Forderungen, jedoch mit einem Zusatze, der eine Auflösung des Rheinbunds in sich schloß. Es sollte das letzte Wort sein, das in dieser Sache gesprochen würde; die Antwort sollte einfach auf ja oder nein lauten und bis zum 10. August, an welchem Tage der Waffenstillstand ablief, also in kürzester Frist, erfolgen. Auch jetzt waren Coulaincourt's flehentliche Bitten, nachzugeben, vergeblich. Napoleon versuchte noch weiter zu markten und stellte neue Bedingungen. Es war zu spät. In der Nacht vom 10. zum 11. August, um die zwölfte Stunde, hatten Anstett und Humboldt eine Schrift in Prag unterzeichnet, in der sie ihr Geschäft als beendet erklärten. Auf den Bergen rings umher loderten, ehe der Tag kam, Feuer auf: es waren die Flammenzungen, die den wiedererwachten heiligen Krieg verkündeten — den schönsten Krieg, den Deutschland je gefochten hat. Am 12. August erfolgte Oestreichs Kriegserklärung an Frankreich. Neue Anerbietungen, welche Napoleon auch jetzt noch machte, konnten kein Gehör mehr finden.

Nichts war natürlicher, als daß die Vaterlandsfreunde mit dem bisherigen Gange des Befreiungswerkes unzufrieden waren. Die laue und zweideutige Art, wie Rußland in den ersten Monaten den Krieg betrieb; das zum Theil daraus hervorgehende anfängliche Zögern des preußischen Kabinets und die selbstsüchtige Haltung der Rheinbundfürsten waren Ursache gewesen, daß der Feind, statt gleich über den Rhein geworfen zu werden, an der Elbe zum Stehen kam, so daß Napoleon nicht allein Zeit zu umfassenden Rüstungen gewann, sondern überhaupt auch seine Macht in den Augen der Welt neu begründete. Der abenteuerliche Zug der Russen nach der Niederelbe hatte nur dazu gedient, die Ketten, die auf dem Nordwesten Deutschlands lasteten, noch fester zu schmieden. Als dann der französische Kaiser mit seinem neugeschaffenen Heere die alte Meisterschaft in der Kriegskunst bewährte, und zwei Siege über die mangelhaft geführten Verbündeten errang: konnte es den Anschein gewinnen, als ob all der Schwung der erwachten Geister, all die Opferfreudigkeit und Hingebung, wie sie namentlich Preußen bewies, unter dem schnelltreffenden Schwerte des Despoten nutzlos verbluten müsse. Und doch war es Deutschlands Heil, daß nicht gleich zu Anfang ein leichter Sieg errungen wurde, der jedenfalls nur einen faulen Frieden gebracht, und Frankreich im glücklichsten Falle doch immer im vollen Be-

sitze des Rheinufers gelassen hätte. Der Krieg mußte weiter gehen, um uns gründlich zu helfen; die Rüstungen Frankreichs mußten aufs höchste gespannt werden, damit, wenn es gelang Napoleon zu fällen, sein Sturz ein tiefer war, der ihn gänzlich zerrüttete.

Sowohl Napoleon als die Verbündeten hatten während des Waffenstillstandes auf das eifrigste gerüstet; aber Diese hatten Jenen weit überholt: ihre Gesammtstärke betrug jetzt 800,000 Mann. Hatte Europa vor einem Jahre mit staunendem Auge den ungeheuern Heereszug nach Rußland gesehen: so war jetzt eine noch größere Zahl Krieger aufgestanden; die Saat der im Norden begrabenen Gebeine war reichlich aufgegangen, und stand da in waffenklirrenden Männern, welche Rache für so viel Todte begehrten.

Von jenen 800,000 Mann stellte Rußland wenig unter 250,000; dagegen stellte Oestreich 14,000 und das kleine Preußen sogar 27,000 Mann über dieser Zahl; dazu kam noch — spät genug — Bernadotte mit 18,000 Schweden. Die unerhörten Leistungen Preußens sind nur durch die Aufstellung seiner Landwehr erklärlich, welche erst jetzt im Feld erschien, da Mangel an Offizieren ihre Ausbildung verzögert hatte. Wie natürlich, stand dieselbe anfangs noch der Linie an kriegerischer Fertigkeit nach, so wie auch ihre Ausrüstung mangelhaft war. Gab es doch Wehrmänner genug, denen es an Mänteln und Tornistern gebrach, oder die nur leinene Beinkleider hatten. Napoleon sprach sehr verächtlich von ihnen und nannte sie Canaille; sogar im eigenen Lande verkannte man ihren Werth; aber diese braven Truppen, die so recht aus dem Kern einer kräftigen Bevölkerung hervorgegangen waren, ersetzten Vieles, was ihnen anfangs noch abging, durch Eifer und Vaterlandsliebe. Wir werden sie gar bald ihre Tüchtigkeit auf dem Schlachtfelde bewähren sehn.

Vergleicht man nach Abrechnung der Truppen, die zum Schutze gegen feindliche Länder, wie Baiern und Italien, außerhalb des Kriegstheaters aufgestellt oder zur Belagerung verschiedener Festungen verwandt werden mußten, die beiderseitigen Streitkräfte unter einander: so ergibt sich, daß die Verbündeten doch immer noch mit 450,000 bis 500,000 Mann ins Feld rückten, während 300,000 bis 350,000 Mann — wovon ein Drittheil Deutsche — den Adlern Napoleons folgten. Es mußte sich nun zeigen, ob diese Ueberlegenheit durch die außerordentliche Begabung des französischen Kaisers und durch den Vortheil, der in der Einheit des Oberbefehls lag, aufgewogen werden konnte.

Der Mangel dieser Einheit auf Seiten der Verbündeten machte sich,

nachdem die Oestreicher und Schweden dazu gekommen waren, natürlich noch fühlbarer. Man wurde an ein fehlerhaftes Uhrwerk erinnert, wo ein Theil der Räder, statt zum gemeinsamen Zwecke in einander zu greifen, die Bewegungen der andern stören. Im Hauptquartiere befanden sich die Monarchen, von denen keiner daran denken konnte, den Oberbefehl zu führen, die aber doch nicht umhin konnten, auf den Gang der Ereignisse einzuwirken. Trotz seiner Erfahrungen bei Bautzen fuhr namentlich Alexander fort, sich bei der Leitung des Kriegs zu betheiligen; er bediente sich dabei, zur großen Unzufriedenheit seiner Verbündeten, der Rathschläge zweier Generale, von denen der Eine seinem Vaterlande, der Andere seiner Fahne untreu geworden war, nämlich des aus den Revolutionskriegen bekannten Moreau, der auf die Einladung des Czars aus Amerika eingetroffen war, und des Schweizers Jomini, der, weil er sich zurückgesetzt glaubte, in diesen Tagen den französischen Dienst mit dem russischen vertauschte. Während Napoleon in seinem Heere die Stellen nach Talent und Tüchtigkeit austheilte, so daß in der Regel das schwerste Amt in die stärkste Hand gelegt war: standen im Heere der Verbündeten, hauptsächlich in Folge der bunten Völkermischung, die Begabtesten nicht selten an zweiter Stelle und mußten gehorchen statt zu befehlen.

Die Vielköpfigkeit des Regiments kam gleich zu Tage, als der Plan zu dem bevorstehenden Feldzug entworfen werden sollte; von den verschiedensten Seiten trafen Gutachten und Vorschläge ein. Endlich fand, zur endgültigen Feststellung des Planes, am 10. Juli eine Zusammenkunft zu Trachenberg in dem Schlosse des Fürsten Hatzfeld Statt, wo, auf die Einladuug der Monarchen, der Kronprinz von Schweden mit Alexander und Friedrich Wilhelm zusammentraf. Um den von Hamburg bis Dresden und von da bis nach Schlesien aufgestellten Franzosen die Spitze zu bieten, sollten drei große Heere gebildet werden: das böhmische Heer, das, weil es das stärkste von allen war, auch das Hauptheer genannt wurde, das schlesische Heer und das Nordheer. Diese Armeen sollten alle drei zum Angriffe bereit sein, jedoch so, daß jede einzeln, sobald sie von Napoleon in überwiegender Stärke angegriffen würde, zurückwiche, während die beiden andern dem Feinde in die Seiten und in den Rücken fielen. Auf diese Weise hoffte man Denselben allmählich zu ermatten und ihm Abbruch zu thun, bis es dann an der Zeit wäre ihn einzuschließen und zu vernichten. Dieser durch den Erfolg bewährte Plan — eine Anwendung der von Heinrich von Bülow, dem genialen kriegswissenschaftlichen Schriftsteller, aufgestellten

Grundsätze — wird dem obenerwähnten preußischen General Knesebeck zugeschrieben.

Zum Oberfeldherrn wurde, nachdem es mit der Führung der Russen im Frühlingsfeldzuge so wenig geglückt hatte, nicht Erzherzog Karl, den Kaiser Franz mit eifersüchtigen Augen betrachtete, sondern Fürst Schwarzenberg, der Führer der östreichischen Hülfstruppen im russischen Kriege, ein zwar achtbarer und erfahrener, aber keineswegs ausgezeichneter General, ernannt. In seiner früheren Eigenschaft als Botschafter in Paris war er zu Napoleon in ein näheres Verhältniß getreten; die Zuneigung des französischen Kaisers erwiederte der östreichische Diplomat mit Bewunderung und Verehrung; daher ihm jetzt, wo er Napoleon als Feind gegenüberstand, das Vertrauen in die eigene Kraft und der Stachel des Hasses, der einen Blücher reizte, fehlten. Preußen, die treibende Kraft in diesem Kriege, das die trefflichsten Generale besaß, und dessen Heer allein den Krieg als einen nationalen ansah und aufs tiefste empfand, hatte, als untergeordnete Macht, keinen Anspruch auf Besetzung der Oberfeldherrnstelle machen dürfen.

Bei dem böhmischen Heere, das der Fürst zunächst befehligte, befanden sich auch die drei Monarchen. Während Franz sich stets im Hintergrunde des Krieges hielt, pflegten Friedrich Wilhelm und Alexander, wie auch früher — oft unter persönlicher Gefahr — den Kämpfen des Feldzugs beizuwohnen, um durch ihre Gegenwart die Truppen anzufeuern. Durch Alexanders Einmischung, so wie auch durch die Politik des östreichischen Hofes, wurde Schwarzenberg's ruhige Natur zu noch größerer Vorsicht und Langsamkeit gedrängt.

Es war diesem Feldherrn eine Aufgabe gestellt, wie sie nicht höher gedacht werden kann. Um so mehr ist es zu beklagen, daß er an der Spitze seiner Oestreicher, in denen überhaupt der hohe Schwung des Jahres 1809 nicht mehr lebte, keine großen Thaten vollbracht hat, während die preußischen Generale die höchsten Siegespreise pflückten. Ihnen hat deshalb die deutsche Nation vorzugsweise den Lorbeer des Ruhms gereicht, und dankbar hat das deutsche Lied sie als seine Lieblinge mit Kränzen geschmückt.

Die bunte Völkermischung bei der Streitmacht der Verbündeten war durch die Vertheilung auf die drei Heere noch auffälliger geworden. Zwar standen sämmtliche Oestreicher bei dem böhmischen Heere; die Preußen und Russen hingegen waren über das böhmische, das schlesische und das Nordheer ausgestreut, und zwar so, daß Bernadotte, der Ausländer, das Nordheer, wo sich die meisten Preußen befanden, komman-

dirte, während die schlesische Armee, welche die meisten Russen zählte, von einem preußischen General geführt wurde. Unter dem Befehl des Kronprinzen standen natürlich auch die schwedischen Truppen und ferner die kleinen Heerhaufen der Hannoveraner, Mecklenburger, Hanseaten und Dessauer, so wie die von einem schwedischen General kommandirte russisch-deutsche Legion. Daß Bernadotte nicht mit dem Herzen bei dem bevorstehenden Kampfe war, ist uns schon bekannt. Auch befriedigte er die großen Erwartungen, die man von seiner Kriegskunst hegte, sehr wenig. Die weitere Erzählung wird sogar zeigen, daß die Erfolge und herrlichen Siege des Nordheeres ohne sein Zuthun, ja sogar gegen seinen Befehl, von Bülow, Borstell und Andern errungen wurden.

Dem schlesischen Heer war nur eine untergeordnete Rolle zugedacht; es hat aber gerade vorzugsweise zur Entscheidung des Krieges beigetragen. Sein Führer, der greise Held Blücher, sollte keine Schlacht liefern, sondern nur nach Umständen dem böhmischen oder dem Nordheere zur Unterstützung dienen. Als er auf diese Bedingung den Oberbefehl zurückwies, suchte man ihn mit der mündlichen Erklärung zu beruhigen, daß er bei günstiger Gelegenheit auch wohl angriffsweise verfahren könne.

Auf einen bessern Mann als auf Blücher, der, in seiner kühnen Sorglosigkeit um Verantwortung, den größten Gegensatz zu dem vorsichtigen Schwarzenberg bildete, und in der That ein Musterbild der hohen Kraft und des heiligen Zorns der Preußen aus jener Zeit darstellte, hätte die Wahl gar nicht fallen können. Ein zweites Glück war es, daß ihm ein Mann wie Gneisenau, der würdige Nachfolger Scharnhorst's, an der Seite stand. Was dem stürmischen Krieger, dem löwenkühnen Marschall Vorwärts an Kenntniß und weiser Besonnenheit abgehen mochte, das fand durch diesen trefflichen Mann, dessen Charakter schon in der hohen, edlen Gestalt voll fester Männlichkeit und ritterlicher Anmuth ausgeprägt war, die schönste Ergänzung. Blücher selber nannte ihn seinen Kopf. Als man Gneisenau die Führung der Preußen beim Nordheer unter Bernadotte antrug, lehnte er dies Anerbieten ab, indem er es vorzog, unter Blücher zu wirken. Er ist dadurch zum Genossen seiner Thaten geworden; Hand in Hand stehen diese Männer auf der sonnenglänzenden Höhe des Ruhms, und unsere Liebe schaut ewig dankbar zu ihnen empor. Neben Gneisenau muß aber auch Karl von Müffling (1775 in Halle geboren), Blücher's erster Generalstabsoffizier, genannt werden, ein als Kriegsmann und militärischer Schrift-

steller gleich ausgezeichneter Offizier. Männer von dieser Trefflichkeit waren nicht leicht im russischen Lager zu finden.

Der furchtbare Kriegsbrand, der einen Augenblick geruht hatte, begann jetzt wieder, von dem Dämon Napoleon angefacht, in wilderen Flammen emporzuschlagen, und ein Kampf erhob sich, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hatte, ein Kampf, der anderthalb Millionen Männer aus fast allen Ländern Europas von den Küsten des Eismeers bis zur Straße von Messina gegen einander stellte, und auch die eine Hälfte Deutschlands von neuem zur blutigen Arbeit gegen die andere in Waffen rief. Der französische Kaiser hoffte, die Heere der Verbündeten auch diesmal durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen zu überraschen und einzeln schlagen zu können. Stimmen seiner Umgebung hatten ihm gerathen, sich von diesem Boden, der unter ihm zu wanken anfing, auf die Rheingrenzen zurückzuziehen; aber er hatte in stolzer Vermessenheit geantwortet, daß kaum zehn verlorne Schlachten ihn hierzu vermögen könnten.

Napoleon war in einem doppelten Irrthum befangen, indem er den Feind schwächer glaubte, als er war, und indem er seine Anstalten gegen einen Angriff von Osten her traf, während doch südwärts, in Böhmen, ein Heer von 220,000 Mann zusammengezogen wurde, um, über das Erzgebirge in Sachsen einbrechend, den Hauptschlag gegen ihn zu führen. An seinem Geburtstage, den 15. August, verließ er das wohlverschanzte Dresden, den Angelpunkt seiner Kriegsoperation, und wandte sich nach der Lausitz, wo seine Hauptmacht aufgestellt war, und wo er den Krieg erwartete. Indem er bis nach Gabel, dem Südrande des Riesengebirgs, vordrang, mußte er zu seiner Verwunderung erfahren, welche außerordentlichen Streitkräfte seine Gegner in Böhmen zusammenzogen. Zugleich aber war Blücher, der Heißsporn des Kriegs, den in Schlesien aufgestellten Feinden zuvorgekommen, und trieb sie, von Liegnitz aus rasch vordringend, bis zum Bober zurück. Napoleon eilte, die versäumte Zeit nachzuholen, und wandte sich ebenfalls zum Bober. Er hatte den Plan, sein Heer in Schlesien auf das schleunigste zu vermehren, mit überlegenen Kräften über Blücher herzufallen und ihn durch einen schweren Schlag zu weitern Unternehmungen unfähig zu machen. Dann wollte er sich rasch gegen das böhmische Heer wenden und auch dieses zertrümmern. Er ging dabei von der Ansicht aus, daß der kampflustige Greis seinem Angriffe nicht ausweichen werde, und rechnete auf die Langsamkeit der Oestreicher, die erst nach einigen Tagen Sachsen betreten und vor Dresden so viel Widerstand finden würden, bis er selbst

dahin zurückgekehrt wäre. Am 21. befand er sich in Löwenberg am Bober; mit ihm kamen die alte und junge Garde und Latour-Maubourg's Reiterei; er hatte jetzt 160,000 Mann gegen Blücher zur Verfügung, dessen Heer weit über ein Drittheil weniger zählte. Wohl kam es dem alten Helden schwer an, dem verhaßten Feinde, dem er zum erstenmal als Feldherr gegenüberstand, zu weichen, wie es der trachenberger Plan und auch die Klugheit geboten; doch er überwand sich und nahm seinen Rückweg über die Katzbach, die ihn bald als ruhmreichen Krieger schauen sollte.

Nachdem Napoleon so seinen Plan mit Blücher hatte scheitern sehen: mußte er auf die Rückkehr nach Dresden denken, wenn nicht die sächsische Hauptstadt eine Beute der Hauptarmee der Verbündeten werden sollte. Wir begleiten ihn auf seinen weitern Unternehmungen und wenden uns später wieder zu Blücher und Macdonald; denn dies war der Feldherr, dem der französische Kaiser den weitern Kampf in Schlesien übertrug.

Das böhmische Heer war nicht so rasch zur That, als das schlesische; erst am 21. August brach es aus Melnik und der Umgegend auf. Man war in Schwarzenberg's Hauptquartier eben so sehr im Dunkel über Napoleons Bewegungen, wie Dieser über die Märsche seiner Feinde. In der Vermuthung, daß der französische Kaiser sich auf den Kronprinzen von Schweden werfen werde, von dessen kriegerischer Tüchtigkeit man sich große Vorstellungen machte: beschloß man in der Richtung auf Leipzig vorzugehen, um Napoleon in den Rücken zu fallen. In vier Heersäulen, die in einer Breite von neun Meilen marschirten, überschritt die große Streitmacht, zum Theil auf sehr beschwerlichen Wegen und durch öde Gegenden, das Erzgebirge. In Sachsen angelangt erhielt man allmählich Aufschluß über die Richtung, welche die Franzosen eingeschlagen hatten. Aus den Briefschaften eines in Gefangenschaft gerathenen Adjutanten des Marschalls St. Cyr ergab sich nämlich, daß der Kaiser an die Grenze Schlesiens geeilt sei, und Dresden bis auf ein Armeecorps entblößt habe. Nachdem zwei westfälische Husarenregimenter, die in der Nacht zum 23. August aus dem französischen Lager bei Reichenberg zu den Oestreichern übergegangen waren, dies bestätigt hatten: zögerte man nicht länger, den Plan auf Leipzig aufzugeben und statt dessen nach Dresden zu marschiren, um diesen Angelpunkt der Kriegsunternehmungen Napoleons vor dessen Rückkunft wegzunehmen. Die plötzliche Schwenkung eines Heers von 200,000 Mann mit so viel Rossen, Geschützen und Wagen im Gebirge — zumal in einer Richtung, die im Wider-

spruche mit dem Laufe der Thäler war — hatte natürlich große Schwierigkeiten, und erzeugte Verwirrung und Verzug, so daß die Truppen unmöglich zu gleicher Zeit auf den gegebenen Sammelpunkten eintreffen konnten. Uebrigens begegnete von den vier Heersäulen nur Wittgenstein, der mit seinen Russen auf der teplitzer Straße zog, dem Feinde. Es waren die Vortruppen St. Cyr's, der sich jetzt genöthigt sah, bis auf Dresden zurück zu gehen.

Die Streitkräfte des Marschalls, womit er die sächsische Hauptstadt halten sollte, betrugen nur 30,000 Mann; überdies waren die Befestigungen noch nicht ganz vollendet. Was von Schwarzenberg's Truppen zur Stelle war, betrug mehr als das Doppelte; zudem war die ansehnlichste Verstärkung in nächster Aussicht. Unter diesen Umständen hätte ein Blücher nicht gezögert, den Sturm zu beginnen, und er würde die Stadt wohl genommen haben. Auch stimmten Alexander und Moreau dafür, daß die Waffen sogleich erhoben würden; Schwarzenberg dagegen, der erst noch die Ankunft seiner Oestreicher abwarten wollte, verschob den Angriff vom 25., dem zuerst gesetzten Ziel, auf den 26., und verlor so einen Tag der kostbaren Zeit, wo Napoleon noch ferne war.

Dieser kam in Eilmärschen mit den Garden, mit Marmont's Corps und Latour-Maubourg's Reitern heran. Auch die Corps von Victor und Vandamme, die in der Lausitz standen, wurden schleunigst herangezogen; wie eine vom Sturm getriebene Gewitterwolke brausten sie heran. Napoleon faßte den kühnen Plan, 100,000 Mann in die sächsische Schweiz zu werfen, mit ihnen bei Königstein, wo er zwei Brücken besaß, die Elbe zu überschreiten und dem Feinde in den Rücken zu fallen. So wollte er das böhmische Heer zwischen St. Cyr und seine Truppen in die Mitte nehmen, überraschen, verwirren und zertrümmern. In der Hoffnung, daß Berlin zugleich durch Oudinot fallen und Blücher in Schlesien an Macdonald seinen Meister finden werde: ließ er schon Paris auf einen bevorstehenden dreifachen Sieg seiner Waffen vorbereiten.

Indessen machten ihn doch die Nachrichten von der großen Stärke, in welcher die Verbündeten heranzogen, bedenklich; St. Cyr bat dringend um Hülfe, und es erwachte die Furcht in Napoleon, Dresden möchte in ihre Hand fallen, bevor die Umgehung durch die sächsische Schweiz vollzogen sei. Zugleich traf aus der Mark die Unglückskunde von einer Niederlage Oudinot's ein, von der wir unten zu berichten haben. Unter diesen Eindrücken schwächte der Kaiser seinen ersten Plan, indem er eine geringere Kriegsmacht zu der Unternehmung im Rücken des Feindes be-

stimmte, dagegen St. Cyr in Dresden verstärkte, und Reiterei und Artillerie auf der rechten Seite der Elbe aufstellte für den möglichen Fall, daß die leichten Truppen des Nordheers nachdem errungenen Siege sofort bis zur Elbe schweiften. Als dann aber am 25. um Elf in der Nacht der kriegskundige Gourgaud, der erste Ordonanzoffizier Napoleons, den Dieser nach Dresden geschickt hatte, um den neusten Stand der Dinge zu erkunden, wieder bei ihm eintraf, und auf seinen Kopf versicherte, die Stadt werde ohne weitere Hülfe unfehlbar am folgenden Tage verloren gehen: so beschränkte sich der Kaiser darauf, bloß Vandamme mit 38—40,000 Mann in den Rücken des Feindes zu schicken. Er sollte bei Königstein die Elbe überschreiten, sich Pirna's bemächtigen und eine Stellung bei Berggieshübel nehmen, um, wenn die Verbündeten von den Mauern Dresden's würden zurückgeworfen sein, die Degen der Ueberwundenen einzusammeln.

Unterdessen lief das schöne Dresden, dieser Juwel unter den Städten Deutschlands, Gefahr, das Opfer eines erbitterten Kampfes von einigen hunderttausend Kriegern zu werden. Die Bürger, um ihr Leben und ihre Habe zitternd, sahen Napoleon als einem Retter entgegen, weil sie an ihn die Hoffnung knüpften, der Sturm des böhmischen Heeres werde abgeschlagen werden. Zu dem Gedanken, daß die Verbündeten als ihre Befreier gekommen seien, wußten sich überhaupt damals noch wenige Sachsen aufzuschwingen, und in der That zeigten sich die plündeungssüchtigen und gewaltthätigen Russen eher wie Feinde. Für den König von Sachsen und seinen Hof wurden in der Neustadt, wohin auch viele Andere flüchteten, Quartiere bereit gehalten.

Fürst Schwarzenberg hatte seinen Angriff auf Dresden bis zum 26. August verzögert; aber auch an diesem Tage begann der eigentliche Sturm durch fünf große Heersäulen und die Beschießung der Stadt erst Nachmittags um Vier, obgleich schon am Morgen gefochten wurde. Es fehlte der ganzen Unternehmung an Schwung und Kraft. Durch die Anordnungen des Fürsten waren die Bewegungen der Unterfeldherrn in peinlicher Aengstlichkeit beschränkt, und doch hatte er Denselben keine bestimmte Aufgabe gestellt; es war nur von „Demonstrationen", nicht von Einnahme der Stadt die Rede. Ein rechtes Zusammenwirken der Theile war nicht vorgesehen und die über zwei Meilen lange Angriffslinie ohne Noth viel zu weit ausgedehnt. Dennoch konnte, bei der großen Uebermacht der Verbündeten, die Eroberung Dresden's gelingen: wäre nicht bis zur Ankunft Napoleons gezögert worden. Als Dieser nun aber in

beträchtlicher Stärke wider Erwarten erschien, verschwand die Aussicht auf einen glücklichen Erfolg. Nach dem trachenberger Plan war ein Angriff jetzt gar nicht mehr statthaft; er war es um so weniger, da weder das Nordheer noch das schlesische mit eingreifen konnten. In der That neigten sich die Ansichten Alexanders und Schwarzenberg's zum Rückzuge; dagegen machte Friedrich Wilhelm, der einen Frieden fürchten mochte, dessen Opfer Preußen sein würde, mit Entschiedenheit geltend, daß dies für ein fast noch unberührtes Heer von 200,000 Mann wenig ehrenvoll sei, und es blieb beim Angriffe.

Am 26. August früh um Fünf war Napoleon von Stolpen aufgebrochen und um Sieben im sogenannten Mordgrunde, wo der Blick ins Elbthal sich öffnet, eine Wegstunde von Dresden, angelangt. Er hatte bisher den Plan der Stadt im Wagen auf den Knien gehalten und die Anordnungen zur bevorstehenden Schlacht erwogen; jetzt stieg er, nachdem er einen Blick auf die Bewegungen der Russen jenseits der Elbe geworfen hatte, zu Roß, und jagte auf der vom Feinde mit Geschützfeuer bestrichenen Straße nach Dresden. Jubelnd hießen die Soldaten ihren Kaiser, der ihnen plötzlich in der Stunde der Noth, wie durch einen Zauberschlag, wiedergegeben zu sein schien, als den gewissen Bringer des Siegs willkommen, und in der That sollte es ihm noch einmal vergönnt sein, eine große Schlacht zu gewinnen. Nachdem er den König von Sachsen begrüßt hatte, nahm er an der Brücke vor der Schloßkirche seinen Platz und ließ seine Regimenter, die zum Theil in Laufschritt angekommen waren, an sich vorüberziehen, indem er ihnen Worte der Ermunterung zurief und Jedem Derselben seine Stellung im Kampfe anwies, wobei ihm seine genaue Kenntniß der Lage und der Umgebung Dresden's sehr zu Statten kam. Zu verschiedenen Malen begab er sich von hier nach den Ausgängen der Stadt, um Auskundigungen vorzunehmen. Gegen vier Uhr Nachmittags, als die Verbündeten zum Angriff schritten, sah man ihn wieder zu Pferd auf dem Steindamm vor der katholischen Kirche halten.

Wir können bei dem Kampfe, der sich jetzt erhob, nicht verweilen. Es genüge zu sagen, daß die Verbündeten überall mit großer Tapferkeit stritten, daß aber die Vortheile, die sie einzeln erlangten, wieder verloren gingen, weil ihre Unternehmungen des Zusammenhangs entbehrten. Die Franzosen waren um Sechs von der Vertheidigung zum Angriff übergegangen und drangen allmählich auf der ganzen Linie vor, bis dann die Dunkelheit der Nacht dem erbitterten Kampf ein Ende machte. Na-

poleon, der diesmal sein Quartier im königlichen Schlosse nahm, rechnete darauf, daß die Verbündeten sich jetzt zurückziehen, und daß Vandamme ihnen die Straße verlegen werde. Er war gut gelaunt und äußerte voll Zuversicht: „Ich werde dicht hinter ihnen her sein und Böhmen noch vor ihnen erreichen".

Für Dresden, das sich mit in das Schlachtfeld hineingezogen sah, war es ein entsetzlicher Tag gewesen, und die Nacht brachte nicht weniger Schrecken. Zwar waren die Verbündeten nicht eingedrungen, aber dafür hatten sie ihre Kugeln und Granaten geschickt, die besonders Abends zwischen Fünf und Sechs in die Straßen niederschlugen oder durch die Dächer brachen. Das Wirbeln der Trommeln, das Schmettern der Hörner und das Wuthgeschrei der durchziehenden Soldaten war betäubend. Auch in der Nacht dauerte der Marsch der Regimenter fort. Die Einwohner mußten Lichter in die Fenster stellen; dazu kam eine weit grellere Beleuchtung durch einzelne Häuser der Stadt und ein nahes Dorf, die in Brand geschossen waren.

Von den Franzosen übernachteten Viele vor den äußersten Gärten auf dem von Verwundeten und Todten bedeckten Kampfplatze. Als es um Mitternacht zu regnen begann, rückte man die Leichen zusammen und deckte Stroh darüber, um sich ein trocknes Lager zu bereiten. Noch schrecklicher war die Nacht für die Truppen der Verbündeten. Während der Feind großentheils in Dresden, in seinen Vorstädten und Landhäusern Schutz fand, oder doch von dort Stroh und Verköstigung erhielt: lagerten Jene ohne Obdach und Nahrung, vom Kampf erhitzt, auf der feuchten Erde, die sich bald unter dem strömenden Regen in Morast verwandelte. Gar mancher Soldat war am folgenden Tag ohne Fußbekleidung, weil ihm die Schuhe in dem aufgeweichten Lehmboden stecken geblieben waren. Die peinliche Lage der Verbündeten wurde noch quälender durch den Gedanken, daß sie bei aller Tapferkeit wiederum überwunden seien, und daß noch größere Niederlagen bevorstünden. Die ungünstige Lage des Heers, dessen rechter Flügel (die Russen unter Wittgenstein) überwältigt, und dessen Stützpunkt an der Elbe verloren gegangen war, lag klar zu Tage. Dennoch beschlossen die Führer, die unglückliche Schlacht fortzusetzen, in Erwartung ansehnlicher Verstärkungen, die aber des schlechten Wetters wegen nicht eintrafen. Wieder gab Schwarzenberg seiner Angriffslinie eine zu weite Ausdehnung und beging den zweiten Fehler, daß er die Straße nach Pirna, die für den Rückzug nach Böhmen offen gehalten werden mußte, Preis gab, indem

er den größten Theil seines rechten Flügels auf die Höhe zurückzog, wodurch er zugleich den Franzosen die wichtige Verbindung mit Vandamme aufschloß.

Der 27. August begann mit trübem Wetter, das bald in Regengüsse überging. Dies hielt aber Napoleon nicht ab, die am vorhergehenden Tage errungenen Vortheile kräftig zu verfolgen. Wiederum waren seine Hauptangriffe gegen die Flügel der Verbündeten gerichtet, während er ihre Mitte nur so weit beschäftigte, daß sie in ihrer Stellung festgehalten wurde. Statt von ihrer Stärke vollständigen Gebrauch zu machen, beschränkte sich diese auf ein furchtbares Kanoniren, das volle acht Stunden fortgesetzt wurde. Hier, auf der Höhe über Räcknitz, geschah es um die Mittagszeit, daß Moreau dicht vor dem Kaiser Alexander durch eine Kugel aus den Batterien seiner Landsleute, die er zu bekämpfen gekommen war, auf den Tod verwundet wurde.

Der rechte Flügel der Verbündeten — die Preußen und Russen unter Wittgenstein — hatten sich schon vor Tagesanbruch zurückgezogen, und nur die Nachhut unter General Roth stand noch in der Thalebene. Auf sie stürzte sich jetzt der Gegner in großen Massen und drohte sie zu umgehen; aber sie wußte sich mit eben so viel Tapferkeit als Gewandtheit zu ihrem Flügel durchzuschlagen. Weit unglücklicher war der linke Flügel, der aus Oestreichern bestand. In weitgedehnter Stellung hatte auch er mit einem überlegenen Feinde zu kämpfen, ward völlig überwältigt und büßte 13,000 Mann an Gefangenen, 15 Fahnen und sämmtliches Geschütz ein. Als nun auch die Aufstellung Vandamme's im Rücken der Verbündeten gemeldet wurde, brach Schwarzenberg, der Noth weichend, um drei Uhr Nachmittags die Schlacht ab, und Radetzki und Toll, die Häupter der östreichischen und russischen Generalstäbe, ordneten den Rückzug in drei Linien über das öde Erzgebirge nach Böhmen. Mit Einbruch der Nacht wurde der Marsch unter beständigem Regen auf fast ungangbaren Wegen angetreten — eine harte Aufgabe für ein abgemattetes, ausgehungertes Heer, das überdies herabgestimmt war durch die zweitägige unglückliche Schlacht, welche zum mindesten 40,000 Mann an Verwundeten, Todten, Gefangenen und Zersprengten gekostet hatte.

Es lag zu Tage: der Mann, den die Alliirten an die Spitze ihrer Heere gestellt hatten, war zu dieser großen Aufgabe nicht befähigt, und die Schwäche, die alle Unternehmungen von Verbündeten als solche an sich tragen, kam auch darin zu Tage, daß Schwarzenberg fortfuhr den Oberbefehl zu führen. Uebrigens zitterten die Vaterlandsfreunde, daß Oest-

reich jetzt aus der Coalition ausscheiden und dadurch einen für Preußen und Deutschland verderblichen Frieden herbeiführen werde, und in der That schickte Metternich einen Unterhändler an Napoleon, um wieder anzuknüpfen. Zum Glück ward Oestreich durch den Gang der Verhältnisse von weitern Schritten abgehalten. Die Sonne begann den Verbündeten wieder zu leuchten. Was die böhmische Armee unter Schwarzenberg verdarb, das machten die andern Heere unter Blücher und Bülow wieder gut, und selbst einem Theile der auf dem Rückzug begriffenen großen Armee sollte jetzt noch ein unverhoffter, folgereicher Sieg gelingen.

Schwarzenberg hatte nämlich, als er gegen Dresden zog, dem General Wittgenstein, der, wie uns erinnerlich ist, mit dem rechten Flügel auf der großen böhmischen Straße marschirte, anempfohlen, die Festung Königstein einzuschließen und die zwei Brücken über die Elbe, die Napoleon dort besaß, zu zerstören, damit nicht der Feind auf die linke Seite der Elbe herüberkäme und den Verbündeten in den Rücken fiele. Die Truppen, die hierzu von russischer Seite verwendet wurden, reichten entfernt nicht aus; sie bestanden aus 12,000 Mann Fußvolk, 1800 Reitern und 26 Geschützen unter dem Befehl des fünfundzwanzigjährigen Prinzen Eugen von Würtemberg, den die Gunst Alexanders so jung, aber nicht unverdient zum General-Leutnant befördert hatte. Gegen ihn rückte Vandamme, einer der tapfersten Feldherrn des Feindes, mit nahezu 40,000 Mann ganz frischer Truppen heran. Prinz Eugen, welcher trotz seiner Jugend ein kriegserfahrener General und dazu ein Mann von großer Entschlossenheit war, begriff sogleich, daß er hier bis zum äußersten ausharren müsse, und bat deshalb dringend um Verstärkung. Statt dessen schickte ihm Alexander seinen General-Adjutanten Grafen Ostermann-Tolstoi, der den Kaiser dringend um ein Kommando angegangen hatte, als Oberbefehlshaber; doch stellte sich Ostermann mehr neben als über den Prinzen, und theilte so mit ihm den Ruhm, zur Rettung und zum schließlichen Siege des großen Heeres wesentlich beigetragen zu haben.

Um das Folgende zu verstehen, müssen wir uns den Lauf der böhmischen Straße vergegenwärtigen. Sie geht von Dresden nach Pirna ungefähr in gleicher Richtung mit der Eisenbahn, welche heut zu Tage die sächsische Hauptstadt mit Prag verbindet. Aber während die letztere dem Elbthale weiter folgt, und am Königstein und jenen merkwürdigen Felsgebilden der sächsischen Schweiz vorbei in südlicher Richtung ihren Weg nach Böhmen nimmt: biegt die Heerstraße zu Pirna rechts ab, und

geht, das Erzgebirge in sanfter Steigung durchschneidend, gerade südwärts über Zehist, Berggieshübel, über die Dörfer Hellendorf und Peterswalde, zwischen welchen die böhmische Grenze zieht, über Nollendorf, Arbesan und Kulm nach Teplitz. Der höchste Punkt der Straße bei Nollendorf gewährt eine reiche Aussicht nach Böhmen, wie Berggieshübel nach Sachsen. Kühne Berge, zum Theil von vulkanischer Form, und tiefe Bergschluchten liegen dem Blick erschlossen; zunächst, an der Straße abwärts, Kulm, und tiefer unten, im grünen, lieblichen Thale, die Badestadt Teplitz, links an der silberglänzenden Elbe Aussig und Tetschen und nah und fern im weiten Umkreise eine Welt von Höhen, Thälern, Wäldern, Fluren und Ortschaften.

Schon am 26. August, also am ersten Tage der dresdener Schlacht, hatte sich der würtembergische Prinz an der Spitze von nur 7000 Mann gegen den heftig andringenden Vandamme mit ruhmwürdiger Festigkeit behauptet; freilich war seine kleine Schar bedeutend zusammengeschmolzen, und er und Ostermann konnten nicht daran denken, Pirna am 27. noch zu halten. Sie zogen sich deshalb in jener finstern Regennacht, die uns von der dresdener Schlacht her bekannt ist, den tiefen Felsengrund des Gottleubethals quer durchschneidend, nach Zehist zurück. Zugleich sandten sie in derselben Nacht den Oberstleutnant Hofmann, einen trefflichen Offizier, der dem Generalstab Eugens vorstand, mit neuer dringender Bitte um Hülfe an Schwarzenberg. Sie wurden an Barclay gewiesen und erhielten die erste Division der russischen Garde unter General-Leutnant Yermolof: 8500 Mann mit 36 Kanonen — was freilich dem Bedürfniß bei weitem nicht entsprach. Die Garden waren Soldaten von ausgesuchter Trefflichkeit, deren Offiziere den ersten Geschlechtern Rußlands angehörten; aber gerade dies machte sie weniger brauchbar, weil die Führer überall zögerten, des Kaisers Lieblingstruppen aufs Spiel zu setzen.

Am 27. besetzte Vandamme Pirna und die umliegenden Höhen. Noch an demselben Tage begann, wie uns bekannt ist, der Rückzug der Verbündeten. Barclay, der die russischen Truppen des rechten Flügels führte, hatte die Weisung erhalten, sich die teplitzer Straße zu erkämpfen, um auf ihr seinen Weg nach Böhmen zu nehmen. Dieser General, der im russischen Feldzuge und, nach dem Rücktritte Wittgenstein's, auch im Frühling dieses Jahrs eine Zeit lang den Oberbefehl geführt hatte, mochte verstimmt sein, daß er jetzt einem östreichischen Feldherrn von unzureichender Befähigung untergeordnet war. So allein erklärt sich sein

unverzeihliches Benehmen, daß er nämlich im Widerspruche mit dem ausdrücklichen Befehle Schwarzenberg's, zum Schaden des böhmischen Heers, den im Westen der teplitzer Straße laufenden Weg über Maxen einschlug. Eben so eigenmächtig befahl er Ostermann, mit seiner jetzt auf 20,000 Mann verstärkten Schar sich an ihn anzuschließen. Gehorchte Ostermann, so war die große Straße nach Böhmen von den Verbündeten gänzlich verlassen. Die unmittelbare Folge hiervon mußte sein, daß die Franzosen, das heißt Vandamme mit seinen 40,000 Mann und St. Cyr's Corps mit den Garden, die ihm von Dresden aus nachrückten, einen Tag eher als ihre Gegner in Böhmen eintrafen. Dann konnte es nicht mehr schwer für Napoleon sein, den Verbündeten, welche, von den nachdrängenden Feinden belästigt, halb aufgelöst das wilde Gebirge an böhmischer Seite herabkamen, einen schlimmen Empfang zu bereiten und ihr Verderben, das mit der dresdener Schlacht seinen Anfang genommen hatte, zu vollenden.

Ostermann gerieth, als er Morgens am 28. August Barclay's Befehl erhielt, in die peinlichste Verlegenheit. Bei der Sendung Hofmann's in das östreichsche Hauptquartier war ihm das Festhalten der großen Straße dringend empfohlen worden; Radetzky hatte dem genannten Offizier noch ausdrücklich gesagt: die Verbindung mit Böhmen müsse ihm heilig sein, und jetzt verlangte Barclay, sein Vorgesetzter in der russischen Heeresabtheilung, er solle eben diesen Weg, den kürzesten und besten von allen, fahren lassen. Es ist nun das große, durch Barclay's mißgünstigen Bericht lang im Dunkel gehaltene Verdienst des Prinzen Eugen, daß er fest darauf bestand, die teplitzer Straße, welche Opfer es auch kosten möge, dem Rückzug offen zu erhalten. Hierin unterstützte ihn ein anderer deutscher Prinz, Leopold von Koburg, damals russischer General-Major, jetzt König der Belgier, welcher die Reiterei der ersten Gardedivision führte, ein gründlicher Kenner jener Gegend. Sie zogen Yermolof, den wir schon von früher her als einen entschlossenen Offizier kennen, zu ihrer Ansicht herüber; nur Ostermann, sonst ein tapferer Mann, widerstand. „Ich kann es vor dem Kaiser nicht verantworten, sagte er, wenn ich seine Garden dem Untergang entgegenführe". „Gerade da, erwiederte Eugen, wo es die Rettung des Heeres gilt, sind die Garden an ihrem Platze".

Zuletzt erbot sich der Prinz, mit seiner kleinen Schar allein die Vertheidigung der teplitzer Straße zu unternehmen, und es gelang, Ostermann zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Die Russen marschirten auf Berg-

gieshübel, wobei sie den Feind durch Scheinangriffe über ihre Bewegung zu täuschen suchten. Aber ein Theil von Vandamme's Corps hatte einen kürzeren Weg dahin, und es war die augenscheinlichste Gefahr vorhanden, daß sie die Pässe versperrt, sich selbst aber zwischen feindlichen Truppen eingeschlossen finden würden. Zum Glück ließ sich der französische General durch die falsche Nachricht eines verschmitzten Jägers zu Lang-Hennersdorf verleiten, seinen Marsch mehrere Stunden lang zu unterbrechen. Dies gab den Russen einen kleinen Vorsprung; die Garden, welche voranzogen, brachen sich durch einen kräftigen Bayonnetangriff durch die wenigen feindlichen Bataillone, auf die sie stießen, Bahn; um so härter wurde die Schar des Prinzen Eugen mitgenommen. Zwei Regimenter wurden abgeschnitten und fielen in Gefangenschaft; 40,000 Mann Nachhut mußten, um sich zu retten, rechtsab ins Gebirge schlüpfen, geriethen aber in die Irre, und kamen erst am Abend des folgenden Tags auf großen Umwegen zu ihrem Corps.

Eugen folgte mit dem Reste seiner Mannschaft, die nicht viel über 2000 betragen mochte, den Garden über die Grenze nach Peterswalde. Wenigstens war jetzt der Rückzug auf der teplitzer Straße gesichert.

Vandamme, welcher die Nacht vom 28. zum 29. noch auf sächsischem Grunde, in Hellendorf zubrachte, zog seine zerstreuten Truppen zusammen, um mit dem frühsten Morgen die kleine tapfere Russenschar mit allem Nachdruck anzufallen. Ein Befehl Napoleons, der ihm am Abend zugekommen war, wies ihn ausdrücklich darauf an, nach Ueberwindung Eugens in Böhmen einzudringen. Zu ganz besonderer Tapferkeit spornte ihn die Aussicht auf den Marschallstab, den ihm sein Kaiser schon vor Dresden in Aussicht gestellt hatte. Der General konnte nicht zweifeln, daß Napoleon ihm folgen und eine der günstigsten Gelegenheiten, den Verbündeten eine tiefe Wunde zu schlagen, mit gewohnter Kraft erfassen werde. Aber sei es, daß der Kaiser durch ein plötzliches Unwohlsein, von dem er in Folge der Anstrengung der letzten Tage befallen worden war, der gewohnten Geisteskraft entbehrte; sei es, daß die schlimmen Nachrichten aus der Mark und aus Schlesien seine Sorge nach einer andern Seite lenkten: genug, der große Schlachtenmeister änderte seltsamer Weise plötzlich seinen Entschluß, und ließ die Truppen, die er zum Vorgehen auf der teplitzer Straße bestimmt hatte, theils in Pirna anhalten, theils auf Dresden zurückgehen, theils die Richtung nach Maxen, hinter Barclay her, einschlagen. Und, wie es scheint, erhielt Vandamme nicht einmal Kunde von diesen neuen Anordnungen; wenigstens läßt

sich sein Uebergang nach Böhmen und sein hartnäckig fortgesetzter Kampf nur aus dem festen Glauben, in dem er lebte, erklären, daß sein Rücken gesichert und beträchtliche Hülfe im nächsten Anmarsch sei.

Als die russischen Truppen am 29. August früh Morgens von Peterswalde wieder aufbrechen wollten, überraschte sie im dichten Nebel der Feind; zum Glück wehrte ihre Reiterei unter Prinz Leopold und General Knorring größern Verlust ab, und sie rückten weiter nach Nollendorf und Kulm; voran die Garden, welche Ostermann in Sicherheit zu bringen eilte, hinterher das zusammengeschmolzene Häuflein Eugens, der nicht eher die Höhe hinabstieg, bevor er nicht seine Truppen sämmtlich in Sicherheit wußte. Aber schon um Neun waren auch die Franzosen zur Stelle und besetzten mit großer Schnelligkeit die Höhen bei Kulm. Da Vandamme noch nicht alle Streitkräfte zur bevorstehenden Schlacht beisammen hatte, mochte er damals etwa 30,000 Mann stark sein. Die Russen, deren Centrum bei dem Dorfe Priesten, 2000 Schritte hinter Kulm stand, zählten ein Drittheil weniger; sie würden noch schwächer gewesen sein, hätten sie nicht im Laufe des Tags vom Gebirge her einigen Zuwachs erhalten.

Es war Sonntag. Der Nebel hatte sich zerstreut und dem schönsten Wetter, das nach der Regenzeit doppelt erwünscht und erquicklich war, Raum gegeben. Das Glöckchen der Kapelle auf dem nahen Horkaberge rief die Einwohner des Dorfes Kulm, welche seit den letzten acht Tagen wohl Truppenmärsche gesehen hatten, aber nichts weniger als Krieg in ihrem stillen Bergthal erwarteten, zum Gottesdienste, und die Landleute stiegen, wie im tiefsten Frieden, den steilen Pfad hinan, um in gewohnter Weise die Messe zu hören. Plötzlich erscholl heftiger Kanonendonner, der in den Bergschluchten furchtbar wiederhallte; erschrocken stürzten sie aus dem Gotteshause hervor und sahen voll Entsetzen, daß ihr Dorf von Kampfgetümmel und Pulverdampf erfüllt war. Mit von der Angst beflügelten Schritten eilten sie nach ihren Wohnungen hinab, aus denen hier und dort das Feuer emporschlug, um Kinder, Habe und Vieh vor der Wuth des Kriegs in die Berge zu flüchten, und unter den Klang der kriegerischen Instrumente, unter die wilden Rufe der Kämpfenden, unter das Krachen der Gewehre und den Donner der Geschütze mischte sich das Angstgeschrei der Wehrlosen und das Brüllen der aus den Ställen gezerrten Rinder.

Bei aller Tapferkeit vermochten die Russen nicht, dem überlegenen Feinde Stand zu halten; ihr linker Flügel wurde aus dem Dorfe Stra-

den geworfen, und auch Priesten im Centrum ging nach einem Kampfe von unbeschreiblicher Heftigkeit verloren. Yermolof schickte mit großem Widerstreben noch zwei Garde-Bataillone ins Gefecht. Bei der sogenannten Juchten-Kapelle erreichte die Wuth der Schlacht ihren Gipfel; die Russen, zu einer einzigen großen Masse zusammengedrängt, wogten vor- und rückwärts, mit Bayonnet und Kolben im dichtesten mörderischen Handgemenge kämpfend. Während dessen gelang es Eugen, Priesten dem Feinde wieder zu entreißen; dennoch blieben die Franzosen im Vorwärtsschreiten, und der Prinz ließ in seiner Noth Ostermann noch um zwei der drei übrigen Garde-Bataillone angehn. Ostermann willigte ein und befahl Yermolof, sie vorrücken zu lassen; allein Dieser weigerte sich thörichter Weise, den Befehl zu erfüllen. „Der Prinz, rief er dem abgeschickten Adjutanten zuletzt noch zu, ist ein Deutscher und macht sich den Teufel daraus, ob uns Russen Garde übrig bleibt oder nicht; meine Pflicht ist es aber, dem Kaiser wenigstens Etwas von seiner Garde zu erhalten". Erst, als Eugen sein Gesuch dringend durch Hofmann erneuern ließ, gelang es endlich, die nothwendige Hülfe zu erlangen.

In glänzender Tapferkeit drangen die beiden, bisher noch unberührten Bataillone auf den Feind; die Franzosen gingen zurück, ja ein Theil ihres rechten Flügels ergriff sogar die Flucht. Dagegen gelang es Vandamme im Centrum, die Russen aus dem brennenden Dorfe Priesten wieder herauszuwerfen. So schwankte die Wage des Kampfes auf und ab; was allein auf beiden Seiten gleich blieb, war die wutherfüllte Hartnäckigkeit des Kampfes, welche die Russen nicht weichen und die Franzosen nicht siegen ließ. Als eine Kanonenkugel Ostermann den Arm wegriß, fiel der ungetheilte Oberbefehl dem Prinzen zu. Indessen schien alle Tapferkeit der Russen ihren Untergang nicht abwehren zu können, da ihr letzter Vorrath an Streitkräften sich erschöpfte, während der Feind noch frische Truppen zur Verfügung hatte. Zum Glück verschaffte Eugen noch zuletzt durch kräftige Verwendung seiner Reiterei dem Fußvolk Erleichterung; unter den deutschen Führern im russischen Heer that sich General-Major von Diebitsch besonders hervor. Wirklich gelang es dem Prinzen, die Franzosen bis zu den Wapplingsbergen bei Kulm zurück zu treiben und seine Schlachtordnung wieder herzustellen.

Dies geschah Nachmittags um Fünf. Seitdem unternahm Vandamme, von dem mehr als zehnstündigen Kampf ermüdet, keine weitern Angriffe mehr, und ließ mit anbrechender Dunkelheit die Waffen ruhn, in der sichern Hoffnung, daß ihm der folgende Tag die ansehnlichste Ver-

stärkung und den vollständigsten Sieg bringen werde. Für die Nacht nahm er sein Hauptquartier in dem Schlosse zu Kulm.

Die Russen hatten diesen Tag 6000 Mann eingebüßt, wovon auf die Garde fast die Hälfte kam; ihr Verlust, welchem der des Feindes ungefähr gleich kam, betrug also nahezu ein Drittheil ihrer ganzen Stärke, womit die Rettung des großen Heeres und der Triumph des folgenden Tages wahrlich nicht zu theuer erkauft war. Unter so viel Tapfern gebührt aber dem Prinzen der schönste Lorbeer; ohne sein standhaftes Ausharren würde diesen Truppen überhaupt die Gelegenheit gefehlt haben, Tapferkeit zu beweisen.

Ein nicht geringer Antheil an der glücklichen Wendung, welche die kulmer Schlacht am folgenden Tage nahm, muß dem Könige von Preußen zugesprochen werden. Ostermann hatte schon in der Nacht vom 28. auf den 29. nach Teplitz, wo bereits Friedrich Wilhelm angekommen war, einen Offizier mit der Meldung geschickt, daß er vor Vandamme werde weichen und hinter die Elbe zurückgehen müssen. Darauf hatte der König, im Hinblick auf die unermeßlich wichtige Aufgabe jener Russen, seine Adjutanten Natzmer und Knesebeck nacheinander an ihn abgeschickt, um ihn zum Ausharren auf seinem Posten zu bewegen. Knesebeck brachte sogar ein Schreiben von des Königs Hand, welchem Dieser selber eine Stunde darauf folgte, um Ostermann persönlich zur möglichsten Standhaftigkeit und Opferwilligkeit zu stimmen. Zugleich sandte der König Adjutanten nach allen Ausgängen des Gebirgs, um die anlangenden Truppen der Verbündeten nach Priesten zu rufen, wo sie denn auch in größern und kleinern Abtheilungen zur Fortsetzung der abgebrochenen Schlacht zeitig genug eintrafen.

Auch Kaiser Alexander, welcher am Nachmittag des Neunundzwanzigsten den Kamm des Erzgebirgs in der Richtung von Altenberg nach Dux überschritt, war in gleichem Sinne thätig. Als er auf der Höhe Pulverdampf bei Kulm aufsteigen sah, und den fernen Donner der Geschütze vernahm: errieth er, was dort vorging, und da jetzt gerade eine östreichische Division unter Feldmarschall-Leutnant Colloredo aus dem Walde hervorkam, ließ er diese durch Jomini auffordern, dem wahrscheinlich sehr bedrängten Ostermann zu Hülfe zu eilen. Aber Colloredo, mehr dem strengen Kriegsgesetze als der Noth des Augenblicks gehorchend, zögerte, ohne Befehl Schwarzenberg's, seinen Marsch zu ändern, und erst der zufällig in Dux anwesende Graf Metternich, an den sich der Kaiser persönlich wandte, konnte ihn zur Nachgiebigkeit bewegen.

So geschah es, daß noch vor Ablauf des Tages zwei Divisionen der russischen Grenadiergarde, ferner die oben erwähnte Nachhut Eugen's und noch kleinere Truppenabtheilungen anlangten. Hierzu kamen am Morgen des folgenden Tags noch die östreichischen Divisionen Colloredo und Bianchi, so daß jetzt 40—50,000 Russen und Oestreicher 32,000 Franzosen gegenüberstanden; denn dies war die Stärke des Feinds, nachdem in der Nacht der zurückgebliebene Theil des Corps eingetroffen war.

Auch Schwarzenberg und Barclay hatten sich am Abend bei dem Heere der Verbündeten eingefunden. Obgleich die oberste Leitung der Schlacht dem Höchstkommandirenden zukam, so trat sie diesmal doch der Feldmarschall dem russischen General ab, um sich den wenig lenksamen, mit Recht über die Heerführung Schwarzenberg's verstimmten Barclay zu gewinnen.

Vandamme, immer auf die nahe Unterstützung des Kaisers bauend, bewies seinen überlegenen Feinden am Morgen des Dreißigsten dieselbe feste Tapferkeit, die er Tags zuvor gezeigt hatte. Er war es auch, der um Sieben die Schlacht mit großem Nachdruck eröffnete. Dagegen begnügte sich Barclay, da er einen sehr beträchtlichen Zuwachs seiner Streitkräfte im Anmarsch wußte, anfangs damit, den Feind keinen Fuß breit Boden gewinnen zu lassen; nur auf dem äußersten rechten Flügel verfuhr er angriffsweise, indem er dem linken Flügel der Franzosen über den striesowitzer Berg, den Diese irrthümlich für ungangbar gehalten hatten, in den Rücken zu fallen suchte. Die ganze Schlachtlinie hinab tobte furchtbarer Kampf. Die Franzosen, deren Geschütz die Gegner aus sehr vortheilhafter Stellung beschoß, spannten die äußerste Kraft an, um Fortschritte zu machen; aber es wollte nirgends gelingen; die Verbündeten standen gleich ehernen Mauern; ja der linke Flügel Vandamme's, von den Oestreichern umgangen, fing an in große Verwirrung zu gerathen.

Es mochte gegen Zehn sein: da erschollen von Nollendorf her, im Rücken der feindlichen Stellung, Kanonenschüsse. „Der Kaiser!" geht es freudig von Mund zu Mund durch die Reihen der Franzosen. Wie ein Feuer, das frische Nahrung erhalten, schlägt der wilde Brand der Schlacht in höhern Flammen auf. Die Trommeln und Trompeten wirbeln und schmettern in neuer Schlachtbegier; die rauhe Stimme des Geschützes hat sich plötzlich verdoppelt. Verhängnißvolle Täuschung! Es sind keine Franzosen! Es ist der von Barclay erwartete Kleist mit

35,000 Mann Preußen! Vandamme ist zwischen zwei feindliche Heere gepreßt und kann dem Verderben nicht mehr entrinnen!

Das plötzliche Erscheinen dieser Truppen erklärt sich in folgender Weise. Nach der dresdner Schlacht hatte General Kleist sehr verstimmt den von Barclay abgeänderten Marsch angetreten, und war am 28. mit seinem Corps bis Maxen und Hausdorf gelangt. Am 29. zog er über Glashütte durch das unwegsame Gebirge weiter, vom Feinde verfolgt und durch die größten Schwierigkeiten bedrängt. Nachmittags erhielt er durch einen Ordonnanzoffizier seines Königs den Befehl, schleunigst über Geiersberg in das teplitzer Thal hinunterzusteigen, um dem bedrängten Ostermann Hülfe zu gewähren. Allein da die Russen unter Barclay ihren Rückzug in dieser Richtung nach Böhmen hinab genommen hatten, so waren hier die Wege durch umgestürzte Wagen und zerbrochene Laffeten so verstopft, daß Kleist Bedenken tragen mußte, diesen Marsch auszuführen. Er beschloß deshalb, nach einer Berathung mit dem Chef seines Generalstabes Oberstleutnant von Grolmann, einem der tüchtigsten Männer des damaligen preußischen Heers, sich über den Rücken des Gebirgs einen Weg nach der teplitzer Straße zu suchen und den nollendorfer Berg bei Kulm hinabzugehen. Wie leicht konnte es geschehen, daß er hier zwischen Vandamme auf der einen und die nachrückenden französischen Truppen auf der andern Seite, welche der Kaiser, wie man erwarten mußte, seinem bedrängten General zur Hülfe sandte, in die gefährlichste Klemme kam: stand doch Marschall Mortier mit vier Divisionen der jungen Garde seit dem 28. August in Pirna, das nur drei Meilen von Nollendorf entfernt ist. Aber Kleist wollte lieber, des Königs Befehl entgegen, den gefährlichen Weg einschlagen und möglicher Weise noch zeitig genug zur Schlacht bei Kulm erscheinen, als auf dem vorgeschriebenen Marsche die kostbare Zeit verlieren. Die kühne Wahl dieses sehr vorsichtigen und gewissenhaften Generals wurde von den Offizieren mit Beifall begrüßt; an den König schrieb er auf ein Pergamentblatt mit Bleistift: „Die Lage, in der ich mich befinde, ist verzweiflungsvoll; ich habe Meldung erhalten, daß der Paß vom Geiersberge so verfahren ist, daß 24 Stunden Zeit zur Räumung erforderlich sind. Unter diesen Umständen habe ich mich entschlossen, am nächsten Tage nach Nollendorf zu marschiren und mich mit dem Degen in der Faust durchzuschlagen. Sollte dieser Schritt mißlingen, so bitte ich Eure Majestät, die Folgen desselben nicht mir, sondern denjenigen Personen beizumessen, die mich in diese Lage gebracht haben.“

Nachdem Kleist seinem erschöpften Heere, von dem ein großer Theil die Schuhe eingebüßt hatte, die nöthige Nachtruhe gegönnt und Barclay von seinem Entschlusse hatte unterrichten lassen, trat er am dreißigsten Morgens um Fünf seinen Marsch über den Kamm des Gebirges an. Um denselben zu erleichtern, waren alle nur irgend entbehrlichen Fuhrwerke vernichtet worden. Die Brigade Zieten blieb auf der Höhe von Peterswalde zur Deckung der großen Straße nach Dresden zurück. Die drei übrigen stiegen in's kulmer Thal hinab. An der Spitze marschirte Oberst Blücher, der tapfere Sohn des berühmten Generals, dessen Husaren gleich im ersten Anlauf ein paar feindliche Geschütze wegnahmen. Während sich nun hier im Gebirge ein hartnäckiger Kampf mit den Franzosen entspann, welche, die Vortheile der Gegend benutzend, die Entwicklung und das Vorrücken der Preußen in dem engen Thale verzögerten: leitete Vandamme von der Kapelle auf dem Horkaberge aus die Bewegungen seines Heers; Adjutanten flogen ihm von allen Seiten zu und meldeten die neuen Vorgänge. Das einzige Mittel, wenigstens einen Theil seines Corps zu retten, war: sich durch die andringenden Preußen nach Sachsen durchzuschlagen. Da dies nur auf der großen Straße nach Dresden geschehen konnte, so befahl er, schnell entschlossen, das sämmtliche Fußvolk bei Kulm zusammenzuziehn, um sich, mit Zurücklassung des ganzen Geschützes und aller Wagen, gewaltsam Bahn zu schaffen.

Als Kleist mit seinem Corps anrückte, und die drei Kanonenschüsse, womit er seine Ankunft zu melden versprochen hatte, als Morgengruß über das Thal hin donnerte: ließ Barclay seine ganze Linie im Sturm vorgehen, und die Truppen warfen sich in froher Siegesgewißheit auf den Feind. Wie ein von den Jägern umstelltes Rudel Wild, suchten die Franzosen, so gut sie es vermochten, zu entrinnen. Ein Theil schlug sich seitwärts in Gebirg und Wald; man sah sie einzeln die steilen Wände emporklettern; ein anderer Theil hielt noch tapfer Stand bei Kulm. Die Meisten drängten, gleich einem brausenden Waldstrome, auf der Straße nach Nollendorf den Preußen entgegen. Tausende wurden niedergeschossen, zusammen gehauen, gefangen genommen. „Sauve qui peut!" der gewöhnliche Ausruf zur wilden Flucht, erscholl zuerst auf dem linken Flügel, und alle Bande des Gehorsams und der Ordnung waren gelöst. Man fiel über die eigenen Brot- und Geldwagen her, um sich zuletzt noch zu versorgen. Zu Zwei und Drei suchten die Flüchtlinge auf den losgeschnittenen Zugpferden der Artillerie zu entrinnen. Wer nicht mehr

auf den Rücken der Thiere gelangen konnte, hielt sich am Schweife fest. Weiter oben kämpften die Franzosen und Preußen noch hartnäckig um den Besitz zweier Dörfer. Ober-Arbesau fiel in die Hände der Preußen; Nieder-Arbesau wurde von dem Feinde festgehalten. Als zwei Regimenter schlesischer Landwehr, die hier zum erstenmal auf ungünstigem Boden ins Gefecht kamen, in Unordnung geriethen und flohen: sprang Prinz August von Preußen, der vier und dreißigjährige schöne Held, vom Pferde, sammelte sie mit lautem Zurufe, und führte sie, die Fahne in der Hand, unter Hurrahgeschrei ins Gefecht. Der Feind, welcher hatte durchbrechen wollen, wurde mit blutigen Köpfen in das Dorf zurückgeworfen.

Indeß so ein Theil des französischen Fußvolks noch einzelne Punkte festzuhalten suchte, stürmte ihre Reiterei unter Corbineau mit dem Ungestüme der Verzweiflung auf der Straße den nollendorfer Berg hinan. Die Preußen wagten nicht, auf den Feind zu feuern, weil ihre eigenen Truppen und die russischen und östreichischen Reiter, die ihm nachsetzten, in eine wirre, hin- und herwogende Masse mit ihm vermengt waren. Gefangen nehmen und in Gefangenschaft fallen, plündern und geplündert werden, das waren Loose, welche in dieser Auflösung denselben Soldaten abwechselnd zu Theil wurden. Prinz August und Kleist selber wurden mit von dem Wirbel ergriffen, und entgingen kaum der Gefahr, in Feindeshand zu fallen. Auf der nollendorfer Höhe, zu welcher Zieten unterdessen von Peterswalde vorgerückt war, wurden dann die französischen Reiter von der preußischen Nachhut in Empfang genommen, und geriethen großentheils in Gefangenschaft.

Als Vandamme die Zerrüttung seines Heeres sah, verließ er den Horkaberg und begab sich nach dem Schlosse in Kulm; dann ritt der trotzige Mann, als schon die Oestreicher in den Hof eindrangen, mit seinem Gefolge davon, und fiel jenseits des Dorfes Schanda, von wo er einen Ausweg durch das Sernitzthal suchte, der russischen Reiterei in die Hände, die ihm die goldenen Epauletten von den Schultern riß und ihn ausgeplündert mit sich fortführte.

Nachmittags um drei Uhr war die kulmer Schlacht zu Ende, ohne daß die in den engen Bergschluchten eingeschlossenen Preußen noch recht wußten, daß der Feind eine völlige Niederlage, zu der sie selbst so Viel beigetragen, erlitten hatte. Die Spuren des zweitägigen erbitterten Kampfes auf dem weitgestreckten mit den Leichen von Menschen und Rossen und den verschiedensten Trümmern bedeckten Schlachtfelde waren

furchtbar; die verwundeten Krieger stöhnten in der Sonnenglut zu Tausenden nach Wasser, nach Hülfe oder nach Erlösung durch den Tod. Mehrere Dörfer brannten; auch Kulm ging in Feuer auf und begrub die hier untergebrachten Schwerverwundeten in seinen Flammen.

Vandamme's Verlust an Verwundeten und Todten betrug 15,000; darunter die meisten Generale. Sämmtliches Geschütz des Feindes (82 Kanonen) und sein Heergeräthe war in die Hände der Verbündeten gefallen.

Im Laufe des Vormittags waren auch Friedrich Wilhelm und Alexander von Teplitz her eingetroffen, um der Schlacht, in welcher ihre Völker neben den Oestreichern in schönem Wetteifer um den Siegespreis rangen, beizuwohnen; sie durchritten nach Beendigung des Kampfes die Wahlstatt, dankten den Truppen und verkündeten einen herrlichen Sieg Blücher's in Schlesien, wovon ihnen diesen Tag die Kunde zugegangen war. So schien das Glück auf einmal sein ganzes Füllhorn über die Verbündeten auszuleeren. Kleist erhielt den schwarzen Adlerorden, eine Auszeichnung, die nur dem hohen Range oder dem großen Verdienste in Preußen zu Theil wird, und sah sich später zum Grafen Kleist von Nollendorf erhoben. In Teplitz wurden Freudenfeste veranstaltet: die russische Garde rückte am 31. August in großer Parade ins Freie, wo ein Tedeum abgehalten wurde; am folgenden Tage feierte die preußische Garde gleichfalls einen Gottesdienst im offenen Felde. Nachdem die im Viereck zusammengestellten Truppen: „Nun danket Alle Gott 2c." unter Trompetenschall gesungen hatten, hielt der Feldprobst eine herzergreifende Rede und endigte mit einem Gebete, bei dem zuerst der König, dann die Prinzen und die übrigen Versammelten niederknieten. Es war ein schönes Bild, der Landesvater, niedergesunken inmitten seiner Söhne und Landeskinder. Man sah es dem demüthig frommen Fürsten an, daß er den Sieg als ein unverdientes Geschenk aus der Hand Gottes empfing; man sah es diesen Kriegern an, daß das Feuer, welches in ihrem Herzen flammte, ein heiliges war.

Jetzt schloß sich auch der seit der dresdener Schlacht gelockerte Bund der drei Fürsten zu festerer Dauer zusammen. Frohe Zuversicht erfüllte wieder das in den letzten Tagen niedergedrückte Herz der Truppen. Bei den Völkern brauchte diese Zuversicht gar nicht wieder hergestellt zu werden, da die Zeitungen erst nach dem Siege bei Kulm spärliche und sehr gemilderte Nachrichten über die dresdner Schlacht bringen durften.

Alexander hatte Vandamme sich vorstellen lassen und dem tapfern Manne versprochen, daß er sein Schicksal erleichtern werde; dagegen mißhandelte ihn Großfürst Constantin, der seinem kaiserlichen Bruder von Antlitz und Charakter so unähnlich war, auf die rohste Weise. Dem französischen General wurde das harte Loos zu Theil, nach Wjatka, tief ins östliche Rußland, verbannt zu werden. Zufälliger Weise stieg er drei Tage nach der Schlacht zu Laun in Böhmen in demselben Posthause ab, wo damals gerade sein Landsmann Moreau im Sterben lag. Verwünschungen des Volkes, dessen Haß von früher wohl verdient war, strömten auf dem Wege in die Verbannung über Vandamme. Nicht einmal bei seinem Herrn fand er Dank für seine rühmliche Ausdauer bei Kulm; der Kaiser nannte ihn, als er von seiner Niederlage hörte, einen „kopflosen Haudegen". Freilich hätte Napoleon, wollte er das Verdienst seines Generals anerkennen, den großen Fehler, den er selbst gemacht, eingestehen müssen.

---

26. Die Befreiungskriege.

Dritte Abtheilung.

Was blasen die Trompeter? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus!
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwingt so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schaut, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schaut, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein;
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Er ist der Mann gewesen, da Alles versank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang;
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Franzosen zu weisen die deutsche Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in Sattel sich schwang!
Da ist ers gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

(Arndt.)

Wir wenden uns nun zu den Unternehmungen der Verbündeten in Schlesien. Hier standen nahezu 100,000 Mann Russen und Preußen unter Blücher, der seine herrliche Kraft, ungestört von sich einmischenden Fürsten und Diplomaten, zum erstenmale selbstständig entfalten sollte. Zwar war von dorther der Versuch gemacht worden, ihn zu

lähmen, und auch im weitern Verlaufe des Kriegs wollte man, wie sich zeigen wird, wiederholt das schlesische Heer zersplittern; aber immer scheiterten diese Pläne an dem festen Widerstand unseres Helden, der übrigens in all seinem Thun ohne Selbstsucht war, und sich stets nur von Dem bestimmen ließ, was er als das Heil des Vaterlandes erkannte. Indessen, wenn es ihm auch leicht wurde, diese Hemmnisse zu überwinden: so gab es doch noch andere, aus größerer Nähe einwirkende Schwierigkeiten, die jedem schwächeren Manne die Hände gebunden haben würden. Schon der Umstand, daß ein deutscher Offizier eines kleinen, niedergetretenen Staates zum Führer eines Heeres bestimmt war, von dem zwei Corps aus den Soldaten des großen Czaren und nur das dritte Corps aus Preußen bestand, erregte die Unzufriedenheit der Russen. Hierzu kam, daß es bei diesen Ausländern noch in sehr guter Erinnerung war, wie herbe der schrankenlos offene Mann sich oft über ihre schwache Kriegführung in der Zeit vor dem Waffenstillstande ausgesprochen hatte. Am schlimmsten war es, daß der Oberbefehlshaber bei den Generalen, welche die drei Corps seines Heers kommandirten, geringe Fügsamkeit fand. Y o r k, der das preußische Corps führte, ist uns als ein Offizier aus der alten Schule von großer Strenge und Tüchtigkeit bekannt. Die Bitterkeit und Schärfe seines Wesens, die ihm bei den Soldaten den Beinamen „Vater Isegrimm" zugezogen hatten, ließen ihn die Dinge in schwarzem Lichte sehen. So war denn Blücher nach seiner Meinung nichts als ein Husarenführer ohne Fähigkeiten für eine so hohe Stellung. Der große, kühne Stil, in welchem der Oberfeldherr und die Offiziere seines Hauptquartiers, welche York spottend die „Kraftgenies" nannte, den Krieg geführt wissen wollten, lag außer seinem Gesichtskreise. Was dann zweitens den tapfern S a c k e n angeht, dem das kleinere russische Corps anvertraut war: so zeigte er sich nur anfangs widerspänstig; aber Graf L a n g e r o n, ein französischer Auswanderer, der schon um seiner Nationalität willen Blücher widerwärtig war, der Führer des größeren 43,000 Mann starken russischen Corps, setzte seinem Vorgesetzten einen dauernden grundsätzlichen Widerstand entgegen, indem er in übergroßer Besorgniß, der „Haudegen" (bon sabreur), wie er Blücher zu nennen pflegte, möge Unglück über das Heer bringen, wiederholt dessen kriegerischen Unternehmungen seine Mitwirkung versagte. Dieser Ungehorsam, der besonders dann eintrat, wann Blücher angriffsweise verfuhr, stützte sich auf den Umstand, daß man ihn, den Untergeneral, ohne Wissen des Obergenerals, von dem trachenberger Plane unterrichtet

und zugleich ermächtigt hatte, einzuschreiten, falls Blücher davon abwiche. Wie uns erinnerlich ist, war es dem tapfern Greise untersagt, eine Schlacht zu liefern; freilich hatte man ihm später mündliche Zugeständnisse in entgegengesetztem Sinne gemacht; davon war Langeron aber keine Mittheilung zugegangen. Man sieht, auch Blücher war auf mancherlei Art gehemmt; es wird sich aber jetzt zeigen, daß er nicht der Mann war, sich auf längere Zeit binden zu lassen.

Während des Waffenstillstandes war Blücher's Heer zwischen Breslau und Schweidnitz aufgestellt; ihm gegenüber, durch einen neutralen Landstrich von drei bis fünf Meilen von den Verbündeten getrennt, lagerten in gleicher Stärke die Franzosen, ebenfalls in drei Corps getheilt, unter den Befehlen der Marschälle Macdonald und Ney und des Generals Lauriston, der mit dem Centrum zu Goldberg an der Katzbach stand. Es war für den feurigen Blücher eine schwere Aufgabe, den 17. August, an welchem der Waffenstillstand zu Ende ging, abzuwarten; ihn drängte es, dem Feinde durch Ueberraschung einen Vortheil abzugewinnen und zu diesem Ende vor ihm das neutrale Gebiet zu besetzen, das zugleich den Vortheil bot, fast noch unberührt zu sein, während natürlich die Gegenden, wo die beiden Heere standen, ausgezehrt waren. Er benutzte deshalb den Umstand, daß der Feind jenen Landstrich auf kleinen Streifereien betreten hatte, um den Waffenstillstand für gebrochen zu erklären, und rückte schon am 15. ein, so daß er am Tage, wo die Feindseligkeiten wieder ausbrechen sollten, vor der Linie der Franzosen stand. Die Briefe der Kommissarien, die deshalb Beschwerde bei ihm führten, ließ er unberücksichtigt; den preußischen Kommissar General von Krusemark fertigte er damals mit den Worten ab: „Die diplomatischen Narrenspossen und das Notenschreiben muß nun ein Ende haben. Ich werde von nun an den Takt ohne Noten schlagen.“

Ney, dem unterdessen Napoleon den Oberbefehl über das schlesische Heer übertragen hatte, war nun genöthigt, dasselbe rückwärts zu sammeln; er mußte also mit einem Rückzuge beginnen, und konnte bei dem heftigen Vordringen Blücher's erst hinter dem Bober, wo Marschall Marmont mit 27,000 Mann zu seiner Unterstützung aufgestellt war, inne halten. So erfuhren die Franzosen zu ihrer Ueberraschung, daß sie es diesmal mit einem Gegner zu thun hatten, der ihrem Kaiser die Schnelligkeit der Bewegung abgelernt hatte. Mit Tagesanbruch auf den Beinen, Fortsetzung des Marsches bis in die Nacht, wenn das Ziel noch nicht erreicht war; kein Zurückschrecken vor irgend einem Hindernisse, und sollte der

Weg auch bis an den Gurt durchs Wasser gehen: dies waren die Anforderungen, die der alte „Marschall Vorwärts" an seine Mannschaft stellte. Mehrere glückliche Gefechte wurden geliefert. Bei dem Dorfe Siebeneichen am Bober wurde am Morgen des Neunzehnten ein Bataillon Macdonald's gänzlich niedergehauen, über 500 Gefangene gemacht und ein ganzer Wagenzug aufgehoben, wobei auch die Karrosse des Marschalls mit 10,000 Goldstücken erbeutet wurde. Hätte der persönlich tapfere, aber als Befehlshaber zaghafte Langeron, dessen Vortrab dies Gefecht lieferte, nicht im Ungehorsam gegen Blücher mit dem Vorrücken seines Corps gezögert: so wäre es dem Feinde unmöglich geworden, Nachmittags in Ueberzahl heranzukommen. Es entspann sich ein achtstündiges, äußerst hartnäckiges Gefecht, das beiden Theilen ansehnliche Verluste brachte, und erst wieder eine günstige Wendung nahm, als Langeron eingetroffen war.

Da Ney's Corps am Gräditzberge auf der rechten Seite des Bobers vereinzelt stand, so lief es Gefahr, von den Verbündeten umringt und vernichtet zu werden. Blücher gab sogleich die dahin zielenden Befehle; aber sowohl Langeron als Sacken verweigerten unter verschiedenen Vorwänden die nöthige Mitwirkung, und der Marschall entschlüpfte in der Nacht über den Bober.

So hatte Blücher den von berühmten Generalen aus Napoleons Schule geführten Feind mehrere Tage lang vor sich hergetrieben und einen guten Theil Schlesiens erobert. Er gedachte, die Verfolgung auch jenseits des Bobers fortzusetzen, obgleich jetzt Ney's Heer durch den Zutritt Marmont's dem seinigen weit überlegen war. Auch schien die Haltung der Franzosen, die auf ihrem Marsche die Brücken abbrannten, die Vorräthe zerstörten und die Dörfer verwüsteten, auf einen weitern Rückzug zu deuten.

Am 20. August ging Blücher ein Schreiben von Barclay zu, worin ihm Dieser „in Folge höhern Uebereinkommens" die Minderung seiner Streitmacht um 12,000 Mann ankündigte. So viel nämlich sollte Langeron nach Landshut ins Gebirge an die böhmische Grenze schicken, um die Verbindung mit diesem Lande aufrecht zu erhalten, während Graf Pahlen, der bisher diese Aufgabe erfüllt hatte, nach Böhmen zu gehen beordert war. Blücher war nicht gesonnen, in dem Augenblicke, wo sein Feind sich ansehnlich verstärkt hatte, auf Befehl eines Generals, der gar nicht sein Vorgesetzter war, wenn auch hier der russische Kaiser im Hintergrunde stehen mochte, in eine Schwächung seines Heers zu willigen,

die seinen Rückzug und den Verlust aller errungenen Vortheile unmittelbar zur Folge haben mußte. Er verweigerte deshalb den Vollzug dieser Anordnung, indem er seine dem Hauptquartier noch unbekannte Lage auseinander setzte; zugleich befahl er Pahlen, „auf seine Verantwortung" bei Landshut stehen zu bleiben, und untersagte Langeron, jene 12,000 Mann abzugeben.

Unterdessen war, wie oben erzählt ist, Napoleon mit neuen Streitkräften herangekommen, um das schlesische Heer unter der Wucht von 160,000 Mann zu zertrümmern; wobei er voraussetzte, daß ihm „der trunkene Husar" — wie er Blücher zu nennen beliebte — in tollem Muthe Stand halten werde. Wenn Dieser auch nicht den ganzen Umfang der feindlichen Streitkräfte kannte, so entging es ihm doch keineswegs, daß der französische Kaiser an Macht bedeutend überlegen war. Aus diesem Grunde, und weil der trachenberger Plan es so vorschrieb, entschloß er sich, wenn auch unter großem Widerstreben, dem Feinde, der sogleich zum Angriffe schritt, in fester Haltung zu weichen. Während er die Anstalten zum Rückzuge traf, hatte die Vorhut York's, verstärkt durch die Brigade Prinz Karl von Mecklenburg, die Aufgabe, bei dem Dorfe Plagwitz am Bober, dem Städtchen Löwenberg gegenüber, das erste Andringen des Feindes abzuwehren, und hielt tapfer Stand bis zum Abend, obgleich die wackere Schar viele Leute verlor. Bei dieser Gelegenheit kamen mehrere Landwehrbataillone zum erstenmal ins Gefecht und zeigten sich so brav, daß York, der sonst nicht leicht Beifall spendete, sie salutiren ließ, als sie aus dem Kampfe zurückkehrten.

Nachdem Blücher hinter die schnelle Deichsel, ein Gebirgsflüßchen zwischen dem Bober und der Katzbach, zurückgegangen war: erließ er zu des Heeres Beruhigung einen Aufruf, der jeder Compagnie oder Schwadron einzeln vorgelesen wurde. Der Feind, sagte er, wolle die Truppen zu einer entscheidenden Schlacht nöthigen, welcher aber jetzt noch aus dem Wege zu gehen ihr Vortheil erheische. Der Rückzug sei ein freiwilliger und darauf berechnet, die Franzosen ins Verderben zu führen, da jetzt das große Heer aus Böhmen in Sachsen einbreche.

Von der schnellen Deichsel nahmen die Verbündeten ihren Rückzug über die Katzbach. Die Stellung, welche sie an dem erstgenannten Flüßchen genommen hatten, war um so weniger haltbar, da Langeron den ihm angewiesenen Posten früher, als er Befehl erhalten, in übergroßer Vorsicht aufgegeben hatte. Am 23. August kam es in und bei

Goldberg an der Katzbach zu den hartnäckigsten Gefechten, welche, bei der großen Ueberzahl des Feindes, 4000 Mann Verlust brachten. Den ersten Preis der Tapferkeit trug an diesem Tage unter den Verbündeten die zweite Brigade des York'schen Corps, die sich auch schon am 21. bei Löwenberg hervorgethan hatte, davon. Mit nur 6400 Mann und 8 Geschützen bot sie vier Stunden lang in offener Gegend einem Feinde die Stirn, welcher 20,000 Mann und 30 Geschütze zählte. Ihr Führer war Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der verstorbenen Königin Luise, Sohn des regierenden Herzogs Karl Ludwig Friedrich. Dieser Prinz war dem General York sehr unwillkommener Weise als Brigadeführer eingeschoben worden. Bei dieser Gelegenheit hatte „Vater Isegrimm", auf welchen Geburt oder Rang nicht den mindesten Eindruck machten — mit Anspielung auf das zurückhaltende Benehmen, das der König noch immer, seit der Convention von Tauroggen, gegen ihn beobachtete — das zornige Wort gesprochen: „Hat mir der Teufel wieder einen Prinzen hergeführt! Da man mich nicht bei Seite hat schieben können, hat man wenigstens den Schwager des Königs mir ins Corps gesetzt, damit ja Alles gleich an die rechte Stelle berichtet werde". York hatte die Regimenter des Herzogs mit seinen scharfen Augen den strengsten Musterungen unterworfen und den geringsten Mangel bitter gerügt; aber der Prinz bewährte sich als tüchtig und erwarb den Beifall des strengen Mannes. Auch in dem Gefechte bei Goldberg wurden seine Leistungen dankend anerkannt. „Ew. Durchlaucht, sagte York, trugen bisher den schwarzen Adlerorden als Schwager des Königs; heute haben Sie ihn sich verdient".

Am Nachmittage des 23., nachdem ansehnliche Streitkräfte der Verbündeten herangekommen waren, gedachte Blücher die Scharte von Goldberg auszuwetzen und den Franzosen eine entscheidende Schlacht zu liefern. Er wußte nicht, daß Napoleon schon am frühen Morgen dieses Tages einen großen Theil seiner Truppen eiligst nach Dresden hatte aufbrechen lassen und Mittags selber gefolgt war; doch glaubte er es aus dem geringeren Nachdrucke, mit dem der Feind ihm folgte, schließen zu dürfen. Hätte sein Hauptquartier, das, auf die Aussage einiger Gefangenen hin, die Gegenwart Napoleons voraussetzte, nicht dringend abgerathen: er würde zu einer Schlacht geschritten sein und sie höchst wahrscheinlich gewonnen haben; denn es standen ihm, wie später klar wurde, nur die Corps von Macdonald und Lauriston entgegen, denen York und Langeron überlegen waren. So aber mußte sich der Marschall Vorwärts

sehr unwillig zum Rückwärts bequemen; wenigstens hielt er sich, um den Boden, von dem es ihm so schwer ward zu weichen, noch möglichst lange festzuhalten, grollend auf dem Marsche zu den letzten Plänklern.

Der Rückzug ging jetzt weiter ostwärts auf Jauer an der wüthenden Neiße, einem Flüßchen, daß etwa zwei Meilen unter Goldberg in die Katzbach fällt. Langeron zeigte sich auch hier unfügsam, und konnte nur mit Noth durch Blücher's kräftiges Auftreten zum Gehorsame gebracht werden.

So hatten also die Truppen der Verbündeten in der Zeit von acht Tagen den Weg zwischen der Katzbach und dem Bober in den angestrengtesten Märschen unter blutigen Gefechten, und dazu noch bei regnerischem Wetter, doppelt gemacht. Ganz besonders hatte York's schlecht bekleidete Landwehr gelitten; weshalb dieser für das Wohl seiner Leute so ängstlich bedachte Offizier im höchsten Grade gegen den Obergeneral erbittert war. Um seinem Zorne Luft zu machen, traf er am 25. bei Blücher in Jauer ein, und es kam in Gegenwart mehrerer russischer Generale zu einem heftigen Streite. Noch am Abend dieses Tages schrieb York einen Brief an seinen König, worin er um seine Entlassung einkam, weil, wie er zu verstehen gab, Blücher's Kommando das Heer zu Grunde richte. Der Obergeneral war jetzt mit den Führern der beiden größern Corps zerfallen, und nur Sacken, dessen frische Soldatenart zu der seinigen stimmte, trat in ein freundliches Verhältniß zu ihm. Natürlich wirkte die Unzufriedenheit York's und Langeron's auf die Truppen, und es gehörte in der That ein eiserner Mann, wie der Obergeneral, dazu, um sich noch den guten Muth zu bewahren. Sollte diese kühne Heldennatur das Vertrauen des Heeres wieder gewinnen, so mußte der Sonnenschein des Glückes auf sie fallen; nur ein Sieg konnte diesen kranken Zuständen ein Ende machen, und Dieser zögerte auch nicht länger zu erscheinen.

Als nämlich das schwächere Nachrücken und das Stillestehen des Feindes am 24. und 25. die Verbündeten muthmaßen ließ, daß Napoleon mit einem Theil seiner Truppen wieder umgekehrt sei, und dies sogar durch Kundschafter bestätigt wurde: zeigte sich Blücher sogleich wieder entschlossen, mit dem ganzen Heer zum kräftigsten Angriffe vorzugehen. Nachdem schon am 25. die neue Bewegung eingeleitet worden war, sollten dann die Verbündeten am 26. die Katzbach überschreiten.

Da Napoleon den Marschall Ney mit nach Dresden geführt hatte, war diesmal der Oberbefehl über die französischen Streitkräfte in Schlesien an Macdonald übertragen worden; er sollte Blücher bis über Jauer

zurückwerfen und dann eine feste Stellung am Bober nehmen. Beim Abschied hatte ihm der Kaiser noch ausdrücklich anempfohlen, „den Verräther York zur Rechenschaft zu ziehen.“ Macdonald überschritt am 26. die Katzbach in der Voraussetzung, daß die Verbündeten sich noch bei Jauer befänden, und rückte dem im Vormarsche befindlichen Blücher entgegen, welchem seine Rastlosigkeit diesmal den unschätzbaren Vortheil brachte, die ungeordneten Feinde in einer für sie ungünstigen Stellung zu überraschen. Die Katzbach, welche von Goldberg aus in nordöstlicher Richtung über Liegnitz in die Oder geht, und die wüthende Neiße, welche, an Jauer vorbeifließend, sich ungefähr in der Mitte zwischen Goldberg und Liegnitz von der rechten Seite her mit ihr vereinigt, sind bei trocknem Wetter harmlose Bäche; aber im Regen schwellen sie schnell zu reißenden Flüssen an, wie denn auch schon ihre Namen auf Tücke deuten. Beide sind von steilen Ufern eingehegt; besonders ist dies auf der Ostseite der wüthenden Neiße der Fall, von wo aus die schroffe felsige Bergwand bis zu 200 Fuß ansteigt. Oben dehnt sich eine weite Bergfläche aus, die nordwärts sanft nach Liegnitz sich abdacht und nordöstlich nach dem Dorfe Wahlstatt führt — ein Name, der bekanntlich die berühmte Tartarenschlacht von 1241 verewigt.

Die Aufstellung, welche das schlesische Heer am Morgen des 26. nahm oder schon inne hatte, um von da weiter gehend die Katzbach zu überschreiten, war nun die, daß York mit dem Centrum über dem rechten Ufer der wüthenden Neiße Fuß faßte, während ihm zur Rechten Sacken in der Richtung auf Liegnitz, Langeron aber zwischen den beiden Flüßchen, anderthalb Stunden von Jauer, stand. Es hatte schon mehrere Tage abwechselnd geregnet; am 26. waren die Schleusen des Himmels sogar den ganzen Tag hindurch geöffnet und der Lehmboden tief aufgeweicht; dabei schlug der von Nordwest kommende Regen den Verbündeten gerade ins Gesicht. Um so weniger mochte Macdonald an diesem Tage eine Schlacht erwarten; um so weniger waren aber auch die beiden Unterfeldherrn Blücher's — zumal nach dem Streite des vorhergehenden Tages — geneigt, ihren Obergeneral zu unterstützen. Langeron schickte, als während des Morgens der Feind massenweise herankam, von seinen 130 Geschützen 100 nach Jauer zurück, von wo sie weiter ostwärts nach Striegau bestimmt waren, gerade als ob nun der Rückzug das einzig Mögliche sei. Als Blücher gegen Mittag in seiner kräftigen Weise die zum Angriff erforderlichen Anordnungen traf, verweigerte Langeron, trotz seiner vortheilhaften Stellung, den Gehorsam, indem er sich auf

geheime Verhaltungsbefehle berief, und auch der gereizte York erklärte, daß er nicht wieder über die Katzbach gehen werde.

Zum Glück wurde dem Obergeneral diesmal durch den Feind selber der Weg erspart, und der Streit der Generale, was zu thun sei, fand darin seine natürliche Erledigung, daß die Franzosen, die zwei Flüsse leichtsinnig überschreitend, plötzlich vor den Verbündeten zum Vorschein kamen. Macdonald's Corps, das Centrum, ging nämlich über die Katzbach und die wüthende Neiße, und stieg zu der erwähnten Höhenfläche hinan, um sich von da nach Jauer, wo man den Feind vermuthete, zu wenden, während der rechte Flügel unter Lauriston in gerader Richtung von Goldberg nach Jauer, der linke unter Souham aber in der Richtung auf Liegnitz marschirte. Lauriston stieß, bevor er noch die Katzbach überschritten hatte, auf die Vortruppen Langeron's, welche sich auf ihr Corps zwischen den beiden Flüssen zurückzogen. Ebenso wich die preußische Vorhut unter dem preußischen Obersten Katzeler, dem Liebling Blücher's, weiter unten über dies Wasser und dann über die wüthende Neiße, jedoch nicht ohne dem Feinde den kräftigsten Widerstand entgegenzusetzen. Hinter ihr her stiegen die Franzosen vom Centrum die steilen Schluchten des rechten Neiße-Ufers hinan, indem sie ihren Gegnern Spottreden, statt Kugeln, nachschickten, da die Gewehre im Regen versagten.

Nachmittags zwischen Ein und Zwei begannen die Franzosen, nichts weniger als eine Schlacht vermuthend, in losen Massen auf der Höhenfläche zu erscheinen. Gneisenau hatte sich zu Katzeler's Vortruppen begeben, um sich mit eigenen Augen von dem massenweisen Anrücken des Feindes zu überzeugen. Es war Reiterei mit Geschützen und etwas Fußvolk, was zuerst sich zeigte; das Wetter erlaubte nicht weit zu schauen. Hocherfreut sah Blücher, der ebenfalls vorgeritten war, daß er nun die Schlacht nicht mehr an der Katzbach zu suchen brauchte, da der Feind so freundlich war, sie ihm über die wüthende Neiße entgegenzubringen. Er schickte einen Adjutanten an York mit dem Befehle: „Lassen Sie so viel Feinde herauf, als Sie glauben schlagen zu können, und dann greifen Sie an.“ York, dessen Laune so schlimm wie das Wetter war, erwiederte dem Offizier: „Reiten Sie hin und zählen Sie; ich kann bei dem Regen meine eigenen Finger nicht mehr zählen.“ Doch stellte der bärbeißige Mann sein Corps zur Schlacht. Der kampflustige Sacken, dessen Vorhut bereits vom Taubenberge bei Eichholz den Feind beschoß, rief dem Boten Blücher's zu: „Meine Antwort an den General lautet: Hurrah!“

York und Sacken mochten zusammen sechs Divisionen zählen. Sie stellten ihre Corps in zwei Treffen auf, mit dem zahlreichen Geschütz vor der Front. Jetzt ritt der Obergeneral, von dem Prinzen Wilhelm, des Königs Bruder, begleitet, mit seinem Gefolge heran, um in seiner muntern, kräftigen, volksthümlichen Art die preußischen Truppen anzureden. Er hielt fast bei allen Regimentern des ersten Treffens, und überall, wo sein weißes Haar, der kecke Schnurrbart und das muthblitzende Auge leuchtete, ward es den Kriegern warm ums Herz. Er setzte Denselben auseinander, wie es ihm jetzt durch sein Vorwärts, Rückwärts und dann wieder Vorwärts gelungen sei, den Macdonald in die Falle zu locken, und wie er in diesem Augenblicke nur warte, bis der Feind in größerer Anzahl diesseits der Katzbach und auf der Höhe über der Neiße sei, um kräftig auf ihn loszufahren. Er that, als ob dabei nicht viel mehr Arbeit sei, als wenn die Katze nach der Maus schnappt. Zugleich wies er das Fußvolk an, sich bei dem nassen Wetter nicht viel mit Schießen abzugeben, sondern dem Feind nur gleich mit dem Bayonnet auf den Leib zu rücken, und rief zuletzt: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber. Nun vorwärts!"

Die feindlichen Truppen, die auf der Höhenfläche zum Vorschein kamen, waren die Reiter Sebastiani's und zwei Divisionen von Macdonald's Corps; der Marschall selbst befand sich auf dem rechten Flügel, ohne Kenntniß von dem Schicksale, das jetzt seinem Centrum bereitet werden sollte. Der Angriff auf die Franzosen begann Nachmittags um Drei. York's Corps drang stürmisch vorwärts und kam zuerst mit seinem linken Flügel in's Gefecht. Hierbei zeichnete sich besonders das zweite Bataillon des brandenburgischen Regiments unter Major von Othegraven aus, das, Allen voraneilend, sich unter lautem Hurrah auf ein französisches Bataillon warf. Dieses zog sich zum Viereck zusammen und stand wie fest gewurzelt. Einen Augenblick sahen sich die Gegner, ohne die Hand zu regen, an; dann drehten die Preußen plötzlich ihre Flinten um, und schlugen auf das schwächere Franzosenvolk so mächtig los, daß sie in kurzer Zeit zerschmettert am Boden lagen, und die Erde mit zuckenden Leibern wie gepflastert war. Linie und Landwehr drangen in edlem Wetteifer auf den Feind ein und warfen ihn die Bergwand hinab; der Rittmeister eines ostpreußischen Nationalkavallerieregiments eroberte nicht weniger als neun Geschütze mit seiner kleinen Schar. Jetzt brach auch Oberst Jürgaß mit der Reservereiterei hervor; mehrere Regimenter des Feindes wurden über den Haufen geritten und eine beträchtliche

Anzahl Kanonen erobert. Dabei geriethen aber die tapfern Männer in dem Eifer der Verfolgung zu tief in die Reihen des Feindes, der unterdessen neuen Zuwachs erhalten hatte. Sie mußten weichen, und die überlegene französische Kavallerie drang nun ihrerseits vorwärts. Dieser Erfolg des Feindes konnte jedoch nicht von Dauer sein. York ließ einen Theil seiner zweiten Linie vorgehen, welcher unter Trommelschlag, ohne einen Schuß zu thun, wie eine feste Mauer anrückte. Schnell hatten auch Katzeler, Jürgaß und der Obergeneral selber, der mit gezogenem Degen, wie der Jüngsten einer, mitten im Getümmel war, neue Reiterscharen gesammelt, und der Widerstand des Feindes wurde gebrochen. Natürlich war auch der brave Sacken nicht müßig; ein Theil seiner Reiterei fiel den Franzosen in die linke Flanke, während die Kosaken sie im Rücken faßten. Es waren über achttausend Reiter, die jenen Nachmittag auf beiden Seiten gegen einander kämpften.

Jetzt kam auch das Fußvolk in allgemeinere Thätigkeit. Als nämlich die französische Kavallerie auf die eignen Fußgänger zurückgeworfen wurde, und Diese dadurch in Verwirrung geriethen: ließ Blücher die gesammte Infanterie York's und Sacken's mit gefälltem Bayonnet vorgehen, um den Untergang des Feindes zu vollenden. Dieser gerieth in gänzliche Auflösung und begann den Berg in wilder Flucht herabzustürzen, um über die Neiße und Katzbach zu entrinnen. Eine Division Souham's, die jetzt auf dem Schlachtfeld anlangte, wurde, statt Rettung zu bringen, mit in den allgemeinen Untergang verwickelt. Rette sich wer kann! war jetzt wieder die allgemeine Losung der Franzosen. Die Geschütze und Munitionswagen wurden theils schon auf der Höhe, theils in den Hohlwegen des Gebirgs, wo sie den Weg versperrten, theils im Thale im Stich gelassen. Dagegen rückten die Kanonen der Verbündeten an den Rand der Höhe und sprühten und donnerten Verderben hinab in die Schwärme der Flüchtlinge. Die Verzweiflung der Geschlagenen erreichte ihren Gipfel an den beiden Flüssen, die, vom Regen hoch angeschwollen, Stege und Brücken abgeworfen hatten, und nun als wilde Ströme durch das Thal schossen. Tausende fanden in ihren Fluthen den Untergang. Zwei andere Divisionen von Souham's Corps waren, als schon die Schlacht ihrem Ende zuneigte, mit größter Anstrengung oberhalb Liegnitz über die Katzbach gelangt, konnten aber die von Sacken besetzten Höhen nicht mehr besteigen, und mußten in vollständiger Nacht über das Wildwasser zurück, das natürlich auch hier zahlreiche Opfer forderte. So hatten sich die Elemente, wie in Rußland, gegen den allgemeinen Feind

verschworen. Allerwärts im Lande, wohin die Ueberschwemmung kam, trieben Franzosenleichen unter mancherlei Trümmern umher, und als sich später die Wasser verliefen, sah man sie, von Schlamm bedeckt, auf den Feldern ausgestreckt, ja sie hingen sogar in den Bäumen.

So war ein vollständiger Sieg errungen, trotz Langeron's zaghafter Haltung, deren wir noch mit einem Worte gedenken müssen. Er hatte, wie uns erinnerlich ist, am Morgen des Schlachttages den größten Theil seines Geschützes zurückgeschickt, und konnte deshalb, obgleich in vortrefflicher Stellung zwischen dem Gebirge und dem linken Ufer der Neiße, dem rechten Flügel der Franzosen unter Lauriston nur einen matten Widerstand entgegen setzen. Zum Glück hatte ihm Blücher die preußische Brigade Steinmetz zu Hülfe geschickt, mit deren Beistand es ihm gelang, den verlornen Boden wieder zu gewinnen. Durch die Vorgänge am rechten Ufer wurde dann Lauriston natürlich gezwungen, seinen Rückzug anzutreten.

Die Schlacht wäre wohl am natürlichsten nach der wüthenden Neiße benannt worden, wie dies auch die Soldaten anfangs thaten, da ja auf der Höhenfläche über ihr der entscheidende Kampf Statt gefunden hatte. Wenn Blücher gleichwohl die Bezeichnung Schlacht an der Katzbach vorzog, so geschah es aus Artigkeit gegen Sacken, dessen Truppen nach diesem Flusse zu aufgestellt waren, und im Gefechte bis an dessen Ufer vorgingen. Seitdem sind Roßbach und Katzbach zwei Namen, die dem Ohr der Franzosen gar widrig klingen, und der deutsche Dichter hat Recht, wenn er den übermüthigen Fremden neckisch zuruft:

Nehmt in Acht euch vor den Bächen,
Die da von den Thieren sprechen!

Der Verlust der Verbündeten in dem Kampfe war äußerst gering, die Opfer dagegen, welche sie in Folge des bösen Wetters und der angestrengten Verfolgung des geschlagenen Feindes darzubringen hatten, sehr beträchtlich. Schon gleich die Nacht vom 26. zum 27. war furchtbar. Die von dem herrlichen Siege noch glühenden Truppen mußten auf der nassen Erde ohne Holz und Stroh, Viele sogar ohne Brot lagern, indeß noch immer der Regen niederströmte. Die armen Landwehrmänner in leinenen Beinkleidern und ohne Mäntel, ja zum Theil ohne Schuhe — denn diese waren auf dem Marsch im Kothe stecken geblieben — litten unbeschreiblich. Hunderte von ihnen gingen zu Grunde; andere Hunderte entfernten sich heimlich nach der nahen Heimat, von wo sie dann aus freien Stücken wieder zur Fahne zurückkehrten.

„Vorwärts, Kinder! Wenn ihr tüchtig drauf losgeht, so könnt ihr eine Schlacht sparen!“ Diese von Blücher in den nächsten Tagen wiederholt an die Truppen gerichteten Worte trieben zu rastloser Verfolgung, die so ergiebig war, daß die Ernte der katzbacher Schlacht sich verzehnfachte. Der Zustand des feindlichen Heeres war jammervoll. Was sich über die Flüsse gerettet hatte, befand sich natürlich in vollständiger Auflösung, sogar ein großer Theil derjenigen Truppen, die gar nicht ins Gefecht gekommen waren, verbarg sich in Häusern und Wäldern, und selbst Schläge vermochten nichts über sie. Lieber in Gefangenschaft fallen, sagten sie, als im Elende verschmachten. Blücher und Gneisenau wollten schon in der ersten Nacht die Verfolgung angetreten wissen, um das feindliche Heer vollständig zu vernichten. Allein die Ermüdung der Truppen war zu groß; überdies verboten die beiden Flüsse, die noch immer wuchsen, den Uebergang. Erst am Morgen des 28. befand sich York's ganzes Corps jenseits der wüthenden Neiße, deren Wasser dem Fußvolk bis zur Brust gegangen war. Durch grundlose Felder erreichten diese Truppen dann Goldberg mit der Nacht. Dahin gelangte zu derselben Zeit auch Langeron, obschon er die wenigsten Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hatte, während Sacken den Umweg über Liegnitz einschlug, wo bessere Gelegenheit war, über die Katzbach zu kommen. Trotz dieser Verzögerungen, welche die Geduld des Oberfeldherrn auf die Folter spannten, that die Verfolgung dem zerrütteten Feinde außerordentlichen Abbruch. Bald stießen die Verbündeten nicht mehr bloß auf Heerestrümmer, auf einzelne Verwundete und Erschöpfte; schon geriethen ganze Scharen in ihre Gewalt. Dem General Langeron fiel das unverdiente Glück zu, die 6000 Mann starke Division Pudhod von Lauriston's Corps, welche den Auftrag gehabt, den Verbündeten in den Rücken zu marschiren, und gar nicht an der Schlacht Theil genommen hatte, gefangen zu nehmen. Er traf sie am 29. bei Plagwitz, wo der Bober, das stärkste jener Wildwasser Niederschlesiens, welcher jetzt als breiter Strom dahinschoß, dem Uebergange der Franzosen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzte. Es stand hier zwar eine steinerne Brücke; sie war aber, obgleich ihre Bogen noch aus der Fluth hervorragten, nicht mehr zu erreichen. So befanden sich die Franzosen in fürchterlicher Enge zwischen ihren Gegnern und dem Wasser; ihre verzweifelte Gegenwehr war umsonst; die Flucht über den Fluß, welche Viele versuchten, mißlang; die Kosaken folgten ihnen, auf ihren Pferden schwimmend, und stachen sie im Wasser mit ihren Lanzen, so daß die Elenden einen doppelten Tod starben,

verblutend und ertrinkend. Das Wuthgeschrei der Kämpfenden, der Weheruf der Unterliegenden, die Menschen und Pferde, welche mit den Wellen rangen, die Todten, welche unter Tornistern, Czakos und mancherlei Trümmern in der schmutzigen Flut dahintrieben — es war ein grauenhafter Auftritt.

Am ersten September gewährte Blücher endlich seinen erschöpften Truppen einen Rasttag. Er ließ Victoria schießen und einen feierlichen Gottesdienst abhalten; zugleich dankte er dem Heer in einem Tagsbefehle für den Sieg und die Befreiung Schlesiens. Die Beute bestand in 103 Kanonen, 250 Pulverwagen, einer Masse des verschiedensten Heergeräths und 18,000 Gefangenen, worunter ein Divisionsgeneral, zwei Brigadegenerale und einige Hundert Offiziere. Der Gesammtverlust des Feindes wurde auf nicht weniger als 30,000 Mann geschätzt. Die Stimmung der Uebriggebliebenen war so herabgedrückt, daß Macdonald selbst erklärte, nur der Kaiser werde im Stande sein, diese Truppen wieder aufzurichten.

Die Freude über den errungenen Sieg und so herrliche Trophäen, die sich in den nächsten Tagen noch vermehrten, war nicht wenig erhöht worden durch die am Tage nach der Schlacht angelangte Kunde über Bülow's Waffenglück bei Großbeeren, wovon wir hier unten gleich das Nähere berichten werden. Um so tiefer schmerzte dagegen die Nachricht von den zwei verhängnißvollen Tagen vor Dresden, von denen der erste mit Blücher's Triumph an der Katzbach zusammenfiel. In seiner Bedrängniß ließ Schwarzenberg 50,000 Mann von Blücher fordern, die nach Böhmen marschiren und einem Heere zu Hülfe kommen sollten, das noch immer über 150,000 Mann zählte. Hierdurch wären Schlesien und die Mark gefährdet, der trachenberger Plan verletzt, Blücher, der greise Achilles der Iliade von 1813, wieder zu einer untergeordneten Rolle verdammt und der bleiernen Masse des schwarzenbergischen Heers am Ende doch wenig geholfen worden. Unser Held lehnte daher die begehrte Hülfe ab, indem er dem Fürsten seine triftigen Gründe aus einander setzte. In einem zweiten Schreiben rechtfertigte er sich vor seinem Könige.

Dieser Schritt Blücher's ist von dem glücklichsten Erfolg auf den weiteren Gang der Ereignisse gewesen. Von Siegesbewußtsein erfüllt, war das schlesische Heer fortan zu einer Hauptrolle im Kriege berufen. Das Vertrauen der Truppen zu ihrem Feldherrn war jetzt unbegrenzt; wo er und auch York sich zeigten, that sich die gehobene Stimmung in jauchzenden Beifallsrufen kund. Insbesondere war auch das nationale

Vorurtheil der Russen gegen den Obergeneral geschwunden; sie verglichen ihn mit Suworoff, und bei den Kosaken entstand die Sage: Blücher sei eigentlich selbst ein Kosake vom Don, jedoch schon als Kind nach Deutschland verschlagen worden. Das Verhältniß zu York und Langeron war freilich noch immer schwierig; aber wenn sich auch York, nach wie vor, mit Blücher und dessen Hauptquartier sehr unzufrieden zeigte, so hatte doch der Sieg ihrem Zerwürfnisse die Spitze abgebrochen. Was Langeron angeht, so sah er sich wenigstens nicht ohne Beschämung gegen die andern Generale in Schatten gestellt; er mußte sich überdies jetzt eingestehen, daß der „bon sabreur" auch Schlachten zu gewinnen verstehe. Freilich war er darum noch nicht willfährig geworden, während York in der Regel gehorchte, wenn auch murrend. Blücher drückte sich über das spröde Wesen und die oft verzögerten Leistungen seiner Unterfeldherrn in gewohnter derber Weise so aus: „York brummt, aber er kommt, und wenn er kommt, dann beißt er auch; aber die Russen, die brummen und kommen nicht, und wenn sie kommen, beißen sie noch lange nicht".

Friedrich Wilhelm schmückte den Heldengreis für seinen Sieg an der Katzbach dankbar mit dem Großkreuze des eisernen Kreuzes; York und Sacken trugen den schwarzen Adlerorden davon. Als der König später Blücher in den Fürstenstand erhob, gedachte er vor allen Siegen des Helden des an der Katzbach, und ernannte ihn zum Fürsten von Wahlstatt.

Wir wandern jetzt — auf unserm heitern Wege von Siegesfeld zu Siegesfeld — von Schlesien nach der Mark zu dem Nordheer. Es war dieser Armee, in welcher das Salz der Befreiungskriege, die Preußen, allein einen überwiegenden Bestandtheil bildeten, vergönnt, noch größere Thaten zu vollbringen, als Blücher und seinen Tapfern, obgleich die Siege, die sie davon trug, nicht allein dem Feinde, sondern — merkwürdiger Weise — dem eigenen Obergeneral, der nicht schlagen wollte, abgerungen werden mußten. Wie beim schlesischen Heere das Gelingen der kriegerischen Unternehmungen durch die Sprödigkeit der Unterfeldherrn gegen das Oberhaupt gefährdet war, so beim Nordheer durch die Sprödigkeit des Oberhauptes gegen die Unterfeldherrn, die zum Glück statt seiner das Heft in die Hand nahmen. Die hohe Vorstellung, welche die Monarchen von der kriegerischen Tüchtigkeit Bernadotte's hatten, war Ursache, daß sie ihn an die Spitze der Nordarmee stellten, und ihm den wichtigen, in mancherlei Hinsicht schwierigen Auftrag ertheilten,

sowohl Berlin zu decken als auch gegen die ausgedehnte Elblinie vorzudringen. Wenn man übrigens glaubte, Napoleon durch sich selber zu bekriegen, indem man ihm einen Feldherrn aus seiner Schule gegenüber stellte: so täuschte man sich sehr. Gerade das Jahr 1813 hat bewiesen, daß die Generale des französischen Kaisers weit weniger leisteten, als ihr Ruf erwarten ließ, sobald sie nicht unter seinen Augen und nach seinen Vorschlägen handeln konnten, sondern, von ihm getrennt, sich auf eigene Füße gestellt sahen. So waren diese Franzosen nur trefflich geschulte Handlanger des genialen Meisters aus Corsica. Die witzigen Berliner sagten in dieser Beziehung von Bernadotte, der in den letzten Tagen des Julis sein Hauptquartier in der preußischen Hauptstadt hatte, wenn er in vornehm lässiger, etwas zurückgewandter Haltung durch die Straßen ritt: er sehe sich um, ob nicht Napoleon hinter ihm sei. Es kam aber hier noch ein Zweites hinzu: der Kronprinz von Schweden schien überhaupt kein Herz für einen Krieg zu haben, der ihn zwang, gegen seine alten Waffengefährten zu fechten, gegen sein Vaterland Frankreich, auf dessen Thron ihm der von Artigkeit überströmende Alexander in Trachenberg Hoffnung gemacht hatte, im Falle das neue Kaiserreich zusammenbräche. Statt die Stellung, die man ihm gab, redlich von sich zu weisen, hatte Bernadotte eine schwierige, zweideutige, für die deutschen Angelegenheiten sehr nachtheilige Politik eingeschlagen, nämlich die Franzosen möglichst zu schonen, ohne es mit den Großmächten zu verderben. Dabei hatte er noch seine besondere skandinavische Politik, die, wenn der vielleicht allzukühne Wunsch, Frankreichs Herrscher zu werden, nicht in Erfüllung ging, völlig in den Vordergrund trat: nämlich seine schwedischen Truppen für die Unternehmung gegen Norwegen aufzusparen. Napoleon, der ihn durchschaute, hatte schon während des Waffenstillstands in Bezug auf ihn geäußert: „Der wird nur ansetzen, aber nicht springen"*), und ein englischer General, der sich als Bevollmächtigter in Bernadotte's Hauptquartier befand, schrieb an seine Regierung die bezeichnenden Worte: „Der Prinz hat den Kriegsmantel umgethan; aber seine Unterkleider sind aus schwedischen und friedlichen Stoffen gemacht".

Wenn das leicht erregte Berlin während des Waffenstillstandes Bernadotte auf alle Weise feierte, so geschah es, weil es die größten Hoffnungen auf ihn setzte. Da, wo er des Vertrauens am meisten be-

*) Pour celui-là, il ne fera que piaffer.

durfte, bei seinen Generalen und dem Heere, verlor er sehr bald den Boden; besonders war das Verhältniß zu Bülow und Tauentzien, den höchsten preußischen Befehlshabern, ein gespanntes. Die Stimmung der Soldaten gegen ihn wurde mit der Zeit so schwierig, daß die Offiziere Noth hatten, die Rufe ihres Unwillens zurückzuhalten, wenn er vor der Front erschien.

Das Nordheer, welches, nach Abzug des gegen Davoust aufgestellten Corps des Grafen Walmoden, nahezu 80,000 Mann betrug, war ziemlich zersplittert von Spandau nach Mittenwalde und nach der Oder aufgestellt, und wurde sogar auch dann noch auffallend weit auseinander gehalten, als die Feindseligkeiten schon begonnen hatten. Es bestand aus den zwei preußischen Corps unter Bülow und Tauentzien, wovon aber das zweite einen großen Theil seiner Mannschaft an Walmoden abgegeben hatte; ferner aus dem kleinen schwedischen Corps und den Russen Winzingerode's. Den Kern des Heeres nach Zahl und Beschaffenheit bildete das 40,000 Mann starke Corps Bülow's, bestehend aus den vier Brigaden Hessen-Homburg, Thümen, Borstell und Krafft.

Unter den Generalen war der achtundfünfzigjährige Friedrich Wilhelm von Bülow, der Sohn eines Gutsherrn zu Falkenberg in der Altmark, der hervorragendste. Wir haben diesen Feldherrn zu Anfang des Jahrs neben York in dem östlichen Theile Preußens thätig gesehen, um den neuen Krieg gegen Frankreich zu rüsten; wir haben dann seinem Feldzuge im Mai und Juni beigewohnt, wo er Berlin geschützt, den Geist seiner Truppen durch glückliche Gefechte gehoben und seine Schule als Heerführer gemacht hatte. Bülow war keine stürmische Heldennatur, wie Blücher, und hatte auch nicht dessen Heldengestalt; im Frieden pflegte er Wissenschaft und Kunst. Nicht mit Unrecht warf man ihm Unverträglichkeit und Heftigkeit vor. Letztere ging so weit, daß er im Stande war, Denen, welchen er zürnte, Alles, was ihm in die Hand fiel, nach dem Kopfe zu schleudern, wie dies z. B. dem berühmten Professor Rust, der als Generalstabsarzt den Feldzug mitmachte, unschuldiger Weise widerfuhr; ebenso zog er einst als junger Hauptmann gegen den Prinzen Ludwig Ferdinand, seinen einundzwanzigjährigen Zögling, in Gegenwart von dessen Mutter, den Degen. Trotz dieser gelegentlichen Aufwallungen, die sich schnell wieder legten, war er von Natur heiter, gefällig und sanft. An kriegerischer Begabung und glühender Vaterlandsliebe gab er keinem preußischen General Etwas nach, und sein

Name glänzt verdientermaßen dicht neben Blücher's auf dem schönsten Blatt der Geschichte Deutschlands.

Graf Tauentzien, der Sohn des uns bekannten tapfern Generals aus dem siebenjährigen Kriege und selbst ein tapferer Offizier von hoher Einsicht und Entschlossenheit, nahm an Bülow's Siegen den thätigsten Antheil und ist deshalb auch der Genosse seines Ruhmes.

Die französischen Streitkräfte, die, dem Nordheer gegenüber, bei Luckau und Dohme bis gegen Wittenberg in der Stärke von 70,000 Mann standen, waren aus den drei Armeecorps Bertrand's, Reynier's und Oudinot's und aus den Reitern Arrighi's gebildet. Napoleon hatte sie dem Oberbefehle des tapfern Marschalls Oudinot, Herzogs von Reggio, anvertraut, wobei er zugleich die Erwartung gegen ihn aussprach, daß er den Feind schnell zurücktreiben und Berlin nehmen werde, welches er, im Fall des Widerstandes, in Brand schießen solle. Der Kaiser hoffte um so schneller auf den Sieg seiner Heere in der Mark und Schlesien, weil ein beträchtlicher Theil der Streitkräfte Bernadotte's und Blücher's aus preußischer Landwehr, der von ihm so sehr verachteten Truppengattung, bestand, wie denn z. B. Tauentzien's Corps gar nichts Anderes aufzuweisen hatte. „Jagen Sie das Gesindel auseinander", so klang die Weisung, die an Oudinot in Bezug auf diese wackern Kriegsleute erging. — Wir haben bereits gesehen, wie die Landwehr in Schlesien das „Auseinanderjagen" selbst übernahm; in gleich erfreulicher Wirksamkeit werden wir jetzt ihre Kameraden im Nordheer begriffen sehn.

Nach dem trachenberger Plane sollte Bernadotte seine Streitkräfte bei Treuenbrietzen sammeln und, gleich nach Ablauf des Waffenstillstands, zur Elbe vorrücken, um, nach Ueberschreitung dieses Flusses, seinen Verbündeten zur Eroberung Sachsens die Hand zu reichen. Der Kronprinz von Schweden war aber so weit entfernt, an ein Vorgehen zu denken, daß er vielmehr vor den preußischen Generalen Worte fallen ließ, welche die Absicht, sein Heer bis hinter die Havel zurückzuziehen, deutlich genug verriethen. Dadurch würde Berlin, der letzte Damm im Nordosten Deutschlands gegen das überflutende Frankreich, die altberühmte Hauptstadt der Preußen, welche damals für die ganze Nation einstand, der Brennpunkt der Bewegung des wiederauferstandenen Vaterlandes, ohne Schwertstreich dem Feinde überliefert worden sein. Mit Noth setzte Bülow wenigstens so viel durch, daß sein Corps die durch Sümpfe, Wälder, Verschanzungen und künstliche Ueberschwemmungen gedeckte Stellung zwischen den Flüßchen Nuthe und Notte im Süden

Berlin's nicht verließ. Da so das Heer auf die Vertheidigung beschränkt blieb, eröffnete natürlich Oudinot die Feindseligkeiten, indem er am 19. August in drei Heerzügen in die Mark Brandenburg einbrach. Bei Trebbin an der Nuthe kam es am 21. auf dem linken Flügel der Franzosen zu einem Zusammenstoß zwischen den beiderseitigen Vortruppen. Drei preußische Compagnien unter Major von Clausewitz leisteten hier so festen Widerstand, daß der Feind erst nach vier Stunden mit Heranziehung von drei Regimentern im Stande war, die kleine Stadt zu nehmen. Auch das rechte Flügelcorps unter Bertrand und die mittlere Heersäule unter Reynier hatten im Vorrücken die hartnäckigsten Kämpfe mit der preußischen Vorhut zu bestehn.

Obgleich jetzt Bernadotte sein Heer etwas näher zusammenzog, reichten doch die Streitkräfte an den bedrohten Punkten nicht aus. Was konnte alle Tapferkeit einiger preußischen Bataillone der ganzen Armee Oudinot's gegenüber bewirken? So überschritten die drei Heerzüge desselben, nach dem blutigen Gefechte bei Wittstock, die Nuthe auf drei Uebergängen; die feste Stellung im Süden Berlin's, jenes von der Natur gegründete und von der Kunst durch die angestrengtesten Arbeiten in diesem Frühjahr verstärkte Bollwerk, war gesprengt, und der Feind stand drei Meilen von der Hauptstadt. Die Hindernisse, welche der Marschall jetzt noch zu überwinden hatte, bevor er zu der Sandebene, die Berlin einschließt, gelangte, waren nicht von großer Erheblichkeit; auch waren die Franzosen von Zuversicht erfüllt, und überall vernahm man in ihren Reihen das freudige Feldgeschrei: Rendez-vous, Berlin! Dasselbe diente zugleich als Trost gegen den leidigen Landregen, der sich in der Mark etwas früher als in Schlesien eingestellt hatte. Die feindlichen Heere waren jetzt nur noch durch einen großen, zum Theil sumpfigen Kiefernwald getrennt, an dessen Nordrand das Dorf Groß-Beeren liegt. Alle preußischen Heldenherzen brannten nach einer Schlacht. Berlin, vor dem nahen, mit Racheburst erfüllten Feinde zitternd, baute auf Bernadotte's Streiter als auf seine letzte Hoffnung, während der Kronprinz durch seinen Rückzug hinter die Havel die preußische Hauptstadt Preis zu geben gedachte. Die Landwehr, meinte er, sei ja doch nur wenig brauchbar, und wie leicht könnte nicht Napoleon in Person erscheinen, um Oudinot's Angriffen den größten Nachdruck zu geben. Als er in dem Kriegsrathe, den er am 22. hielt, sich in dieser Weise aussprach: erregte dies natürlich großen Unwillen bei den Generalen, und Bülow erklärte entschieden: nimmermehr dürfe Berlin ohne Schlacht aufgegeben

werden. „Was ist Berlin?“ erwiederte Bernadotte gleichgültig. „Eine Stadt.“ Mit der ganzen Entrüstung des Vaterlandsfreundes erhob sich Bülow gegen diese Auffassung; der Kronprinz konnte nicht länger die Schlacht verweigern, die er schon früher in Aussicht gestellt hatte; noch, sagte er einlenkend: habe man ja von Napoleons Erscheinen keine bestimmte Kunde. Aber was konnte man von einem Obergeneral erwarten, der bisher die entschiedenste Unlust am Kampfe gezeigt hatte? Auch ließ Bülow gegen seine Offiziere dem gerechtesten Zorne freien Lauf. „Mich bekommt er nicht gutwillig dazu, daß ich über die Spree zurückgehe!“ rief er. „Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts.“

Fortwährend blieb das Heer, das natürlich die Erbitterung der Generale theilte, über die Absichten des Kronprinzen im Unklaren. Obwohl er eine — freilich über zwei Meilen ausgedehnte und zum Theil nur durch Zwangsmaßregeln bewerkstelligte — Aufstellung gegen den Feind nahm, so erfolgte doch keine Anordnung zur Schlacht. Zugleich erhielt Tauentzien wiederholten Befehl, bis an die Vorstädte Berlin's zurückzugehen, als ob es seine Absicht sei, das Schlachtfeld dicht an die Hauptstadt zu verlegen — wenn überhaupt geschlagen werden sollte. Zum Glück zögerte Dieser zu gehorchen, bis die Ereignisse anders entschieden.

Indeß Bernadotte den Degen zog, um ihn gleich wieder in die Scheide zurückzustoßen: handelten die preußischen Generale an seiner Statt. Ihre unabläßige Aufmerksamkeit war auf den großen Wald gerichtet, der sie von dem Feinde trennte. Die Franzosen mußten denselben ihrer großen Zahl wegen auf verschiedenen Wegen durchschneiden. Griff man die ins Freie Kommenden, bevor sie zur Schlacht gerüstet waren, an, so war gegründete Hoffnung vorhanden, Meister über sie zu werden. Wirklich marschirte das feindliche Heer in drei, theilweise durch Sümpfe und tiefe Gräben auf beinahe zwei Meilen getrennten Abtheilungen durch den Wald: Reynier mit dem Centrum auf Groß-Beeren, das nur zwei kleine Meilen von Berlin entfernt ist; Oudinot's Corps — er selbst war, einer Schlacht für diesen Tag noch nicht gewärtig, in Trebbin zurückgeblieben — mit der Reiterei links an Sputendorf vorbei auf Klein-Beeren, Bertrand rechts auf Blankenfelde. Hier stand, unter den Verbündeten am weitesten vorgeschoben, Tauentzien mit 12,000 Mann. Als Bertrand am Morgen des 23. herankam, warf ihm Tauentzien zwölf Züge Schützen in den Wald entgegen; weitere Truppen rückten nach. Der französische General schien, weil die beiden andern Corps des feind-

lichen Heeres noch nichts von sich hören ließen, nur eine Beschäftigung der Gegner auf dieser Seite zu bezwecken. Nach einer von den Preußen lebhaft erwiederten Kanonade auf einer freien Stelle, zog sich Bertrand wieder tiefer in den Wald zurück, wobei er elf Offiziere und zweihundert Gefangene in den Händen der eifrigen Verfolger lassen mußte.

Bülow, der bei Heinersdorf in der Stellung der Verbündeten die Mitte bildete, vernahm den Donner der Kanonen. Da kein Auftrag von Bernadotte kommen wollte, und der Oberbefehl überhaupt zu schlafen schien: brach er auf eigene Hand in der Richtung des Gefechtes auf indem er zugleich dem Kronprinzen seine Bewegung melden ließ; als aber das Geschütz wieder verstummte, kehrte er bis vor Heinersdorf zurück, wo er etwas höher als der sumpfige Wald, aus dem der Feind erwartet wurde, stand. Zugleich versäumte er nicht, das vor seiner Front am Ausgange des Waldes gelegene Groß-Beeren zu besetzen.

Noch erschöpft von dem gestrigen Gefechte bei Wittstock und aufgehalten durch den Landregen, gelangte Reynier's Corps erst Nachmittags um drei Uhr vor den Wald. An seiner Spitze marschirte eine sächsische Division, von jenem General Sahr geführt, den wir in Torgau als Anhänger einer beschränkten, undeutschen Politik gegen Thielmann haben auftreten sehen. Es entspann sich ein hitziges Gefecht mit den Preußen in Groß-Beeren; die Sachsen steckten den Ort durch Granaten in Brand, und die kleine Vorhut zog sich zurück. Indem Reynier darauf verzichtete, sie zu verfolgen, und seine Stellung bei dem Dorfe nahm: ließ er die nach einander aus dem Walde anrückenden Divisionen seines Corps sich lagern. Die Quartiermeister suchten in Groß-Beeren Wohnungen für ihn und seine Offiziere; denn er glaubte nicht, daß der Gegner zu so später Stunde im strömenden Regen noch Etwas unternehmen werde. Mittlerweile mußten die zwei Flügelcorps noch nachkommen; dann schien es, bei der weiten Stellung der Verbündeten, nicht mehr schwer, am folgenden Tage die Mitte derselben zu durchbrechen und den geraden Weg nach Berlin, auf dem er sich befand, bis ans Ziel zu verfolgen. Welcher Triumph, die Hauptstadt der bittersten Feinde Frankreichs zu gewinnen, in die härtesten Bande zu schlagen und damit die Köpfe der preußischen Hydra recht gründlich auszubrennen. Napoleons Macht in dem abtrünnig werdenden Deutschland war dann großentheils wieder festgegründet, und die Angelegenheiten der Verbündeten standen, trotz der in den nächsten Tagen errungenen Siege an der Katzbach und bei Kulm, einem so gefährlichen Feinde gegenüber, bedenklich genug.

Wie leicht konnte Napoleon selber dann noch einen Schlag führen, und ein Friede mit Oestreich und Rußland, bei dem der Staat der Brandenburger als Opfer fiel, lag — man denke nur an Tilsit und Metternich's zweideutige Haltung — nahe genug. Dann war kein Preußen — und kein Deutschland mehr!

Ueberhaupt konnten trotz alles Aufschwungs der Herzen in dieser hohen Zeit, trotz der fast übermenschlichen Anstrengungen Preußens und der unläugbaren Erschöpfung Frankreichs die Befreiungskriege gar wohl mißlingen, sowohl wegen der nicht genug zu beklagenden Getrenntheit Deutschlands in zwei Heerlager, als auch in Folge der uns zur Genüge bekannten Ueberlegenheit Napoleons gegenüber der schwerfälligen, zersplitterten Kriegführung der Verbündeten. So hat der Patriot bei der Betrachtung der Geschichte dieser Tage fortwährend das Gefühl, an dem Rande eines Abgrundes zu gehen, und er hört nicht auf zu zittern, all dies edle Blut der tausend und aber tausend Märtyrer der Freiheit möchte umsonst verschüttet sein. Zum unaussprechlichen Glück für unser Vaterland hatte Gott zwei Wächter mit treuen, scharfen Augen auf die Zinnen Deutschlands gestellt, zwei Männer, welche, von ihren Obern mehr gehemmt als gefördert, in sich selbst die Kraft fanden, in gleichzeitiger Anstrengung die unermeßliche Gefahr abzuwehren: Bülow in der Mark und Blücher in Schlesien!

Die Quartiermacher in Groß-Beeren thaten vergebliche Arbeit; Reynier sollte nicht zur Ruhe kommen, und statt des Triumphs, den er morgen hoffte, wurden noch heute seine und seines Obergenerals Ruhmeskränze entblättert. Bülow war vorgeritten, um den Feind mit eigenen Augen zu beobachten, nach seiner Meinung konnten, da Bertrand auf Tauentzien gestoßen war, die hier aus dem Walde vordringenden Truppen höchstens nur Reynier und Oudinot sein; denn er wußte nicht, wie günstig die Sache für ihn lag, indem das Corps des Letztern sich verspätet hatte. Mit Reynier und Oudinot war er bereit es aufzunehmen, und seine Offiziere riefen ihm lauten Beifall zu. Der Angriff mußte gleich erfolgen, ehe noch die Aufstellung, die eben vor sich ging, zu Stande kam. Auch zögerte Bülow keinen Augenblick länger, und diktirte sofort seinen Brigade-Generalen den Schlachtplan, mit der Degenspitze nach den Punkten weisend, gegen welche die Angriffe gerichtet werden sollten.

Kaum war dies geschehen, als ein Adjutant des Kronprinzen mit dem schriftlichen Befehl anlangte: „General Bülow hat nach Empfang

dieses sofort den Rückzug nach Berlin anzutreten und auf den Weinbergen*) Position zu nehmen." Gehorchte Bülow jetzt nicht und handelte er nach eigenem Ermessen, so gab er ein höchst gefährliches Beispiel militärischen Ungehorsams; gehorchte er dagegen, so ließ er einen Vortheil von der unermeßlichsten Wichtigkeit fahren, und setzte Berlin und Preußen auf's Spiel. Kleine Menschen gehen in solcher Lage den schmalen Weg äußerer Pflicht; Männer wie Blücher und Bülow dagegen folgen einem höhern Rufe, der aus ihren Heldenherzen spricht. Bülow schwankte keinen Augenblick. „Vor uns liegt die Entscheidung!" rief er, von edlem Zorn entbrannt, dem Adjutanten zu. „Melden Sie Seiner Königlichen Hoheit, daß ich mich auf dem Marsch befinde, Groß-Beeren mit Sturm zu nehmen." Mit diesen Worten sprengte er mit den Offizieren seines Stabs über das Feld zu den Geschützen, welche die Schlacht eröffnen sollten. Indessen versäumte er nicht, dem Obergeneral noch durch einen besonderen Boten Aufklärung über den eigenmächtigen Schritt zu geben, und schickte ihm den Major von Reiche, der unter seinen Offizieren am feurigsten gegen den Rückzug auf Berlin gesprochen hatte. Zu dem Texte seiner Meldung spielten bereits die Kanonen von Groß-Beeren eine rauhe Melodie. Bernadotte war verdrießlich; aber wenn er vorher keinen Gehorsam fand, wie sollte er ihn jetzt erlangen? Er ließ also Bülow gewähren, schlug jedoch die Unterstützung, die für den Nothfall angesprochen wurde, ab.

Als Bülow's Corps gegen den Feind rückte: erhob sich — wie ein Sturm, der über das Wasser daherbraust — durch alle Glieder ein freudig wildes Hurrah. Die braven Truppen waren an dem regnerischen Tage beständig auf den Beinen gewesen; schon war es Abend, und sie hatten Wenig oder, wie die Leute Vorstell's, die eben von einem anstrengenden Marsch eintrafen, Nichts gegessen; die Brigade Thümen war am Tage zuvor andauernd im heftigen Kampfe gewesen und erst in der Nacht bei Bülow's Corps eingetroffen. Aber der Gedanke, den verhaßten Feind zu züchtigen und dem bedrängten Vaterlande durch einen Sieg aufzuhelfen, ließ Hunger und Müdigkeit vergessen und machte Herz und Glieder frisch und kräftig.

Wir wissen, daß Oudinot's Corps, welches zu gleicher Zeit mit dem Centrum vor dem Walde hätte eintreffen müssen, zurückblieb. Schuld an der Verspätung trug das Verweilen des Obergenerals in

*) Jetzt Kreuzberg.

Trebbin, der Mangel an Bestimmtheit in seinen Anordnungen und der Umstand, daß ihm die Corpsgenerale, denen er vor kurzem noch gleich gestanden hatte, nicht den rechten Gehorsam bewiesen. So war also Bülow in der glücklichen Lage, in Reynier einen weit schwächern Feind zu bekämpfen.

Es hatte schon Fünf auf dem Kirchthurme zu Groß-Beeren geschlagen, als die Preußen gegen dies Dorf vorgingen, rechts die Brigade Hessen-Homburg, links die Brigade Krafft, hinter beiden Flügeln die Reiter, die Brigade Thümen's als Rückhalt. Sobald sie sich der Stellung der Franzosen bis auf 1800 Schritte genähert hatten, donnerten 64 Feuerschlünde, die sich während des Marsches vor die Front begeben hatten, gegen den Feind; sie wurden auf 82 vermehrt und spien ein so furchtbares Feuer aus, daß sehr bald das schwächere feindliche Geschütz verstummen mußte. Zugleich erhielt die Brigade Borstell, welche ganz links stand, den Auftrag, den rechten Flügel des Feindes zu werfen.

Graf Reynier, ein sehr tüchtiger General, der fast in allen Feldzügen Napoleons mit Auszeichnung gefochten hatte, befand sich auf seinem linken Flügel, das Corps Oudinot's erwartend, das erst nach der Schlacht eintreffen sollte. Als man ihm gegen Sechs den Anmarsch Bülow's meldete, wollte er dem Boten keinen Glauben schenken und gab die ärgerliche Antwort: „Ach, das ist nichts; sie werden nicht kommen." Als dann die Nachricht eintraf, daß Borstell über Klein-Beeren auf seinen linken Flügel eindringe, trat ihm endlich die erschreckende Wahrheit vor die Augen: ein nahezu doppelt so starkes Heer hielt ihn von der Front und der Seite her gefaßt. Vergebens war jetzt alle Gegenwehr, vergebens namentlich der heldenmüthige Widerstand der sächsischen Division, deren Führer schwer verwundet mit großer Noth entrann. Sie wurden mit dem Bayonnet und dem Kolben aus Groß-Beeren herausgestoßen; denn von Schießen konnte bei dem Regen wenig die Rede sein.

Ganz vortrefflich bestand die Landwehr die Probe der ersten Schlacht. Da die muntern Bursche erst nicht wußten, was sie mit ihren nassen Gewehren machen sollten: sagten sie, eingedenk der Praxis auf ihren Kirchweihen: „Wat helpen uns die Scheetprügel? Ja, wenn wir Wagenrungen, Scheemelbene und Tischföte hätten." Ganz besonders gefiel ihrer starken, noch wenig geübten Hand der Kampf mit dem Kolben, wie auch drei Tage später ihren Brüdern an der Katzbach. „Et fluscht better," meinten sie — ein Wort, das seitdem in Aller Mund überging — und verarbeiteten grimmig die rothen Garde-Grenadiere mit den hohen

Bärenmützen. Oudinot schickte die französische Division Durutte den bedrängten Sachsen zu Hülfe; aber kaum hatte Diese das „Et fluscht better“ wahrgenommen, als sie, von jähem Schreck ergriffen, den Rücken wandte und, die Gewehre wegwerfend, der nahen Waldung zueilte. Viele von ihnen wurden von den nachsprengenden westpreußischen Ulanen und pommerschen Husaren niedergehauen oder zu Gefangenen gemacht. Ein Glück für Oudinot war es noch, daß die sächsische Division Lecoq, die etwas später auf dem Schlachtfelde eingetroffen war, den Rückzug der Geschlagenen deckte, und daß die vorgerückte Tageszeit die Fortsetzung des Kampfes verbot. In zwei Stunden war die ganze Arbeit gethan. Die Preußen erhoben, während der Feind sich im Dunkel des Waldes und der Nacht verbarg, ein freudig-wildes Hurrah als Siegesruf, das, gleich dem Wiederhall des Donners im Gebirge, von Schar zu Schar durch das ganze Corps ging.

Der herrliche Tag bei Groß-Beeren war mit sehr kleinen Opfern erkauft: 150 Todte und 900 Verwundete. Dagegen verlor der Feind 1500 Gefangene, 14 Geschütze und 60 gefüllte Munitionswagen. Eine sehr erwünschte Beute waren mehrere tausend Gewehre; denn nun konnte das erste Glied der Landwehr, das sich bisher mit Piken hatte behelfen müssen, besser bewaffnet werden. Der Hauptgewinn der Schlacht — der ersten, die seit dem Waffenstillstande geschlagen wurde — war die Rettung Berlin's. Natürlich hatte diese Stadt, die für den Fall, daß die Feinde siegten, einer Plünderung entgegensah, in der größten Besorgniß geschwebt. Die flüchtenden Landleute, die Wagen mit den Verwundeten von Wittstock, der Kanonendonner der Schlacht am Abend des 23. hatten ihr die Schrecken des Kriegs und das Schicksal, das ihr drohte, auf das lebendigste vor Augen gestellt; Napoleon selbst hatte so sicher auf den Fall Berlin's gerechnet, daß er denselben im Moniteur vom 23. vorausverkündigen ließ. Jetzt, als die Siegesbotschaft nach der bedrohten Stadt gelangte, war ihr Jubel unermeßlich. Zu Tausenden strömten ihre Einwohner zu Fuß und zu Wagen am Morgen des 24. hinaus in das Lager Bülow's nach Heinersdorf, um die Sieger mit Dank und jedem Labsal zu überschütten. Nie sind Leidende reichlicher und sorgsamer verpflegt worden; selbst die Frauen aus den höchsten Ständen widmeten sich den Verwundeten mit der edelsten Hingabe.

Ein bitterer Tropfen in dem Freudenbecher Bülow's war der Schlachtbericht Bernadotte's vom 24. August, der zwei Tage später in den berliner Zeitungen erschien. Da der Kronprinz die Presse in der Hauptstadt

beherrschte, so daß die von preußischer Seite gegebenen Berichtigungen ihren Weg in die Oeffentlichkeit nicht fanden: so ist seine Darstellung lange geglaubt worden, obgleich sie die Wahrheit gänzlich entstellte. Bernadotte hatte in seinem „Bülletin" die Stirn, eine Schlacht, die wider seinen Willen geliefert war, als von ihm ausgegangen darzustellen, und die Russen und Schweden, die gar nicht gefochten hatten, als Theilnehmer des Siegs aufzuführen. Nicht Bülow, sondern Bernadotte wurde von den Monarchen als der eigentliche Held des Tages gepriesen und belohnt, und auf der Denkmünze, welche geschlagen war, steht er als der Retter Berlin's. Preußen und Deutschland wissen gegenwärtig, was sie ihrem Bülow verdanken, und wenn jetzt in dem schönsten Theile der preußischen Hauptstadt sein Marmorbild aufgerichtet steht — ihm zur Seite Scharnhorst, ihm gegenüber in Erz Blücher, York und Gneisenau — alle von der Meisterhand Rauch's —: so hat seine Bildsäule ein besonders Recht, Berlin zu schmücken, weil er der Stadt das nächste Verderben abgewehrt hat.

Nachdem ein so schwerer Schlag auf das Centrum des Feindes geschehen war, sah sich Dieser außer Stande, das Feld zu halten, und zog sich über Jüterbogk bis vor Wittenberg zurück, wo er den zweiten September anlangte. Es war Bülow's heißester Wunsch, die Früchte seines Siegs — gleich Blücher nach der Schlacht an der Katzbach — durch eine kräftige Verfolgung zu ernten, und wirklich hätte, bei der Ueberlegenheit der Verbündeten an Geschütz und Reiterei, Marschall Oudinot in der Sumpfgegend zwischen Nuthe und Notte leicht in die schlimmste Lage versetzt werden können. Aber Bernadotte ließ am 24. die Waffen ruhen, und ging dann so bequem und in so zerstreuter Stellung vor, als hätte er sich selbst die Gelegenheit nehmen wollen, dem Feinde zu schaden. Sein Hauptquartier rückte in fünf Tagen um zwei Meilen — von Ruhsdorf nach Saarmund — weiter! Alle Schritte Bülow's, ihn zu kräftigem Auftreten zu bewegen, blieben vergeblich.

Um das Unglück der Franzosen in der Mark vollständig zu machen, verloren sie am 27. bei Hagelberg, im Norden von Wittenberg, ein Treffen, das sogar weit blutiger war, als die Schlacht bei Groß-Beeren, und zu den ausgezeichnetsten Thaten dieses Kriegs gehört. Am 21. August war nämlich General Girard mit seinem Corps von 12,000 Mann, das zur kleineren Hälfte aus Franzosen, zur größeren aus Westfalen, Thüringern und Illyriern bestand, von Wittenberg ausgerückt, um Oudinot's Unternehmen von der linken Seite her zu unterstützen. Es waren neu-

gebildete, noch wenig geübte Truppen. Eine zur Beobachtung der Festung Magdeburg aufgestellte Schar märkischer Landwehr unter General Puttlitz waren die ersten Truppen, auf die sie stießen; doch kam es zu keinem Kampfe, da Puttlitz vorsichtig dem überlegenen Feinde auswich. Am 26. empfing Girard vor dem Städtchen Belzig die Unglückspost von Groß-Beeren. Bevor er sich noch zum Rückzug entschlossen hatte, schob sich General Hirschfeld von Tauentzien's Corps, der mittlerweile, durch Puttlitz verstärkt, gegen ihn ausgeschickt war, zwischen diese Franzosen und ihren Rückzug nach der Elbe. Hirschfeld war um Weniges schwächer als Girard; seine Leute bestanden fast nur aus märkischer Landwehr und waren durchaus Neulinge, gerade wie Girard's Truppen. Am 27., gleich nach Mittag, schritten die Preußen zum Angriffe und zwangen den Feind nach dem Dorfe Hagelberg zurückzukehren, wo er eine neue Stellung nahm. Auch die Landwehr mußte ihre Schlachtordnung ändern, was sie nur mit großer Mühe zu Stande brachte, gehindert durch die Kampflust einzelner Bataillone, die ohne Befehl gegen den Feind losbrechen wollten. Dagegen geschah es auch, daß ein Theil der Landwehrmänner auf dem linken Flügel, von einem unverhofften Feuer der überlegenen Artillerie ihrer Gegner überrascht, in wilder Flucht dahinstürzte; doch wurden sie eben so schnell zum Stehen gebracht und drangen sogleich wieder tapfer mit dem Bayonnet voran; denn die vom Regen naß gewordenen Gewehre verboten auch hier das Schießen. Plötzlich hielten die Franzosen ein: in ihrem Rücken war ganz unerwartet eine Schar von 600 Kosaken unter Tschernitscheff erschienen. Dieser hatte schon am Tage zuvor auf seinen Streifzügen den Feind bei Belzig getroffen, und war jetzt, durch den Kanonendonner bei Hagelberg angelockt, von Gebüsch verdeckt herangeschlichen. Da er Bedenken trug, sich sofort mit einer Handvoll leichter Reiterei, die überhaupt zu ernsten Angriffen nicht sehr geschickt war, in den Kampf zu stürzen: ließ er seine Schar halten und suchte nach Hirschfeld, den er aber nicht finden konnte. Mittlerweile nahm der Kampf eine für die Preußen günstige Wendung, obschon Hagelberg, das sie erobert hatten, wieder verloren gegangen war. Bei dem heftigen Vorgehen ihres linken Flügels geschah es, daß in einer Vertiefung zur Seite des Dorfes 300 preußische Schützen mit wildem Hurrah auf zwei Bataillone Franzosen und Italiener eindrangen, ohne die Sturmhaufen, die ihnen folgten, abzuwarten, und den vier- bis fünfmal so starken Feind, der alle Besinnung verloren hatte, zum Strecken der Gewehre zwangen. Gegen 1400 Mann, wobei 33 Offiziere, fielen den braven Schützen in die

Hände. Auch die Kosaken warfen sich jetzt auf ein paar sächsische Husarenschwadronen und nahmen einige hundert Reiter gefangen.

Die Stellung der Franzosen bei Hagelberg schien nicht mehr haltbar; in großem Halbkreis zogen die Preußen an, und es begann dem Feinde vor der eisernen Umarmung zu grausen. Noch bevor Hirschfeld zum allgemeinen Angriffe Befehl gegeben hatte, rissen sich einzelne Bataillone des rechten Flügels und des Centrums los, ihre Linie aus Kampfbegier verlassend. Als die Tapfern mit geschultertem Gewehr die Anhöhe von Hagelberg hinanstürmten, und sich dem Feinde bis auf fünfhundert Schritte genähert hatten: wurde Dieser von panischem Schreck ergriffen. Die ganze Linie der Franzosen wandte sich und stürzte in banger Flucht dahin, Gewehre und Tornister als hindernde Last von sich schleudernd. In aufgelösten Haufen stürmten die Landwehrmänner mit furchtbarem Kriegsgeschrei hinterher, und schlugen die Opfer ihrer Wuth und Rache mit den Kolben der Gewehre, die sie wie Keulen handhabten, ohne Pardon zu gewähren, nieder. Ganz Hagelberg, wo die Feinde einigen Schutz zu finden hofften, wurde zur Schlachtbank. Ein feindliches Bataillon, das sich im Viereck an einem Garten aufgestellt hatte, wurde in dem entsetzlichen Kampfe, wo kein Schuß, sondern nur Kolbenschläge und Todesstöhnen vernommen wurde, Mann für Mann niedergeschlagen, so daß die Leichen sich die Mauer emporthürmten. Die Begier, an der Vernichtung der verhaßten Franzosen Theil zu nehmen, war so groß, daß man Landwehrmänner, die im Gedränge an den Feind nicht herankommen konnten, sich vor Wuth in den Arm beißen sah. Wie an jener Mauer, fanden Tausende in dem Dorf ein Ende; hier hatte die Schlacht Dämme aus Todten erbaut, die den Durchgang hemmten. General Girard wurde schwer verwundet weggebracht. Von den 12,000 Mann, die er ins Treffen geführt hatte, brachte er nur 1700 nach Magdeburg zurück! Ueber 4000 waren erschlagen, 5000 gefangen, die Uebrigen zersprengt. Sieben Geschütze und das sämmtliche Gepäck des Feindes war erbeutet worden; 6000 auf dem Schlachtfeld zerstreute Gewehre wurden dankbar von der Landwehr aufgenommen, welche auf diese Weise die Waffen vom Feinde geliefert erhielt, die ihr aus Mangel an Geld und Arbeitskräften nicht hatten beschafft werden können. Der Verlust der Preußen an Verwundeten und Todten betrug nicht mehr als 1759 Mann.

Auch die berühmte Kolbenschlacht bei Hagelberg wurde in Bernadotte's Bericht (drittes Bülletin vom 28. August) entstellt, indem er

das Hauptverdienst Tschernitscheff zuwendete, der nicht einmal bei der kleinen Unternehmung seiner Kosaken zugegen gewesen war.

Es war eine glorreiche Zeit für die Waffen der Verbündeten: die Siege von Groß-Beeren, Katzbach, Hagelberg und Kulm in dem engen Raum einer Woche eingeschlossen! Und diese großen Erfolge waren trotz der vielköpfigen Heeresführung, trotz der Unthätigkeit Bernadotte's erkämpft! Napoleons Streitkräfte waren bereits um 70,000 Mann geschwunden — ein Verlust, den er schwerlich überwinden konnte. Die frohe Zuversicht des Sieges war aus dem feindlichen Lager in das der Verbündeten übergegangen. Der französische Kaiser klagte über das Mißgeschick seiner Marschälle, welche seit dem russischen Feldzuge nicht mehr als die alten erschienen. „Wo ich nicht bin," sagte er, „geht es schlecht." Aber auch seine Zuversicht begann zu wanken.

Nachdem Oudinot in der Mark gescheitert war, lag es nahe, daß Napoleon sich selbst an die Spitze seines Heeres stellte und die Eroberung Berlin's versuchte; die Nähe Blücher's, der, wie ein hungriger Löwe im Busch, auf seinen Abzug lauerte, machte ihn jedoch bedenklich, und er schickte Ney, der vielleicht unter allen seinen Marschällen die reichsten Lorbeeren zählte. Dieser sollte — falls der Kaiser nicht etwa selber noch folgte und den Oberbefehl übernahm — das Nordheer züchtigen, von der preußischen Hauptstadt Besitz ergreifen und so die Schmach der vier Niederlagen durch eine große That bedecken. Die Unterweisung, die der abgehende Marschall von seinem Kaiser erhielt, und die etwas vornehm lässige Art, wie Derselbe seine Aufgabe faßte, zeigten, daß Beide ihren Feind noch nicht hinlänglich kannten. Napoleon sprach wieder von dem „schlechten Fußvolk" der Preußen, trotz der bittern Erfahrungen, die seine Truppen zu Groß-Beeren, an der Katzbach und bei Hagelberg gemacht hatten; es bedurfte noch einer vierten Lektion, um ihn über den Werth der Landwehr zu belehren, und diese ließ auch nicht lange auf sich warten.

Das Heer Oudinot's, der selbst wieder in das Kommando seines Corps zurücktrat, war durch die polnische Division Dombrowski verstärkt worden, so daß es wieder über 70,000 Mann zählte. Nachdem Ney am 3. September in dem Lager desselben vor Wittenberg angekommen war, hielt er am nächsten Tage große Musterung und sprach den Truppen Muth zu. Dabei ließ er es nach Franzosenart an großen Worten nicht fehlen, nannte die vor wenigen Tagen geschlagenen Truppen „die Unüberwindlichen" und versicherte, die Gegner würden den Anblick

der französischen Truppen nicht ertragen. In der folgenden Nacht brach er auf gegen Bernadotte. Das Nordheer, welches Dieser in seiner bekannten Weise in elf Tagen nur eben so viele Meilen vorgeschoben hatte, stand jetzt ziemlich zerstreut vor dem Feinde, indem es einen weiten Bogen beschrieb, in dessen Mitte Bülow war. So wurden also die Sieger von Groß-Beeren und Hagelberg, statt die Geschlagenen weiter zu verfolgen, nun ihrerseits angefallen, und mußten, sich schnell zusammenziehend, vertheidigungsweise verfahren.

Hätte die Leitung des ganzen Krieges gegen Napoleon in Preußens kräftiger Hand gelegen, so wäre dem Nordheer wahrscheinlich ein anderer Führer an Bernadotte's Stelle gegeben worden, da Friedrich Wilhelm durch Bülow's Berichte über den Stand der Dinge und die Schlaffheit des Obergenerals in Kenntniß gesetzt war; aber die Politik Englands und Rußlands legte dem Könige Fesseln an. Zum Glück waren die preußischen Generale entschlossen, jede Gelegenheit, auf die Franzosen einen Schlag zu thun, wahrzunehmen und dabei die hemmenden Befehle des Kronprinzen außer Acht zu lassen. So wurde der Krieg beim Nordheer allein durch die Preußen geführt; die Russen wirkten nur gelegentlich in kleiner Anzahl mit, und die Schweden marschirten hin und her.

Der erste feindliche Zusammenstoß fand am 5. September zwischen den Armeecorps Oudinot's und Bertrand's auf der einen und dem linken Flügel der Preußen unter General Dobschütz, der an Stelle des abwesenden Tauentzien kommandirte, auf der andern Seite bei Zahna in einer wellenförmigen, hin und wieder mit Gebüsch bedeckten Gegend Statt. Es waren 50,000 Franzosen gegen 14,000 Mann Landwehr. Dieser ungeheüern Mehrzahl gegenüber war die Haltung der Preußen so fest, daß der Feind ein starkes Corps in ihrem Rücken vermuthete und sich auf einen Angriff durch Geschütz und Tirailleurs beschränkte. Die tapfern Landwehrmänner zogen sich, immer zur Gegenwehr bereit, zurück, und selbst die Verwundeten trotzten noch, am Boden liegend, und ließen sich die Gewehre nur mit Gewalt entreißen, indem sie den Franzosen eine Niederlage für den folgenden Tag vorausverkündeten. Am Abend nahm das preußische Corps nach beträchtlichem Verlust auf dem Windmühlenberg noch eine Stellung. In der Nacht kam dann Tauentzien aus dem Hauptquartier Bernadotte's. Er war in der Dunkelheit in das Bereich der Vorposten gerathen, wo ihm plötzlich ein ganz unverhofftes „qui vive?“ — statt des deutschen „wer da?“ oder des russischen „stoï“ — entgegenscholl. Da er aber der Sprache des Feindes

mächtig war, spielte er, schnell gefaßt, den Franzosen und entging der Gefangenschaft.

Bülow hatte aus den Bewegungen des Feindes erkannt, daß es auf einen allgemeinen Angriff abgesehen war; er zog deshalb seine Truppen zusammen, um die gegen Tauentzien vorgerückten Franzosen auf der linken Seite und im Rücken zu fassen. Als dies geschehen war, erfolgte an Bernadotte die Meldung: sein Corps werde in der Nacht gegen den Feind marschiren und den folgenden Morgen (am 6. September) sich mit ihm schlagen. Nothgedrungen willigte der Kronprinz ein, aber er schwächte das Unternehmen seines Generals, indem er die Brigade Borstell zurückhielt.

In der Nacht ging Bülow mit den drei uns schon bekannten Brigaden Hessen-Homburg, Thümen und Krafft nach Kurz-Lipsdorf (nordöstlich von Zahna), wo er sich in aller Stille ganz in der Nähe des Feindes lagerte; kein Feuer durfte angezündet, jedes Geräusch mußte vermieden werden, damit die Anwesenheit der Preußen verborgen bliebe. Morgens um Sechs rückte er noch eine halbe Meile weiter nach Eckmannsdorf, gerade im Westen von Jüterbogk, auf welche Stadt er Ney's Marsch gerichtet glauben mußte, während Dieser, Jüterbogk zur Linken lassend, sich ostwärts gegen das Städtchen Dahme wandte, in der Meinung, Napoleon nahe in dieser Richtung mit Verstärkungen, was der Kaiser allerdings früher in Aussicht gestellt hatte. Etwas später als Bülow brachen die französischen Heersäulen nach einander auf: zuerst der von Bertrand geführte linke Flügel, dem sich der Obergeneral anschloß, auf der Straße, die von Zahna nach Jüterbogk führt; dann, weiter rechts, das Centrum unter Reynier; dann, auf der Ostseite, der rechte Flügel unter Oudinot. Ohne Kenntniß von der Stellung seines gefährlichsten Feindes, der zu seiner Linken lauerte, dachte Ney nur Tauentzien zu treffen, und bewegte sich arglos langsamen Schritts auf der Straße weiter. Diesen hinter Jüterbogk zu treffen, die Nordarmee zu durchbrechen und sich die Straße nach Dahme zu öffnen, dies schien ihm eine leichte Aufgabe.

Bülow, der im Gegentheil von Ney's Bewegungen wohl unterrichtet war, hatte Eckmannsdorf verlassen und marschirte in östlicher Richtung gegen den linken Flügel des Feindes. Seine Vorhut kam Diesem so nahe, daß er sie bemerkte; aber in seiner Verblendung meinte der Marschall — wie ein zuverlässiger Berichterstatter meldet — daß es Truppen Reynier's seien, der doch zu seiner Rechten marschirte. Der

preußische General hatte noch einmal zu dem Kronprinzen geschickt, und ihn um die bei Kropstädt, im Nordwesten Zahna's, aufgestellte Brigade Borstell, die seinem Corps angehörte, bitten lassen; zugleich war aber auch ein Bote an Borstell abgegangen mit dem Befehl, sofort zu ihm zu stoßen, was auch immer Bernadotte verfügen möge. Ebenso hatte Tauentzien von Bülow die Weisung erhalten, seine Streitkräfte mit den seinen zu vereinigen.

Eine halbe Meile vor Jüterbogk, an der Straße, die von Wittenberg und Zahna kommt, liegt das Dorf Dennewitz, nach welchem die berühmte Schlacht, der wir entgegensehen, benannt wird. Die Gegend ist ein sandiger Landrücken, wie sie in der Mark sich öfter vorfinden, hie und da mit Gebüsch besetzt, wellenförmig und in den Einschnitten von sumpfigen Wiesengründen durchzogen, in welchen tiefe Bäche schleichen. In einer solchen Niederung findet man auch Dennewitz, an dem Flüßchen Aa, das für Truppen nur auf Brücken überschritten werden kann. In einer Vertiefung derselben Art, die aber ein weites Becken bildet, liegt Jüterbogk.

Als Tauentzien mit seinen 10,000 Mann Landwehr sich anschickte, zu Bülow zu stoßen: blinkten schon die Bayonnete Ney's auf der Höhe bei Dennewitz. Der preußische General konnte jetzt seinen Marsch nicht mehr ausführen, und stellte sich ungesäumt gegen den doppelt so starken Feind in Schlachtordnung auf. Da eine Hügelreihe sie noch trennte, eilte Tauentzien diese vorher zu gewinnen. Es mochte neun Uhr sein, als die Schlacht unter heftigem Kanonenfeuer eröffnet wurde. Zwei volle Stunden hielten die Preußen des ersten Treffens gegen die Uebermacht Stand; dann rückte das zweite Treffen vor, und trotzte dem verheerenden Feuer ebenso lang. Endlich mußten die wackern Männer durch den Grund nach der Höhe bei Jüterbogk zurück; in Staub und Pulverdampf gehüllt, geriethen sie einen Augenblick in Verwirrung, stellten aber die Ordnung schnell wieder her.

Es war ein warmer Tag. Jetzt, um ein Uhr, lag die Mittagshitze wie Bleigewicht auf den Kämpfenden; der Schweiß floß in Strömen, und Tauentzien's schwaches Landwehrmännercorps war in dem furchtbaren Kampfe gegen die Feinde, die Ney selber führte, nahezu erschöpft, wenn auch ungebrochenen Muthes. Da fiel plötzlich von Westen her ein Kanonenschuß, und dann noch einer, und jetzt Schlag auf Schlag! O willkommener Donner, der dort rollte! Das Gewitter, welches so herrlich aufzog und die glühende Stirn der Freiheitskämpfer kühlte, mußte ja

Bülow mit seinen Streitern sein. Der Retter Berlin's im frischen Lorbeerkranze nahte! Noch war er nicht da, aber der eherne Mund seiner Kanonen rief Schlag auf Schlag: Ich komme! Ich komme und bringe den Sieg. Groß-Beeren und Dennewitz!

Während neue Hoffnung das Herz der Preußen erfüllte, hielt der Feind betroffen an. Diesen Augenblick benutzte Tauentzien und setzte die sämmtlichen Landwehrreiter in Bewegung; wie ein Sturmwind brausten sie auf das erste Treffen des Feindes, hieben oder ritten die Feinde nieder oder machten sie zu Gefangenen. Major Barnekow, der unter den tapfern Pommern den Reigen eröffnete, starb dabei den Heldentod. Von dem ersten Treffen stürzten die Reiter auf das zweite, und warfen auch hier zwei Bataillone nieder. Die polnischen Ulanen, welche den tollen Bienenschwarm fassen wollten, wichen bald verwirrt vor seinen wüthenden Stichen zurück, und sahen sich großentheils selbst gefangen.

Dieser unerwartete, mit ungeheurer Wucht ausgeführte Reiterangriff, den auch ein Theil des preußischen Fußvolks wirksam unterstützte, hatte den Feind auf das tiefste erschüttert. Jetzt ging Tauentzien's Infanterie in Masse gegen die Franzosen vor, welche anfingen um ihre Flanken besorgt zu werden. Es war ein Schauspiel von erhabener Schönheit, wie diese von Napoleon so verachteten, unvollkommen bewaffneten und halbgeübten Landwehrmänner — nach dem vierstündigen Kampfe eher erfrischt als ermattet — auf den doppelt so starken Feind losstürmten: „Man drup! et geit för's Vaderland!" und den ruhmbedeckten Ney in die Flucht schlugen. Die Franzosen zogen sich, da der Rückweg nach Dennewitz gefährlich erschien, mehr südwärts nach Rohrbeck.

Seit zwei Stunden war Bülow bei Nieder-Gersdorf, eine Viertelmeile von Dennewitz, im heftigsten Kampfe mit den Franzosen. Bei seinem Aufbruche von Eckmannsdorf war gerade ein Bote mit der kräftigen Ansprache Blücher's eingetroffen, welche Dieser nach dem Siege in Schlesien an seine Truppen gerichtet hatte. Bülow machte dieselbe sogleich bekannt, und die braven Truppen antworteten mit lautem Jubel und gelobten sich zu schlagen, wie die Brüder an der Katzbach. Er hatte von dem kaltenborner Kirchthurme das massenhafte Andringen des französischen Heers gesehn, und ließ nun — statt, wie es anfangs seine Absicht war, die Feinde geräuschlos zu überfallen — von Nieder-Gersdorf aus jenen Kanonendonner erschallen, der Tauentzien's Ohr eine so schöne, zu neuem Heldenkampf erfrischende Musik war. Das oben erwähnte

Aa-Flüßchen, welches von Nieder-Gersdorf ostwärts nach Dennewitz und Rohrbeck, und dann nordwärts nach Jüterbogk geht, nöthigte Bülow, seine Streitkräfte zu theilen. Er rückte deshalb mit der Brigade Thümen auf dem linken Ufer vor, um — was zunächst Noth that — Tauentzien Hülfe zu bringen, während die Brigaden Krafft und Hessen-Homburg nebst Oppen's Reiterei auf dem rechten Ufer weiter gingen, wo die größte Masse des Feindes zu erwarten stand.

Unterdessen marschirte Reynier's Corps auf Rohrbeck, indem es die Ebene südlich von der Aa in breiter Fronte durchschritt: es waren die Divisionen Lecoq, Durutte und Sahr, die uns aus Groß-Beeren her bekannt sind; der verwundete Sahr konnte jedoch persönlich nicht Theil nehmen. Als die Preußen zu ihrer Linken zum Vorschein kamen, setzten sie den Obergeneral, den wir bei Bertrand's Corps im heftigsten Kampfe wissen, in Kenntniß davon, und Dieser schickte Durutte über Dennewitz auf das linke oder nördliche Ufer des Flüßchens gegen Thümen, die beiden sächsischen Divisionen aber diesseits der Aa gegen Hessen-Homburg und Krafft. Das Corps Oudinot's mit der Hälfte der Reiterei war noch zurück.

Nach ein Uhr kam es zwischen der Division Durutte und der Brigade Thümen zu einem harten Zusammenstoße. Durutte hatte auf der Höhe vor Nieder-Gersdorf eine Stellung genommen; die weit schwächeren Preußen stürmten an und empfingen, ehe noch ihr eigenes Geschütz wirkte, ein furchtbares Kartätschenfeuer. General Thümen, dem zwei Pferde unter dem Leibe getödtet wurden, strengte die äußerste Kraft an, um der beginnenden Verwirrung Einhalt zu thun. Viele Offiziere stürzten, von den Kugeln zerrissen, vom Rosse; unter den Gefallenen war auch Major Wedell, der an der Spitze seines Regiments den Tod für's Vaterland starb. Erst als sich Major Puttlitz mit seiner heldenmüthigen Schar den Feinden entgegenwarf, geschah dem Vordringen Derselben Einhalt. Bülow zog nach und nach die ganze Reserve der Brigade Hessen-Homburg, die sich damals noch in der Nähe von Nieder-Gersdorf befand, heran; er selbst holte die zwölf schweren Kanonen der russischen Batterie Dietrich, welche seinem Corps beigegeben war, herbei; wozu noch sechs preußische Geschütze kamen. In einer Entfernung von nur dreihundert Schritten aufgepflanzt, schmetterten diese achtzehn Feuerschlünde in die linke Flanke der Franzosen. Die ostpreußische Landwehr, die mit im Kampfe war, begrüßte in ihrem Schlachtenmuthe die bei ihr einschlagenden Kanonenkugeln des Feindes

mit Hurrahruf und Scherzreden. Nach einem mehrstündigen Ringen, wie es nur bei der nachhaltigsten Tapferkeit von beiden Seiten Statt finden kann, wurde die Division Durutte gänzlich überwunden und ging theils auf Dennewitz, theils auf Rohrbeck zurück. Hinter Dennewitz, das von den Preußen erobert wurde, vereinigten sich die siegreichen Scharen Thümen's und Tauentzien's.

So hatte Bertrand zwischen Jüterbogk und Dennewitz, Durutte zwischen Dennewitz und Nieder-Gersdorf seinen Meister gefunden. Ein drittes Schlachtfeld war jenseits des Baches bei Gölsdorf, südlich von Dennewitz. Hier trafen die zwei sächsischen Divisionen von Reynier's Corps mit den preußischen Brigaden Krafft und Hessen-Homburg, von denen jedoch die letztgenannte sechs Bataillone an Thümen hatte abgeben müssen, zusammen. Ein so ungleicher Kampf mußte, bei aller Tapferkeit, verderblich für die Preußen werden. Die auf dem Windmühlenberg aufgestellte große Batterie des Feindes riß tiefe Furchen in die dichtgeschlossenen Scharen der Anstürmenden, und wo eben noch lebensvolle, von Kampfbegier glühende Männer gestanden hatten: lagen, von der Sense des Schnitters Tod reihenweise hingestreckt, zuckende Leichen in Lachen von Blut. Dreimal erstürmten die Preußen Gölsdorf und wurden eben so oft herausgeworfen. Zum viertenmale drangen sie verstärkt unter furchtbarem Geschrei in das brennende Dorf ein; in den Gassen, den Häusern, ja in der Kirche und auf den Stufen des Altares schossen Preußen und Sachsen — die Brüdervölker! — auf einander, und kämpften Mann an Mann mit Bayonnet und Kolben. Ein Brunnen in der Mitte des Dorfes verlockte, obschon von Kartätschenfeuer bestrichen, die in der Hitze des Gefechts, im Sonnenbrand und in Staubwolken verschmachtenden Krieger ihren Durst zu stillen. Freund und Feind tranken, des Mords auf einen Augenblick vergessend, zu Hunderten von dem erquickenden Wasser, um dann wieder in die Schlacht zu stürzen. Zuletzt schloß das blutige Handgemenge damit, daß die Sachsen zum viertenmale aus Gölsdorf herausgedrängt wurden. Zu gleicher Zeit hatte sich auch die Brigade Krafft in Besitz des Windmühlenbergs gesetzt.

Nach mancherlei Wechselfällen hatte so der Kampf eine günstige Wendung für die Preußen genommen; aber ihre Reservetruppen waren auch alle ins Gefecht gezogen, und die Kraft aufs äußerste gespannt. Zum Unglück langte gerade jetzt Oudinot auf dem Schlachtfelde an. Wir erinnern uns, daß Ney am Morgen mit seinem Heer in nordöstlicher Richtung vorgegangen

war, und daß Oudinot's Corps nebst einer Division Reiterei sich auf dem rechten Flügel, also auf der Ostseite, befand. Nun war aber durch den unerwarteten Angriff Bülow's von Westen her der französische Obergeneral genöthigt worden, eine große Schwenkung nach links vorzunehmen, wodurch Oudinot hinter Reynier gerückt wurde, und erst jetzt, nach drei Uhr, zum Kampfe gelangen konnte. Mit seinem Eintreffen wuchs die Macht des Feindes auf 47 Bataillone, denen die Preußen nur 15 gegenüber zu stellen hatten. Was bei einer so außerordentlichen Ueberzahl zu erwarten stand, geschah. Von neuem gingen die Sachsen vor, unterstützt durch die ersten Bataillone Oudinot's und eine zahlreiche Artillerie, welche das Dorf von allen Seiten beschoß; von neuem entbrannte die wilde Schlacht in den Gärten, den Häusern, der Kirche, indeß die Flammen des in Feuer aufgehenden Orts die Kämpfer umzuckte. Endlich mußten die Preußen, trotz der unsäglichsten Anstrengung, das viermal eroberte Dorf verlassen. Auch die Stellung auf dem Windmühlenberg war jetzt nicht mehr zu halten, und es gewann ganz den Anschein, als ob auf diesem Theile des Schlachtfelds der Feind den Sieg davontragen werde.

Unterdessen war Bernadotte, als er am Morgen zu seiner Linken das Schießen bei Jüterbogk vernahm, mit seinen Russen und Schweden näher gekommen; er langte um zwei Uhr Nachmittags bei Eckmannsdorf zur Schlacht geordnet an und ruhte, indeß eine Meile weiter das Blut der Preußen in Strömen floß. Als ihn Bülow um Unterstützung angehen ließ, gab er dem Adjutanten zur Antwort: „Sagen Sie dem General: die Schlacht ist gewonnen. Ich komme mit 48 Bataillonen und 100 Feuerschlünden". Zugleich ließ er Bülow auffordern, seine Stellung hinter ihm zu nehmen. Natürlich nahm der General auf das seltsame Ansinnen des Kronprinzen, der, so scheint es, auf diese Weise ihm und den Preußen den wohlverdienten Lorbeer entreißen wollte, nicht die mindeste Rücksicht. Daß Borstell bis Elf unthätig in Kropstädt stehen blieb, geschah ebenfalls nur auf Bernadotte's Geheiß. Wiederholt von Bülow beschickt, traf dann dieser General, dem Kanonendonner folgend, nach dem Schlachtfelde auf. Unterwegs gelangte der ausdrückliche Befehl des Kronprinzen an ihn: er solle zu den schwedischen und russischen Truppen in Eckmannsdorf stoßen; allein der wackere Borstell erwiederte dem Boten: „Es ist meine Pflicht, zu Bülow zu eilen, der sich ohne meine Hülfe nicht länger halten kann". So langte er um Vier bei Krafft

und Hessen-Homburg an, und ordnete sogleich mit großer Einsicht seine Truppen zum Angriffe.

Borstell's Hülfe setzte die Preußen in Stand, Gölsdorf zum fünftenmale zu nehmen; aber trotz der Vermehrung ihrer Streitkräfte war der Feind noch immer in großer Ueberzahl. Oudinot's Corps war ein neuer großer Schatz an Menschen und Geschütz, der sobald nicht erschöpft werden konnte. Nachdem zwei schwere Batterien und sechs Bataillone von Seiten der Franzosen hinzugezogen worden waren: sah sich Borstell genöthigt, das Dorf wieder aufzugeben; er sammelte jedoch seine Brigade sogleich von neuem hinter demselben, um den Sturm mit Geschütz und Mannschaft zu wiederholen. Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß das pommersche Bataillon des Majors von Podewils, das wegen allzugroßen Verlustes zurückgezogen werden sollte, dem Befehl des Obersten den Gehorsam weigerte. „Nicht einen Schritt zurück! Vorwärts! Vorwärts! Lieber gleich auf der Stelle todt, als zurückgehen!" scholl es aus den Reihen, und ohne ein weiteres Kommando abzuwarten, drang die Schar mit gefälltem Gewehr vorwärts. Flinten- und Geschützfeuer fiel wie ein Hagel über die tapfern Männer; ein Kartätschenschuß zerschmetterte die Fahnenstange, den Fahnenjunker und die Ehrenwache der Unteroffiziere. Freiwillige Jäger wollten eine neue Fahnenwache bilden; aber die braven Pommern ließen sich ihr gutes Recht, das Feldzeichen des Bataillons zu schützen, nicht nehmen. Podewils selber faßte die zersplitterte Fahne und stürmte mit den Worten: „Rache für diese Wunden!" an der Spitze seiner Heldenschar in den Feind. Als sie aus dem Kampfe zurückkehrten, führten sie noch eine zweite Fahne mit sich — ein Siegeszeichen, das sie ihren Gegnern entrissen hatten.

Folgender Zug mag hier noch eine Stelle finden: Eine Kanonenkugel hatte einem Musketier von einem der ostpreußischen Regimenter das Bein weggerissen. Da nun einige seiner Gefährten sich um ihn und andere Schwerverwundete bemühten: wies er ihren Beistand zurück mit den Worten: „Dort, den gesunden Kameraden helft; mit uns hier ists doch vorbei"; und als einer der Soldaten nicht von ihm wich, weil er ja doch mit seinem zerschmetterten Gewehr Nichts mehr ausrichten könne: zeigte der Musketier auf seins und sagte mit der letzten Kraft seiner Stimme: „Da ist noch ein Schuß drin. Geh und feure ihn auf die verdammten Franzosen ab".

Während so der Kampf mit unsäglicher Hartnäckigkeit an Gölsdorf sich anklammerte, und die Wage des Schlachtenglücks heftig auf und nie-

derschwankte: erhielt zur guten Stunde Oudinot von dem Obergenerale den Befehl, mit seinem ganzen Corps nach Rohrbeck zu eilen, um der Niederlage Bertrand's und Durutte's zuvor zu kommen.

Um diese Zeit war nämlich die Vereinigung Tauentzien's und Thümen's vor sich gegangen, und es drohte dem geschlagenen rechten Flügel der Franzosen, der nur noch unter äußerster Anstrengung die Brücke bei Rohrbeck festhielt, die Gefahr, durch ein Wasser ohne Uebergänge vom Rückzug abgeschnitten zu werden. Ney hatte über den Einzelkämpfen auf dem linken Ufer des Bachs den Ueberblick des Ganzen verloren. Oudinot konnte vielleicht der Schlacht eine für die Franzosen günstige Wendung geben, wenn er bei Gölsdorf entschieden siegte; bei Rohrbeck sollte er nur Zeuge einer vollendeten Niederlage sein. Vergeblich beschwor Reynier Denselben, von der Ausführung des verderblichen Befehls abzustehen; Alles, was er von ihm erlangte, waren einige Bataillone Baiern, die nur mit in das Verderben gezogen wurden. Nun setzte Bülow die ganze Reservereiterei Oppen's, welche, wie uns bekannt ist, den Brigaden Hessen-Homburg und Krafft beigegeben war, in Thätigkeit, indem er sie auf den rechten Flügel Borstell's rief. Es langten auch einige schwedische und russische Batterien und gegen 1600 Mann russische Reiterei und Jäger an; dies war nämlich die kärgliche Hülfe Bernadotte's statt der 48 Bataillone und 100 Kanonen, womit er — prahlerisch nach Art seiner Landsleute, der Gascogner — zu kommen versprochen hatte! Mit einer Tapferkeit, die einer bessern Sache werth war, suchten die erschöpften Sachsen auch jetzt noch das Dorf zu halten, aber vergebens! Zum sechstenmal entrissen es die Preußen dem Feinde, und diesmal auf immer. Nun konnten die weichenden Sachsen nur darauf bedacht sein, einer vollständigen Niederlage vorzubeugen. Der Sieger drängte zu Fuß und zu Rosse heftig nach; seine verstärkte Artillerie spie Verderben und Tod. Dicker Pulverdampf und Staubwolken verbargen die Flüchtlinge vor den Verfolgern. Noch einmal versuchten die Sachsen bei Oehna die Stirn zu zeigen; aber Oppen's tapfere Reiter saus'ten im Sturm heran und brachen den letzten, kurzen Widerstand.

Es mochte sechs Uhr Abends sein; die Sonne neigte zum Untergange, und auch der Untergang der Franzosen war gekommen. Die Dörfer Dennewitz und Rohrbeck waren für sie verloren. In dem Eifer der Verfolgung überschritten ganze Bataillone der Preußen das Aa-Flüßchen ohne Brücke, mit Lebensgefahr durch Wasser und Moder dringend. Durutte's und Bertrand's Truppen stürzten in wilder Hast dahin. Die Kavallerie Arrighi's,

die heute dem stolzen Titel ihres Generals „Herzog von Padua" wenig Ehre machte, ritt die eigenen Bataillone in kopfloser Verwirrung nieder. Ergriffen von dem Wirbel, der die Andern mit fortriß, gelangte Oudinot's Corps gar nicht dazu, sich zur Schlacht zu ordnen. Die ganze Ebene im Süden des Aa-Baches war jetzt, so weit das Auge reichen konnte, nach neunstündiger heißer Schlacht, mit Haufen von Flüchtlingen, Rossen und Wagen und mit den Siegern, die ihnen nachsetzten, übersät; der Kampf hatte nun die Gestalt einer großen Treibjagd gewonnen, wo das Wild, von den Weidmännern gehetzt, angstvoll dahin rennt. Man sah zersprengte französische Soldaten, ohne Waffen, in einem Viereck, das die Baiern zur letzten Vertheidigung gebildet hatten, Schutz suchen, indem sie ihnen zwischen den Beinen durchkrochen. Die Nacht und die große Ermüdung der Preußen setzten allein der Verfolgung ein Ziel. Hätte der Kronprinz von Schweden dem Wunsche Bülow's nachgegeben, und seine noch frischen Reiter auf die Fersen des fliehenden Feindes geworfen: es würden noch weit reichere Früchte von diesem Siege gesammelt worden sein. Aber wie er während der Schlacht unthätig war, so blieb er es jetzt in gleicher Weise, indem er sich begnügte, mit seinen Schweden und Russen langsam auf Gölsdorf zu rücken und zwischen dort und Jüterbogk ein Lager zu beziehen. Mit wie viel weniger Blut wäre doch dies Schlachtfeld erstritten worden, auf dem er sich jetzt, wie auf seiner Eroberung, niederließ: wenn er selber an dem Kampfe Theil genommen hätte! Dafür haftet der Ruhm des Tages von Dennewitz an Preußen allein, und die drei Generale Bülow, Tauentzien und Borstell, welche durch Klugheit, Schnelligkeit und ausdauernde Tapferkeit den Feind niedergeworfen haben, brauchten diesmal ihren Lorbeer mit keinem Fremden zu theilen.

Der hohe Gewinn war freilich mit schweren Opfern erkauft. Man zählte an 9000 Todte und Verwundete. Manche Truppentheile hatten ein ganzes Drittheil ihrer Mannschaft verloren; das kolbergische Regiment hatte 26 Offiziere und 763 Mann, das erste neumärkische Landwehrregiment die volle Hälfte seiner Offiziere eingebüßt. Diese Verluste betrafen die Preußen fast allein, da es nicht der Rede werth war, was von Ausländern mitgefochten hatte. Ganz besonders haushälterisch war Bernadotte wieder mit seinen schwedischen Truppen gewesen. Ueberhaupt hat ihm der ganze Feldzug kaum einige Hundert Mann gekostet.

Natürlich waren die Verluste des Feindes am 6. September weit beträchtlicher als die der Preußen; sie betrugen allein an Gefangenen

gegen 15,000 Mann; dazu 70 Kanonen und über 400 Wagen mit Mundvorrath und Kriegsbedarf.

Die Siege von Groß-Beeren und Dennewitz umleuchtet eine besondere Glorie, weil sie fast nur mit deutschen Waffen errungen worden sind. Der zweite war eine Wiederholung des ersten nach größerem Maßstabe; in ihm wurden 70,000 Mann von 50,000 niedergeworfen — ich sage 70,000 Mann, geführt von dem hochberühmten Marschall Ney, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, dem „Tapfersten unter den Tapfern", wie er genannt wurde, dem „Roland der französischen Armee"! Seine Niederlage war so vollständig, daß er sich in einem Briefe an den Kaiser für „total geschlagen" erklärte und ihm rieth, von der Elbe an die Saale zurück zu weichen. Die Soldaten, die dem Marschall geblieben waren, hatten alles Vertrauen zu sich selber eingebüßt und kannten, selbst einem Manne wie Ney gegenüber, keine Mannszucht. „Ich bin nicht mehr Herr der Armee," schreibt er an einen General in Wittenberg; „sie versagt mir den Gehorsam und hat sich selbst aufgelöst."

Bernadotte's Bericht über den Sieg bei Dennewitz war ebenso unwahr wie der frühere. Er nimmt darin die Miene an, als habe **er** die Schlacht angeordnet; er verkleinert das Verdienst der preußischen Truppen und Generale, insbesondere das Bülow's, und wendet den Schweden und Russen Lobsprüche zu, die sie gar nicht verdient hatten. Die Folge war, daß er lange für den eigentlichen Sieger von Dennewitz galt, und als solcher von den drei verbündeten Monarchen mit hohen Ehren überhäuft wurde. Gleich ihm erhielt auch Bülow von Friedrich Wilhelm das Großkreuz des eisernen Kreuzes, und ward später zum **Grafen** von **Bülow-Dennewitz** erhoben.

Wenn Dich jetzt, mein Leser, die Eisenbahn auf dem Wege von Wittenberg nach Berlin — man könnte sagen: auf dem Wege von Luther zu dem großen Friedrich — an den Dörfern Dennewitz und Groß-Beeren vorüberträgt: so sieh die dürftige Gegend nicht mit Geringschätzung an; die Geschichte hat dort zwei Marksteine aufgerichtet, die schöner sind als alle Schweizerberge — zwei Marksteine, auf welchen die heiligste Erinnerung wie Alpenglühen ruht. Dort haben Deine Väter gerungen, geblutet und siegend das Joch der Knechtschaft gebrochen. Heil Dir, mein Vaterland, daß nach den Tagen der Trübsal und der Schmach diese ruhmbekränzten Tage kamen! Heil Dir, Bülow-Dennewitz, dessen Stern jetzt nach kurzer Verdüsterung am unbewölkten Himmel im ewigen Glanze strahlt! Laßt uns den großen, opferfreudigen Sinn jener Tage in uns

aufnehmen und jene Erinnerungen pflegen, wie unser höchstes Gut. Die Männer von 1813 sind jetzt Greise geworden oder ruhen im Grabe. Es lebt ein jüngeres Geschlecht, an das die Mahnung geht, sich ihrer Thaten würdig zu zeigen. Und wie können wir das? Gehören wir doch einer Zeit an, der so hohe Aufgaben nicht gestellt sind. Indem wir treu im Kleinen wirken, wie Jene im Großen, und in allen Stücken dem Vaterlande hingebende Liebe beweisen, wozu hundertfältige Gelegenheit geboten ist. Wohlan denn! wie die Preußen in der Schlacht bei Dennewitz — nach dem Zeugniß eines Mannes aus dem feindlichen Lager — sich in den hintern Reihen um die Ehre drängten, an die Stelle der Gefallenen in die vordern Reihen zu treten: so wollen auch wir uns um die Ehre drängen, überall, wo es Bewährung deutscher Gesinnung gilt, in den vorderen Reihen zu stehn.

In fünfzehn Tagen, vom 23. August bis 6. September, hatte die Macht des französischen Kaisers erschütternde Schläge erfahren: in Böhmen bei Kulm, in Schlesien an der Katzbach und in der Mark bei Groß-Beeren, Hagelberg und Dennewitz — wo die Preußen von 1813 „sich wie die alten Preußen von Prag und Leuthen schlugen," wie es in einem Briefe Bülow's an seine Gattin heißt. Indeß Napoleon die dunkle Hand des Verhängnisses, die sich nach ihm ausstreckte, immer näher kommen sah; indeß ein von Stunde zu Stunde wachsender Schrecken über die Rheinbundfürsten kam: schlug der Jubel in den Herzen des deutschen Volkes immer höhere Wogen, und fand auch überall, wo nicht das Joch Napoleons lastete, den schönsten Ausdruck. Von allen Thürmen riefen die Glocken die Siegesnachricht ins weite Land hinaus; selbst in den Dörfern wurden jene großen Tage durch feierlichen Gottesdienst und öffentliche Aufzüge festlich begangen. Das Vaterland war wie eine Braut, die sich zum Hochzeitstage schmückte. Noch war freilich schwere Arbeit zurück, bevor sie zum Altar treten konnte.

Da den Trümmern des französischen Heeres die Straße nach Wittenberg verlegt war, wandte sich Ney gerade südwärts nach Torgau. Unterwegs erlitt er noch beträchtliche Verluste, besonders durch Wobeser, einen preußischen General, der sich bereits am 28. August durch die Eroberung des Städtchens Luckau, wobei der Feind 1200 Mann und 9 Kanonen verlor, einen Namen gemacht hatte. Von daher kommend, vertrieb jetzt dieser Offizier einen Theil von Bertrand's Corps aus dem Städtchen Dahme, und machte 2800 Mann mit 16 Offizieren zu Gefangenen. Was auf diese Weise durch Wobeser, die Parteigänger Hell-

wig und Blankenburg und durch Andere dem Feinde noch abgenommen wurde, geschah auf eigene Hand der Unternehmenden; denn Bernadotte betrieb die Verfolgung so träge wie möglich. Außerordentliche Verluste erlitt Ney, wie man denken mag, auch durch Desertion. Schon in den ersten Tagen des Septembers, noch vor der Schlacht bei Dennewitz, hatte man die französischen Ausreißer zu Tausenden durch Leipzig ziehen sehn. Natürlich nahm dies jetzt noch zu. Soldaten von verschiedenen Gattungen und Graden trieben sich mit und ohne Waffen in grenzenloser Verwirrung umher. Sammelte man sie und versah sie mit neuen Gewehren, so warfen sie auch diese weg und wurden von neuem flüchtig. Unter diesen Umständen fühlte sich Ney unter den Kanonen der Elbfestungen nicht sicher genug; er überschritt den Strom und zog sich bis zur Mulde zurück, wo er die tiefen Wunden seines Heers zu heilen versuchte. Bülow ging Bernadotte dringend an, den Feinden auf das linke Elbufer zu folgen; aber Dieser war zu keiner thätigen Rolle zu bewegen.

In den Nachrichten, welche in dem Hauptquartier Napoleons veröffentlicht wurden, hatte man die schlimmen Tage von Groß-Beeren und Hagelberg verschwiegen; die große Niederlage von Dennewitz, welche das gänzliche Scheitern der Unternehmung gegen die Mark zur Folge hatte, ließ sich nicht verstecken. Es wurde daher ein von Napoleon abgeänderter Schlachtenbericht Ney's mitgetheilt, der die Schuld — auf die Sachsen schob! Die Divisionen Lecoq und Sahr, welche dem Heere Ney's, und zwar besonders den Franzosen und Italienern, bei Dennewitz an Tapferkeit vorgeleuchtet hatten, sollten durch ihre schwache Haltung den Verlust der Schlacht herbeigeführt haben, sie, die mit den Preußen wie grimmige Löwen um Gölsdorf den ganzen Nachmittag bis zur Erschöpfung gestritten hatten! Dies war der Dank, den die Sachsen für ihre Anhänglichkeit an die französische Sache fanden! Diesen Dank werden deutsche Fürsten, die eigensüchtig einer fremden Sache anhängen, immer finden. Natürlich mußte eine solche Mißhandlung der Bundesgenossen empören, und wir werden bald sehen, welche bittern Früchte dies falsche Spiel Napoleon trug.

Es war überhaupt ein für die Macht des französischen Kaisers bedenkliches Zeichen, daß die zahlreichen deutschen Krieger in seinen Heeren jetzt die Unnatur ihrer Stellung schmerzlich zu empfinden begannen; daher auch gerade sehr viele von ihnen fahnenflüchtig wurden. Schon am Abend der Schlacht, als eine Abtheilung Würtemberger von Ney's Heer einem preußischen Regimente sich ergeben mußte, und ein-

zelne Offiziere von beiden Seiten sich als ehemalige Waffengefährten erkannten: kam dies Gefühl zu einem erschütternden Ausbruche. Die — wenn vielleicht auch noch so tapfern — Streiter aus den Rheinbundstaaten, welche dazu verdammt waren, gegen Deutschland das Schwert zu ziehen, mit welchen Blicken konnten sie den von heiliger Begeisterung glühenden Vaterlandskämpfern begegnen? So kam die Zeit heran, wo die Hauptstütze der Franzosenherrschaft in Deutschland: die Bundesgenossen, zu schwanken begann. Und doch fuhr der Feind — unbesonnen und eitel zugleich — fort, sein Kriegsunglück den Rheinbündlern Schuld zu geben; ja, Ney soll in seiner Gereiztheit so weit gegangen sein, gegen einen würtembergischen General zu äußern: „Es ist unser Vortheil, daß ihr alle ums Leben kommt, damit ihr zuletzt nicht noch die Waffen gegen uns wendet."

Man rechnet, daß Napoleon in den drei Kriegsjahren, welche dem Ablaufe des Waffenstillstandes folgten, 120,000 Mann im Kampfe, durch Krankheit und Ausreißen eingebüßt hat. Auch die Verbündeten beklagten den Verlust von 80,000 Mann; da aber die Quellen, aus denen sie ihre Mannschaft schöpften, zur Hand waren und reicher flossen: so fanden sie keine Schwierigkeit, die Lücken auszufüllen. In der That war auch das böhmische Heer schon wieder auf 200,000 Mann gebracht; Blücher und Bernadotte führten ein Jeder ungefähr 70,000 ins Feld; außerdem kam noch General Bennigsen mit 60,000 Mann russischer Rückhaltstruppen heran, so daß den 180,000 Mann, die dem französischen Kaiser übrig waren, über 400,000 entgegengestellt werden konnten.

Es ist uns erinnerlich, daß Oestreich am 27. Juni im Vertrage von Reichenbach bedingungsweise auf die Seite der Verbündeten getreten war. Der völlige, öffentliche Anschluß erfolgte jetzt am 3. und 9. September zu Teplitz, nach den Niederlagen der französischen Waffen in der Mark, in Schlesien und in Böhmen. Eine Folge dieses Anschlusses war, daß England, welches im Hinblick auf die Metternich'sche Politik bisher vorsichtig gezögert hatte, nun seine Hülfsgelder auch auf Oestreich ausdehnte. Diese Macht erhielt dieselbe Unterstützung wie Rußland und doppelt so viel wie Preußen. Im Ganzen zahlte der reiche Inselstaat in diesem Kriegsjahre 23 Millionen Thaler an die Verbündeten — allerdings eine beträchtliche Hülfe.

Napoleons Heere waren aus Schlesien und der Mark gegen die Elbe zurückgedrängt und auf ein kleines, ausgezehrtes Gebiet zwischen

Berggieshübel, Bautzen und Torgau beschränkt worden. Obschon der Kaiser kaum hoffen konnte, gegen den mehr als doppelt so starken Feind das rechte Ufer der Elbe zu behaupten: so hielt er sich doch noch vier Wochen mit äußerster Anstrengung, und sein trotziger Stolz wich erst, nachdem die letzte Möglichkeit erschöpft war, das Netz, welches ihn stets enger umspann, zu durchbrechen. Schon vor der Schlacht bei Dresden hatte er, wie uns erinnerlich ist, sowohl auf böhmischem wie auf schlesischem Grunde vergeblich den Krieg gesucht. Wir werden jetzt sehen, daß er noch vier neue Versuche machte, indem er erst gegen den siegreichen Blücher, dann zweimal gegen das böhmische Heer, dann wieder gegen Blücher aus der sächsischen Hauptstadt hervorbrach; daher Müffling spottend sagte: „Wenn er noch eine Woche so fortfährt, laufen sich seine Soldaten die Beine zwischen Bautzen und Dresden ab." Da seine Gegner, dem allgemeinen Kriegsplane getreu, sich vor ihm zurückzogen: so waren seine Bewegungen immer nur Stöße in die Luft, die keine andere Folge hatten als seine eigne Schwächung.

Zunächst brach der Kaiser am 2. September mit ansehnlicher Hülfe nach der Lausitz auf, um Macdonald wieder aufzurichten, und traf am 4. in Bautzen ein. Als ihm die blassen, abgemagerten Soldaten des Marschalls entgegentraten, zum Theil ohne Waffen und in Lumpen gehüllt: schalt er voller Zorn auf seine Generale, deren Truppen „Gesindel" seien. Die Schlacht, die er begierig suchte, ward ihm von Blücher nicht gewährt; weichend lieferte das schlesische Heer dem Feinde bis zur lausitzer Neiße eine Reihe sehr lebhafter Gefechte, welche mit nicht geringem Verluste von beiden Seiten verbunden waren. Ergrimmt, daß seine Gegner „Etwas gelernt hätten", kehrte Napoleon, sobald er das planmäßige Zurückziehen Derselben erkannt hatte, mit seinen Garden, mit Marmont's Corps und Latour-Maubourg's Reitern um. Bei Hochkirch, an jener Stelle, wo der große Friedrich vor 55 Jahren durch einen furchtbaren Ueberfall der Oestreicher überrascht worden war, saß er über eine Stunde lang in tiefem Nachsinnen auf einem Bündel Stroh, den er sich, um auszuruhen, hatte bringen lassen. Verglich er sich mit dem preußischen Könige, dessen Glück hier auf einen Tag in Schatten trat, um bald darauf um so heller zu strahlen, während das seine auf immer in Nacht zu sinken begann? — mit jenem Könige, dessen ganzes Leben der Wohlfahrt seines Volkes gewidmet war, während er Frankreich und dessen unglückliche Bundesgenossen dem Götzen seines Ehrgeizes zum Opfer brachte.

Am 6. traf der Kaiser wieder in Dresden ein; es war der Tag, wo

Ney, der ihn vergeblich in der Mark erwartet hatte, bei Dennewitz zerschmettert wurde.

Blücher, der bis zum Queis zurückgegangen war, stürmte natürlich sogleich aufs neue gegen Macdonald an, und war dem Marschall auf den Fersen bis vor Bautzen. Da sich sein Thatendrang auch jetzt wieder durch den ängstlich zögernden, schwer lenksamen Langeron gehemmt sah: so führte der Obergeneral in einer ausführlichen Schrift Beschwerde bei den Monarchen, was zwar nicht dessen Absetzung herbeiführte, ihn aber für die Folge doch lenksamer machte. Die Siegesnachricht von Dennewitz mehrte die Zuversicht des schlesischen Heers und die Besorgnisse Macdonald's. Blücher trug sich mit einer neuen Umgehung seines Feindes, wodurch er ihn von Dresden abdrängen wollte: als am 11. September ein sehr unwillkommenes Schreiben von Kaiser Alexander anlangte, wornach unser Held angewiesen war, mit seinem ganzen Heere nach Böhmen abzumarschiren, um die große Armee, die wieder zum Angriffe vorgehen sollte, zu verstärken; denn man hatte die Klauen des korsischen Löwen so scharf gefunden, daß man die Vermehrung der 200,000 Mann auf 270,000 für nothwendig hielt. Am 20. August hatte Barclay 12,000, Anfangs September Schwarzenberg 50,000 Mann von Blücher verlangt; jetzt begehrte der russische Kaiser das ganze schlesische Heer! Der Befehl Alexanders, der den Feldherrnstab neben Schwarzenberg führte, war von den andern Monarchen gut geheißen worden, und es mußte Blücher sehr schwierig erscheinen, sich demselben zu entziehen. Dennoch war er mit seinem Hauptquartier sogleich entschieden der Meinung, daß kein Gehorsam geleistet werden dürfe. Was die schwerfällige Masse des böhmischen Heers unter dem Oberbefehl Schwarzenberg's und der Monarchen gegen die Schnellkraft Napoleons vermochte, das hatte sich bereits vor Dresden gezeigt. Blücher's Heer würde, wenn er dem russischen Kaiser willfahrt hätte, nur noch ein stockendes Rad in einer stockenden Maschine gewesen sein. Unter den Obergeneralen der Verbündeten besaß der Sieger an der Katzbach diese Schnellkraft des Feindes: durfte gerade er der Freiheit des Handelns beraubt und gänzlich gelähmt werden? Durfte Bernadotte, der in der nächsten Zeit nur durch den feurigen Blücher an seiner Seite zur Thätigkeit kam, vereinzelt sich selbst überlassen bleiben? Wahrlich, wenn sich der Führer des schlesischen Heers die Hände binden ließ, so war das Gelingen der ganzen großen Unternehmung aufs äußerste gefährdet.

Zum Glück wußte Blücher sich klug aus der Schlinge zu ziehen.

In der ausführlichen Schrift, die er als Antwort einsandte, benutzte er den Umstand, daß den Verbündeten, beim Abgange jenes Schreibens an ihn, der Sieg von Dennewitz noch nicht bekannt war, und brachte, auf die veränderte Lage der Dinge sich stützend, einen ganz andern Plan vor, dessen hohe Zweckmäßigkeit durch den Erfolg bewiesen worden ist. Nach Blücher's Vorschlag sollte der Kronprinz von Schweden, der keinen Feind mehr gegenüber hatte, zwischen Wittenberg und Magdeburg die Elbe überschreiten und gegen Leipzig vordringen. Hierdurch werde Napoleon gezwungen sein, Dresden aufzugeben und sich gegen Bernadotte zu wenden. Was das schlesische Heer angehe, so werde dieses die Streitkräfte Macdonald's in ihrer Stellung festhalten, bis Bennigsen an die Neiße vorgerückt sei; dann werde es gleichfalls das linke Ufer der Elbe zu gewinnen trachten, und darauf dem böhmischen Heere, von dem man sicher voraussetze, daß es durch Sachsen in die leipziger Ebene vordringe, die Hand zur Niederwerfung des Feindes reichen. Schließlich wurde der russische Kaiser um die Gnade gebeten, dem Entschlusse Blücher's, nicht nach Böhmen zu marschiren, seine Einwilligung zu ertheilen.

Eine ähnliche Schrift ging denselben Tag an Bernadotte ab mit der höflichsten Einladung, die Elbe zu überschreiten und die Unternehmungen des Nordheers in Einklang mit denen des schlesischen Heers zu bringen.

Dies geschah am 11. September. Am 12. und 13. liefen wieder zwei teplitzer Briefe in Blücher's Hauptquartier zu Herrnhut ein, der erste von Schwarzenberg, der zweite von Alexander, welche beide von neuem den Anschluß des schlesischen Heers begehrten, und das um so mehr, weil Napoleon gegen das böhmische Heer anrücke. Der russische Kaiser schrieb Blücher zugleich den Marsch über Rumburg und Leitmeritz als den einzig ausführbaren vor. Aber Blücher stand fest in seinem Entschlusse, nicht nach Böhmen zu gehen. Er gründete die ablehnende Antwort, die er sofort nach Teplitz sandte, auf den Umstand, daß man seine Schrift vom 11. bei Abfassung der beiden Briefe noch nicht erhalten hatte, und daß man außerdem noch immer ohne Nachricht über den Sieg bei Dennewitz war, wovon die Kunde erst am Abend des 11. in Teplitz eintraf. Zugleich bewies er, daß die gegen Böhmen verwendeten Truppen Napoleons nicht über 100,000 Mann betragen konnten. Diesen mußte Schwarzenberg — wie natürlich nur zwischen den Zeilen zu lesen war — mit doppelt so viel Streitkräften die Stirn zu bieten im Stande sein. Blücher beschwor überdies in einem eigenhändigen Schreiben seinen König, ihn vor der Vereinigung mit der großen Armee zu bewahren;

endlich schickte er den Major Rühle von Lilienstern, einen der trefflichsten Offiziere seines Generalstabs, nach Teplitz, um dort mündlich für seine Ansichten zu werben; wobei er zugleich den Auftrag hatte, den Monarchen über den Kronprinzen von Schweden Aufklärung zu geben. Wirklich setzte Rühle durch, daß dem General Blücher ein Rechtsabmarsch und Uebergang über die Elbe gestattet ward; wodurch Bernadotte zugleich gezwungen werden sollte, ebenfalls jenen Fluß zu überschreiten und sich dem schlesischen Heer anzuschließen. So begann Blücher's Hauptquartier Einfluß auf die allgemeine Kriegführung der Verbündeten zu gewinnen.

Seit Anfang des Monats September stand das böhmische Heer in und um Teplitz zwischen dem Erz- und Mittelgebirge. Als Napoleon mit ansehnlichen Streitkräften gegen Blücher zog, erstiegen 40,000 Mann unter Wittgenstein den Kamm des Erzgebirgs, um gegen Dresden, den Mittelpunkt der Unternehmungen des Feindes, vorzugehen. Barclay folgte mit den preußischen und russischen Garden nach, so daß im Ganzen 80—90,000 Verbündete die sächsische Grenze entlang auf der Höhe standen. Den Franzosen, welche den nördlichen Hang des Gebirges besetzt hielten, blieb natürlich nichts Anderes übrig als Rückzug; Berggieshübel, Zehist, Dohna wurden am 6. und 7. von ihnen geräumt; die Verbündeten erschienen in drohender Nähe vor Dresden.

Aber jetzt war auch Napoleon aus der Lausitz zurückgekehrt, und am 8. September verließ er Dresden zur Mittagszeit, um die Gegner wieder über die Berge zu werfen. Was er von eigenen Truppen vorfand, mochte sich mit dem, was er mitbrachte, auf 85,000 Mann belaufen. Nachdem er sich diesen Tag in Dohna das Nachtquartier erobert hatte, verließ er den 9. die nach Teplitz führende Heerstraße und wandte sich mit dem größten Theile seiner Truppen auf kleinen Wegen östlich gegen den Geiersberg, um den Verbündeten auf der teplitzer Straße in den Rücken zu kommen. Am folgenden Tage sah er von jener Höhe tief unter sich die Heeresmassen der Gegner, die sich auf böhmischer Seite gesammelt hatten und zu seinem Empfange bereit waren. Es erwies sich für die Franzosen als eine Unmöglichkeit, diese steilen Abhänge Geschütz hinabzubringen. So war die Umgehung der Verbündeten, von Napoleon ohne zureichende Erforschung der Gegend unternommen, mißglückt, und es blieb ihm keine andere Wahl, als wieder in die teplitzer Straße einzulenken. Es war ein trauriger Marsch durch die wüste, ausgeplünderte Gegend, deren zehnmal umgewühlten Aecker keine Kartoffel

mehr herzugeben vermochten, bei dem naßkalten Wetter, welches das Lager im Freien für die hungernden, abgemagerten Soldaten doppelt peinlich machte. Um diese Zeit erfuhren sie auch die Niederlage bei Dennewitz. Wahrlich, man konnte es dem französischen Kriegsmanne nicht verargen — von dem Rheinbündler gar nicht zu reden — wenn er es herzlich müde ward, für die gloire des Kaisers, bei welcher Frankreich und die Franzosen zu Grunde gingen, seine Haut zu Markte zu tragen!

Napoleon hatte die Nacht vom 10. zum 11. in dem großentheils zerstörten Dorfe Breitenau zugebracht; seine Wohnung war das verlassene Pfarrhaus, das eben noch zur Lagerung des Pferdedüngers gedient hatte. Am 11. wurde die Heerstraße bei Hellendorf erreicht. Der Kaiser übernachtete zu Peterswalde auf böhmischem Boden. Der Graf von Lobau (Mouton), dessen neugebildetes Corps die Trümmer Vandamme's in sich schloß, war bis Nollendorf vorgegangen.

So hatten die Verbündeten Sachsen geräumt, und der Eingang zu Böhmen war eröffnet; aber im Thale standen noch unberührt Hunderttausende, die jeden Augenblick wieder vorgehen konnten. Auch sie hatten Nachricht von dem großen Siege Bülow's erhalten, und feierten ihn am 12. durch ein großes Victoriaschießen, das in allen Bergen wiederhallte. Napoleon trug doch Bedenken, die nollendorfer Höhe hinabzusteigen und, auf eine einzige große Straße beschränkt, mit einem so mächtigen Gegner sich einzulassen. Daß ihrerseits die Führer des böhmischen Heers nicht ohne Besorgniß waren, bewiesen die in jenen Tagen an Blücher gestellten Truppenforderungen, deren wir oben gedachten.

So begnügte sich der französische Kaiser mit den geringen Vortheilen, die erlangt waren, und kehrte, seine Garden mit sich führend, am 13. nach Dresden zurück. Aber er sollte dort keine Ruhe finden; denn schon kam ihm die Nachricht zu, daß an dem genannten Tage Lobau von Wittgenstein mit überlegenen Streitkräfteu auf der Front und im Rücken angefallen worden war, und von Nollendorf bis Berggieshübel hatte zurückweichen müssen. Sogleich setzte Napoleon wieder, was an Truppen verfügbar war, in Bewegung, und begab sich am 15. an die Spitze seines auf 95,000 Mann gebrachten Heers. Die Truppen der Verbündeten zogen sich fechtend über Peterswalde und Nollendorf in das kulmer Thal zurück; hier, auf dem uns schon bekannten Schlachtfeld, erwartete das böhmische Heer in der Stärke von 160,000 Mann — die Preußen unter Kleist, dem die Vertheidigung des Thals übertragen

war, die Oestreicher und Russen, die auf den Höhen Stellung nahmen, unter Colloredo und Wittgenstein — am 17. September den Feind. Es kam zu einem äußerst heftigen Kampfe, der im ganzen für die Franzosen nachtheilig war; besonders machte ihnen das auf ihre linke Seite gerichtete Geschütz Colloredo's zu schaffen. Ein starker Regen brachte Nachmittags gegen Fünf die Waffen zur Ruhe.

Von Seiten der Verbündeten wurden die Gefechte des 17. Septembers für die Einleitung zu einer Schlacht angesehen, die am 18. geschlagen werden sollte. Ihr Heer erschien, von Schwarzenberg geordnet, zum Entscheidungskampfe. Außer dem Oberanführer waren auch der König von Preußen und der Kaiser von Rußland zugegen, und blieben den ganzen Tag zu Pferde. Aber Napoleon fand es bedenklich, sich hier gegen einen so zahlreichen Feind zu messen, der schon am vorhergehenden Tage nahe daran war, seinen Rückzug abzuschneiden; er trug keine Lust, in Vandamme's Spur zu treten, und trat mit der Garde und Victor's Corps den Heimweg an. Hatten früher seine Gegner die Schlacht gemieden, so war er ihr diesmal aus dem Wege gegangen, und obgleich die Verbündeten keinen Sieg über ihn errungen hatten, so kamen doch die Verluste dieser Märsche schon jetzt einer verlornen Schlacht vollkommen gleich.

Bevor Napoleon seinen bisherigen Stützpunkt und die Elbgrenze aufgab, wollte er noch einen letzten Versuch machen, die Mauer von Feinden, die ihm nahe und näher rückte, zu durchbrechen. Sein anfänglicher Plan war, dem nur zwei Tagemärsche von der Hauptstadt entfernten schlesischen Heere durch einen Ueberfall des linken Flügels einen großen Schlag zu versetzen, und dann — nach Heranziehung der Reitertruppen Mürat's und der zwei Corps der Marschälle Marmont und Ney, welcher letztere zu Torgau über die Elbe gehen sollte — das Nordheer zu überwältigen. Aber die Zuversicht zu der größeren Unternehmung schwand, als das Wetter der nächsten Tage die schleunige Ausführung verbot, und irrige Nachrichten seiner Generale ihn über die Bewegungen seiner Gegner täuschten. Er beschränkte sich daher darauf, mit dem zusammengeschmolzenen Heere Macdonald's einen Angriff auf Blücher zu unternehmen. Ganz unerwartet wurde am 22. die von Oberst Katzeler geführte Vorhut bei Hartha angegriffen und zurückgedrängt. Blücher entschloß sich auch diesmal, einer Schlacht aus dem Wege zu gehen, die überdies seine große Unternehmung auf dem linken Elbufer benachtheiligen konnte. Es kam am 23. zu hitzigen Gefechten bei Roth-Naus-

litz und Gödau auf der bautzener Straße, wobei Napoleons Hauptabsicht wohl nur noch war, das schlesische Heer so weit zurückzudrängen, um seinen Rückzug über die Elbe unbelästigt vollbringen zu können. Ein von der preußisch-russischen Reiterei ausgeführter kühner Angriff quer über einen Hohlweg, dessen Ueberschreitung von Seiten der Franzosen für unmöglich gehalten worden war, brachte Diesen empfindlichen Verlust. Schon trug sich Blücher mit dem Plane, den matten Feind von der Seite anzufallen und zurückzuschlagen: als Napoleon sich freiwillig zur Umkehr entschloß. Sämmtliche Truppen erhielten Befehl, ihm nach Dresden zu folgen; alles Kriegsmaterial und was sich von Lebensmitteln und Vieh dem wiederholt ausgeplünderten Bauer noch entreißen ließ, sollte mitgeführt werden.

Es war in der That Zeit, daß der Kaiser seinen bisherigen Standpunkt aufgab; denn am 28., vier Tage nach dem Wiedereintreffen Napoleons in Dresden, langte Bennigsen in Teplitz an. Sein Heer — das polnische genannt, weil man es in Polen gebildet hatte — zählte 57,000 Mann mit 198 Geschützen, wodurch ein voller Ersatz für die Verluste im August und September gegeben war. Die Ankunft Bennigsen's, der nun mit den östreichischen Heerabtheilungen Colloredo und Bubna in der Stärke von 70—80,000 Mann die Beschützung Böhmens und seiner Gebirgspässe übernahm, war für Blücher und Schwarzenberg das Zeichen, nach rechts und links abzumarschiren, um sich dann in der Ebene von Leipzig — im Rücken der bisherigen Stellung der Franzosen — die Hand zu reichen und den Feind mit Riesenarmen zu umspannen. Das böhmische Heer hatte seinen Weg schon am 17. Sept. antreten wollen, war aber durch den uns bekannten Angriff Napoleons abgehalten worden. Jetzt endlich, vom 27. bis zum 30., kam es in Bewegung; indessen rückte es, wie sich bei einer Masse von 150,000 Mann und bei der Art und Weise des Oberbefehls erwarten ließ, nur langsam vorwärts. Der Weg, den es einschlug, führte erst in südwestlicher Richtung über Brüx und Kommotau, dann in nordwestlicher über Sebastiansberg, wo der Kamm des Erzgebirges und die sächsische Grenze überschritten wurde, nach Marienberg, Chemnitz und Penig an der Mulde. Das Hauptquartier kam am 9. Oktober nach Chemnitz. Von den Monarchen schloß sich der König von Preußen dem polnischen, die Kaiser von Rußland und Oestreich dem böhmischen Heer an, jedoch so, daß der Letztere, seiner Gewohnheit gemäß, einen Marsch hinter dem Hauptquartier zurückblieb.

Bennigsen verharrte in seiner Stellung bis zum 8. Oktober und ging dann vorwärts, nachdem durch eine große Auskundung nach vier Richtungen ermittelt war, daß er nur einen schwachen Feind — die Corps von St. Cyr und Lobau in der Stärke von 20,000 Mann — vor sich hatte. Die Franzosen hielten nirgends Stand; nur bei Dohna kam es am 9. zu einem hartnäckigen Gefechte. Am 10. stand das polnische Heer dicht vor der sächsischen Hauptstadt, welche Napoleon seit drei Tagen verlassen hatte. Hier ging Bennigsen der Befehl zu, über Rochlitz auf Leipzig zu marschiren und nur ein Beobachtungscorps vor Dresden zurückzulassen.

Wir wenden uns jetzt zu den Kriegsereignissen an der untern Elbe, welche meist den Charakter von Parteigänger-Unternehmungen an sich trugen. Gleich nach Ablauf des Waffenstillstandes — also um die Zeit, wo Oudinot seinen Zug gegen Berlin antrat — erhob sich auch Davoust, der Zwingherr des wohlbefestigten Hamburg, auf Befehl seines Kaisers, um durch einen Einfall ins Mecklenburgische jenen Kriegszug gegen die preußische Hauptstadt zu unterstützen. Seine Streitkräfte betrugen mit dem dänischen Hülfscorps, das zu ihm gestoßen war, ungefähr 40,000 Mann; da er aber einen beträchtlichen Theil davon in Hamburg als Besatzung zurücklassen mußte, so führte er kaum 30,000 Mann ins Feld. Ihm gegenüber stand der hannöverische Graf Walmoden, General-Leutnant in russischen Diensten, mit einer Kriegsmacht, die — fast wie die Soldateska Wallenstein's — von allen Enden der Welt zusammengeblasen war. Zu seinem Heer gehörten Hannoveraner und Hanseaten unter Dörnberg, Engländer unter Gibbs und Lyons, die russisch-deutsche Legion unter Ahrenschildt, das mecklenburg-schweriner Contingent unter Vegesack, die mecklenburger Landwehr unter dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, die schwedisch-pommerschen Truppen unter Engelbrecht; die Kosaken Tettenborn's, die Freischar Lützow's, das Husaren-Freicorps des Majors von Schill, eines Bruders des in Stralsund gefallenen Helden, und ein dessauer Bataillon. Bei den Lützowern und der russisch-deutschen Legion waren außerdem noch Tiroler, Rheinbündische, Holländer, Schweizer, Italiener, Spanier und Portugiesen zu finden, die theils aus freier Theilnahme für diesen Krieg sich eingestellt hatten, wie die Tiroler mit ihrem Hauptmann Riedl, theils als Fahnenflüchtige oder Gefangene von den Franzosen zu den Verbündeten herübergekommen waren. Da die Walmoden'schen Truppen, wie uns bekannt ist, einen Theil des Nordheers bildeten: so standen sie

unter dem lähmenden — wenn auch durch die größere Entfernung beschränkten — Oberbefehle Bernadotte's, der natürlich besondern Einfluß auf die drei schwedischen Generale Ahrenschildt, Vegesack und Engelbrecht übte. An Truppenzahl, Ausrüstung und Kriegstüchtigkeit konnte sich das buntzusammengesetzte Heer Walmoden's mit Davoust's Kriegsmacht durchaus nicht messen; aber es ersetzte diese Mängel durch Eifer und Tapferkeit, so daß die Lösung der ihm gestellten Aufgabe möglich wurde, nämlich: den Durchbruch des überlegenen Feindes auf einer ausgedehnten Linie im flachen Lande zu verhindern.

Die Grenze zwischen den feindlichen Heeren bildete die Stecknitz, ein Flüßchen, das, von Norden nach Süden gehend, bei Lauenburg in die Elbe fällt. Tettenborn's Kosaken und die Lützower standen hier als Vortruppen und hüteten die Linie von Mölln, wo das Grabmal Till Eulenspiegels steht, bis Lauenburg. Zwei Bataillone des Freicorps, die ihr dürftiges Geschütz: drei eiserne Böller, sehr wohl zu nutzen verstanden, lieferten, unter Anführung des Oberleutnants von der Heyde, einem vierfach überlegenen Feinde mehrere hartnäckige Gefechte, und hielten ihn drei Tage lang zurück, bis er dann Lauenburg am 20. August besetzte.

Davoust rückte mit einer Langsamkeit, die man nicht an ihm gewohnt war, ins Mecklenburgische vor; am 24. kam sein Hauptquartier nach Schwerin, indeß die Franzosen und Dänen eine Stellung zwischen den Seen nahmen.

Da Bernadotte die Besorgniß hegte, die magdeburger Besatzung könne mit Oudinot gemeinschaftliche Sache machen: so ordnete er eine Theilung des Walmoden'schen Armeecorps an, wodurch freilich dessen eigentliche Bestimmung auf's Spiel gesetzt wurde. Der Befehl lautete: Vegesack solle mit den Mecklenburgern und Schweden, Tettenborn mit den Kosaken und Lützowern gegen Davoust stehen bleiben, Walmoden aber mit den Uebrigen nach Brandenburg aufbrechen — ein Marsch von über 20 Meilen auf heillosen Sandwegen. Erfuhr Davoust den Abgang dieser Streitkräfte, so konnte es ihm nicht schwer halten, mit seiner großen Uebermacht die Zurückgebliebenen zu erdrücken; es war also für diese von großer Wichtigkeit, dem Marschall ihre Schwäche zu verbergen und dadurch, daß sie ihn bei Tag und Nacht von überallher neckten und ihm Abbruch thaten, den Glauben zu erwecken, als ob er es mit einem mächtigen Feinde zu thun habe. Lützow's Jäger und Husaren, so wie Tettenborn's leichte Reiterei, leisteten hier vortreffliche Dienste.

Die Kosaken zogen eine dünne Kette um den Feind, so daß Diesem, der trotz seiner Stärke nicht durchzubrechen wagte, der Verkehr nach außen abgeschnitten war, und nur sehr sparsame und vereinzelte Nachrichten von dem großen Kriegsschauplatze zugingen. Mehrere Lützower hatten die Kühnheit, sich als Spione mitten in den Feind zu wagen. Die zwei Studenten Schnelle und Nagel aus Schwerin, die in dem Freicorps Dienste genommen hatten, legten Bauerntracht an und gingen, mit Speck und Eiern beladen, nach ihrer Vaterstadt. Als sie nun von den französischen Vorposten geplündert und auf das Geschrei, das sie erhoben, vor einen Offizier gebracht wurden: nahmen sie die Gelegenheit wahr, sich Kundschaft von Davoust's Streitkräften zu verschaffen.

Noch größere Kühnheit zeigte auf diesem gefährlichen Wege Thaer aus Mögelin bei Potsdam, der Sohn des als landwirthschaftlicher Schriftsteller berühmten Albrecht Thaer. Der junge Lützower gab sich bei den Vorposten als reisenden Studenten aus; in dem Vorzimmer Davoust's, wo er warten mußte, nagelte er verdächtige Papiere, die er bei sich trug, unbemerkt mit seinem Dolch an die untere Seite einer Tischplatte, während er, sitzend und den Kopf aufgelegt, sich schlafend stellte. Als er dann vor den Marschall geführt wurde, wußte ihn das gewandte Bürschchen, das noch nicht siebzehn Jahre zählte, dergestalt zu bethören, daß Davoust ihn als Spion anwarb und mit Geld versah. — Nachdem Thaer Zahl und Stellung der Franzosen nach Bequemlichkeit erforscht hatte, traf er ungefährdet bei dem Freicorps wieder ein.

Am 25. August unternahm Lützow mit 100 seiner schwarzen Husaren, 100 Kosaken und einer kleinen Abtheilung tiroler Schützen einen Streifzug. Nachts lag er in einem Gehölze bei Rosenhagen, links von dem Wege, der von Schwerin nach Gadebusch und weiter nach Hamburg führt. Hier, im Rücken des Feindes und an der Heerstraße, war Zufuhr zu erwarten, und wirklich meldeten die Wachtposten bei Anbruch des folgenden Tages, daß ein schwerbepackter Wagenzug mit Fußvolk herankomme. Augenblicklich befahl Lützow den Aufbruch. Die Kosaken sollten den Transport an der Spitze und von der Seite anfallen; 50 Husaren hatten die Aufgabe, im Walde geschlossen zu halten, für den Fall, daß den Wagen noch Reiterei nachfolgte; mit den 50 Uebrigen wollte Lützow den Feind im Rücken fassen. Als der Hurrahruf der anstürmenden Kosaken erscholl, hieben die Bauern, welche die Wagen führten, aus Leibeskräften auf ihre Pferde, so daß diese in schnellem Laufe dahin rannten, und die russischen Reiter nicht dazu gelangten, den Zug vorn aufzuhalten.

Dennoch wurde derselbe durch den gleichzeitigen, kräftigen Anfall der verschiedenen Lützow'schen Truppen in kurzer Zeit zum Stehen gebracht, und die treffliche Beute war gewonnen. Das Fußvolk, welches dem Transport als Bedeckung diente, machte den Verbündeten mehr, als sie erwartet hatten, zu schaffen. Viele dieser Franzosen hatten sich an den dahinstürmenden Wagen und Pferden gehalten, um möglichst schnell in das vor ihnen liegende Gehölz, das Schutz gegen die Reiter gewährte, zu gelangen. Jetzt bildeten sie Plänklerlinien und schossen aus dem Gebüsch und den Gräben, welche die Straße begrenzen. Wiederholt geschah es, daß Dieselben sich den ansprengenden Lützowern ergaben, dann aber feuerten, wenn der Husar herankam. Auch der Rittmeister Fischer, ein hochgewachsener, riesenstarker Greis von 72 Jahren mit einem Adlergesicht und langwallendem Barte, der schon unter Friedrich dem Großen gedient hatte, erfuhr mehrmals diesen Verrath. Von den Feinden, denen er Pardon gegeben, sprang Einer in den Graben zurück, raffte ein weggeworfenes Gewehr auf und schoß es auf ihn ab. Da die Kugel nur in seinen Czako schlug, ohne ihn selbst zu verwunden: sprengte der Alte den Graben entlang neben den fliehenden Soldaten hin. „Haltet mir den Mosje!“ rief er mit seiner Bärenstimme einigen Tirolern, die in der Nähe waren, zu. Zwei der Spitzhüte bekamen ihn zu fassen; Fischer ritt ruhig heran und spaltete mit einem Kraftthieb den Kopf des Schurken.

Von den Lützowern wurden mehrere durch die Kugeln der tückischen Feinde verwundet und getödtet. Unter den Letztern war ein Graf Hardenberg und Lützow's Adjutant Theodor Körner, der Sänger der deutschen Freiheitskriege. Er hatte am grauen Morgen dieses Tags sein berühmtes Lied von der Eisenbraut, das Schwertlied, niedergeschrieben und einem Freunde aus der Brieftasche vorgelesen; dann, als der Sturm auf die Wagen begann, hatte er an dem Angriffe der Husaren Theil genommen, und war jetzt, über das Schießen der Franzosen aus den Gräben erbittert, mit andern Lützowern herangesprengt, ohne in der Hitze des Kampfes auf das Hornsignal zu hören, womit Fischer seine braven Husaren zurückrief, um sie den versteckten Schüssen eines kleinen Restes von Feinden zu entziehen. Der rauhe, alte Rittmeister fluchte und wetterte über den Ungehorsam der Freiwilligen, und kümmerte sich wenig darum, daß in diesem Augenblick eins der edelsten Herzen Deutschlands die letzten Schläge that. Die hohe, edle Gestalt des zweiundzwanzigjährigen Jünglings, der, auf weißem, leuchtendem Rosse voraneilend, die Kameraden durch Zuruf anfeuerte, mochte wohl die Aufmerk-

samkeit der Feinde vorzugsweise auf sich gelenkt haben; die tödtliche Kugel hatte durch den Hals des Pferdes ihren Weg in Körner's Leib genommen und war bis zum Rückgrat vorgedrungen. Er war sogleich der Sprache beraubt; doch verrieth das Antlitz keine Schmerzen, und auch der Tod entstellte die Züge des jungen Kriegers nicht. Während ihm einige Freunde, der auf jene Stelle noch immer gerichteten Kugeln ungeachtet, Beistand leisteten: warfen sich die andern Lützower, die mit Körner angesprengt waren, auf die versteckten Feinde, um Rache für die Gefallenen zu nehmen. Wer nicht entrann, wurde niedergestoßen oder in Gefangenschaft gebracht. Unter Denen, die dem Strafgericht entgingen, scheint auch der Soldat gewesen zu sein, aus dessen Rohr Körner die tödtliche Kugel erhielt. Wenigstens soll ein Mann aus dem Dorfe Simmern unter Dhaun im Nahthale sich später zu der That bekannt haben. So ist der deutsche Held und Sänger durch deutsche Hand gefallen! Schmerzlicher konnte nicht auf die tiefen Wunden unserer zerrissenen Nation gewiesen werden.

Lützow ließ die eroberten Wagen, die mit Zwieback und Branntwein beladen waren, sammt den Gefangenen sofort in Sicherheit bringen und nach dem Dorfe Wöbbelin in sein Lager schaffen, wo die Beute große Freude erregte; aber der Jubel verstummte bald, als man vernahm, welchen Preis man dafür gezahlt hatte. Zwei Lützower, die des Tischlerhandwerks kundig waren, zimmerten Körner's Sarg. Die Freunde gruben ihm unter einer schönen, von der Axt noch unberührten Eiche, die auf der Feldflur bei Wöbbelin, eine Stunde von Ludwigslust, ihre Aeste hoch und weit verbreitet, die Ruhestätte, über der Arbeit die Erde mit ihren Thränen sprengend; daneben wurde den gefallenen Kameraden das Grab bereitet. Freundeshände flochten auf einem nahen Bauernhofe, wo die Todten niedergelegt waren, Kränze aus Eichenlaub, und umgaben die ernste, von dunkeln Locken umschattete Stirn des Sängers mit den Zweigen des deutschen Baumes, den sein Lied so oft gepriesen hatte. Zwei Maler, die der Freischar angehörten, zeichneten das jugendlich schöne Angesicht, dem nicht der Tod selber — so schien es — sondern des Todes Bruder, der Schlaf, die tiefblauen, sonst von Begeisterung leuchtenden Augen zugedrückt hatte. Eine dieser Skizzen wurde dem Vater nach Dresden gesendet. Die von der Hand seiner Verlobten, der beliebten Schauspielerin Berger in Wien, gestickte Brieftasche, in der das Schwertlied mit Bleistift eingezeichnet stand, wurde gleichfalls für die Eltern, ein dünner Goldstreif mit einem Diamanten, den er am Finger

getragen, für die Braut zurückgelegt. Den Siegelring und die Schnur mit dem durchbohrten Zwanziger, den das arme Mädchen ihrem Theodor beim Abschied als Schutz vor den Feindeskugeln um den Hals geschlungen hatte, erhielten die nächsten Freunde als Angedenken. Man hatte aus jungen Baumstämmen Bahren für die Gefallenen gezimmert und sie reich mit Eichenkränzen geschmückt; auf ihnen trug man die Todten unter gedämpftem Trommelschlag zur Ruhestätte. An Körner's Grab wurde sein herzergreifendes Schlachtgebet und dann zum Abschied „Lützow's wilde Jagd" angestimmt. Die üblichen Schüsse mußten unterbleiben, um den vielleicht in der Nähe lauernden Feind nicht anzulocken.

Noch war das Trauergeleit nicht ins Lager zurückgekehrt, als schon wieder die Trompeten und Hörner zum Kampfe riefen. Die Husaren brannten, ihrem Körner ein reiches Todtenopfer zu weihen; aber es kam nur zu ein paar Kugeln auf den Vorposten, da der Feind einem ernsten Gefecht aus dem Wege ging. So fanden die Freunde Körners, in's Lager zurückgekehrt, Gelegenheit, ihm in besserer Muße die Leichenfeier zu bereiten. Der Sängerchor der Lützower ließ in stiller Nacht seine Lieder an dem theuren Grab erschallen; der Mond trat, wie lauschend, aus den Wolken, und der Geist des abgeschiedenen jungen Helden schien aus den flüsternden Blättern zu rufen:

Was klagt ihr, meine Waffenbrüder?
Werd' ich doch immer mit euch sein.
Euch übergeb' ich Schwert und Lieder:
Auf! singt und schlagt und denket mein! *)

Körner's Freunde hatten ein Stück Rinde von dem Baume abgelöst und den Namen mit dem Todestage eingebrannt. Als später der Herzog von Mecklenburg dem Vater des Dichters die Eiche schenkte, wurde dieselbe von einer Mauer umzogen, und man findet dort jetzt ein eisernes Denkmal in Form eines Altars; auf der Vorderseite mit Leier und Schwert, welche Eichenlaub umwindet, auf der Rückseite mit einer Grabschrift und rechts und links mit Stellen aus seinen Gedichten. Eine der Strophen ist dem „Bundesliede vor der Schlacht" entnommen und lautet:

Vaterland, Dir woll'n wir sterben,
Wie Dein großes Wort gebeut;
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unseren Leichen!

*) Aus Förster's Gedicht: „Unter Körner's Eiche."

Viele Dichter jener Zeit haben den edlen Jüngling gefeiert, der, erst zweiundzwanzig Jahr alt von dem Tod ereilt, Leier und Schwert aus der Hand legte, um dem Vaterlande sein Leben zu opfern. Auch wir haben es uns nicht versagen können, in einem Buche, das so manchem Helden der Freiheitskriege nur eine dürftige Zeile widmen kann, ausführlich von ihm zu handeln. Körner hat freilich bei keiner großen Schlacht mitgewirkt, sondern, wie uns bekannt ist, nur an Streifzügen und kleinen Gefechten seines Corps in untergeordneter Stellung Theil genommen; aber der Ruhm jener Lützower, welche die Garde unter den Freiwilligen waren — ich meine nicht Garde durch Leibesgröße und Wappenschilder, sondern durch Schwung des Geistes und Adel der Bildung — jener Ruhm ruht ganz besonders auf ihm, der mit doppelten Waffen: mit Leier und Schwert, auf dem Kampfplatz erschien. Seine Kriegslieder wiegen so schwer wie gewonnene Schlachten, und mancher ruhmbedeckte General darf ohne Scham vor dem Leutnant Körner den Degen senken; denn Dieser hat es ihm gleich, wo nicht zuvor gethan im Dienste für's Vaterland. Und wenn es Deutschland wieder vergönnt sein wird, in einer so heiligen Sache sein Schwert zu ziehen: dann werden, wie damals, Körner's Lieder als herrliche Mitkämpfer unsern Streitern zur Seite gehn.

Wir haben Walmoden mit einem Theile seines Corps auf dem Wege nach Brandenburg verlassen. Bevor noch der schwierige Marsch ausgeführt war, erhielt er Befehl zur Umkehr, da Bernadotte nach den Siegen der Preußen bei Groß-Beeren und Hagelberg keinen Grund mehr hatte, seine Hülfe in Anspruch zu nehmen. Auch Davoust blieb nicht ohne Kunde von den großen Ereignissen in der Mark. Während er unthätig in seinem Lager zwischen den Seen stand, schlichen eines Abends die Jäger Lützow's bis dicht vor den Feind, und ließen ihm die Siegesnachrichten als Gastgeschenk zurück. Darauf brach der Marschall in der Nacht vom 2. zum 3. September sein Lager bei Schwerin ab und führte seine Truppen in's Lauenburgische zurück, wo sie zwischen Ratzeburg und Mölln eine außerordentlich sichere Stellung bezogen. Da Walmoden im Besitze zweier Elb-Uebergänge war, versäumte Derselbe nicht, Streifpartien auf dem linken Ufer anzuordnen. Dagegen befahl Davoust — wahrscheinlich, um diesen lästigen Unternehmungen im Rücken der französischen Linie ein Ende zu machen — dem General Pecheux, mit einer ganzen Division über Lüneburg stromaufwärts zu rücken. Die Ueberraschung, die den Streifcorps der Verbündeten zugedacht war, gab glück-

licher Weise zur Ueberraschung des Feindes Gelegenheit, als die Lützower einen französischen Ordonanz-Offizier fingen, dessen Briefe den Plan verriethen. In Tettenborn's Hauptquartier befand sich damals ein Kriegsmann von ungemeiner Tüchtigkeit: Oberst Ernst von Pfuel aus Berlin, der sich schon früher in preußischen und östreichischen Diensten hervorgethan. Dieser bestimmte, im Verein mit Tettenborn und Lützow, den Grafen Wolmoden, 12,000 Mann gegen Pecheux auszuschicken. Das Unternehmen war sehr gewagt, da nur 14,000 Mann gegen den fast doppelt so starken Feind im Lauenburgischen zurückblieben.

Am 16. September wurde Pecheux unerwartet an der Göhrde im Lauenburgischen von den überlegenen Gegnern angegriffen. Es liegt dort ein Jagdschloß inmitten eines großen, gutbestandenen Forstes, wo der hannövrische Hof sich von Zeit zu Zeit zur Erlegung von Hirschen und Sauen einzufinden pflegt. Heute galt es eine ganz andere Jagd, und Wolmoden, der Oberjägermeister, erlegte in diesen Tagen mit seinen trefflichen Förstern so viel französisches Edelwild, wie nie zuvor. Die verzweifelte Gegenwehr des Feindes vermochte die Niederlage nicht abzuwenden; von den Verbündeten umzingelt, erlitt er einen Verlust von einigen Tausend Mann und büßte das sämmtliche Gepäck ein. General Pecheux entkam, zu Fuß entfliehend, mit den Trümmern der Division nach Lüneburg.

An dem Erfolge dieses Tags nahm die Freischar Lützow's, der selber eine schwere Wunde davontrug, den rühmlichsten Antheil; er hatte diesmal 1300 Mann, worunter 500 Reiter, in den Kampf geführt, und der alte Rittmeister Fischer war mit seinen Leuten so zufrieden, daß er den Freiwilligen eine Dankrede hielt, worin er sagte: „Bisher habe ich Sie immer: „„Meine Herren““ angeredet; von heut ab werde ich zu euch nicht anders sagen als: „„Meine braven Jungens““. Unter den Gefallenen war auch Eleonore Prohoska, die obenerwähnte Heldenjungfrau, welche unter dem Namen August Renz bei den schwarzen Jägern stand. Da sie groß und von schlanker Gestalt war, und, als ein eben so kluges als sittsames Mädchen, im Quartier und in der Beiwacht von den Kameraden sich abzusondern verstand: war es ihr gelungen, ihr Geschlecht verborgen zu halten. Glatte Gesichter gab es unter den Freiwilligen, die ja häufig kaum das Knabenalter überschritten hatten, viele, und wenn man sie mit ihrer hohen Stimme aufzog, half ihr die scherzhaft kluge Ausrede: sie sei ein Schneider; der könnte ja wohl eine feine Stimme haben. Neben den Handthierungen ihres Ge-

schlechts: Nähen, Kochen, Waschen u. s. w., womit sie den Gefährten in der Beiwacht sich gerne nützlich erwies, war sie auch in ihrem neuen Berufe, dem Kriege, wohlbewandert; sie wußte ihre Büchse vortrefflich zu gebrauchen, und wenn es zufällig an einem Trommler fehlte, trat sie für ihn ein und wirbelte auf dem Kalbfell trotz dem besten Rataplan. „Ein potsdamer Soldatenkind, meinte sie, muß sich auf Alles verstehen.“ Auch an diesen Tagen trommelte sie den Jägern vor, und sang allerlei lustige Soldatenlieder dazu. Als dann der Kampf für die Lützower eine ernste Gestalt gewann, schlug sie den Sturmmarsch bei dem Angriffe Derselben auf einen von dem Feind besetzten Hügel hinter dem Göhrde-Walde. Bald schmetterte das Kartätschenfeuer der Franzosen verheerend in die Reihen der Lützower; aber das Mädchen von Potsdam setzte unverzagt seinen Gang fort, und ihr Trommelschlag klang noch so fest und trotzig wie zuerst. Jetzt war die kleine Schar der schwarzen Jäger in der Schanze; die Kanoniere wurden niedergestoßen und die Geschütze in Besitz genommen. Ueber diesen Erfolg herrschte ungemessener Jubel. Diese Lützower hatten zwar die Studentenröcke mit dem schwarzen Waffenrock vertauscht; aber die Studentenlaune brach noch oft genug hervor. Sie fielen sich in die Arme und ritten, die Büchse schwenkend, auf den Feuerschlünden; bis denn ein feindlicher Angriff bittern Ernst an die Stelle des Kinderspiels setzte. Förster, welcher einer Wunde ungeachtet mitgestürmt hatte, war wenige Schritte von der Schanze von einem zusammenstürzenden Jäger krampfhaft am Ueberrock gefaßt worden. Der klagende Ruf: „Leutnant, ich bin ein Mädchen!“ klang ihm noch dunkel im Ohr, als er nach jener Stelle, wo noch andere Kameraden gefallen waren, zurückkehrte. Eine Kartätschenkugel hatte der ein und zwanzigjährigen Heldin das Bein zerschmettert; die unter dem geöffneten Waffenrock ängstlich pochende Brust verrieth die Qual, die sie litt. Sie wies den Arzt an die leichter Verwundeten, wo sein Beistand noch von Nutzen sein könne. Bei ihr war allerdings keine Hülfe mehr möglich. Standhaft und ohne Klage ertrug sie die größten Schmerzen, bis sie am 5. Oktober der Tod in Dannenberg erlöste. Ihre Waffenbrüder trugen sie zu Grabe; außer den Lützowern folgten das hannövrische und das russisch-deutsche Jägercorps mit den Offizieren; eine dreifache Gewehrsalve gab ihr den üblichen Abschiedsgruß. Ob man ihr den schuldigen Zoll eines Grabsteins oder einer Gedächtnißtafel entrichtet hat, ist mir unbekannt.

Auch in Sachsen und Westfalen wurde der kleine Krieg, für den der Deutsche überhaupt besser geeignet ist als der Franzose, mit

Umsicht und Kraft betrieben. Da den Parteigängern verhältnißmäßig große Scharen zu Gebote standen, fehlte es nicht an glänzenden Erfolgen. So überraschte General Thielmann, der in russische Dienste getreten war, im September die Städte Weißenfels und Merseburg im Rücken des Feindes mit seinen Reitern; ein wichtiger Transport mit Tausenden von Franzosen und Gefangenen aus den Heeren der Verbündeten fiel dabei in seine Hand. Die Uebergabe Merseburg's erlangte der General durch eine Kriegslist; denn als der Feind, welcher Bedenken trug, vor einem bloßen Reitercorps die Waffen zu strecken, erklärt hatte: er könne nur mit einem Gegner kapituliren, der Fußvolk führe: ließ Thielmann seine zahlreichen Gefangenen vor der Stadt aufstellen und als eigenes Fußvolk figuriren.

Andere Partisane waren der Kosakenhauptmann Graf Platof, von preußischer Seite der uns wohlbekannte Major von Colomb und Andere, von östreichischer der Oberst Graf Mennsdorf. Als nun Napoleon, um diesen lästigen Handstreichen ein Ende zu machen, den General Lefebvre-Desnouettes mit 8000 Mann Kerntruppen ausschickte: fielen Platof, Thielemann und Mennsdorf bei Altenburg und Zeitz über ihn her, tödteten einen beträchtlichen Theil seiner Mannschaft, nahmen 1380 Mann und 56 Offiziere gefangen, und führten außerdem 5 Geschütze, 400 Pferde und andere Beute mit sich fort.

In der zweiten Hälfte des Septembers brach der Oberst-Leutnant von der Marwitz mit nur 400 Mann kurmärkischer Landwehrreiterei in das Königreich Westfalen ein und überrumpelte Braunschweig, dessen Einwohner ihn freudig willkommen hießen. Einige Hundert westfälische Soldaten, Kassen und wichtige Papiere fielen dabei in seine Hände. Von den Gefangenen schlossen sich ihm viele freiwillig an.

In größerem Stile wurde der Parteigängerkrieg von Tschernitscheff betrieben, welcher 2300 leichte Reiter und Geschütze viele Meilen weit durch ein vom Feinde besetztes Land von Aken (bei Dessau) aus gegen die westfälische Hauptstadt führte. In rathloser Flucht eilte König Jerome mit einem Theile seiner Truppen, von den Gegnern eine Strecke weit verfolgt, dahin; die mit General Alix zurückgebliebenen Regimenter gingen massenweise zu den Russen über, und Tschernitscheff zog am 1. Oktober unter unermeßlichem Jubel der Bevölkerung in Kassel ein, nachdem die Besatzung, die zuletzt noch gegen 3000 Mann zählte, die Stadt verlassen hatte. Eine Kriegskasse von 79,000 Thalern, Kanonen und unermeßliche Vorräthe in den Zeughäusern fielen ihm zu. —

Natürlich konnte er die Stadt mit seinen Kosaken nicht halten, weshalb er schon am 3. Oktober seinen Rückzug nach der Elbe antrat. Scharen von Freiwilligen, welche begierig die große Sache des Vaterlands ergriffen, zogen mit ihm von dannen.

Der jähe Fall Kassel's, welcher das Sinken der napoleonischen Macht in Deutschland klar vor Augen stellte, mußte allgemein großen Eindruck machen; gewiß hat es nicht wenig dazu beigetragen, daß der französische Kaiser seine Stellung an der Elbe aufgab. Zwar kehrte Hieronymus bald wieder nach seiner Residenz zurück, wo er, seiner Gutmüthigkeit folgend und in Rücksicht auf seine bedenkliche Lage, mit Milde gegen die abgefallenen Beamten verfuhr; aber sein Regiment war von keiner Dauer mehr. Der Donner der Schlacht bei Leipzig warf es wie ein Kartenhaus zusammen, und schon nach zehn Tagen wandte er zum zweitenmale — auf Nimmerwiedersehen — der Hauptstadt den Rücken.

Ein Seitenstück zu Tschernitscheff's glänzender Unternehmung ist der Handstreich Tettenborn's in der Mitte des Monats Oktober. Das träge Verweilen Davoust's in seinem Hauptquartier — weshalb er spottweise der Einsiedler und Robinson von Ratzeburg genannt wurde — und der Erfolg in der Göhrde ermuthigten Tettenborn, Bremen zu überfallen, wie sieben Monate zuvor Hamburg. Mit 2000 Mann meist leichter Reiter und vier Geschützen brach er aus dem Lüneburgischen auf, und legte in weniger als vier Tagen eine Strecke von zwanzig Meilen, zum Theil auf Umwegen, durch Feindesland zurück. Am 13. Oktober erschien er vor der alten, damals mit Wall und Graben umgebenen Hansestadt. Der Tod des sehr entschlossenen Kommandanten Thuillier, den von fernher die Kugel eines thüringer Wildschützen, der jetzt bei Lützow's Jägern stand, erreichte, und die Aufregung der Bürgerschaft veranlaßten die Franzosen, die Stadt am 15. zu räumen, ehe noch der schon vorbereitete Sturm unternommen wurde; zugleich lieferten sie sämmtliche Geschütze und ihre sehr beträchtlichen Vorräthe und Kassen aus. Tettenborn's Einzug in Bremen war natürlich von demselben Freudentaumel begleitet, wie der Tschernitscheff's in Kassel. Uebrigens verschwanden die Russen auch hier wieder bald, und die Franzosen nahmen von neuem Besitz von der Stadt; aber ihr Regiment dauerte, wie in Kassel, nur noch wenige Tage. — Die Lützower hatten mit 450 Reitern an der Eroberung Bremen's Theil genommen.

So stellten sich neben die herrlichen Siege, welche die Verbündeten in Schlesien, Böhmen und in der Mark davon getragen hatten, diese

Ergebnisse des kleinen Krieges, welche in ihrer Gesammtheit reichlich so schwer wogen, als der Gewinn einer großen Schlacht.

Doch es ist Zeit, daß wir uns wieder zu Blücher wenden, zu dem Manne, der vorzugsweise die Ereignisse in kräftiger Bewegung erhielt. Es war am 26. September, als er mit nahezu 70,000 Mann aufbrach, indem er nur ein kleines Corps auf der bautzener Straße zurückließ, um den Feind hinzuhalten und über seinen Marsch zu täuschen. Er hatte vorher insgeheim den obenerwähnten Major Rühle nach der Elbe gesandt, um einen vortheilhaften Uebergangspunkt auszuspähen. Man hatte eine Stelle zwischen Wittenberg und Torgau im Auge, wo der Strom von rechts die schwarze Elster aufnimmt, und nach derselben Seite einen Bogen beschreibt. Dergleichen Orte bieten die Möglichkeit dar, im Angesicht des Feindes den Fluß zu überschreiten und jenseits, auf dem durch das Wasser umschriebenen Ufer. Fuß zu fassen, weil das schwere Geschütz, welches diesseits an beiden Seiten des Bogens aufgepflanzt ist, den Strom und die Halbinsel im Kreuzfeuer bestreicht.

Eine unerwartete Schwierigkeit war der gewagten Unternehmung Blücher's von Seiten der eigenen Offiziere bereitet worden, als er sie am Tage vor dem Aufbruche mit seinem Entschlusse überraschte. Sie äußerten, daß es doch gar zu bedenklich sei, Schlesien mit den Festungen, die Preußen dort besaß, dem Feinde Preis zu geben; ja General Graf Thuyl, der russische Commissar in Blücher's Hauptquartier, ging so weit, daß er förmlich Einsprache gegen dessen Marsch erhob. Aber der Obergeneral war nicht der Mann, der sich von der Heldenbahn ablenken ließ. In sehr bestimmten Worten wies er Thuyl in die Schranken seiner Stellung zurück, und schnitt alle weitern Erörterungen ab mit der kurzen Rede: „Kriegsrath halt' ich nicht".

Der Kronprinz von Schweden hatte, gedrängt von den Monarchen und den Generalen seines Heers, den Krieg auf das linke Elbufer überzutragen — vielleicht nur um des Scheines willen — an der Elstermündung bei dem Dorfe Elster eine Brücke schlagen und einen Brückenkopf anlegen lassen. Blücher hatte natürlich darauf gerechnet, bei seinem Uebergange Nutzen davon zu ziehen, und war sehr unangenehm überrascht von der Meldung Tauentzien's, der die Elster aufwärts in Liebenwerda stand: Bernadotte lasse die mühsam erbaute Brücke wieder abbrechen, weil der Feind einige Bataillone aufgestellt habe, um sich der Anlage des Brückenkopfs zu widersetzen. „Der große Feldherr", hieß es in dem Schreiben, „operirt auf eine Weise, daß es Gottes Wille sein muß,

daß die Sachen noch so gut stehen." Tauentzien, dessen Corps in weit loserer Verbindung zum Nordheer stand als die andern Truppen, hatte sich schon früher an Blücher gewendet, bevor er noch den Marsch die Elbe hinab angetreten, und hatte, in Verzweiflung über die Unthätigkeit Bernadotte's, den Wunsch ausgesprochen, sich mit ihm zu vereinigen, und Blücher hatte natürlich die Aussicht auf dessen Mitwirkung mit beiden Händen ergriffen. In diesem Sinne fügte Tauentzien in dem erwähnten Briefe hinzu: „Ich werde die Position hinter der Elster so lange halten, bis ich in Uebereinkunft mit Ew. Excellenz für die Armee zu größeren Zwecken Etwas beitragen kann."

Da die Brücke bei Elster abgetragen war, sollte nun der Uebergang bei Mühlberg zwischen Torgau und Meißen, wo die Elbe einen ähnlichen Bogen beschreibt, bewerkstelligt werden; das schlesische Heer nahm also dahin seine Richtung. Zugleich erhielt Sacken den Auftrag, die Brücke bei Meißen zu zerstören, um einem Uebergange des Feindes vom linken Ufer zu wehren, und Tauentzien ließ das Ufer bei Mühlberg mit sechs Bataillonen besetzen.

In diesem Augenblicke lief ein Brief von Alexander aus Teplitz ein, wodurch Blücher veranlaßt werden sollte, zum Schutze Bennigsen's an die obere Elbe zu rücken für den ganz unwahrscheinlichen Fall, daß Dieser von Napoleon angegriffen werden sollte. Von dem Rechtsabmarsch des schlesischen Heers, den der russische Kaiser doch zugestanden hatte, war auf einmal gar nicht mehr die Rede. Wenn Blücher nicht über die Elbe ging, so blieb auch Bernadotte auf dem rechten Ufer; damit war also der große Plan unseres Helden: das Stelldichein von 290,000 Mann verbündeter Truppen in die Ebenen von Leipzig, gänzlich über den Haufen geworfen. Zum Glück machte das Schreiben Alexanders, das eben keinen großen Muth athmete, unsern eisernen Obergeneral nicht wankend.

Blücher hatte nicht versäumt, sich wegen seines Elbübergangs mit dem Kronprinzen von Schweden zu verständigen, und Dieser hatte den Plan gebilligt und erklärt: er selber rüste sich, den Strom zu überschreiten. Aber bei Niemand waren Worte und Thaten durch eine weitere Kluft getrennt als bei Bernadotte. Von den preußischen Generalen nannten ihn Viele in leidenschaftlicher Entrüstung einen Verräther; das gelindeste Urtheil über ihn lautete, daß er die Sache der Verbündeten, für die er sich hatte werben lassen, seiner besonderen Politik opfere. Auch hatte Blücher dem nach Elster abgesandten Major Rühle den zweiten Auftrag ertheilt: für den Fall der Noth Tauentzien's und Bülow's

Mitwirkung bei seinem gefährlichen Unternehmen — selbst gegen den Befehl des Kronprinzen — nachzusuchen. Daß sich Tauentzien bereitwillig finden ließ, dürfen wir nach seinem früheren Verhalten erwarten. Bülow, obgleich in größerer Abhängigkeit von dem Kronprinzen, sagte ebenfalls seine Hülfe zu. In einem Briefe an Blücher äußert er sich: „Ich hoffe zu Gott, daß sich eine Gelegenheit finden wird, den Kronprinzen mit fortzuziehen. Kann es aber nicht anders geschehen, so werde ich mich nicht durch die Furchtsamkeit und die egoistische Politik eines Fremdlings abhalten lassen, mit meinem Corps für das allgemeine Beste mitzuwirken, und können Ew. Excellenz auf mich und meine sehr braven Truppen rechnen."

Rühle versäumte es nicht, sich auch Bernadotte vorzustellen, und Dieser versprach nicht allein, den Uebergang Blücher's zu unterstützen, sondern auch, ihm über die Elbe zu folgen. „Wir wollen dann, setzte er in vertraulichem Tone hinzu, als gute Kameraden nebeneinander fechten." Zugleich bezeichnete er die Stelle bei Elster als sehr günstig.

Auch Rühle empfahl dieselbe seinem Obergenerale aus eigener Anschauung; vorsorglich hatte der Major sogar Anordnung getroffen, die Brücke wieder herzustellen. Da nun Blücher auf den Uebergang bei Mühlberg verzichtete, befahl er die Fortsetzung dieser Arbeiten. Auch wurden dieselben so eifrig gefördert, daß, als das schlesische Heer am Morgen des 3. Oktobers bei der Elbe anlangte, eine Pontonbrücke für das Fußvolk und eine stärkere Schiffbrücke für die Reiterei und das Geschütz nahezu fertig waren.

Die Streitkräfte Napoleons standen damals fast sämmtlich auf der linken Seite des Stromes vertheilt, um den von verschiedenen Seiten andringenden Heeren der Verbündeten so gut wie möglich zu begegnen; nur Macdonold, der sich über den Abmarsch des schlesischen Heers hatte täuschen lassen, hielt sich noch auf dem rechten Ufer. Marschall Ney, der nach der Schlacht bei Dennewitz die halbzertrümmerten Corps von Oudinot, Reynier und Bertrand über die Elbe geflüchtet hatte, führte jetzt nur zwei Corps, da die Truppen Oudinot's an die beiden andern vertheilt worden waren. Es mochten einige Dreißigtausend Mann sein — zur Hälfte Deutsche — denen die Aufgabe geworden war, dem Uebergang Bernadotte's über die Elbe zu wehren. Daß ihm neben dem Nordheer auch noch das schlesische gegenüberstehe, davon hatte Ney keine Ahnung.

Bernadotte hatte an verschiedenen Punkten der Elbe Brücken zu

schlagen Anstalt gemacht: bei Elster, bei Roslau (der Stadt Dessau gegenüber) und etwas weiter abwärts bei Aken. Um die beiden letztgenannten Uebergänge zu bewachen, war Ney selbst mit Reynier's Corps nach Dessau gerückt, während Graf Bertrand mit 12,000 Mann Elster gegenüber seine Stellung genommen hatte.

Durch den ausspringenden Bogen, welchen die Elster hier bildet, entsteht eine niedrige, damals mit Gebüsch bedeckte und von alten Flußarmen und Sümpfen durchzogene Halbinsel, die Bertrand für unzugänglich hielt — im Gegensatze zu Blücher und seinem Hauptquartier, welche die außerordentlichen Schwierigkeiten, die sie bot, aus Unbekanntschaft mit ihr zu gering in Anschlag brachten. Auf der Sehne des Bogens war ein Damm errichtet, um das linke Ufer vor Ueberschwemmung zu schützen, wodurch die wüste Halbinsel sehr häufig litt. Dieser von Bertrand noch befestigte, die Niederung beherrschende Damm diente dem französischen General als Bollwerk, und die dahinter gelegenen Dörfer Wartenburg und Bleddin waren von ihm als Stützpunkte benutzt, so daß Wartenburg und dessen Umgebung von der Division Morand besetzt gehalten wurden, während Franquemont mit 1500 Würtembergern und 6 Geschützen Bleddin deckte, und Fontanelli mit einer Division Italiener und der Reiterei die Strecke zwischen den Dörfern vertheidigte. Der erfahrene Bertrand setzte ein solches Vertrauen in seine Stellung, daß er äußerte: er habe keinen lebhafteren Wunsch, als daß der Feind in recht großer Zahl herüberkäme, weil er hier, wie noch nie, in der Lage sei, ihm einen guten Empfang zu bereiten.

Als die Preußen ihre Geschütze an dem höher gelegenen rechten Elbufer aufpflanzten, zogen sich die Vorposten von der Halbinsel zurück, und das Schlagen der zweiten Brücke blieb dem Feinde verborgen. Er glaubte nur eine Abtheilung des Nordheers anwesend, die vielleicht den Bau der ersten Brücke nur zum Schein unternommen habe, damit die Aufmerksamkeit von der eigentlichen Unternehmung abgelenkt würde. Um den Flußübergang wurde überhaupt nicht gestritten, sondern um jene außerordentlich starke Stellung des Feindes hinter dem Damme, und die heldenmüthige Tapferkeit der Preußen würde weit schneller und ohne so große Opfer zum Ziele geführt haben: wäre ihnen der unter diesen Umständen allein brauchbare Zugang zu Wartenburg auf der Südseite der Halbinsel bekannt gewesen, und hätten sie diesen Weg gleich anfangs in hinreichender Stärke eingeschlagen.

Da von Seiten der Preußen der Feind für schwächer gehalten wurde,

als er wirklich war: so überschritten an dem nebeligen Morgen des 3. Oktobers nur drei Bataillone unter Prinz Karl von Mecklenburg vom Corps York's die Brücke, um gerade auf Wartenburg loszugehen; aber weder sie noch die fünf weitern Bataillone, die York auf des Prinzen Begehren nachsandte, vermochten auf dem mit Wald verwachsenen, von Wasserlachen durchkreuzten Gebiete vorzudringen. Prinz Karl entschloß sich, vier Bataillone unter Oberstleutnant Sjöholm zurückzulassen, um den Feind hier bloß zu beschäftigen, mit der andern Hälfte seiner Truppen aber weiter links sein Glück zu versuchen. Da aber auch hier nicht durchzukommen war, sandte er die Geschütze, die er mit sich führte, zu Sjöholm zurück, und ging dann, dem Rathe einiger Landleute folgend, noch weiter links das Elbufer aufwärts. Die Bauern führten ihn durch „die kleine Streng" und andere Wasser in eine freiere Gegend, der Schützberg genannt, von wo er eine Schar würtembergischer Schützen vertrieb. Ein Versuch, von hier aus nach Wartenburg zu gelangen, mißlang; das Feuer des Feindes von den beiden Dörfern her zwang ihn zur Umkehr. Eben so gefährlich schien ihm eine Umgehung Wartenburg's über Bleddin, da er so schwach an Mannschaft und ohne Geschütz und Reiterei war. Er kehrte deshalb nach der kleinen Streng zurück und schickte nach York um Verstärkung.

Mittlerweile war Dieser auf das linke Elbufer gekommen, und hatte die Bataillone, welche den Fortangriff gegen Wartenburg machten, verstärken lassen. Oberst Steinmetz übernahm nun, statt Sjöholm, den Befehl. Die Schützen drangen durch die Flußarme gegen den Damm vor; aber nun eröffnete die Brigade Morand, durch Bäume und Dämme gedeckt, von verschiedenen Seiten her ein mörderisches Gewehr- und Geschützfeuer auf die Preußen. Um den Stand der Dinge mit eigenen Augen zu erkunden, ritt York selbst bis zur äußersten Linie vor, und diktirte, unbekümmert um die Kugeln, welche Wunden und Tod in sein Gefolge trugen, in voller Ruhe des Gemüthes seinen Ordonanz-Offizieren die umsichtigsten Befehle. Was den Preußen ihre Aufgabe außerordentlich erschwerte, war die Noth, welche sie hatten, bei der waldigen Beschaffenheit des Bodens ihrem Geschütz eine wirksame Aufstellung zu geben.

Während der blutige Kampf vor Wartenburg sich unentschieden in die Länge zog, gingen immer neue Truppen über die Brücken. Dort hielt der Obergeneral zu Roß mit seinen weißen Haaren, und rief den Vorübermarschirenden kräftig derbe Worte der Ermunterung zu. Kam

eine Schar, die nicht recht in der Verfassung war: so brach er auch wohl in Schelten aus, und Verwünschungen fielen wie Hagel auf sie herab.

Die Brigaden Horn und Hünerbein, die nun das linke Ufer betraten, langten zu gelegener Zeit an; denn nun konnte York dem Prinzen von Mecklenburg die gewünschte Unterstützung gewähren. Was Steinmetz angeht, so erhielt er die Weisung, seine Stellung noch länger zu behaupten, und er vollzog diesen Befehl trotz der ungeheuern Verluste, die er litt, mit einer Standhaftigkeit ohne Gleichen.

Unterdessen war Prinz Karl darauf bedacht, der erwarteten Reiterei und Artillerie Wege durch die Sümpfe zu bereiten und insbesondere einen Faschinendamm durch die kleine Streng zu legen. Endlich traf die ersehnte Verstärkung ein, und der Prinz rückte mit 6 Bataillonen, 7 Schwadronen und einigen Geschützen gegen Bleddin vor; worauf Franquemont, zu längerem Widerstande zu schwach, sich auf dies Dorf zurückzog, das er um zwei Uhr Nachmittags den Preußen nach heftigem Widerstande überlassen mußte. Auf dem weitern Rückzug des Feindes wurde die westfälische Gardereiterei, die landeinwärts vor dem Dorfe Globig stand, von der Reiterei des Prinzen auf das heftigste angefallen und theils niedergehauen, theils gefangen oder zersprengt. Die Würtemberger verloren ihre Geschütze bis auf eins; ihr Fußvolk zog sich südlich auf Torgau zurück.

Blücher hatte sich mit seinem Gefolge bis zum Schützberg begeben und sandte von da seine Befehle aus. Durch die Aussage eines Spions hatte sich das Gerücht verbreitet, Napoleon komme mit 20.000 Mann von Torgau aus dem Grafen Bertrand zu Hülfe. Um so mehr mußte der Obergeneral wünschen, den Fall Wartenburg's, der sich wider sein Erwarten hinauszog, zu beschleunigen. Er ließ deshalb noch das Corps Langeron's über die Elbe kommen und hielt folgende kurze Ansprache an sie: „Ihr alten Moskowiter, ihr habt euern Feinden noch nie den Rücken gekehrt. Ich werde mich an eure Spitze setzen. Ihr sollt die Kerls, die Franzosen da, angreifen. Ich weiß, ihr werdet ihnen auch heute nicht den Rücken kehren. Paschol! (Marsch!)"

Diese Rede in echt blücherscher Keilsprache — wie man im preußischen Heere zu sagen pflegte — welche einer ihrer Generale den Truppen Satz für Satz ins Russische übertrug, erregte einen wahren Sturm des Beifalls. Doch kam das Corps nicht zum Angriffe, da inzwischen die Nachricht einlief, daß York schon allein mit dem Feinde fertig geworden sei.

Den schönsten Preis der Tapferkeit trug an diesem Tage General Horn davon. Horn war damals einige fünfzig Jahre alt, aber noch in voller Kraft, im Dienst ein strenger Mann, derb in seinem Wesen und außerordentlich beliebt bei seinen Soldaten, für die er trefflich sorgte. Er hatte sich bei Lützen, Bautzen und an der Katzbach rühmlich hervorgethan; aber Wartenburg verlieh seinem Namen den hellsten Glanz, und nöthigte sogar dem finstern York die Aeußerung ab: gegen Horn sei Bayard nur ein Lump gewesen. Während der Prinz links über Bleddin ging, hatte sich Horn von der kleinen Streng aus rechts gewendet, um zwischen beiden Dörfern vorzudringen und Wartenburg von der Südseite zu fassen. Sein Weg führte hier über eine Stelle, die mit ihren doppelten Dämmen einer kleinen Festung glich, von den Bauern der Sauanger genannt, von wo der Feind aus einer völlig gedeckten Stellung ein entsetzliches Gewehr- und Kartätschenfeuer auf die Preußen gab. Leider hatte sich die Brigade Hünerbein, die hier mitwirken sollte, verirrt, und kam zu Steinmetz auf den rechten Flügel, statt zu Horn in die Mitte, so daß Dieser auf seine eignen Bataillone beschränkt war, und seinen Vorrath an Streitkräften erschöpfte, ohne auf dem schnöden Fleck mit dem schnöden Namen vorwärts zu kommen.

Jetzt befahl York, der dem blutigen Kampfe beiwohnte, den Sturm, und Horn begab sich an die Spitze des zweiten Bataillons vom Leibregimente, um es persönlich durch den todten Elbarm und den Sumpf, die vor ihnen lagen, hindurchzuführen. Die löwenberger Landwehr, das erste Bataillon des Leibregiments und noch andere Landwehrbataillone folgten, so viel Mannschaft von ihnen noch aus den früheren Angriffen übrig geblieben waren. Ein schmaler Damm, von einer Batterie des Feindes bestrichen, diente Horn als Weg. Um keinen Aufenthalt zu geben, war das Schießen untersagt worden; dennoch konnte sich das zweite Bataillon als das vorderste nicht enthalten, die Salven des Feindes zu erwiedern. „Ein Schurke, der noch einen Schuß thut!“ rief Horn mit donnernder Stimme. „Gewehr zur Attake rechts! Marsch!“ Die Trommler schlugen den Sturmmarsch, und die Mannschaft ging mit gefälltem Gewehr unter kräftigem Hurrah vorwärts. Von dem ersten Schuß, der auf das Bataillon fiel, stürzte Horn's Pferd zerschmettert nieder. Er faßte das Gewehr eines Gefallenen und stürmte, Führer und gemeiner Soldat in einer Person, zu Fuße weiter. Ganze Rotten wurden von den Kartätschen niedergerissen; eine Menge Offiziere trugen Wunden davon; nur Horn, der hochgewachsene, schlanke Held, blieb

aufrecht. Bis zum Gürtel ging es durch den schlammigen Sumpf von Damm zu Damm. Die feindlichen Tirailleure, die plötzlich das Unmögliche möglich gemacht sahen, wichen bestürzt, und selbst die tapferen Bataillone hinter ihnen hielten nicht mehr Stand, nachdem es den Preußen in übermenschlicher Anstrengung gelungen war, ein Geschütz durch den Sumpf zu schaffen. Sobald der große Damm erobert war, konnte der Feind, so hartnäckigen Widerstand er auch noch leistete, Wartenburg nicht länger behaupten. Jetzt ging auch Oberst Steinmetz mit dem rechten Flügel unter großen Schwierigkeiten durch die Lache vor dem Dorfe, und nahm noch Theil an der Verfolgung des Feindes, der in der Richtung auf Wittenberg entwich.

Der letzte Punkt, wo Bertrand unter dem Schutze einer beständig feuernden Artillerie sich noch hielt, um seine Flüchtlinge zu sammeln, war die Höhe nördlich von Wartenburg; aber auch diese Stellung mußte vor dem andringenden Horn aufgegeben werden.

Unterdessen traf auch der Prinz von Mecklenburg auf seinem Umwege über Bleddin ein. In der Nähe des Sauangers flog ein Heerhaufe von mehreren Tausenden in voller Auflösung von rechts her an ihm vorüber; es war die italienische Division, welche der tapfere Horn durchbrochen hatte. Der Prinz schickte ihr seine von der Verfolgung der Westfalen zurückgekehrte Reiterei nach, und nahm selbst Theil an der wilden Jagd. Wer nur zu Rosse war, machte Gefangene; der Befehl: à bas les armes! that so gute Wirkung, daß einzelne Reiter 10—12 dieser armen Vögel einfingen. Da noch schwerere Arbeit zu thun war, begnügte man sich, sie die Flintensteine abschrauben zu lassen, und ließ sie laufen. Die mecklenburger Husaren unter Warburg nahmen vier Geschütze, obgleich die Franzosen zwei Bataillone in Vierecken zu deren Schutze aufgestellt hatten; Major Stößel mit seinen schwarzen Husaren überfiel einen Wagenzug und gewann treffliche Beute.

Einen Zug, welcher den ernsten und frommen Sinn, der die Freiheitskrieger erfüllte, bezeichnet, wollen wir nicht verschweigen. Als das Dorf Wartenburg gänzlich erobert und auch der Kirchhof, wo sich die Franzosen zuletzt noch gehalten hatten, erstürmt war: drangen die Landwehrmänner massenweise in die offenstehende Kirche. In der Furcht, das Gotteshaus möge Schaden leiden, eilte der Pfarrer zu dem Prinzen von Mecklenburg und bat um eine Schutzwache. Als sich darauf der Prinz mit ihm nach der Kirche begab, fanden sie seine Krieger, wie sie die vom blutigen Werke nun ruhenden Hände zum Gebet erhoben. Plötzlich

erklang auch die Orgel, angeschlagen von dem Küster, der sich mittlerweile eingestellt hatte, und das schöne Lied: „Nun danket alle Gott" stieg, von den Flügeln der Musik getragen, zum Himmel empor.

Unterdessen war draußen der Kampf noch nicht völlig erloschen, wenn auch der Feind keinen Widerstand mehr erhob. Die Jäger und die Freiwilligen des ersten Bataillons des Leibregiments verfolgten die Flüchtlinge bis an den Brückenkopf von Wittenberg; die ganze Gegend wurde dann durch Katzler und die Reiterei Langeron's gesäubert.

York's Corps hatte in der blutigen Schlacht bei Wartenburg gegen 2000 Mann an Todten und Verwundeten verloren. Besonders groß waren die Opfer der Brigaden Steinmetz und Horn, von denen einzelne Bataillone den dritten Theil ihrer Mannschaft eingebüßt hatten. Von dem ersten Bataillon des zweiten ostpreußischen Regiments auf dem rechten Flügel waren, als es nach sechsstündigem Kampfe abgelöst wurde, nur einige sechzig Mann, ein verwundeter Offizier und die Fahne zurückgekommen. Der Verlust des Feindes an Todten und Verwundeten war bei seiner gedeckten Stellung natürlich beträchtlich kleiner; dagegen mußte er gegen 1000 Mann Gefangene, 11 Geschütze und 70 Wagen mit Schießbedarf und Mundvorrath in den Händen der Sieger lassen.

So hatten die drei Brigaden York's unter den schwierigsten Verhältnissen einen nur wenig schwächeren Feind, der sich vortrefflich schlug, überwunden. Auch betrachtete York den Sieg vom 3. Oktober 1813 als seine schönste That; der wortkarge Mann floß diesmal über in Anerkennung der Leistungen seiner Offiziere und Soldaten. Als am Abend, da die Truppen das Lager bezogen, die Landwehrbataillone herankamen: rief ihnen York, der zur Seite des Weges hielt, zu: „Ihr habt Euch wie alte Grenadiere geschlagen. Nun hat die schlesische Landwehr das große Examen mit allen Ehren bestanden." Eine besondere Auszeichnung widerfuhr jenen Tapfern, die, von Horn geführt, zuerst den Damm vor Wartenburg erstiegen hatten. Als sie anmarschirten, fragte York: „Ist dies das zweite Bataillon vom Leibregimente?" „Ja!" rief ein Soldat vom rechten Flügel des ersten Zuges. Da entblößte York sein Haupt, indem er laut zu seiner Umgebung sagte: „Dies ist das brave Bataillon, vor dem die ganze Welt Respekt haben muß!" Der General hielt seine Feldmütze in der Hand, bis der letzte Zug vorüber war, und sämmtliche Offiziere seines Stabs thaten ein Gleiches.

Daß Langeron's Corps nicht mehr zum Gefecht gekommen war, ist uns bekannt; Sacken traf erst mit der Nacht in Elster ein.

Blücher hatte sein Hauptquartier in dem Schlosse des Grafen Hohenthal zu Wartenburg genommen. Obgleich Fenster und Wände von den Kugeln der heißen Schlacht zerschossen waren, wurde es doch dem alten Helden und seinen Offizieren bei guter Ruhe und trefflichem Weine behaglich. Die Siegesfreude, so erzählt uns Förster, gab der Mahlzeit eine besondere Weihe, und als die Rede auf Scharnhorst kam, bemächtigte sich Aller eine feierliche Stimmung. Blücher gedachte des hingeschiedenen Freundes in begeisterten Worten; er rief dessen Sohn, damals Leutnant im Generalstabe, der mit zu Tisch saß, zu sich heran, und sprach, dessen Hand ergreifend: „Blicke herab, verklärter Geist unsers Scharnhorst, und vernimm es, wie wir alle in die Hand Deines Sohnes geloben, Dir nachzueifern in Wort und That, bis daß wir das deutsche Vaterland von den Feinden und Unterdrückern befreit, und den preußischen Namen wieder zu Ehren gebracht haben." In solchen Augenblicken kam die hohe Seele Blücher's, die sich sonst gern unter einer soldatisch rauhen Hülle verbarg, herrlich zu Tage. Am folgenden Morgen, als er das schlesische Heer — damals 64,000 Mann stark — musterte, schallte ihm allgemeiner Jubel entgegen. Die Truppen wußten gar wohl, daß er vorzüglich zu dem raschen Uebergange von Wartenburg getrieben hatte, während York, im Hinblick auf die große Gefahr der Unternehmung, nur zögernd ans Werk gegangen war, dann aber freilich mit der ihm eigenen zähen Ausdauer den Sieg errungen hatte. Blücher äußerte sich darüber in seiner derben Art, indem er sagte: „Der Schwernöther, der York, ist schwer ins Feuer zu bringen; hab' ich ihn aber einmal drin, dann ist auch Keiner besser als er."

Bei dem lauten Zurufe, welcher unserem Blücher von allen Lippen und allen Herzen entgegenkam, verharrte nur ein Landwehrbataillon in tiefer Stille. Dasselbe hatte den Tag zuvor, als der Obergeneral die Truppen bei Elster an sich vorüberziehen ließ, wegen seiner zerrissenen Kleidung und der vielleicht nur zufälligen Ungeschicklichkeit, womit es die Brücke beschritt, einen so ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er, zu raschem Zorn entflammt, mit sehr harten Worten gegen dasselbe losgefahren war. Das nämliche Bataillon hatte sich dann aber mit außerordentlicher Tapferkeit geschlagen, und schwieg jetzt allein im Gefühle tiefer Kränkung. Blücher war augenblicklich zur Genugthuung bereit. „Aberst, Kinder" — sagte er in seiner Mundart — „seid doch keene dumme Deuwels nich und globt, dat ik dat gestern im Ernst gemeent hawe. Ik weeß, dat ihr alle düchtige Kerls seid; ik habe ja man gespaßt."

Dies halbe Eingeständniß seiner Schuld, auf gut pommersch dargelegt, reichte vollkommen hin, um das Bataillon mit seinem Feldherrn auszusöhnen — was sich auch sofort durch ein endloses Hurrahrufen kund gab. „So kann man zuweilen selbst einen dummen Streech machen“, pflegte Blücher hinzuzufügen, wenn er diese Geschichte erzählte.

Nachdem der Obergeneral mit seinem ganzen Heer auf das linke Ufer der Elbe übergegangen war, mußte er darauf bedacht sein, sich gegen die Angriffe eines vielleicht übermächtigen Feindes sicher zu stellen. Er ließ deshalb durch den General Rauch in möglichster Schnelle ein verschanztes Lager beziehen und zog selber schon am Tage nach der Schlacht mit 60,000 Mann gegen die Mulde, hinter welcher die Franzosen standen, weiter.

Unterdessen hatte Bernadotte, um wenigstens den Schein der Thätigkeit zu bewahren, die Belagerung Wittenberg's angeordnet — ein Unternehmen, das wenig Erfolg versprach, da es an Belagerungsgeschütz fehlte, und der Ort nur von einer Seite eingeschlossen werden konnte. Die traurige Aufgabe, die Bruderstadt zu beschießen, wurde Bülow zu Theil, der in einem Briefe vom 24. September folgende Klage darüber gegen seine Gattin laut werden ließ: „Ich treibe jetzt“, schreibt er, „handwerksmäßig Mordbrennerei. Heute Nacht fange ich an, Wittenberg zu bombardiren; mit Leidwesen werde ich so viele uns ehrwürdige und wichtige Denkmäler zerstört sehen: die Zelle, wo Luther noch als Mönch gewohnt; die Kirche, in welcher er predigte; das Grab, in welchem er ruht. Alles Dieses wird wahrscheinlich in kurzem ein Raub der Flammen sein, und ich fürchte, daß vielleicht mehr unschuldige, mehr unglückliche Einwohner den Tod finden werden, als Feinde darin umkommen. Gestern habe ich die Vorstädte genommen und den Feind in die Festung hineinwerfen lassen. Auf einer Höhe sitzend, habe ich die ansehnliche, in der Geschichte der Reformation so merkwürdige Stadt mit Wehmuth betrachtet. — Das ist der Krieg, meine Freundin!“

Bernadotte behauptete, ohne den Besitz Wittenberg's sei der Uebergang über die Elbe nicht zu wagen, und klagte Bülow an, daß er die Belagerung nicht mit hinreichender Kraft betreibe. Dagegen nahm Dieser keinen Anstand auszusprechen, daß der Kronprinz von Schweden zum Unheil Deutschlands an die Spitze des Nordheers berufen worden sei. Das Zerwürfniß der beiden Feldherrn wurde schlimmer als je, und nur mit großer Noth gelang es, einem völligen Bruche zuvor zu kommen. Glücklicher Weise wurde der Kronprinz durch Blücher's Ueberschreiten der

Elbe aus seiner Unthätigkeit gerissen. Er konnte nach dessen Vorgang nicht mehr allein auf dem rechten Ufer zurückbleiben, und führte jetzt auch das Nordheer, von keinem Feinde behindert, zwischen Wittenberg und Magdeburg über den Strom. Dies geschah am 4. und 5. Oktober bei Aken und Roßlau.

So standen nun das schlesische und das Nordheer, in der Stärke von 130,000 Mann, nur eine Tagereise von einander, und schlossen von Norden her den Kreis, den die Verbündeten um Napoleon zogen. Nachdem Dieser am 24. September von seinem letzten Zuge gegen Blücher zurückgekehrt war, verließ er am 7. Oktober mit Tagesanbruch insgeheim die sächsische Hauptstadt. Dem unglücklichen König Friedrich August, der jetzt den bittern Kelch seiner undeutschen Politik bis zur Hefe leeren sollte, blieb nichts übrig als ihm zu folgen. Die französischen Truppen marschirten in der Richtung auf Leipzig; Sammelpunkt sollte Wurzen an der Mulde sein. Das befestigte Dresden bewachten St. Cyr und Lobau.

Napoleons nächster Zweck war, Blücher und Bernadotte nach einander über die Elbe zurückzuwerfen, um nicht in die tödtliche Umarmung sämmtlicher Heere der Verbündeten zu gerathen. Er fand bei Wurzen 120,000 Mann der Seinigen vereinigt. Als er in Erfahrung brachte, daß Blücher in seiner Nähe zu Düben stehe, ließ er seine Truppen in drei großen Heerhaufen zu beiden Seiten des Flusses die Mulde hinabgehen. Unterwegs mußte der Heerhaufen der Mitte, welchen Ney führte, bei Eilenburg halten, und der Kaiser traf Vormittags um Zehn von Wurzen ein, um ihn zu begrüßen. Jetzt, wo die Noth an ihn herantrat, war es ihm von doppeltem Werthe, das von Reynier geführte sächsische Corps, welches durch den Bericht über die Schlacht bei Dennewitz tief verletzt worden war, zu seinen Gunsten umzustimmen. Als er anlangte, riefen die Truppen, die in Brigaden zusammengetreten waren, ihr Lebehoch; nur die Sachsen hielten sich stumm. Napoleon ließ die Offiziere und Unteroffiziere vor die Front treten, und richtete Worte der Versöhnung an sie, welche Caulaincourt für Die, welche des Französischen nicht kundig waren, in wunderliches Deutsch übertrug. Allein die Rede an die „braven Sechser" — wie der Großstallmeister statt „Sachsen" gesagt haben soll — ging nicht zu Herzen, und die Ordensverleihungen und Beförderungen thaten gleichfalls keine Wirkung.

Der Marsch auf Düben wurde dann fortgesetzt. Von jeder Anhöhe, an jeder Krümme dachte man die Vorhut des schlesischen Heers zu Gesichte

zu bekommen; aber Alles, was sich diesseits Düben zeigte, war eine Schar Kosaken, die alsbald in der Waldung verschwand; Düben selbst war vom schlesischen Heere geräumt. Von den Bewegungen des Kaisers trefflich unterrichtet, war Blücher kluger Weise auch diesem Stoße ausgewichen, und ging die Mulde abwärts.

Den Kronprinzen von Schweden, der nicht übel Lust hatte, bei der Annäherung des Feindes über die Elbe zu entweichen, gelang es, obwohl mit großer Noth, ebenfalls auf dem linken Ufer festzuhalten.

So war Napoleon zweimal nach Böhmen und dreimal gegen Blücher marschirt, ohne daß er die Kette, die sich um ihn schloß, zu sprengen vermochte. Und noch immer gab er die Hoffnung nicht auf, seine Gegner einzeln zu fassen. Indem er einem Theil seiner Streitkräfte die Richtung auf Wittenberg gab, schien er die Absicht zu haben, das schlesische und das Nordheer von dem großen Stelldichein in der leipziger Ebene abzuziehen und das große Wagstück zu unternehmen, jetzt noch den Kriegsschauplatz auf die rechte Seite der Elbe zu verlegen. Wie dem auch sei, Blücher ließ sich nicht abhalten, westwärts nach der Saale zu ziehen, und Bernadotte schloß sich nothgedrungen dieser Bewegung an. Von dem 10. bis zum 14. Oktober verweilte der Kaiser zu Düben in düsterer Stimmung, ohne sichere Nachrichten über die Schritte seiner Gegner und deshalb zweifelhaft, wohin er sich wenden solle. Der sächsische Rittmeister von Odeleben traf ihn in dem alterthümlichen Waldschlosse, dessen in Blei gefaßte Fensterscheiben vom Winde gerüttelt und vom Regen gepeitscht wurden, wie er, vor dem Tische sitzend, in müßigem Spiel einen Bogen Papier mit großen Schriftzügen füllte, indeß die Offiziere, die mit ihm arbeiten sollten, völlig unthätig in den Ecken des unheimlichen Zimmers saßen. Während der Kaiser vergeblich von hier die Fühlfäden dahin und dorthin ausstreckte, und seinen Generalen, wie immer, wohlberechnete, merkwürdig ausführliche Befehle zusandte und den Bericht Derselben entgegennahm: verwandten die Gegner die kostbare Zeit dazu, die Maschen ihres großen Netzes immer enger zusammen zu ziehen.

Einen neuen empfindlichen Schlag erlitt Napoleon gerade jetzt durch den Abfall Baierns. Leider kam nur dessen Anschluß an die deutsche Sache durch einen Bund östreichischer Staatskunst und bairischer Sonderpolitik zu Stande — ein schlimmer Vorgang für die Neugestaltung unseres Vaterlandes. Wir wissen, daß, seit Kaiser Franz den Verbündeten beigetreten war, die hohen Gedanken, von welchen sich die Fürsten und Staatsmänner im Frühjahr 1813 in Königsberg, Breslau und Kalisch

erfüllt gezeigt hatten, durch Metternich's System mehr und mehr verdrängt wurden. Dieser Staatsmann stand nicht an, es offen auszusprechen, daß der große Kampf eine Sache der Fürsten, nicht der Völker sei! Unglücklicher Weise war kein „Marschall Vorwärts" der Staatskunst vorhanden — vielleicht überhaupt noch nicht möglich — der die heilige Sache des Vaterlandes gegen den östreichischen Diplomaten hätte aufrecht erhalten können; oder, wenn ein Solcher in Stein gegeben war, befand sich Dieser doch nicht in der Lage, das Deutschland, wie es in ihm lebte und wie es uns Noth thut, durchzusetzen. Schon der engere Bund, den Rußland und Preußen den 9. Sept. in Teplitz mit Oestreich schlossen, setzte in geheimen Artikeln eine Wiederherstellung der deutschen Groß- und Kleinstaaten mit völliger Unabhängigkeit für alle fest. Damit war die Zersplitterung unseres Vaterlandes neu begründet, und eine feste politische Verbindung Deutschlands unter dem Schutze einer starken zeitgemäßen Reichsverfassung schwerlich mehr zu erwarten. Die letzte Hoffnung der Patrioten auf eine solche mußte aber gänzlich schwinden, als man erfuhr, daß Oestreich in einem besonderen Vertrage dem Könige von Baiern — also dem größten unter den Kleinfürsten Deutschlands, dessen Vorgang entscheidend sein mußte — unbeschränkte Herrschergewalt über sein Land gewährleistet habe. Der Abfall Baierns von Napoleon war übrigens ein seit Jahren vorbereitetes Ereigniß. Man glaubte sich dort durch die Dienste, die man Frankreich erwiesen, nicht hinlänglich belohnt. Die außerordentlichen, im gebieterischen Tone geforderten Kriegslasten und die Handelssperre lasteten schwer auf dem Lande, das ohnedies durch schlechten Haushalt zerrüttet war. In den Abgrund des russischen Feldzugs hatte Baiern 30,000 Mann sammt Kriegsrüstung stürzen sehen. Jetzt hatte es wieder unter äußerster Anstrengung durch dreifache Aushebung ein noch weit stärkeres Heer zusammengebracht; aber nur ein sehr kleiner Theil davon hatte sich Napoleon zur Verfügung gestellt. Das Hauptheer stand daheim, und es war bald nicht mehr zweifelhaft, zu wem es halten werde. Bei einer Macht, deren eigensüchtige Politik allein auf die Erhaltung und mögliche Erweiterung des eigenen kleinen Bestandes gerichtet war, mußte ein Band zerreißen, das keine Vortheile mehr versprach. Unter dem Eindrucke der glorreichen Augusttage fanden die Mittheilungen Kaiser Alexanders bei Max ein offenes Ohr. Als der König eingehend antwortete, knüpfte auch Kaiser Franz an, und bald wurde zwischen dem Fürsten Reuß östreichischerseits und dem Fürsten Wrede bairischerseits

ein Friedens- und Freundschaftsbund unterhandelt, der am 8. Oktober, also in der letzten Stunde, zu Ried im Innviertel zum Abschluß gelangte. In diesem für Baiern über Verdienst vortheilhaften Vertrage machte Max sich anheischig, 36,000 Mann, unter bairischem Kommando und untrennbar, zum östreichischen Heere zu stellen; er willigte in die nothwendigen Länderabtretungen an Oestreich (Tirol und Salzburg) ein, wogegen ihm die vollständigste Entschädigung und die erwähnte Unabhängigkeit gewährleistet wurden. Die Zustimmung Rußlands und Preußens machte sich Oestreich zu erlangen anheischig, und wirklich erhoben diese Mächte — was man doch von Seiten Preußens hätte erwarten sollen — keine Einsprache.

---

27. Die Befreiungskriege.

Vierte Abtheilung.

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmahl!
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheinet der Sonnenstrahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen:
Die leipziger Schlacht.

(Arndt.)

Für Napoleon war der Umschlag in Baiern ein deutlicher Fingerzeig, daß der Rheinbund, sein Rückhalt in Deutschland, auseinanderfiel. Der kühne Bau seiner Macht, das Werk so vieler Jahre, stand durch die wenigen Schläge, die in den letzten Wochen darauf geführt worden waren, tieferschüttert und geborsten da, und sein unerschöpflicher Geist spähte vergebens nach Mitteln, ihn zu halten. Die große böhmische Armee rückte heran, um ihn von rechts her zu fassen; auf seiner linken drohten das Nordheer unter dem Sieger von Groß-Beeren und Dennewitz und das schlesische Heer mit dem Heldengreis an der Spitze, in welchem der rastlose, schlachtenbegierige Kriegsgott selber verkörpert schien; in seinem Rücken nahmen Reiterscharen die wichtigsten Städte wie im Fluge weg. Es war klar: der falsche Zauber, der den Namen Napoleon umgeben hatte, fiel, und ein anderer Name: deutsches Vaterland stieg hellglänzend empor.

Da dem französischen Kaiser nähere Kunde über den freilich lang-

samen und wenig zuversichtlichen Anmarsch des böhmischen Heers auf Leipzig zugegangen war, so ließ er am Dreizehnten seine Truppen dahin aufbrechen, und kam selbst am Vierzehnten Mittags in diese Stadt, um sich mit Schwarzenberg zu messen. Denn von Blücher dachte er fürs erste noch nicht belästigt zu werden, und noch weniger von Bernadotte, der nach seiner Meinung über die Elbe zurückgegangen war. Der Kanonendonner, der ihm bei seiner Ankunft von Südosten her entgegenscholl, rührte von einem Gefechte zwischen Mürat uud Wittgenstein her, welche bei dem Dorfe Liebertwolkwitz aneinander gerathen waren, indem Jener sich vor Schwarzenberg zurückzog, während Dieser eine große Auskundung vornahm. Es war der beträchtlichste Reiterkampf des ganzen Kriegs; der König von Neapel, Napoleons berühmtester Kavallerie-Führer, befehligte in eigener Person. Unter den preußischen Truppen, welche Theil nahmen, zeichnete sich ein neumärkisches Dragonerregiment besonders aus. Ein Leutnant desselben: Guido von Lippe, faßte, als gerade eine Pause im Kampfe eingetreten war, und Mürat die Linie seiner Reiterschar hinabritt, den kühnen Entschluß, den König, welcher an seinem weißen, mit Gold gestickten Mantel und seinem aufgekrämpten, mit hohen Straußfedern geschmückten Hute auch aus der Ferne leicht zu erkennen war, von der Front hinweg aus seinem Gefolge herauszufangen. Von nur wenig Reitern begleitet stürzt er auf Mürat zu, dessen Gefolge — mit Ausnahme des Stallmeisters — erschrocken auseinander stiebt. Da auch der König flieht, sprengt Lippe dicht hinter ihm her mit dem wiederholten Rufe: „Halt, König, halt!“ Ein Hieb über das Gesicht, von dem Stallmeister geführt, hält ihn von seiner hitzigen Verfolgung nicht ab; allein, indem er sein Roß zur höchsten Eile anspornt, sind seine minder gut berittenen Begleiter außer Stande, gleichen Schritt mit ihm zu halten. Der tapfere Jüngling sieht sich bald allein und wird, bevor es ihm möglich ist, den König vom Pferde zu hauen oder gefangen zu nehmen, von den herbeigeeilten französischen Reitern niedergestochen.

Das Gefecht von Liebertwolkwitz endigte gegen Abend mit dem Rückzuge der Franzosen, welche bei dieser Gelegenheit die Ueberlegenheit der wohl ausgerüsteten, tapfern Reiterei ihrer Gegner auf sehr empfindliche Weise hatten kennen lernen.

Mit dem Plane zu der bevorstehenden großen Schlacht beschäftigt, schenkte Napoleon diesem Kampfe wenig Aufmerksamkeit; er durcheilte während desselben die Stadt Leipzig, und ließ sich vor dem grimmaischen

Thore unter freiem Himmel auf einem Feldstuhle nieder. Auf dem Teppich am Boden wurde sein Mahl aufgestellt; ein großes Feuer, in das er gelegentlich Holz warf, brannte zur Seite. Umstanden von seinen Generalen und weiterhin von vielen Neugierigen, aß und trank der kriegerische Kaiser und brütete zugleich über einer Karte der Umgegend Leipzig's.

Mittlerweile langte, von französischen und eigenen Truppen geleitet, auch der König von Sachsen an. Er war auf der Flucht durch sein Land, trotz der starken Bedeckung, von den Kosaken angefallen worden, und das lustige Knallen der Kurierpeitschen, unter dem jetzt der lange Wagenzug mit Friedrich August und seinem Hof erschien, stand in hartem Widerspruche mit der Stimmung des unglücklichen Fürsten, der in die letzte Stadt, die ihm geblieben war, einzog.

Wie viele gekrönte Häupter trafen nicht als Theilnehmer oder Zeugen des großen Entscheidungskampfes in der von dem Blute so mancher Schlacht getränkten Ebene Leipzig's zusammen! Drei Kaiser und drei Könige: auf französischer Seite Napoleon, Friedrich August von Sachsen und Murat, König von Neapel; auf Seiten der Verbündeten der Czar, Kaiser Franz und Friedrich Wilhelm; dazu die Thronfolger Preußens und Schwedens und so viel andere Prinzen und kriegsberühmte Marschälle und Generale.

Sehen wir die Fürsten Nord- und Südeuropas bei der leipziger Schlacht vertreten, so war dies noch viel mehr mit den Völkern unseres Welttheils der Fall: vom Nordkap und vom Ural bis zur Meerenge von Gibraltar waren sie alle in größerer und kleinerer Anzahl erschienen, und wenn die Türken Europas fehlten, so leisteten die Russen Asiens dafür Ersatz. Welche Verschiedenheit der Gesichtsbildung und der Gestalt, der Sprache und der Sitte zwischen Germanen, Romanen, Slaven, Ungarn. bis zu jenen Völkern mongolischen Stammes, von denen die Reiterscharen der Kalmücken und Baschkiren besonders abschreckend erschienen. Wie verschieden war auch das Gefühl, welches diese Völker zu dem großen Kampfe mitbrachten! Während die Einen ganz blind dem Gebote ihrer Herrscher folgten, und dem Kriege, den sie führen halfen, keine andere Theilnahme schenkten, als insoweit er ihnen gelegentlich gute Beute zuwarf: setzten die Andern ihr Blut um edlere Güter ein. Napoleon und seine Franzosen stritten um einen ehrenvollen Rückzug über den Rhein; denn ihre Hoffnung auf Sieg mußte im Hinblick auf die Zahl und die Stärke der Gegner zerrinnen; es galt nur noch, den er-

schütterten Ruhm des Kaiserthums — ja vielleicht dieses selber emporzu alten. Die Deutschen, welche unter Napoleons Adlern fochten, stützten diesen Ruhm, der ihre eigene Schmach war, und vertheidigten widerwillig die wankenden Throne ihrer besonderen Herrscher — jene Throne, bei deren Bau das Vaterland völlig zertrümmert worden war. Dagegen war den Preußen und andern Deutschen, die sich ihrer Sache angeschlossen hatten, der höchste Kampfpreis gesetzt: die Befreiung des Vaterlandes von einer langen, drückenden, schimpflichen Knechtschaft, wie unser Volk sie noch nicht gesehen hatte.

Die leipziger Schlacht ist die große europäische Völkerschlacht der neuen Zeit, so wie jene Schlachten in der katalaunischen Ebene gegen Attila und bei Tours gegen die Mauren europäische Schlachten der alten Zeiten gewesen waren. Die Zahl der Krieger, die in der leipziger Ebene zum Kampf erschienen, betrug nicht viel weniger als eine halbe Million. Davon kamen auf die Verbündeten in runder Zahl 300,000 Mann, von denen etwas über die Hälfte Deutsche sein mochten; 136,000 standen nämlich unter Schwarzenberg's unmittelbarem Befehl, 56,000 unter Blücher, 68,000 unter dem Kronprinzen von Schweden und 41,000 unter Bennigsen. Die Stärke der Feinde überstieg nicht 171,000 Mann; es waren die Garden unter Oudinot und Mortier; das 2.—9. und das 11. Armeecorps unter Victor, Ney, Bertrand, Lauriston, Marmont, Reynier, Poniatowski, Augereau und Macdonald; endlich 5 Reitercorps unter Latour-Maubourg, Sebastiani, Arrighi, Kellermann und Pajol. Gegen die 50,000 Mann Reiterei und die 1384 Geschütze der Verbündeten führte der Feind nur 24,000 Mann Reiterei und 700 Geschütze in den Kampf. Die Trümmer des 1. und 14. Armeecorps standen unter Lobau und St. Cyr in der Stärke von 30,000 Mann in und um Dresden. Da die sächsische Hauptstadt für Napoleon nur noch von untergeordnetem Werthe sein konnte, hatte er an beide Generale auf drei verschiedenen Wegen Befehl geschickt, sofort auf Leipzig zu marschiren; aber sämmtliche Boten waren von den Streifcorps der Kosaken aufgefangen worden. So geschah es, daß jene Truppen in der Stunde der Entscheidung fehlten.

Die große Ueberlegenheit der Verbündeten trat übrigens am 16. Oktober, dem ersten Schlachttage, weit weniger hervor; denn noch fehlten volle 100,000 Mann, nämlich ein östreichisches Corps unter Colloredo, das polnische Heer unter Bennigsen, das von der Elbe kam, und das

Nordheer. Das Zögern des Letzteren war allein durch Bernadotte verschuldet, der sich durch möglichst langsames Vorrücken der Theilnahme an dem großen Waffenwerke zu entziehen suchte, wie sehr ihn auch Blücher und die seinem Hauptquartiere beigegebenen Kommissarien der verbündeten Mächte drängen mochten. Als dann der Kampf sich auf mehrere Tage ausdehnte und er seine Mitwirkung unmöglich länger versagen konnte: beschränkte er dieselbe auf das kleinste Maß, so daß die Preußen des Nordheers zu ihrem nicht geringen Schmerze bei der glorreichen Arbeit jener Tage gegen ihre Waffenbrüder in den anderen Heeren zurückstehen mußten, und an der großen Befreiungsschlacht minder Antheil nahmen. — Es mag hier zugleich bemerkt werden, daß ein Theil des Nordheers, nämlich Tauentzien's Corps, zur Deckung Berlin's auf der rechten Seite der Elbe zurückgeblieben war.

Will man die Kräfte, die vor Leipzig einander gegenüberstanden, richtig messen: so darf man sich nicht auf einen Vergleich der Zahlen beschränken; man muß auch den einheitlichen, kräftigen, genialen Oberbefehl Napoleons, der als Heerführer und Kaiser in einer Person eine besondere Machtfülle in sich vereinigte, man muß auf Seiten der Verbündeten das schon öfters gerügte vielköpfige, nicht selten sich geradezu widersprechende Regiment, man muß die übergroße Bedächtigkeit, Langsamkeit und überhaupt Mittelmäßigkeit Schwarzenberg's und die absichtliche Unthätigkeit Bernadotte's gar sehr in Anschlag bringen. Die französische Kriegsmaschine, die Napoleon mit leichtem Federdrucke regierte, war so trefflich bestellt, daß auch damals noch die abgenutzten Räder vollen Dienst thaten, während in dem Uhrwerk ihrer Gegner die allerdings stärkeren und weniger ausgeschliffenen Räder nur unvollständig ineinandergriffen, ja wohl gar still standen. Die herabgestimmten, abgematteten Soldaten Napoleons kämpften jetzt, wo es, neben der Erhaltung eines zwanzigjährigen Ruhms, ihre Rettung galt, mit alter Tapferkeit; die Kampflust der Verbündeten war von dem Gefühle der Siegesgewißheit getragen.

Die große leipziger Ebene wird von der weißen Elster, die vom Erzgebirge kommt, durchschnitten. Bis Leipzig, das auf ihrer Ostseite liegt, geht dieselbe in der Richtung von Süden nach Norden; hier aber wendet sie sich nach Nordwesten und fällt unterhalb Merseburg in die Saale. Nebenflüsse der Elster, die sich von der rechten Seite her bei Leipzig mit ihr vereinigen, sind die Pleiße, die gleichfalls die Richtung von Süden nach Norden einhält, und die Parthe, die in großem Bogen

von Osten kommt und nördlich dicht an der Stadt vorüberfließt. Die Ufer der Elster und der Pleiße im Süden und das Ufer der Elster im Nordwesten Leipzig's sind von sumpfigen Niederungen eingeschlossen, welche noch von zahlreichen andern Wasserarmen durchschnitten werden. Hiermit ist eine Scheidewand durch die leipziger Ebene gelegt, die für einen Feind, dessen Rückzugslinie nach Westen geht, ein bedenkliches Hinderniß bildet, wie im vorliegenden Falle für Napoleon, der seine Truppen auf der Ostseite aufstellte. Zwar führen drei Dammwege mit zahlreichen Brücken von Leipzig durch die Niederungen: ein kurzer gerade westwärts nach Lindenau, und zwei längere: der eine südwärts nach Zwenkau, der andere nordwestlich nach Schkeuditz. Da aber die beiden letztgenannten in der Hand der Verbündeten waren, blieb dem französischen Heere nur der eine Ausgang nach Lindenau auf der lützener Straße.

Die Stadt Leipzig war bisher von den Stürmen des Krieges weniger hart als viele andere Städte von gleicher Wichtigkeit heimgesucht worden; doch hatte sie seit der Schlacht bei Lützen den Franzosen als großes Hospital dienen müssen, und das Nervenfieber hatte sich aus den Lazarethen, welche oft 20,000 Kranke und Verwundete enthielten, in die Wohnungen der Bürger verbreitet. Jetzt ergoß sich eine Flut von einer halben Million Krieger, wozu noch 80,000 Rosse kamen, in diese Ebene, zehrte die Vorräthe hinweg und bedrohte Stadt und Dörfer mit Verwüstung. Schon am 13. durchzogen Augereau von Westen und Marmont von Osten her Leipzig mit ihren Corps, um Stellung zu nehmen. Von Süden rückte Murat heran; am 14. erschien dann der Kaiser, der, wie uns bekannt ist, von Düben kam. Einen traurigen Vortrab der anrückenden Heere bildeten die Landleute der Umgegend, welche wehklagend mit Weib und Kind nach der Stadt entflohen. Die Ernte war gesegnet gewesen, aber die endlosen Lieferungen hatten sie großentheils hinweggerafft; was noch übrig war, wurde jetzt bis auf das letzte Ei und den letzten Laib Brot von den hungernden Feindesscharen fortgeschleppt. Ganze Rinderherden und lange, hochbepackte Wagenreihen — Alles dem Bauer geraubt — folgten den Heereszügen.

Die Truppenmärsche der Franzosen durch Leipzig dauerten zwei Tage lang und die darauf folgende Nacht. In dieser Nacht (vom 14. zum 15. Oktober) erhob sich ein mächtiger Sturm aus Nordwest, der sogar Bäume aus der Erde riß; dann goß der Regen in Fluten herab und löschte die Wachtfeuer der lagernden Heere. Nachdem der dröhnende

Marsch des Fußvolkes durch die Gassen der schlaflosen, bangelauschenden Stadt, das Schlagen der Trommeln, das Schmettern der Trompeten, der Hufschlag der Pferde auf dem harten Pflaster, das Rollen der Kanonen und das Schreien und Fluchen der Troßknechte in allen Sprachen bis zum Morgen gewährt hatte: begannen die Truppenzüge nachzulassen, und die Leipziger sahen von ihren Thürmen die Franzosen in der Ebene zur Schlacht geordnet. Die Hauptmasse derselben stand in weitem, nach der Stadt zu gekrümmtem Bogen, etwa 100,000 Mann stark, in der Richtung von Süd nach Ost, in doppelten und dreifachen Linien. Die Front war nach Süd gewendet; im Rücken, also näher an Leipzig, hielten die Reserven. Die Bestimmung dieser Streitmacht war natürlich, dem böhmischen Heere die Spitze zu bieten. Gegen das schlesische Heer und Bernadotte, die Napoleon, wie uns bekannt ist, noch nicht erwartete, war fürs erste bloß Marmont's Corps im Norden aufgestellt, unterstützt von Arrighi's Reiterei, die bis zur Parthe im Nordosten vertheilt war. Endlich stand noch Bertrand mit seinem Corps im Westen, um den wichtigen Paß nach Lindenau zu hüten. Von den Verbündeten konnten die Einwohner Leipzig's nur die ersten Linien in der Ferne sammt den umherstreifenden Kosaken erspähen.

Die Aufstellung Schwarzenberg's war weit entfernt, die großen Vortheile der französischen zu bieten. Während Napoleon in gewohnter Weise seine Streitkräfte zusammenfaßte, um den stärksten Stoß auf dem rechten Punkte zu thun: zersplitterte der östreichische Feldherr seine Macht, so daß er am 16., als es zur Schlacht kam, auf dem entscheidenden Punkte der Schwächere war. Feldzeugmeister Giulay rückte mit 22,000 Mann auf der westlichen Seite der Elster gegen den Paß von Lindenau; er war also durch die Sumpfniederungen von dem übrigen Heere getrennt. Die Corps von Meerfeldt und Hessen-Homburg, in der Stärke von 35,000 Mann, hatten in der Gabel zwischen Elster und Pleiße ihre Stellung; sie sollten bei Connewitz den Uebergang über die Pleiße erzwingen, den rechten Flügel des Feindes aufrollen und im Rücken desselben Leipzig nehmen. Schwarzenberg wollte die preußischen und russischen Garden hier noch mit verwenden, und nur mit großer Mühe wandte dies der russische Kaiser, gestützt auf seine Rathgeber, ab; denn jene Stellung in der Gabel zwischen den Flüssen, Floßgräben und Wiesenbächen in einer Niederung, die das Wetter der letzten Tage noch ungangbarer gemacht hatte, eignete sich durchaus nicht zu einer Entfaltung von Streitkräften, während der Feind auf dem höher

gelegenen rechten Pleiße-Ufer außerordentlich begünstigt war. Die übrigen 80,000 Mann hatten die Bestimmung, der überlegenen Hauptmacht Napoleons zwischen der Pleiße und Liebertwolkwitz die Stirn zu bieten. So war also das böhmische Heer ohne Noth in drei Theile zersplittert, und mußte bei Lindenau auf dem rechten und linken Ufer der Pleiße zu seinem großen Schaden ohne Zusammenhang auf getrennten Kriegsbühnen kämpfen.

Glücklicherweise gab es am 16. — für die Franzosen ganz unerwartet — noch eine vierte Kriegsbühne, auf welcher sie entschieden den kürzeren zogen. Es war das Schlachtfeld, wo das schlesische Heer kämpfte, von dessen naher Ankunft Schwarzenberg schon am 15. Kunde erhalten hatte. Als er nämlich an diesem Tage Abends um Acht drei weiße Raketen aufsteigen ließ, tauchten sogleich vier rothe am westlichen Himmel in der Richtung nach Halle auf. Es war das mit Blücher verabredete Zeichen. Der alte Löwe mit der weißen Mähne war im Anzuge. Er sollte noch frühe genug kommen, um das böhmische Heer vor einer schlimmen Wendung der Schlacht zu bewahren.

Die Kämpfe des 16. Oktobers zerfallen in die des böhmischen Heers in Südost, Süd und West, und in die des schlesischen Heers im Norden Leipzig's. Die Mittelpunkte derselben sind die Dörfer Wachau, Lindenau und Möckern, von denen Wachau, das entfernteste, zwei Wegstunden von Leipzig entfernt ist. Wir haben es zuerst mit der Schlacht bei Wachau zu thun. Hier war die Mitte der französischen Stellung; der rechte Flügel lehnte sich bei Markkleeberg an die Pleiße; der linke reichte über Liebertwolkwitz, wo am 14. das Reitergefecht Statt gefunden hatte, hinaus bis zur dresdner Straße. Die Ausdehnung des Feindes mochte drei Wegestunden betragen. Es war ein trüber, kalter Tag, der mit Regen und Nebel begann, und in der ersten Stunde keinen Blick in die Ferne gestattete. Die Truppen der Verbündeten, welche schon mit Tagesanbruch unter die Waffen getreten waren, rückten — großentheils ohne gefrühstückt zu haben, wie besonders die Preußen — von acht Uhr an in vier großen Heersäulen unter Kleist, dem Prinzen Eugen von Würtemberg, den wir in dem Kampfe gegen Vandamme haben kennen lernen, dem Fürsten Gortschakof und Klenau zum Angriffe. Die russisch-preußische Reiterei führte Pahlen. Den Oberbefehl über diese 50—60,000 Mann betragende Angriffskolonne hatte Wittgenstein. Ihm übergeordnet war Barclay, dem die Leitung der Hauptschlacht übertragen war, während

Schwarzenberg es vorzog, die hoffnungslose Unternehmung zwischen Elster und Pleiße persönlich zu leiten. Barclay's Standpunkt war der Wachberg bei Güldengossa oder Gossa, hinter der Mitte der Schlachtreihen. Hierher begaben sich auch der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, für welche man ein paar rohe Bänke aus dem nahen Wirthshause auf den Hügel geschafft hatte.

Ihnen gegenüber auf dem Galgenberge bei Wachau befand sich Napoleon, um von der weitschauenden Höhe, wo er schon am 15. die Gegend erkundet hatte, die Schlacht zu lenken — wenn nicht gerade ein entscheidender Schlag, den er führen wollte, ihn vorübergehend nach diesem oder jenem Punkte rief. Ein Tisch und ein Stuhl waren auf dem Stoppelfelde für ihn aufgestellt; daneben brannte — denn es war rauhes Wetter — ein großes Wachtfeuer. Auf der Karte der Umgegend, die man auf den Tisch genagelt hatte, damit sie der Wind nicht herabwerfe, waren die verschiedenen Heeresabtheilungen durch Nadeln mit Köpfen von verschiedener Farbe bezeichnet. Während der Schlacht ging er, so berichtet ein Augenzeuge, auf jenem Platze hastig auf und ab, und saß immer nur auf Augenblicke nieder, um einen Befehl zu unterzeichnen oder — wie ein Schachspieler, der einen Stein umsetzt — auf seiner Karte die Aenderung einer Stellung zu bezeichnen. Erhielten die Adjutanten, die von allen Seiten kamen und gingen, nur mündlichen Bescheid: so geschah dies in der Regel durch Berthier, den Major-General der französischen Armee, welcher die in kurzen Worten hervorgestoßenen Befehle weiter ausführte. Napoleon hatte deshalb Berthier stets an seiner Seite, während weiter zurück im Halbkreise, so gut wie gar nicht von ihm beachtet, die Herzoge von Vicenza und Bassano, und wie die Generale und Minister seiner Umgebung sonst noch heißen mochten, in ehrerbietigster Haltung standen. Ein seltsamer Widerspruch lag in der äußern Erscheinung des Kaisers; trotz der ihn erfüllenden Unruhe, die sich in hastigen, fast krampfhaften Bewegungen aussprach, war keine Bewegung in seinem Gesichte zu lesen, und seine starren Züge machten unheimlicher Weise fast den Eindruck einer Maske.

Auf der Sternwarte in Leipzig hatte Napoleon den sächsischen Ingenieur-Major von Aster aufgestellt, über dessen Beobachtungen ihm stündlich Bericht erstattet wurde. Eine Warte auf dem Schlachtfelde selber hatte Murat für sich und seine Adjutanten bei dem Herrenhause von Wachau ausgefunden, nämlich eine jetzt noch stehende Linde mit Treppe und Altan, deren Aeste damals wohl zum ersten- und letztenmale

einen König getragen haben. Doch wurden die Späher bald von dem weitschauenden Baume durch preußische Schützen vertrieben.

Drei Signalschüsse, die aus den Reihen der Verbündeten kamen, eröffneten um 9 Uhr die Schlacht. Es begann jetzt eine Kanonade, wie die ältesten Soldaten sie nicht erlebt hatten; fünf volle Stunden erbebte die Erde vor dem Gebrüll der Feuerschlünde, deren Zahl im ganzen wohl 1000 betragen mochte. Das Krachen des Geschützes floß, da Hunderte von Schüssen zu gleicher Zeit fielen, in ein endloses grausenhaftes Getöse zusammen.

Die Verbündeten waren in ihren Angriffen nicht glücklich. Zwar gelang es Kleist auf dem linken Flügel, Markkleeberg im Sturm zu nehmen und sich dort gegen die Feinde in verzweifeltem Kampfe zu behaupten. Viermal ward ihm das Dorf entrissen, aber immer machten seine braven Truppen wieder Bahn; doch gelang es ihnen nicht, nach Wachau, wo die Entscheidung der Schlacht lag, vorzudringen, und sie erlitten außerordentliche Verluste. Zu seiner Rechten war Prinz Eugen von Würtemberg mit 48 Geschützen gegen die Mitte der französischen Stellung vorgedrungen, und hatte Wachau im ersten Anlaufe genommen; plötzlich aber ließ Napoleon, der jetzt von seiner Warte herabstieg, um selbst den Oberbefehl über sein Centrum zu übernehmen, den Höhenzug zwischen diesem Dorfe und Liebertwolkwitz mit hundert bisher verborgen gehaltenen Geschützen besetzen, deren Geschosse in furchtbarer Menge durch die Luft sausten. Wachau und die kleinen Gehölze zu beiden Seiten des Dorfs gingen wieder verloren; die russischen und preußischen Geschütze wurden niedergeschmettert, und der Tod schwelgte in den Reihen der Verbündeten. Dennoch verloren Diese ihre Haltung nicht, ja die Preußen nahmen Wachau zum zweiten-, die Russen zum drittenmale, um es von neuem dem übermächtigen Feinde zu überlassen. Eugen selber war in der augenscheinlichsten Gefahr, von dem furchtbaren Kugelregen, mit dem der Feind seine Truppen überschüttete, niedergeschmettert zu werden. In dem Augenblicke, wo ein russischer Oberst eine Meldung machte, schlug eine Granate durch den Hals und den Bauch der beiden Pferde, so daß der Prinz und der Oberst übereinanderstürzten. „Ein wahres Höllenfeuer!“ rief der Russe voll Entsetzen. „Meinen Sie etwa, daß ich mich in Abrahams Schooß befinde?“ entgegnete Eugen, indem er sich unter seinem Roß hervorarbeitete. Dieselbe Kugel hatte einem andern Offizier, der dem Prinzen sehr werth war, den Leib aufgerissen und einer preußischen Ordonanz den Kopf zerschmettert. Eugen bestieg

ein frisches Pferd und sagte bewegt, aber fest: „Die Trauer um unsere gefallenen Kameraden nach der Schlacht."

Das Centrum der Verbündeten verlor über die Hälfte seiner Mannschaften im Kanonenfeuer und Infanteriegefechte; das siebente schlesische Landwehrregiment war von 1800 Mann auf 160 zusammengeschmolzen; außerdem waren fast alle Geschütze unbrauchbar geworden. Eugen mußte auf Gossa zurückgehen.

Die dritte und die vierte Sturmsäulen unter Gortschakof und Klenau gingen etwas später als der Prinz und Kleist zum Kampfe in der Richtung auf Liebertwolkwitz gegen den linken Flügel der Franzosen vor. Bei Gortschakof kam es bloß zu einem heftigen, für Freund und Feind blutigen Kanonengefechte. Klenau pflanzte auf einem von den Franzosen vernachlässigten Hügel, welcher Liebertwolkwitz beherrschte, seine Geschütze auf und stürmte das Dorf; aber weder der Kolmberg, so heißt die Höhe, noch Liebertwolkwitz konnten von ihm behauptet werden. So scheiterte auf der ganzen Linie der Angriff der Verbündeten an der Ueberlegenheit des stärkeren, günstig aufgestellten und von dem größten Schlachtenmeister der Zeit geführten Feindes. Der wüthende Kampf hatte von acht Uhr bis Mittag gedauert; das Schlachtfeld schwamm in Blut; aber alle diese Opfer schienen umsonst dargebracht, weil der Tapferkeit die Kriegskunst nicht zur Seite gestanden hatte.

Während dies auf dem wachauer Schlachtfelde vorging, mühten sich die 35,000 Mann östreichischer Kerntruppen in der verzweifelten Stellung zwischen den beiden Flüssen vergeblich ab, über die Pleiße gegen den rechten Flügel der Franzosen hervorzubrechen. Die Versuche, welche Schwarzenberg bei Connewitz und dann bei Lösnig machen ließ, kosteten schwere Opfer, ohne irgendwelchen Erfolg zu bringen.

Nach Elf traf Oberst von Wolzogen, General-Adjutant des Kaisers von Rußland, ein, und verlangte im Auftrage seines Herrn, welchem natürlich die große Ueberlegenheit der Franzosen vor Wachau gleich anfangs nicht entgangen war, schleunige Verstärkung für das Hauptheer — ein Begehren, das auch Radetzky dringend befürwortete. Nachdem Schwarzenberg noch Offiziere auf den Kirchthurm von Gautsch geschickt hatte, welche die Bedrängniß der Verbündeten bestätigten: gab er endlich nach und befahl den Divisionen Weissenwolf und Bianchi, so wie den Reservecorps des Prinzen von Hessen-Homburg, auf das rechte Ufer der Pleiße überzugehen. Jetzt ließ Alexander auch die

preußisch-russischen Reserven und die ebenfalls im Rückhalt stehenden Garden vorrücken.

Aber es war sehr zu fürchten, daß der größte Theil dieser Truppen bei der weiten Entfernung, die sie zurückzulegen hatten, zu spät kommen würde; denn jetzt unternahm Napoleon, der mittlerweile beinahe seine ganze Streitmacht in die Schlacht geführt hatte, einen großen Schlag, um die Entscheidung herbeizuführen. Er befahl, hundert neue Feuerschlünde aus der Reserve-Artillerie aufzufahren, theils um die beschädigten Geschütze zu ersetzen, theils um die Wirkung der noch tauglichen zu verstärken. Zugleich erhielt der König von Neapel die Weisung, mit so viel Reitern, als er zusammenbringen könne, die Schlachtlinie der Feinde im Centrum zu durchbrechen und die russischen Batterien bei der Windmühle von Gossa zu nehmen; in die Lücken sollte das französische Fußvolk nachrücken. So hoffte der Kaiser, den rechten Flügel seiner Gegner zu umgarnen, ihr Centrum und ihren linken Flügel aber auf die Sümpfe der Pleiße zurückzuwerfen und dort zu vernichten. Was den Plan begünstigte, war der Umstand, daß seine Gegner auf der ganzen Linie Boden zu verlieren begannen, wenn auch Nostiz' Kürassiere, welche um Zwei auf Umwegen das Schlachtfeld erreichten, Kleist einige Erleichterung verschafften. Jetzt hatte der berühmte Artillerie-General Drouot die Geschütze der Reserve-Artillerie zwischen den noch brauchbaren Stücken aufgefahren, und 170 Feuerschlünde — so viel mochte ungefähr die Gesammtzahl betragen — fegten das Schlachtfeld, indeß Murat sein Reitergeschwader sammelte. Die Gegner erwiederten die furchtbare Kanonade, so gut sie es vermochten, und die Artillerie war auf beiden Seiten so thätig, daß, wie uns ein sächsischer Oberst in seinem Tagebuch erzählt, die einzelnen Schüsse gar nicht mehr unterschieden werden konnten, und das Feuer ganzer Batterien wie Bataillonsfeuer zusammenschlug. Das Dorf Wachau fiel großentheils in Trümmer, wenn auch die Einwohner, die sich in dem starkgewölbten Keller eines herrschaftlichen Hauses verborgen hatten, das nackte Leben retteten. Mehrere Bauerngehöfte verschwanden, wie vom Winde hinweggeführt, im Nu unter dem Kugelregen.

Während so das furchtbare Concert der brüllenden Feuerschlünde sein Fortissimo spielte, wüthete der Kampf in der Ebene mit Gewehrfeuer und blanker Waffe in gleicher Wuth fort, als wollten die Hunderttausende von Streitern sich bis auf den letzten Mann vertilgen. Die schweren Wolken des Pulverdampfs, nur auf Augenblicke von dem Aufblitzen der Kanonen- und Gewehrschüsse unterbrochen, hüllten die Kämpfen-

den in eine Nacht, die Freund und Feind nicht mehr erkennen ließ. Die Heersäule der Verbündeten fing an, ihren Zusammenhang zu verlieren und sich mehr und mehr aufzulockern. Ueberzeugt, daß das Spiel für ihn gewonnen sei, sagte Napoleon: „Das Glück dreht sich noch einmal für uns." Zu wiederholten Malen ließ er dem Könige von Sachsen, der unterdessen, seinen Rosenkranz betend, Gott um Sieg für den großen Napoleon anflehte, von seinen Erfolgen unterrichten, und forderte ihn auf, die Glocken der Stadt und der nächsten Dörfer läuten zu lassen, um seinen Triumph überall hin zu verkünden.

Es war drei Uhr. Der König von Neapel hatte zwischen Wachau und Liebertwolkwitz sieben Divisionen Reiterei gesammelt und sich selbst an ihre Spitze gestellt. Plötzlich schwieg jetzt der eherne Mund der französischen Geschütze; die Trompeten schmetterten, und die Erde, die eben noch von dem Donnergebrüll der Kanonen gebebt hatte, erzitterte unter dem Hufschlage von zehntausend Rossen, die, von Waffen rasselnd, gestreckten Laufes daher kamen. Die zusammengeschmolzenen Streithaufen des Prinzen von Würtemberg erhielten den ersten Stoß. Obgleich die Hülfe, nach welcher Eugen geschickt hatte, als er die Wetterwolke kommen sah, zu spät eintraf: so wankten und wichen die Braven nicht und ließen, sich zusammenziehend, den Sturm vorüberbrausen. Bordesault's und Sopranza's Kürassier-Brigaden stürzten auf die 34 Geschütze bei der Windmühle los; ein Bataillon russisches Fußvolk wurde niedergeritten, die Kanoniere zusammengehauen. Die französischen Reiter sprengten weiter auf die Felder hinter Gossa; dabei umkreisten sie im Trab die preußische Brigade Klüx, die im Viereck aufgestellt war, ohne daß sie einen Angriff auf sie unternahmen. Die leichten russischen Gardereiter unter Schaiwitzsch, welche die französischen Kürassiere hemmen sollten, wurden über den Haufen geworfen, der Führer selbst und Dawison, der statt Schaiwitzsch den Befehl übernahm, von Geschützkugeln aus dem Sattel gerissen. In der That war jetzt die Mitte der verbündeten Truppen durchbrochen; aber zu einer völligen Sprengung ihrer Schlachtordnung hätte der Kavallerie Murat's eine Reserve folgen, der Feind hätte durch sofort nachrückendes Fußvolk die Gasse offen halten müssen. Dies geschah nicht, und die so kühn begonnene Unternehmung nahm ein lahmes Ende. Fürs erste bereiteten jedoch diese Reitergeschwader den Monarchen auf dem Wachberge, zu denen sich jetzt auch Schwarzenberg, das wahre Schlachtfeld erkennend, eingefunden hatte, eine große Ueberraschung. Sie näherten sich, vom

General Bessières geführt, dem Hügel, von dem sie nur ein sumpfiger Teich oder Graben trennte, auf einige hundert Schritte, und die Fürsten zogen sich schleunig zurück, um der dringenden Gefahr zu entgehen. Alexander's Adjutant, Graf Orlof, ging, auf seines Herrn Befehl, mit den Leibkosaken des Kaisers und einer Batterie den französischen Reitern entgegen. Bald kam auch Hülfe durch die leichte russische Gardereiterei, die sich wieder geordnet hatte. Die Verbündeten eröffneten ein lebhaftes Kartätschenfeuer, das den Franzosen empfindliche Verluste an Mannschaft und Führern brachte. Preußische Dragoner und Kürassiere stürmten an; in wilder Verwirrung tummelten sich die Rosse der Kämpfenden durcheinander; der Feind, dessen Feuerschlünde wieder in Thätigkeit waren, schoß blindlings auf die Gegner und auf die Seinen. — Das Ergebniß war, daß Murat's großer Reiterangriff zurückgeschlagen wurde.

Was die Truppen des Prinzen von Würtemberg angeht, so zeigten sie, obgleich furchtbar zusammengeschmolzen, noch immer, nach achtstündigem Kampfe, dem Feinde die Stirn, und auch Kleist stritt noch immer um Markkleeberg, und rang mit dem Reste seiner Kräfte um die letzten Gehöfte. — Es mag bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß dies zerstreute Dorf, obgleich der Gegenstand so langer und so heftiger Kämpfe, dennoch stellenweise von seinen Bewohnern nicht verlassen war. So konnte es geschehen, daß ein Schulhaus in Brand geschossen wurde, in welchem sich noch der Lehrer nicht allein mit seiner Familie, sondern auch mit einem Theile der Schuljugend befand. Aus dem flammenden Hause stürzend, geriethen die armen Flüchtlinge unter die Franzosen, waren aber doch noch so glücklich, mit heiler Haut nach dem Dorfe Panitz zu entkommen.

Gegen drei Uhr wurde Kleist durch die obenerwähnten östreichischen Reserven abgelöst, die sich nicht minder tüchtig zeigten. Die wackern Kürassierregimenter des Grafen Nostiz, die dem Corps des Prinzen von Hessen-Homburg voranzogen, hatten auf dem Umwege über Gröbern zahlreiche Scharen polnischer Reiter und französischer Gardedragoner über den Haufen geworfen, und sich durch daß Fußvolk der französischen Garde auf das tapferste Bahn gebrochen. Als Napoleon die östreichische Reserve an der Stelle der zusammengeschmolzenen Truppen Kleist's sah, schickte er die alte Garde gegen sie aus, um ihnen Markkleeberg zu entreißen; aber Jene hielten das Dorf in rühmlicher Ausdauer fest; eben so mußten die Franzosen aus dem benachbarten Dölitz weichen.

Auch Gortschakof und Klenau behaupteten auf dem rechten

Flügel ihre Stellungen bei Liebertwolkwitz. Gleichwohl war auch damals noch der Stand der Schlacht zu Gunsten Napoleons, und schwerlich konnte ihm der Sieg für diesen Tag entgehen, wenn Ney im Stande war, jetzt, in der Stunde der Entscheidung, mit der gehofften Hülfe zu erscheinen. Seinem Kommando hatte nämlich der französische Kaiser am Abend vorher die Corps von Marmont und Souham und Arrighi's Reiterei untergeben und ihm befohlen, mit diesen Streitkräften, die zur Beobachtung Blücher's im Norden Leipzig's aufgestellt waren, auf Wachau zu marschiren, falls am Morgen des 16. keine Annäherung des schlesischen Heers auf der Straße nach Halle wahrgenommen werde. Gleichwohl kam, wie unten weiter erzählt werden soll, das schlesische Heer wider Napoleons Erwarten heran. Die Folge davon war, daß nicht allein Marmont's Corps festgehalten wurde, sondern auch, daß die beiden Divisionen Souham's, die bereits den Marsch nach Wachau angetreten hatten, wieder umkehrten, und weder hier noch dort in den Kampf einzugreifen im Stande waren. In den Augenblicken, wo der Donner der Geschütze auf dem Schlachtfelde von Wachau schwieg, konnte man von Nordwesten her die Kanonen Blücher's hören. Der Held mit den weißen Haaren war in der Stunde der Noth gekommen.

Obwohl nun der französische Kaiser auf die Hülfe Ney's verzichten mußte, machte er doch noch einen Versuch, den schwankenden Kampf entschieden zu seinen Gunsten zu wenden, und schickte, statt der abgeschlagenen Reiter, das Fußvolk unter Maison gegen das Centrum seiner Gegner vor. Ein außerordentlich hartnäckiger Kampf entspann sich um die vor Wachau liegende Schäferei Auenhain und um Gossa mit den Verbündeten, die jetzt durch Heranziehung der Reserven und Garden ansehnlich verstärkt waren. Das Gehöfte Auenhain wurde von dem Feind erobert und lang mit großer Tapferkeit festgehalten; aber endlich blieb es doch, in Trümmer geschossen, in den Händen der östreichischen Grenadiere von Weissenwolf's Division. Eine russische Division von Rajewski's Corps und die vom Großfürsten Constantin geführte preußisch-russische Garde fochten bei Gossa, wo außerdem 80 Geschütze der russischen Nachhut aufgepflanzt worden waren. Von beiden Seiten wurde ein furchtbares Feuer unterhalten. Dreimal stürmten die Franzosen, welche sich in den Besitz der nächsten Höhen gesetzt hatten, das Dorf; aber immer wurden sie wieder herausgeworfen, und als die Dunkelheit einbrach, war kein Vortheil errungen, als daß der Feind sein Centrum eine Viertelmeile weiter gerückt hatte.

In gleicher Weise dauerten die erfolglosen, blutigen Kämpfe zwischen Elster und Pleiße und der Kampf bei Lindenau im Westen Leipzig's bis zur Nacht fort. Bei Lindenau stand der Feldzeugmeister Giulay dem schwächeren französischen Corps unter Bertrand gegenüber. Der Dammweg, welcher Leipzig mit dem genannten Dorfe verbindet, führt zehn bis zwölf Fuß hoch durch damals unzugängliche Wiesen, und überschreitet auf der kurzen Strecke einer halben Meile sechs steinerne und einige hölzerne Brücken. Wurde dieser Paß, der die einzige Rückzugsstraße der Franzosen bildete, von Seiten ihrer Gegner versperrt; so konnte Napoleon zu den verderblichsten Umwegen genöthigt werden. Aber auch hier ließ Schwarzenberg den Feldherrnblick vermissen, und dem östreichischen Generale, der gegen Lindenau vorgehen sollte, gebrach es gleichfalls an Schnelligkeit, Kraft und Umsicht. Graf Giulay fand Bertrand in so vortheilhafter Stellung auf den Anhöhen, die Lindenau beherrschen, daß es ihm nicht möglich war, das Dorf, in das seine Tapfern zweimal eingedrungen waren, zu behaupten; doch hielt er mehrere benachbarte Dörfer zu beiden Seiten der lützener Straße fest, die den Franzosen am Morgen entrissen worden waren.

Abends um Sechs hatte der schreckliche Kampf in der Ebene von Wachau, zwischen Pleiße und Elster und vor Lindenau nach neunstündiger Dauer ein Ende. Der Verlust auf den drei Schlachtfeldern wird auf 40,000 Mann geschätzt, wovon nahezu die Hälfte auf die Franzosen fallen mag. Die größten Opfer hatten, wie man denken mag, die Corps von Kleist und Eugen gebracht. Was heldenmüthige Standhaftigkeit leisten kann, ist von ihnen vollbracht worden. Ueberhaupt haben die Truppen der drei verbündeten Völker gleich reiche, unverwelkliche Lorbeeren vor Wachau erkämpft; sie haben durch eine Tapferkeit ohne Gleichen die mangelhafte Anordnung der Schlacht wieder gut gemacht. Denn trotz der Ueberlegenheit seiner Kriegskunst war Napoleon nirgends eigentlich Herr über seine Gegner geworden, was schon die Aufstellung der Heere am Abend bewies, die von der am Morgen wenig verschieden war. Eine erfolglose, mit so großen Verlusten verbundene Schlacht war aber für ihn einer Niederlage gleich; denn wenn er heute, wo die Glücksloose für ihn noch günstig lagen, nicht obsiegen konnte: wie sollte er in den folgenden Tagen den sämmtlichen vereinigten Heeren der Verbündeten Widerstand leisten? Mit den Kriegsereignissen dieses Tages war also über Napoleons Schicksal entschieden. Was am 18. und 19. erfolgte, ist die reife Frucht, die von dem Baume des 16. Oktobers gefallen ist.

Daß die Schlacht im Südosten Leipzig's einen für Napoleon nachtheiligen Verlauf nahm, haben wir nächst der bewunderungswürdigen Ausdauer der verbündeten Truppen vor Wachau, wie schon oben angedeutet worden, den Thaten des schlesischen Heers auf der entgegengesetzten Seite der Stadt zu danken. Dorthin haben wir uns jetzt zu wenden.

Die Art und Weise, wie Blücher, der von Halle das Nordufer der Elster heraufkam, in den großen Kampf eingreifen sollte, war ihm von Schwarzenberg nur in sehr allgemeiner Weise vorgeschrieben worden. Der preußische General kannte nicht einmal die Stellung des Feindes, den er noch von Düben her im Anmarsche glaubte, so wie auch Napoleon das schlesische Heer, das nach seiner Meinung noch bei Merseburg auf dem linken Ufer der Saale stand, von dort in gerader Richtung von Westen nach Osten erwartete. Daß der Held von der Katzbach von Nordwest her einbrechen werde, geschah ganz gegen sein Vermuthen und seine Berechnung. Am 16. war Blücher zu guter Stunde mit den Vorträben seiner drei Corps und der Reiterei aufgebrochen; das Fußvolk hatte den Befehl, etwas später zu folgen: York auf der großen Straße über Schkeuditz, Langeron weiter links, Sacken hinter Diesem. Der linke Flügel der Reiterei streifte in nordöstlicher Richtung gegen Delitsch und Eilenburg, um den Feind auszukundschaften. Als Blücher eine Stunde lang geritten war, begann der endlose, furchtbare Kanonendonner der drei Schlachtfelder bei Leipzig. Das Blut des greisen Jünglings wallte empor. Sofort beschloß er, den Feind zu suchen und zu schlagen, was es auch kosten möge. Der Marsch der Truppen wurde beschleunigt; die Reihen seiner Krieger entlang reitend, stachelte er durch kräftige Anreden und Zurufe im derben Soldatenstyle das Herz der Tapfern zu noch größerer Kampfbegier auf. Langeron traf zuerst gegen Mittag auf den Feind; es waren schwache Abtheilungen in den Dörfern an der landsberger Straße, etwa eine Wegstunde vor Leipzig, die sich nach geringem Widerstande zurückzogen. Weiter vorrückend auf Klein- und Groß-Wiederitzsch, gerieth der russische General mit 4000 Mann Polen unter Dombrowski in einen sehr ernsten Kampf, der sich, trotz der beinahe vierfachen Ueberlegenheit der Russen, bis zum Abend hinzog, und erst dann einen glücklichen Ausgang nahm, als Langeron, durch den Sieg York's bei Möckern angespornt, mit größerer Entschiedenheit angriff. Blücher, der den Hauptangriff auf seinem linken Flügel erwartete, verweilte für seine Person in Langeron's Nähe, welchen zu überwachen ihm

nach den Erfahrungen an der Katzbach überdies nöthig scheinen mochte. York erhielt den Auftrag, den Umständen gemäß zu handeln.

So blieb Diesem freies Spiel. Auf der halleschen Straße marschirend, drängte der wackere General die französischen Vortruppen ebenfalls zurück. Der ihm gegenüberstehende Feind war Marschall Marmont, dessen Streitkräfte den seinen ungefähr gleichkamen. Der erfahrene französische General beschloß, in Hoffnung auf die ihm von Ney zugesagte Hülfe Souham's, den Preußen die Spitze zu bieten, und nahm, mit dem rechten Flügel sich an die Elster lehnend, eine vortheilhafte Stellung von Möckern nach Eutritsch. Da der Kampf sich hauptsächlich um den Besitz des Dorfes Möckern drehte, dessen Lage und Bauart der Vertheidigung des Feindes die größten Vortheile gewährte: so hat nach ihm die denkwürdige Schlacht zwischen York und Marmont ihren Namen erhalten. Denkwürdig aber ist dieselbe — ganz abgesehen von ihrem Erfolge — schon wegen ihres Hergangs, weil darin die Leistungen der preußischen Krieger auf ihrem Gipfel erscheinen. Wir sagen: die Leistungen der preußischen Krieger, nicht ihres Generals. Zwar bewährte der tapfere York die zähe Ausdauer, die wir an ihm kennen, diesen Tag vielleicht noch mehr als sonst irgendwo; aber er scheint nicht mit der nöthigen Umsicht in Benutzung der ihm unbekannten Oertlichkeit verfahren zu sein, so daß er, wie ihm die Franzosen vorgeworfen haben, den Stier bei den Hörnern packte, statt ihm von der Seite, wo er leichter anzugreifen war, beizukommen. Daher die verhältnißmäßig außerordentlich großen Opfer, die übrigens mit einem todverachtenden Heldenmuthe, mit einer Hingebung an die heilige Sache des Vaterlands gebracht worden sind, neben welchen jedes Lob klein erscheint. So ist der Name Möckern, dem wir hier zum zweitenmal in der Geschichte der Befreiungskriege begegnen, ein doppeltes Ehrendenkmal für Preußen geworden.

Der Hergang der Schlacht war folgender: Während die Artillerie York's den rechten Flügel und das Centrum des Feindes beschoß, gingen die Bataillone der Vortruppen gegen Möckern vor. Die Angriffe des am nördlichen Ufer der Elster langhingestreckten Dorfes wurden hauptsächlich von der Westseite her unternommen, deren schmalen Zugang die feindlichen Geschütze bestrichen. Es waren die Majore Klüx, Wedell, Hiller und Andere, die Nachmittags in kleinern Abtheilungen in diesem Höllenschlund vorzudringen strebten. Aus den Häusern und Gehöften, aus den Quergassen und über die Gartenmauern des zur Festung umgeschaffenen Orts fiel ein entsetzliches Feuer auf die Preußen. Mit furcht-

barem Hurrahgeschrei stürzten Diese, Sturm auf Sturm unternehmend, über die Leichen ihrer Brüder, die haufenweise in den Gassen lagen, gegen den hartnäckigen Feind; aber sie konnten nicht weiter als bis in die Hälfte des Dorfes vordringen. Dies fruchtlose Ringen erzeugte eine unglaubliche Erbitterung. Niemand gab mehr Pardon; Mord und Brand waren die einzige Losung; denn hatte der eine Theil ein Gehöfte erobert, so warf der andere Feuer hinein, um den Gegner daraus zu vertreiben, so daß gar Mancher in den Flammen der brennenden Häuser seinen Tod fand. Zuletzt mußten die preußischen Bataillone, zu kleinen Haufen zusammengeschmolzen, aus dem Dorfe weichen.

Darauf setzte York eine größere Truppenmasse in Bewegung, und schickte die Brigade des Prinzen Karl von Mecklenburg ins Feuer, indem er zugleich die Artillerie auf einige 30 Geschütze verstärkte. Die tapferen Leute gingen gegen die auf der Nordseite Möckern's gelegenen Höhen vor, um die verheerenden Batterien des Feindes wegzunehmen. Es gelang den Franzosen, die Landwehr zurückzuweisen; aber als die Linienregimenter unter klingendem Spiele mit gefälltem Bayonnet anstürmten, warf sich der Feind in schnelle Flucht. Jetzt brach auch Major Hiller zum fünften Male wieder in das Dorf ein. Bei dem dichten Kugelregen, der von dort kam, wurde er gleich anfangs verwundet, führte aber sein Bataillon blutend weiter. Eine zweite Wunde zwang ihn, das Kommando an Major Wedell abzugeben, den alsbald ein tödtlicher Schuß niederstreckte. Hauptmann Kahlden, der nun an Wedell's Stelle trat, erhielt zwei Kugeln in die Brust. Eben so wurde Major Radowski getödtet, Major Thile verwundet; denn die französischen Schützen wählten sich die Führer der Bataillone zur Zielscheibe. Der erbitterte Kampf wogte in dem brennenden Dorfe hin und her. Erst wurde der Feind bis ins östliche Dorfende zurückgedrängt, dann warf er selbst, nachdem er Verstärkung erhalten hatte, die Preußen in die Gehöfte der Westseite zurück. Als darauf die Franzosen im freien Felde in Nachtheil kamen, wichen sie auch in dem Dorfe, ohne daß Entscheidung erfolgte. Die auf dem Hügel aufgepflanzten Geschütze des Feindes waren nahe daran, den andringenden Preußen in die Hände zu fallen; aber durch schleuniges Herbeirufen der Division Compans wußte Marmont wieder das Uebergewicht auf seine Seite zu ziehen. Die Folge davon war, daß die Brigade des Prinzen von Mecklenburg zurückgehen mußte, nachdem sie fast die Hälfte ihrer Mannschaft und eine Menge Offiziere eingebüßt hatte; nachdem der Prinz selber und Oberst Lobenthal, der

das Kommando nach ihm führte, verwundet worden waren. So schwelgte der Tod unten in Möckern und auf der Höhe. In dem Dorfe selbst hatten sich freiwillige Jäger, Landwehrmänner und Fußvolk von der Linie, häufig ohne Offiziere, in Haufen von 30 oder 40 Mann zusammengethan, um ein Gehöfte und ein Haus nach dem anderen zu erstürmen und endlich so des Ortes Meister zu werden. Bayonnet und Kolben waren in furchtbarer Thätigkeit; Leichen wurden zu Leichen gehäuft. Aber all die Blutarbeit schien einen ungünstigen Ausgang für die Preußen nehmen zu wollen. Der Zuzug, den der Feind aus Gohlis und Leipzig erhielt, und seine auf 50 Geschütze verstärkten Batterien, die unablässig von den Höhen herabdonnerten, gaben ihm in und vor dem Dorfe die Oberhand.

Jetzt, um vier Uhr Nachmittags, ließ York die letzten Truppen und Geschütze, die ihm noch übrig waren, vorgehen. Zugleich gab er Blücher Nachricht, wie Gewinn und Verlust für ihn nur noch auf dieser einen Nummer stünden, und bat um Unterstützung. Da Langeron's Corps, wie uns bekannt ist, in einen sehr hartnäckigen Kampf mit Dombrowski verwickelt war: so blieb nur noch das andere russische Corps unter Sacken, welches bei Radefeld hinter Langeron in ziemlicher Entfernung stand, zu Blücher's Verfügung. Sacken erhielt Befehl, dem bedrängten York sogleich zu Hülfe zu eilen; allein es war sehr zu fürchten, daß der blutige Kampf vor dessen Ankunft entschieden sein werde. Unterdessen gingen York's Rückhaltstruppen gegen den Feind; es war die Brigade Steinmetz. Zwei Bataillone derselben nahmen an dem verzweifelten Kampf in dem Dorfe Theil; die übrigen sechs versuchten die Höhe zu stürmen. Hier, wie dort, wurde noch einmal in höchster Anspannung der Kraft und mit äußerster Wuth gerungen, als ob es Vernichtung bis auf den letzten Mann gälte. In wenigen Augenblicken lagen Hunderte, von Kartätschenkugeln zerrissen, am Boden; selbst die Stabsoffiziere, die sich wie der gemeine Mann preis gaben, waren großentheils getödtet oder verwundet.

Von York's Truppen war jetzt nur noch die Reiterei unberührt. Zwei Schwadronen vom brandenburgischen Husarenregimente und eine dazu gehörige Jägerschwadron, sämmtlich dem Befehl des Majors Friedrich von Sahr untergeben, hielten — weiter vorgeschoben als die übrigen Reiter — zwischen Möckern und Wahren. Zu diesem kleinen Haufen sprengte jetzt York und rief Sahr schon von ferne zu: „Attakiren! Attakiren!“ „Wenn jetzt nicht noch die Kavallerie Etwas thut — fügte er, näher gekommen, hinzu — so ist Alles verloren. Sahr, lassen Sie

einhauen." Zugleich versprach er ihm, die andere Reiterei nachrücken zu lassen. Sahr wartete klug den Augenblick ab, wo das preußische Fußvolk sich zurückzuziehen begann. Nachdem er es zwischen seinen Reihen hatte durchgehen lassen, begannen die Trompeten zu schmettern, und mit wildem Hurrah! Hurrah! stürzten die drei Schwadronen den zwei feindlichen Bataillonen, welche den weichenden Preußen nachgerückt kamen, entgegen. Die kleine Schar Husaren drang mitten in dieselben hinein. Sie niederreiten, niederhauen oder wie Spreu auseinander werfen war das Werk eines Augenblicks. Mit verhängtem Zügel brausten sie dann weiter die Höhe hinan, und entrissen den Franzosen im Nu sechs Geschütze. Zwar kam jetzt die feindliche Reiterei heran; allein dem tapferen Major eilten nun die brandenburger Ulanen, die mecklenburg-strelitzer Husaren und später auch die westpreußischen Dragoner zu Hülfe. Sahr's Husaren machten in Gemeinschaft mit den Ulanen und den Mecklenburgern einen neuen Angriff und warfen die französische Kavallerie über den Haufen; neun Geschütze und fünf Pulverwagen wurden allein von den brandenburger Husaren erobert; die große Batterie der Franzosen, die erst eine so grimmige Sprache geführt hatte, fing nun an, sehr kleinlaut zu werden.

Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt werden, daß die obenerwähnten mecklenburger Husaren zu der tüchtigsten Reiterei der Verbündeten gehörten. Karl Ludwig Ferdinand, der mehrerwähnte Herzog von Mecklenburg-Strelitz, welcher das 868 Pfund schwere fürstliche Silbergeräth hatte einschmelzen lassen, um Geld zur Unterstützung des Kriegs zu gewinnen, und es überhaupt — so wie auch seine Familie und sein ganzes Land — den Preußen an Opferbereitwilligkeit gleich that, hatte dies Regiment errichtet und seinem Sohne, dem preußischen Brigade-General, untergeben.

Sahr hatte bei diesem zweiten Angriff einen Schuß in den Arm erhalten. Als er sich deshalb bei York verwundet meldete, sagte ihm Dieser: „Ihnen allein habe ich den Sieg des heutigen Tages zu danken; ich werde es Ihnen und Ihrem braven Reiterregimente nie vergessen."

Die glückliche Wendung der Dinge vor dem Dorfe zündete weiter. Unter dem Trommelschlag aller Bataillone rückt jetzt das preußische Fußvolk mit siegesfrohem Herzen zu neuem Sturm in Möckern vor. Der Kirschberg, eine das Dorf beherrschende Höhe in Möckern selbst, der lange von den Franzosen auf das hartnäckigste vertheidigt worden war, wird genommen. Von der Wasserseite her dringt eine Schar Freiwilliger, die

bei Wahren über die Elster gegangen und bei Möckern an den Jochen der abgebrochenen Brücke herübergeklettert war, ein, und fällt dem Feind in den Rücken. Die Bedrängniß desselben ward noch durch das Springen einiger von den Preußen in Brand geschossenen Pulverwagen vermehrt. Ohne weitern Widerstand zu versuchen, fliehen die Franzosen in großer Verwirrung auf Gohlis und Eutritsch zu, nachdem Marmont und zwei Divisionsgenerale schon vorher verwundet das Schlachtfeld verlassen hatten.

Unterdessen waren auch die Brigaden Horn und Hünerbein, welche York zu Anfang der Schlacht auf seinen linken Flügel gestellt hatte, trotz des heftigen Kartätschenfeuers, das sie aushalten mußten, Herr über den rechten Flügel Marmont's geworden, und die Niederlage des ganzen Corps war jetzt vollendet. Besonders groß scheint, nach dem Bericht eines Augenzeugen, die Zerrüttung der von Horn bis nahe vor Leipzig verfolgten Feinde gewesen zu sein, bei denen sich auch die Garde-Seesoldaten, auf die Napoleon ein besonderes Vertrauen setzte, befanden. Infanterie und Reiterei, Wagen und Geschütze, Alles wirbelte ordnungslos in und durcheinander. Man sah, wie die Fußsoldaten sich an die Pferdeschweife, Satteldecken oder Steigbügel hingen, um den nachsetzenden Preußen schneller zu entrinnen, und wie die Reiter, um nicht selber festgehalten zu werden, ihre Kameraden durch Säbelhiebe fern zu halten suchten. Die Nacht und die Erschöpfung der Sieger machten endlich der Verfolgung ein Ende.

Der Sieg war vollständig, aber mit schweren Opfern errungen. Von 21,000 Preußen waren 8000 todt oder verwundet, darunter 172 Offiziere. Geblieben waren sieben Bataillonskommandeurs, verwundet von drei Brigadechefs zwei, nämlich Prinz Karl von Mecklenburg und General Steinmetz; außerdem vier Brigadekommandeurs und fünfzehn andere Stabsoffiziere. Besonders viele Todte und Verwundete fand man an dem Brunnen von Möckern, wohin die Unglücklichen sich geschleppt hatten, um ihren brennenden Durst zu stillen. Um den Weg zu jenem Wasser zu öffnen, mußten die Leichen zur Seite gelegt und wie Holzstöße auf einander gesetzt werden. Der Verlust des Feindes belief sich ebenfalls auf 8000 Mann, worunter 2000 Gefangene. Erbeutet waren 53 Kanonen, 2 Fahnen und — was als die schönste Trophäe erschien — ein Adler der französischen Kaisergarde. Timm, einer der mecklenburg-strelitzer Husaren, hatte im Schlachtgetümmel zwei französische Offiziere bemerkt, die eilig auf ihren Pferden das Weite suchten. Er sprengt ihnen

nach, reitet den Ersten nieder und wirft den Andern mit zwei scharfen Hieben aus dem Sattel. Da dem Offiziere ein goldner Adler aus dem Oberrock hervorsieht, steigt Timm ab, um das Kleinod an sich zu nehmen; aber der Franzose hält es krampfhaft fest. Ueber dem Ringen zerbricht die Stange; endlich zwingt ihn der Mecklenburger, mit einem Säbelhiebe loszulassen, und der Adler ist sein. „Kik den Kukuk!“ mit diesen Worten traf er, sein Beutestück zeigend, bei dem Regimente ein. Noch am Abend wurde er damit zu Blücher beschieden; am folgenden Tage wanderte der Adler in Alexanders Hauptquartier. Als der Husar denselben bei den Fürsten und höchsten Generalen von Hand zu Hand wandern sah, sagte er treuherzig: „Nu, as ick den Rabvogel tam gemakt häbbe, da mögt ju em wol up den Fingern huppen laten; gistern herret ju dat schallen blieven laten, met em to speelen.“*) Uebrigens wurde der tapfere Mann mit preußischen und russischen Ehrenzeichen und Orden für seine That belohnt.

Die Schlacht bei Möckern ist blutiger, aber auch ruhmvoller als jede andere dieses Feldzugs gewesen; selbst die alten Generale Napoleons haben den Ausspruch gethan, daß sie nur selten auf so viel Schlachtfeldern solcher Tapferkeit begegnet seien, wie jener der Preußen zu Möckern. Ebenso sagt Langeron in seinem Tagebuche: es sei unmöglich, den Heldenmuth höher zu steigern, als es am 16. Oktober jeder General, jeder Offizier, jeder Soldat gethan habe. Aber auch dem Corps Marmont's, obschon es unterlag — den Franzosen sowohl wie den Deutschen, aus denen es bestand — gebührt ein Ruhmeskranz; Jenen aber in weit höherem Grade wie Diesen; denn während die Franzosen für ihren Kaiser, ihren Ruhm und Frankreichs Machtstellung kämpften, waren die Rheinbündischen in der traurigen Lage, zu ihres Vaterlands Schmach und Verderben das Schwert zu führen.

Die Sonne war schon eine Stunde lang untergegangen, als der letzte Kanonenschuß fiel, und auch das Gewehrfeuer nur noch in einzelnen Schüssen vernommen wurde, bis es endlich ganz verstummte. Die Hände ruhten von dem blutigen Werke des Tages, und ein eiserner Schlaf fesselte die müden Glieder. Zum Schutze vor der feucht-kalten Nacht waren unzählige Wachtfeuer angezündet, die — mit den Trümmern abgebrochener Zäune und dem Holzwerk zerstörter Häuser unterhalten — rings um

---

*) Nun, da ich den Raubvogel zahm gemacht habe, da mögt ihr ihn wohl auf den Fingern hüpfen lassen; gestern hättet ihr's bleiben lassen, mit ihm zu spielen.

die Stadt in der weiten Ebene brannten. Aber die von der Natur zur Ruhe bestimmte Zeit war nur eine Zeit der Qual für Tausende von Verwundeten. Leipzig hattesich mit diesen Unglücklichen angefüllt, die von ihren französischen Waffenbrüdern nach der Stadt gebracht worden waren, oder sich selber mühsam dahin geschleppt und nur zum Theil in dem für sie geräumten Kornmagazin ein Obdach gefunden hatten. Gar Viele von ihnen waren sich selbst und ihrer Noth überlassen. Auf dem harten Straßenpflaster gebettet, stöhnten sie die schaurige Nacht hindurch, und jammerten, von Durst gequält, nach Wasser. Nicht Wenige fanden so, vor Kälte, Mangel an Erquickung und Blutverlust verschmachtend, ein klägliches Ende. Hunderte von verwundeten Franzosen, die zu Meusdorf in einer Scheune untergebracht worden waren, sind damals sogar den Hungertod gestorben.

In der Nähe desselben Dorfs übernachtete Napoleon, von den Garden umgeben, in seinem Zelte. Er sandte noch am Abend dem Fürsten Poniatowsky den Marschallsstab, um ihn für die Tapferkeit zu belohnen, womit er die Uebergänge der Pleiße mit seinen Polen gegen die Oestreicher vertheidigt hatte. Noch unbekannt mit Marmont's Niederlage zu Möckern, hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, entschiedene Vortheile über seine Feinde zu erringen; doch wollte er jetzt neben dem Degen auch die oftbewährte Kunst der Unterhandlung versuchen, und beschied an jenem Abend den in Gefangenschaft gerathenen östreichischen General Meerfeldt, der ihm von früher her bekannt war, zu sich, um dem Kaiser Franz Vorschläge zu einem Waffenstillstande zu überbringen. Er verlangte freien Rückzug hinter die Saale, erbot sich, Hannover und die Hansestädte zurückzugeben, Polen, ja sogar den Rheinbund fahren zu lassen und über Italien, Spanien und Holland in Gemeinschaft mit England zu unterhandeln. Napoleon schmeichelte sich, so scheint es, sein Schwiegervater werde, mit Rücksicht auf die Bande der Verwandtschaft, die sie vereinigte, so beträchtlichen Anerbietungen gegenüber — zumal im Hinblick auf die drohende Uebermacht Rußlands in Europa — sich nachgiebig zeigen. Allein er täuschte sich bitter; Franz trennte sich jetzt, wo es galt, den letzten Schlag auf den allgemeinen Feind zu führen, nicht von der Politik der beiden andern Monarchen, deren Verbindung der Haß Europas gegen die Zwingherrn festgekittet hatte, und der französische Kaiser mußte die Demüthigung erleben, daß auf seine Vorschläge nicht einmal eine Antwort erfolgte.

Nachdem Meerfeldt entlassen war, trafen die schlimmen Nachrichten

von dem nördlichen Schlachtfeld ein. Napoleon verbrachte die Nacht und den folgenden Tag, an dem er von Stunde zu Stunde der Rückkehr des östreichischen Generals entgegen sah, in peinlicher Unruhe. Eine für ihn unschätzbare Zeit ging mit der Waffenruhe des 17. Oktobers verloren. Der Kreis seiner Feinde, von denen jetzt auch die letzten auf dem Kampfplatz erschienen, zog sich Verderben bringend immer dichter zusammen; aber es widerstrebte seinem Stolze, sich schon jetzt durch seinen Rückzug vor den Augen der Welt für besiegt zu erklären, und er wich erst nach den großen Verlusten der erneuerten Schlacht vom 18. Oktober mit einem zerrütteten Heere, das schwerlich mehr im Stande war, die Grenze des eigenen Landes vor den nachdrängenden Gegnern zu schützen.

Der 17. Oktober war ein Sonntag; Niemand in Leipzig oder in den umliegenden Dörfern durfte daran denken, ihn zu feiern; doch in den Herzen der Verbündeten war es Festtag, und sie sahen mit froher Zuversicht der Erneuerung des Kampfes entgegen. Indessen verschoben die Führer die Schlacht auf den 18., da die östreichische Heerabtheilung unter Colloredo, die Bennigsen beigegeben war, erst gegen Mittag eintraf, Bennigsen selber aber mit seinen Russen und der Kronprinz von Schweden noch erwartet wurden. Trübe wie der Himmel, der diesen Tag häufige Regengüsse niedersandte, war auch die Stimmung der Franzosen. Die Gesichtszüge des Kaisers trugen das Gepräge tiefer Sorge; bei seiner Umgebung an dem großen Wachtfeuer vor seinem Zelte herrschte düsteres Schweigen.

Uebrigens nahm der rastlose Blücher an dem Ruhetage, den die Heere bei Leipzig nach der blutigen Arbeit vom 16. genossen, wenig Antheil. Um den Feind aus seinen am Abend des 16. genommenen Stellungen zu vertreiben, ließ er die beiden russischen Corps unter Sacken und Langeron zum Angriff schreiten; York, aus dessen vier zusammengeschmolzenen Brigaden zwei Divisionen unter Horn und Hünerbein gebildet worden waren, blieb heute, weil er so schwer gelitten hatte, im Treffen hinter Sacken. Auf dem linken Flügel nahm Langeron das Dorf Eutritsch; die französische Reiterei unter Arrighi wurde von der russischen unter Wassiltschikof in wilde Flucht gejagt und bis ans hallesche Thor vor Leipzig verfolgt; wobei diese fünf Geschütze und fünfhundert Gefangene erbeutete. Auf dem rechten Flügel warf sich Sacken auf die tapfern Polen Dombrowski's, welche, trotz des erschöpfenden Kampfes vom vorigen Tage, mannhaft Widerstand leisteten, bis sie dann, als noch York herbeigerufen worden war, aus Gohlis weichen und eben-

falls bis vor Leipzig zurückgehen mußten. Nachdem Blücher den Kämpfen des 18. Oktobers so wacker vorgearbeitet hatte, ließ er die Waffen ruhen, wahrscheinlich, weil ihn Schwarzenberg von der am nächsten Tage bevorstehenden allgemeinen Schlacht hatte benachrichtigen lassen.

Es war die letzte größere Schlacht, welche Napoleon auf deutschem Boden schlagen sollte. Nach so viel trüben und regnerischen Tagen zeigte die Sonne wieder ihr strahlendes Angesicht, als ob sie Deutschlands Ehrentag, den 18. Oktober, der den Zerstörer unserer Nation auf immer in Flucht schlug, feiern wollte. Schon am frühsten Morgen waren die beiden Heere und ihre Führer in Bewegung; die Verbündeten erschienen jetzt, da Bennigsen und der Kronprinz eingetroffen waren, in voller Stärke; sie zählten 280—300,000 Mann, denen Napoleon nur halb so viel entgegenstellen konnte; doch kamen Barclay, der die preußisch-russischen Garden führte, und Bennigsen erst Nachmittags um Zwei in rechte Thätigkeit, und der Kronprinz von Schweden, der heute, wie immer, den Nachzügler machte, zögerte bis Nachmittags Vier, und griff dann nur mit einem Theile seiner ansehnlichen Streitmacht in den Kampf mit ein. Hätten die Verbündeten am Morgen zu gleicher Zeit ihren Angriff unternommen, so wäre es Napoleon nicht möglich gewesen, sich noch so lang in seiner Stellung zu behaupten.

Schon am 17. hatte der französische Kaiser Befehl gegeben, seine Truppen enger gegen Leipzig zusammenzudrängen; denn die kleinere Schlachtlinie ließ sich leichter gegen so viele Feinde vertheidigen. In Folge dieser Aenderung, welche in der Frühe des 18. in meisterhafter Ordnung vor sich ging, rückte das Centrum des auf der Südseite Leipzig's gegen Schwarzenberg aufgestellten französischen Heers bis Probsthaida zurück; der rechte Flügel desselben lehnte, wie am 16., an der Pleiße, der linke stieß bei Zweinaundorf an den Rietschkegraben, der in die Parthe geht. Es kommandirten hier, unter Napoleons Oberbefehl, von der rechten zur Linken Poniatowsky, Augereau, Victor, Lauriston und Macdonald. Hier war auch die ganze Kavallerie vertheilt. Im Osten Leipzig's folgte dann Reynier mit nur einem Corps, denn Bernadotte wurde noch nicht erwartet; im Nothfalle sollten die nahestehenden Rückhaltstruppen helfen. Zur Abwehr Blücher's im Norden waren die Truppen Ney's und Marmont's bestimmt, unter Jenes Oberleitung, der natürlich mit Napoleon in fortwährender Verbindung stand. Ney's rechter Flügel bildete die Fortsetzung von Reynier's Aufstellung; sein Centrum war zu Schönefeld an der Parthe;

sein linker Flügel reichte bis Pfaffendorf, wo die Parthe sich mit der Pleiße vereinigt. Indem so die französischen Heere von Süd nach Ost und von Ost nach Nord in einem Halbkreise von etwa zwei Meilen Länge Leipzig umspannten, diente ihnen die Stadt selbst als treffliches Bollwerk und Deckung für den unvermeidlichen Rückzug. Ueberhaupt war diese neue Stellung wiederum mit großem Geschick ausgesucht.

Dem Gürtel, den Napoleon auf diese Weise von Connewitz und Dölitz bis Pfaffendorf und Gohlis gezogen, setzten die Verbündeten einen zweiten Gürtel entgegen. Den Feinden in Süd und Südost sollte das durch die Ankunft Colloredo's und Bennigsen's verstärkte böhmische Heer begegnen, das Schwarzenberg in drei Kolonnen abgetheilt hatte unter Führung des Erbprinzen von Hessen-Homburg, Barclay's und Bennigsen's, zusammen 155,000 Mann. Was Bernadotte anging, der im Osten und Nordosten von Leipzig seinen Angriff machen sollte, so mußte sein — wenn auch spätes und mattes — Eingreifen in den Kampf förmlich erzwungen werden. Es wäre dem Kronprinzen von Schweden ein Leichtes gewesen, schon am 16. zugleich mit Blücher in der leipziger Ebene zu erscheinen; dann wäre vielleicht schon an jenem Tage der Rückzug der Franzosen erfolgt; jedenfalls wäre das edle Blut, das bei Möckern in Strömen floß, zum guten Theile gespart worden. Bülow und seine tapfern Preußen vernahmen bei Landsberg den Kanonendonner jener Schlacht und waren von Ingrimm erfüllt, daß es ihnen versagt war, an der Seite ihrer Brüder zu fechten. Nicht minder groß war natürlich Blücher's Zorn gegen Bernadotte. Als General-Leutnant Stewart, der englische Bevollmächtigte im schwedischen Hauptquartiere, dem preußischen General ein mahnendes Schreiben, das er an den Kronprinzen gerichtet hatte, am Morgen des Sechzehnten mittheilte, sagte der derbe Blücher dem Engländer: alles Schriftliche laufe von Bernadotte wie Wasser ab; er müsse ihm aufs Leder rücken, ihn wo möglich beim Kragen nehmen und auf das Schlachtfeld schleppen. In der That warf sich auch Stewart aufs Pferd und suchte den Kronprinzen auf; da er jedoch seiner nicht habhaft werden konnte, schrieb er ihm am Abend des 16. nochmals: „Es ist kein Augenblick zu verlieren; Eure königliche Hoheit haben es mir versprochen. Ich rede jetzt als Soldat, und nur bereuen könnten es Eure königliche Hoheit, wenn Sie jetzt nicht Ihren Marsch begännen." Es blieb keine Wahl mehr für Bernadotte; er mußte, wollte er nicht seine ganze Stellung aufs Spiel setzen, am 18. zur Schlacht erscheinen.

Der am 16. von Feldzeugmeister Giulay unternommene Angriff auf Lindenau sollte auch am 18. erneuert werden.

Die verbündeten Fürsten hatten heute ihren Standpunkt auf dem Galgenberge — nachmals ihnen zu Ehren „Monarchenhügel" genannt — den Napoleon zwei Tage zuvor inne gehabt, mit Schwarzenberg genommen. Dagegen leitete der französische Kaiser, der seit zwei Uhr Morgens in Bewegung war, die Schlacht von der hochgelegenen Tabaksmühle bei Stötteritz. Da es uns zu weit führen würde, näher auf die einzelnen Kämpfe dieses Tages einzugehen: beschränken wir uns auf eine kurze Angabe der Ergebnisse. Schwarzenberg's erste Heersäule unter dem Prinzen von Hessen-Homburg nahm und behauptete die Dörfer Dölitz und Dösen. Der Kampf, bei dem sich auch der König von Preußen gegen Mittag einfand, war äußerst hartnäckig; die Polen und die Garde wetteiferten mit den Oestreichern an Tapferkeit, und die Schlacht rückte Napoleon so nahe, daß die alte Mühle in seiner Nähe von Kugeln durchlöchert wurde; doch gelang es nicht, dem Feinde mehr Boden abzugewinnen.

Von großem Vortheile für die Franzosen war es, daß die zweite Angriffskolonne unter Barclay viel später als die erste auf dem Schlachtfeld eintraf, so daß keine der andern Unterstützung gewähren konnte. Diese Kolonne, welche die drei Monarchen — denn auch Franz war diesmal zugegen — zu Zeugen hatte, rückte, nachdem sie die Dörfer Wachau und Liebertwolkwitz ohne Widerstand der feindlichen Vortruppen besetzt hatte, vor Probsthaida; aber der Feind benutzte die Steinhäuser, Lehmmauern, Gräben und Gärten des großen Dorfes so vortrefflich, und Drouot's Geschütze unterhielten in wirksamster Aufstellung ein so verheerendes Feuer, daß die Eroberung nicht gelang, trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit der Preußen und Russen, welche mehrmals eingedrungen waren, aber sich nicht zu behaupten vermochten. Der Kampf um Probstheyda, mit dessen Besetzung die Schlachtlinie des Feindes durchbrochen worden wäre, währte bis Nacht mit unglaublicher Erbitterung; ganz besondere Ausdauer zeigte auf französischer Seite die Brigade des Generals Vial, welcher selbst im Laufe des Gefechts durch den Luftdruck, den eine an ihm vorübersausende Granate erzeugte, getödtet wurde. Napoleon erschien selbst zu wiederholten Malen, um die Anstrengung seiner tapfern Krieger auf das äußerste zu spannen, und zeigte sein dem Kugelregen Trotz bietendes eisernes Angesicht in den vordersten Reihen. Freilich hatte er in diesem Kampfe alle seine Kräfte

aufgeboten, während von Seiten der Verbündeten die Rückhaltstruppen und die Garden gespart wurden.

Die dritte Angriffssäule unter Bennigsen, die einen weiteren Weg als die andern zurückzulegen hatte, begann um Zwei, als das Nordheer sich von fern zeigte, den Angriff, und eroberte die Dörfer Holzhausen, Zuckelhausen und Balsdorf. Bei Zuckelhausen rang die preußische Brigade Zieten zwei Stunden lang mit der Division Marchand, die aus Darmstädtern und Badenern bestand, so daß dieser blutige Kampf allein von Deutschen gegen Deutsche geführt wurde. Holzhausen wurde von Macdonald zurückerobert, dann aber von neuem an die Oestreicher und Russen verloren. Die wiederholten, mit großer Tapferkeit ausgeführten Angriffe der Oestreicher auf Stötteritz, vor dem die Franzosen eine große Zahl Geschütze aufgepflanzt hatten, wurden abgeschlagen. Von der Hartnäckigkeit und Erbitterung dieses Kampfes legten noch die Todten Zeugniß ab, welche die Bauern am folgenden Tage in ganzen Haufen vor der dortigen Windmühle fanden. Gesicht gegen Gesicht gewendet lagen sie da, von Bayonnetstichen durchbohrt; man hatte große Mühe, die erstarrten Körper, die auch im Tode nicht von einander lassen wollten, zu trennen. Im allgemeinen waren die Fortschritte der Verbündeten auf diesem Theile des Schlachtfeldes so groß, daß Macdonald fürchten mußte, die Schlachtlinie zwischen ihm und Reynier werde von den zahlreichen Gegnern durchbrochen werden.

Reynier stand mit seinem schwachen Corps im Osten Leipzig's bei Mölkau und Paunsdorf. Als die östreichische Division Bubna, die sich auf dem rechten Flügel Bennigsen's befand, in Kampf mit ihm getreten war: gingen plötzlich sieben Bataillone Sachsen von Reynier's Corps mit ihrem Geschütz bei Paunsdorf zu den Verbündeten über, nachdem kurz zuvor auf andern Theilen des Schlachtfeldes zwei andere Bataillone derselben Division, ferner auch eine sächsische und eine würtembergische Reiterschar die Fahnen Napoleons verlassen hatten. Zeschwitz, der französisch gesinnte General jener Division, hatte sich in dem Rathe, den die Offiziere zuletzt noch gehalten hatten — wie auch zuvor — gegen den Uebertritt erklärt und ihn zu hindern versucht. Von den Truppen der Verbündeten wurden die Uebergetretenen auf das freudigste begrüßt. Da die Franzosen nicht fähig oder nicht Willens sind, sich auf den Standpunkt einer andern Nation zu stellen: so haben sie großes Geschrei über einen Schritt erhoben, den kein anderer Tadel treffen kann, als daß er erst jetzt geschah. In dem Volke der Sachsen war, wie überall in deut-

schen Landen, ein vaterländisches Gefühl rege geworden, das nur deshalb wenig an den Tag trat, weil der König und seine Rathgeber, wie von einem bösen Zauber befangen, hartnäckig an Napoleon festhielten. Zudem drängte der Verlauf der Dinge von Tag zu Tage mehr die Betrachtung auf, daß die unnatürliche Stellung auf Seiten des allgemeinen Feindes den gänzlichen Ruin Sachsens herbeiführen müsse. Was die Mißstimmung der Truppen insbesondere noch steigerte, war die Zurücksetzung, die sie bei jeder Gelegenheit gegen die Nationalfranzosen im napoleonischen Heer erfuhren; mehr als alles Andere aber hatte der obenerwähnte Armeebericht erbittert, wodurch ihnen, die gerade den tapfersten Widerstand geleistet, der Verlust der Schlacht bei Dennewitz aufgebürdet worden war. Schon in der Nacht zum 23. September hatte ein Bataillon Sachsen die französische Fahne verlassen; doch bot erst die ausgedehnte Stellung in der Schlacht vom 18. Oktober zu einem größeren Uebertritte Gelegenheit. Uebrigens hatten die braven Truppen diesen Schritt nicht gethan, ohne ihren König in Leipzig zu beschicken, der ihnen den zweideutigen Bescheid ertheilt hatte: gerade jetzt müsse jeder brave Sachse mit erhöhter Anstrengung für das Wohl des Vaterlandes und die Sache des Königs kämpfen. Wenn auch die sächsischen Truppen diesen Orakelspruch nicht so auslegten, wie er aller Wahrscheinlichkeit nach verstanden war: so haben sie ihn doch jedenfalls so gedeutet, wie es für das Wohl des Vaterlandes und Friedrich Augusts allein ersprießlich war. Wenigstens ist, als nachmals der König die Hälfte seines, den Siegern verfallenen, Landes wieder zurückerhielt, unter den Beweggründen, die zu seinen Gunsten geltend gemacht wurden, der Uebertritt jener Truppen am 18. Oktober von besonderem Gewicht gewesen. Als General Ryssel und Oberst Brause — nächst Zeschwitz die höchsten Offiziere der Division — vor Alexander und Friedrich Wilhelm erschienen, äußerten sich beide Monarchen anerkennend über die deutsche Gesinnung, die jetzt auch bei den Sachsen sich Bahn breche; nur fügte der König von Preußen, der in seinem strengen Gerechtigkeitsgefühle kein ganzes Lob spenden mochte, wo nur ein halbes verdient war, hinzu: sie hätten lange auf sich warten lassen. Uebrigens wurden die übergegangenen Truppen, obschon sie sogleich gegen die Franzosen zu fechten begehrten, von den betreffenden Generalen der Verbündeten in richtigem Gefühle zur Reserve verwiesen; nur von ihren Geschützen kamen einige sogleich zur Verwendung. Was die würtembergische Reiterbrigade anging, die jener seit dem Ueberfalle von Kitzen

übelberufene General Normann befehligte, so wurden sie in die Heimat entlassen.

Als dem französischen Kaiser der Abfall der Sachsen gemeldet wurde, gab er sogleich Befehl, die Lücke aus seiner Garde und den Rückhaltstruppen zu füllen. Auf das Ergebniß der Schlacht hatte der Verlust von einigen Tausend Mann keinen Einfluß, da eine so geringe Zahl nicht in Betracht kam gegen die Hunderttausende, die gegen einander kämpften, zumal in jener Stunde und in jener Gegend des Schlachtfeldes, wo jetzt endlich das noch unberührte Nordheer mit Bülow, dem Sieger von Groß-Beeren und Dennewitz an der Spitze, erscheinen sollte. Bernadotte war wirklich, wie der rauhe Held, der das schlesische Heer führte, sich ausgedrückt, „am Kragen aufs Schlachtfeld geschleppt worden". Blücher hatte ihm den zu Möckern errungenen Sieg nach Hohenthurm (bei Landsberg), wo damals das Hauptquartier des Kronprinzen war, bloß mündlich in der Nacht durch einen Offizier melden lassen. „Wir wollen Dinte und Feder sparen", hatte der Alte in seinem Grimm gesagt; „es verlohnt sich nicht weiter der Mühe, an den Schweden zu schreiben". Bernadotte erließ darauf einen Heerbefehl, der seinen Kriegern auf den folgenden Tag die Theilnahme an einer großen Schlacht in Aussicht stellte, welche das Schicksal Europas entscheiden werde. Trotz dieser großen Worte, die dem Sohne der Gascogne niemals mangelten, blieben die Truppen am 17. dem leipziger Schlachtfelde noch fern genug. Das Hauptquartier kam nach dem Dorfe Breitenfeld, das der berühmten Schwedenschlacht aus dem Jahr 1631 den Namen geliehen hat. Von dort lud der Kronprinz Blücher durch einen Brief vom 17. ein, die Schlachtordnung für den bevorstehenden Kampf am 18. mit ihm zu berathen. In dem Briefe, den zum großen Zorne Blücher's kein Generalstabs-Offizier, sondern ein Kammerherr überbrachte, der zugleich näheren Aufschluß geben sollte, war die Erwartung ausgesprochen, Blücher werde, im Hinblick auf die Lage und die Verpflichtungen Bernadotte's, bereitwillig sein, die ihm durch die Schlachtordnung angewiesene Stelle zu übernehmen. Blücher war klug genug herauszuwittern, daß Bernadotte eine Anordnung der beiden Heere im Schilde führe, bei welcher wiederum dem Nordheer das Zusehen und dem schlesischen die Arbeit zufalle, und weigerte sich zu kommen; zugleich beschickte er Bülow und Winzingerode, Bernadotte's Corps-Generale, um für den Nothfall deren Mitwirkung auch ohne des Kronprinzen Zustimmung zu erlangen; worauf Bülow in Beider Namen Hülfe zusagte. Durch einen Brief Alexander's nachgiebiger

gestimmt, ritt Blücher am 18. mit Tagesanbruch — von dem Prinzen Wilhelm, des Königs Bruder, begleitet — zu der Zusammenkunft nach Breitenfeld, an welcher auch noch andere Generale der Verbündeten Theil nahmen. Major Rühle von Lilienstern hatte als Dolmetscher die schwierige Aufgabe, die bärenbeißigen Reden Blücher's in milderes Französisch umzugießen. Blücher machte den einzigen sachgemäßen Vorschlag: Bernadotte solle auf dem linken Flügel des schlesischen Heers die Parthe überschreiten und dann (aus der Richtung von Taucha) von Nordosten her Vormittags zum Angriffe schreiten; der Kronprinz von Schweden wollte dagegen sein Heer staffelförmig hinter dem linken Flügel Blücher's aufstellen und als Rückhalt verwenden, um Napoleon den Weg nach Berlin zu versperren, falls er etwa einen Ausweg nach der Elbe suche! Als aber Blücher mit wachsendem Zorn auf dem Uebergang über die Parthe bestand, und der Kronprinz sah, daß all seine geschmeidige Schlauheit nichts über den derben, geraden Deutschen vermochte: gab er in dem Punkte der Heeraufstellung nach und sprach in hochtrabender Rede davon, sich dem Heldentode zu weihen; dann aber forderte er eine Verstärkung von 30,000 Mann, d. h. über die Hälfte des schlesischen Heers, da er durch Tauentzien's Abgang zu sehr geschwächt sei. Wie unbillig dieses Begehren auch war, so fügte sich ihm Blücher doch, nachdem sich das erste Aufwallen seiner Entrüstung gelegt hatte, um den Kronprinzen nur endlich vorwärts zu bringen; er fügte sich, obgleich hierdurch das ohnedies durch die letzten Kämpfe so geschwächte schlesische Heer zu einem Hülfscorps zusammenschmolz, welches bei der Schlacht nur in untergeordneter Weise mitwirken konnte. Dieses Opfer, aus Vaterlandsliebe von dem streitlustigsten Helden am 18. Oktober, dem großen Ehrentage Deutschlands, gebracht, hat vielleicht nicht seines Gleichen in der Geschichte, und gesellt ihn jenen wahrhaft großen Helden bei, die nicht nur den Feind, sondern — was häufig schwieriger ist — sich selber zu besiegen verstehen.

Blücher überließ Langeron's Corps an Bernadotte. Da man aber dem Prinzen gegenüber nicht vorsichtig genug sein konnte, geschah dies nur bedingungsweise; es wurde nämlich die Gegend bestimmt, wo sowohl Langeron als Bülow und Winzingerode die Parthe passiren sollten, um sofort zum Angriffe überzugehen, und festgesetzt, daß die bei Breitenfeld aufgestellten Schweden als gemeinschaftliche Reserve dienen sollten.

Ueber diesen Verhandlungen war es Sieben geworden, und der

Kronprinz wollte noch immer nicht enden. Von Probstheyda her verkündete die rauhe Stimme der Geschütze Schlag um Schlag den begonnenen Kampf. Ungeduldig war Blücher aufgestanden, rieb die Sporen aneinander und klirrte mit dem Säbel. Endlich machte ein kräftiger Fluch sich Luft, der dem „guten Waffenbruder" galt — so pflegte nämlich Bernadotte seine Briefe an den preußischen General in gnädiger Herablassung zu unterzeichnen. Blücher beauftragte Rühle, ihm den abzufassenden Vertrag nachzubringen, rief dem Kronprinzen über die Schulter ein kurzes „Adjes" zu und warf sich aufs Pferd, um in gestrecktem Galopp zur Schlacht zu eilen. Als Rühle ihm dann die Schrift in Möckern überreichte, steckte sie Blücher ungelesen in die Tasche und sagte murrend: „Auf dem Schlachtfelde haben wir ihn darum noch lange nicht." Er hatte vorsichtig den Befehl an Langeron ergehen lassen, unverzüglich die Parthe zu überschreiten und Bernadotte's Befehl auf dem jenseitigen Ufer zu erwarten. Dem Kronprinzen selber aber ließ er melden: Langeron erwarte dessen Befehle auf der linken Seite des Flüßchens bei Abtnaundorf, d. h. dicht vor dem Feinde; denn Ney's Centrum befand sich, wie uns erinnerlich ist, in dem nahen Dorfe Schönefeld. Endlich ließ er auch Bülow, der sich übrigens selbst Sporn genug war, auffordern: er möge unverzüglich, ohne anderweitige Befehle abzuwarten, bei Taucha über die Parthe gehn, um Langeron's Angriff zu unterstützen. So behielt der kluge Blücher — trotz der scheinbar untergeordneten Stelle, die er für diesen Tag übernommen hatte — heimlich doch die Fäden in der Hand, und der Kronprinz, der sich auch heute auf Umwegen und durch Langsamkeit den Bewegungen der Schlacht würde möglichst entzogen haben, sah sich wider Willen und ohne recht Herr über sein eigenes Heer zu sein, mitten in den Strudel hineingezogen. Gehorsam dem Befehle Blücher's, der seinen Standpunkt bei der mockauer Windmühle, in der Nähe Langeron's, genommen hatte, um dessen Verwendung und Leistungen zu überwachen, überschritt der genannte russische General die Parthe bei Abtnaundorf, wobei seinem Fußvolk das vom Regen angeschwollene Flüßchen bis zum Gürtel reichte. Langeron's Leistungen waren heute des höchsten Lobes werth. Nachdem der Feind bis auf Schönefeld zurückgegangen war, begann ein blutiger Kampf um das brennende Dorf, welches Marmont so hartnäckig, wie zwei Tage zuvor Möckern, vom Mittag bis zum Abend vertheidigte. Das stets weiter um sich greifende Feuer zwang die Russen, das Dorf zweimal zu räumen; aber sie kehrten immer wieder. Ein seltsamer Feind erstand ihnen in einem gewaltigen

Schweizerstier, der sich, von Brandwunden rasend gemacht, auf dem Herrenhofe losgerissen hatte und plötzlich in ihre Reihen einbrach. Größeres Unheil brachte ihnen der Kirchthurm, der, vom Brande halb verzehrt, zusammenbrach und krachend auf sie niederstürzte. Das Toben und Schreien der kämpfenden Soldaten, der Lärm des Geschütz- und Gewehrfeuers, das Einschlagen und Zerspringen der Granaten, das Geheul der Verwundeten, von denen viele ein Raub des Feuers wurden, das Gewinsel und der Hülferuf der Halbverschütteten, das Gebrüll des Viehs aus den brennenden Ställen — es war grauenhaft über alle Beschreibung. Rauch, Staub und Dampf verdunkelten den Tag dergestalt, daß Niemand mehr wußte, in welcher Tageszeit er lebte. Erst mit der Nacht wurden die Russen, nach einem Verluste von 4000 Mann, Meister des in Trümmer und Asche gelegten Dorfes. Die Franzosen zählten 3000 Todte, darunter 4 Generale.

Wir wenden uns von da zu Blücher. Nachdem Dieser in edler Selbstverläugnung das Corps Langeron's an Bernadotte abgegeben, blieben ihm nur noch die Corps York und Sacken, zusammen 25,000 Mann. Da er aber das Corps York's, das den schweren Kampf bei Möckern bestanden und auch am gestrigen Tage gefochten hatte, aus Schonung wiederum in Reserve stellte: kam heute nur Sacken's Corps zur Verwendung, nebst zwei Bataillonen York's, welche Dieser gegen Mittag den Russen zur Unterstützung sandte. Sacken stand, zur Rechten Langeron's, vor Gohlis und dem Rosenthale, und hatte die tapfern Polen Dombrowski's gegenüber, welche das Vorwerk Pfaffendorf mit Hartnäckigkeit vertheidigten. Der russische General mußte bei der beschränkten Streitmacht, über die er gebot, von der Eroberung des Vorwerks abstehen und sich begnügen, seinen Feind zu beschäftigen. In den Gehöften, die bei dieser Gelegenheit in Brand geschossen wurden, lagen schwerverwundete Franzosen, Russen und Preußen, welche, wie jene Unglücklichen in Schönefeld, hülflos verbrannten. Durch das Tosen der Schlacht und den Donner der Kanonen drang ihr Jammergeschrei bis in die Vorstädte Leipzig's. Auf dem linken Flügel des Nordheers, das durch Bernadotte's Zögern erst Nachmittags ins Gefecht kam, stürmte Bülow, der unterhalb Taucha über die Parthe gegangen war, von Allen zuerst mit den kampfbegierigen Preußen gegen Paunsdorf an. Obschon die Brigaden Borstell und Krafft noch nicht zur Stelle waren, schritt er doch, da keine Zeit zu verlieren war, mit der einen Brigade Hessen-Homburg zum Angriff. Als die Truppen anrückten,

stimmten sie aus voller Brust: „Heil dir im Siegerkranz“ an, und die Musikchöre fielen mit ein, bis dann jenseits des in Brand geschossenen Vorwerks Heiterblick die rauhe Stimme der Kanonen, die nun das Wort erhielten, das Lied verschlang. Bernadotte, der heute persönlich das Schlachtfeld und die Gefahr nicht mied, stellte sich jetzt ein. Zwei Bataillone Bülow's stürzten sich in unvergleichlicher Tapferkeit auf das großentheils brennende Paunsdorf, das tausend Mann von der Division Durutte besetzt hielten, und warf sie aus dem Dorfe heraus; indem sie aber in allzugroßer Kampflust den in Verwirrung fliehenden Haufen bis Sellerhausen nacheilten, traf die kleine Preußenschar auf einen geordneten, weit überlegenen Feind und mußte nun ihrerseits aufgelöst die Flucht ergreifen. Aber jetzt kamen Borstell und Krafft und die Russen vom Nordheer mit Winzingerode. Auch die Schweden waren über die Parthe gegangen, und halfen zur Linken Langeron's die Lücken füllen, die sich hier noch in der aus Kriegern geschaffenen Umschließungsmauer der Verbündeten gefunden hatte. Von feindlicher Seite wurde die Garde-Reiterei unter Nansouty und eine Division der alten Garde herangezogen; aber diese auserwählten Truppen wagten so mächtigen Streitkräften gegenüber keinen Kampf; die Franzosen wurden aus den Dörfern Stünz, Sellerhausen und Mölkau herausgeworfen und bis dicht an die Stadt zurückgedrängt. Bülow's Preußen hatten dabei das Meiste gethan; die Russen des Nordheers und die Schweden waren nicht zum Gefechte gekommen; nur bei Schönefeld hatte der schwedische Artilleri-Oberst Cardell, wie acht Wochen zuvor bei Groß-Beeren, mit seinen Geschützen gute Hülfe geleistet.

Das Ergebniß des Tages war im ganzen ein günstiges für die Verbündeten. Mit der geschicktesten Verwendung aller vorhandenen Streitmittel, mit der höchsten Anstrengung und Tapferkeit der Truppen hatte Napoleon nicht hindern können, daß sein Heer nicht ein gutes Stück näher auf Leipzig zurückgedrängt wurde. Freilich hatte er die Stellung zu Probstheyda gegen Schwarzenberg behauptet; aber auch diese wäre ihm nach dem Urtheil der Kriegskundigen wahrscheinlich entrissen worden, hätte man nicht die Rückhaltstruppen zur Unzeit gespart. Von den Streitkräften der Verbündeten hatten beinahe 100,000 Mann noch keinen Theil am Kampfe genommen, während die Franzosen erschöpft waren und an Schießbedarf Mangel litten. Ihre einzige Rettung war der Rückzug. Es lag in der Hand der Verbündeten, diesen dem Feinde zu versperren, welcher nicht einmal hinlängliche Sorge getragen hatte, den

Marsch durch die sumpfigen Niederungen im Westen Leipzig's durch Brückenschlagen zu erleichtern. Allein Schwarzenberg wollte, wie er selber sieben Jahre später in Leipzig gestand, „einen Feind, der noch Kräfte hatte, nicht zur Verzweiflung bringen!“ Möglich auch, daß der Oberfeldherr, einem Winke der östreichischen Staatskunst folgend, der Zertrümmerung der französischen Kriegsmacht aus dem Wege ging, weil Frankreich als Gegengewicht gegen das wachsende Rußland dienen sollte, oder daß bei Kaiser Franz der Schwiegersohn dennoch einige Berücksichtigung fand. Wie dem auch sei, man ließ Napoleon die Pforte offen, und die Verfolgung, die Schwarzenberg diesen Tag und in der Folge anordnete, war matt. Auf seine Veranlassung schickte Blücher York auf der Straße nach Halle gegen die Saale vor, um den Rückzug der Franzosen zu beunruhigen; jenes preußische Corps war aber nicht zureichend, um einem noch so starken Feind erheblichen Schaden zuzufügen. Vergebens schlug Alexander vor, die noch unberührten preußisch-russischen Garden zur Verfolgung zu verwenden; vergebens bat Blücher, ihm 20,000 Pferde zu gewähren, damit er rasch und kräftig über den erschöpften Feind herfallen könne. Daß Schwarzenberg dem zurückweichenden Löwen keine Wunde schlagen wollte, zeigte er schon am Morgen des 18., als er einen Theil von Giulay's Corps, der, wie wir wissen, bei Lindenau gegen Bertrand stand, auf einem andern Theile des Schlachtfeldes verwandte, so daß Dieser mit den ihm übrigen 15,000 Mann wiederum nicht im Stande war, sich in Besitz des wichtigen Passes zu setzen. Als dann Bertrand's Corps durch zwei Divisionen der jungen Garde abgelöst wurde, um selbst auf Lützen und Weißenfels zu marschiren und die Rückzugsstraße an der Saale offen zu erhalten: zogen sich jene Oestreicher zurück und die Westseite Leipzig's blieb gänzlich frei.

Schwarzenberg berief gegen Abend die Heerführer auf den Hügel, wo die Monarchen sich befanden, zu einer Versammlung. Da er nicht wußte, wie weit Napoleon seine Kräfte erschöpft hatte: traf er Anordnung zu einer neuen Schlacht für den folgenden Tag. Zugleich vertheilte er die Stellen zu einem Sturm auf Leipzig's Thore. Unterdessen nahten von da und dort die Boten der Siege, die gerade in jenen Stunden errungen wurden, und Aller Gesichter strahlten vor Freude, da sich nun der glückliche Ausgang des Riesenkampfes nicht mehr bezweifeln ließ.

Um so düstrer war die Stimmung auf jener andern Höhe bei der Tabacksmühle, wo Napoleon inmitten seiner Generale Anordnungen zum Rückzuge traf. Von Müdigkeit überwältigt, fiel er auf dem groben

Holzstuhle, der ihm als Sitz diente — die Hände nachlässig im Schooße gefaltet — in Schlummer. Aus der Nähe schallte der Marsch der Regimenter, die auf Leipzig zurückgingen. Als der Kaiser nach einer Viertelstunde wieder erwachte, ließ er über seine stumme Umgebung einen Blick streifen, worin man lesen konnte, was sein stolzer Mund verschwieg: daß der jähe Umsturz seines Glücks begonnen habe. Schnell gefaßt fuhr er dann fort, seine Befehle zu ertheilen, und verlor auch seine kalte Ruhe nicht, als zwei Kugeln hinter einander in das Wachtfeuer schlugen. Um acht Uhr stieg er dann zu Pferde und ritt nach Leipzig, wo er in einem Gasthofe der Vorstadt noch bis in die tiefe Nacht arbeitete. Ein seltsamer Zufall wollte, daß jener Gasthof am Roßplatze das Hotel de Prusse war, so daß der Kaiser auf seiner Flucht vor den scharfen Fängen des preußischen Adlers in dem „Haus Preußen" Schutz fand. Pferde standen gesattelt, um für den Nothfall in der Nacht gleich weiter zu reiten.

Nach ungefährer Schätzung waren in den letzten Tagen über eine halbe Million Kanonenschüsse von beiden Seiten gefallen, wovon man auf den 18. Oktober die Hälfte rechnet. Dies Feuern, wie es die Welt noch nicht vernommen hatte, war weithin über die Elbe und in den Bergen Sachsens und Thüringens vernommen worden; wie schwere Gewitterwolken zog der Pulverdampf über die Schlachtfelder. Ringsum in der Ebene standen zwanzig Dörfer in Feuer. Leipzig selber war noch unversehrt; aber wer konnte den Einwohnern Sicherheit geben, daß nicht auch das Schicksal ihrer Stadt Brand und Zerstörung sein werde? Schon am 18. erreichte die Verwirrung in den Straßen und auf den Plätzen einen hohen Grad. Wagen mit Verwundeten, Troß, Artillerie-Parks zogen seit Mittag herein und hinaus. Alles kam durch die östlichen Thore und drängte sich nach dem gegenüberliegenden ranstädter Thor in der Richtung auf Lindenau. Im Innern der Stadt trieben sich Tausende von Flüchtlingen, die heimlich einzeln die Fahnen verlassen hatten, umher; Tausende von Verwundeten schleppten sich mühsam durch die Straßen; Mancher, der nicht mehr allein fortkommen konnte, hing an dem Arme eines Andern oder wurde auf einem Schubkarren fortgeschoben. Die Elenden suchteu Unterkunft in den Hospitälern, welche, überfüllt wie sie waren, nur wenige aufnehmen konnten. Erschöpft lagerten sie sich dann vor den Hausthüren, unter den Wetterdächern der Gewölbe, oder wohin sie sonst gelangen mochten, und stöhnten nach Wasser, nach Verband oder Nahrung. Man fand welche, die ausgehungert auf den Düngerhaufen Kartoffelschalen und andern Wegwurf verschlangen. Viele

raffte die kalte Nacht hinweg; Viele waren nicht so glücklich, schnelle Erlösung zu erlangen; ja, nach fünf Tagen traf man noch athmende Körper in den Straßen.

Unter dem Schleier der Dunkelheit begann der Zug der Reitercorps und der Garden; dann folgten die übrigen Truppen in dichtgedrängten, bunt durcheinandergeworfenen Haufen; denn an Ordnung war nun nicht mehr zu denken. Die ganze Nacht dauerte das Marschiren und Fahren, wobei viele Verwundete niedergetreten und zerquetscht wurden. In den Vorstädten, wo ein beträchtlicher Theil des französischen Heeres die Nacht durch lagerte, wurden Schießscharten in die Mauern geschlagen und andere Vertheidigungsmaßregeln getroffen. Die nächsten Dörfer auf der Ostseite Leipzig's, die der Feind inne hatte, blieben nur schwach besetzt, und die Wachtfeuer wurden fleißig geschürt, um den Verbündeten den Abzug zu verbergen.

Der Nebel, der am Morgen des 19. Oktobers über der bangen, vielleicht dem nahen Untergange geweihten Stadt und über der weiten, vom wilden Krieg zerstampften Ebene lagerte, welcher die Hunderttausende von Kriegern, die Heilen und die Wunden, die Sterbenden und die Todten, mit dichtem Schleier überdeckte, zerriß nach acht Uhr; eine heitere Herbstsonne stieg am Himmel empor, und gab den Verbündeten die Gewißheit ihres Sieges. Die feindlichen Heere waren hinter den Mauern Leipzig's verschwunden, um den Weg nach Frankreich anzutreten; nur ein Rest, der eben abzog, um zur Deckung des Rückzugs die Stadt einstweilen noch zu halten, war in der Ferne sichtbar. Schwarzenberg traf nun weitere Anordnung zur Verfolgung des Feindes, deren Unzulänglichkeit uns schon bekannt ist; er gab ferner Befehl, die Stadt zu erstürmen, wobei jedoch die Einwohner und ihr Eigenthum möglichst geschont werden sollten. Leipzig hatte damals noch Mauer, Wall und Graben, welche die Altstadt von den Vorstädten schieden. Ein breites Glacis, mit schönen Lindengängen besetzt, umgab als grüner Gürtel die innere Stadt. Der Zugang von dieser zu den weitläufigen Vorstädten war durch Thore und Einlaßpforten vermittelt. Außerdem hatten auch die Vorstädte der Accise wegen leichte Mauern oder Bretterwände mit Thoren, welche der Feind zur Vertheidigung trefflich benutzte. Die ganze Ostseite Leipzig's von der Pleiße im Süden bis zum halleschen Thor im Norden war von Poniatowski, Macdonald und Souham besetzt; die hallesche Vorstadt und das Rosenthal — Punkte von besonderer Wichtigkeit, weil die Verbündeten von da leicht zu dem Ausgangsthor der Franzosen ge-

langen und deren Rückzug abschneiden konnten — waren Marmont und Reynier, welche die Division Durutte kommandirten, übergeben. Drei Kolonnen des böhmischen Heeres: die Oestreicher unter Colloredo, die Preußen unter Kleist, die Russen unter Wittgenstein — hinter ihnen die Garden — rückten an, das gestrige Schlachtfeld überschreitend, wo unzählige Heerestrümmer ihren Marsch verzögerten. Alexander und Friedrich Wilhelm waren mit Schwarzenberg zusammengetroffen, und überreichten ihm ihre höchsten Orden für den herrlichen, von den verbündeten Truppen gewonnenen Sieg, dessen Früchte sie jetzt ernten gingen. Die Herzen waren von hoher Freude erfüllt, und die muntern Klänge der Feldmusiken, die zum Marsch am frischen Morgen aufspielten, stiegen wie frohe Dankgebete zum blauen Himmel auf. Mit vollen Händen streuten die Monarchen Belohnungen und Beförderungen aus. Metternich wurde wegen der „klugen" Führung der auswärtigen Angelegenheiten gefürstet. Blücher — und wer war wohl einer hohen Auszeichnung würdiger? — stieg zu dem außerordentlichen Rang eines General-Feldmarschalls empor. In dem Schreiben vom 20., das der König von Preußen bei dieser Gelegenheit an ihn richtete, heißt es: „Durch wiederholte Siege mehren Sie Ihre Verdienste schneller, als ich mit den Beweisen meiner Dankbarkeit zu folgen vermag."

Die drei Heersäulen fanden, als sie vor Leipzig anlangten, die Arbeit schon gethan. Bülow, dem sich später eine Schar schwedischer Jäger anschloß, hatte bereits auf der Ostseite den Eingang in die Stadt erstritten, während Sacken und Langeron Leipzig von der Nordseite überwältigten. Die Vertheidigungsanstalten der Franzosen waren nur flüchtig und unvollständig; dennoch kostete, wie wir unten sehen werden, die Eroberung bei der gedeckten Stellung des Feindes noch vieles Blut.

Der Kampf in den Vorstädten war schon entbrannt, als Napoleon von einer Abtheilung französischer Gardereiter begleitet, von seinem Gasthofe aufbrach, um Leipzig zu verlassen. In dem Thomäischen Hause am Markte stattete er dem Könige von Sachsen einen Besuch ab, bei welcher Gelegenheit er — wie aus einer Mittheilung Friedrich Augusts hervorgeht — den rathlosen Greis von dem einzig richtigen Wege, der ihm jetzt noch übrig blieb, durch eine falsche Darstellung der Lage zurückhielt. Nach halb Zehn stieg er wieder zu Pferde und setzte mit seinem Gefolge, in welchem sich Murat, Berthier und Caulaincourt befanden, seinen Weg fort. Am Ende des Marktes traf er ein Bataillon der unter dem Kommando des Grafen Hochberg (Markgraf Wilhelm

von Baden) stehenden zweiten badischen Brigade, welche die Besatzung der inneren Stadt bildete. Als der Kaiser in dem bespritzten grauen Ueberrocke mit übernächtig verdrießlichem Gesicht an diesem Bataillon ohne Gruß vorüberritt, blieb dasselbe, Gewehr bei Fuß, stehen, ohne ihm die gewohnte Ehrenbezeugung zu erweisen; ja ein paar kecke Bursche, welche die traurige Lage, worin diese rheinbündischen Truppen sich nun befanden, noch nicht mürbe gemacht hatte, riefen ihm in ihrer Mundart die höhnischen Worte nach: „Schau, schau, jetzt mueschst Du auch auskratze! Glück auf die Reis'!" Als sich darauf Napoleon mit der Frage: „Was rufen diese Leute?" an Caulaincourt wandte: erwiederte Dieser mit der höfischen Lüge: Glückwünsche für Eure Majestät; worauf der Kaiser den Kopf ungläubig schüttelte. Von dem Markte wollte Napoleon durch die Hainstraße nach dem innern ranstädter Thore, das seitdem abgebrochen worden, reiten; aber das Gedränge von Fußvolk, Reitern, Wagen und Geschützen, die, durcheinandergewirrt, alle demselben Ausgange zu strebten, war so groß, daß es unmöglich schien, weiter vorzudringen. Postillon Gäbler, der als Führer durch die Gassen vorausritt, machte nun den Vorschlag, weiter südwärts einen Weg zu suchen, und durch das Barfußpförtchen aus der Stadt zu entrinnen. Aber dieser Ausgang war verschlossen und von Badenern bewacht, die nicht einmal den Schlüssel zur Verfügung hatten. Dies bewog Napoleon, sich ostwärts durch die Klostergasse und Burgstraße nach dem innern Petersthore zu wenden, wo er in den Bereich des Kampfes kam. Hier ritt er zu den Truppen, die gerade vom Roßplatze kamen, um sie durch seine Erscheinung anzufeuern. Es war die zwölfte badische Infanterie-Brigade unter General Stockhorn von dem Corps Macdonald's, wie denn überhaupt die von Napoleon in Leipzig zurückgelassenen Streitkräfte großentheils aus Bundestruppen — Badenern, Darmstädtern, Polen — bestanden, welche für die Erhaltung der Franzosen geopfert werden sollten. Während der Kaiser in der Nähe des hohen Gebäudes der Bürgerschule hielt, schlugen dort die Kugeln der Verbündeten ein, und er verließ den Kampfplatz, indem er sich rechts um die Pleißenburg (die Südspitze der innern Stadt) wandte, und dann die Pleiße entlang auf der Allee zwischen Stadt und Vorstadt dem innern ranstädter Thor zuritt.

Obschon dieser Weg breit genug ist und auf dem Fleischerplatze sich noch mehr erweitert, so war hier doch wiederum das Gedränge von abziehender Kriegsmannschaft aller Gattungen, von Geschütz, Pulverwagen, Packwagen, Equipagen, Transporten von Verwundeten und

Sterbenden, Markedentern, Markedenterinnen und andern Weibern so groß, daß sich der Kaiser wiederum von dem einzigen Ausweg abgeschnitten sah. Was den Wirwarr noch vermehrte, war, daß gerade jetzt Freibeuter eine Herde Rinder und Schafe über den Platz trieben, um sie bei den Fleischern loszuschlagen. „Da halten nun die Ochsen am Berge“, sagte der ehrliche Gäbler zu Napoleon, der ein ungeduldiges: allez! allez! hervorstieß. Der Postillon mochte dies auf die Allee deuten, wohin er sich jetzt wieder zurückwandte. „Wir werden ja sehen, meinte er, wo der Zimmermann das Loch gelassen.“ Der Zug schlug nun den We g ber das sogenannte Hahnreihbrückchen ein, und wandte sich dann, mit Umgehung des innern ranstädter Thores, durch das Naundörfchen nach dem ranstädter Steinwege, der das innere Thor mit dem äußern verbindet, und in die Straße nach Lindenau und Lützen einmündet. Der ranstädter Steinweg war wieder mit einem wirbelnden Strome von Menschen, Rossen und Wagen bedeckt; unter unsäglichem Geschrei und Fluchen drängten die Flüchtlinge vorwärts, indessen von dem nahen halleschen Thor die Kanonen des schlesischen Heers erdröhnten. Es gab Stockungen von zehn Minuten, in denen Niemand einen Schritt weiter kam. In diese durcheinandergewirrte Masse mußte Napoleon mit seinen Begleitern tauchen, als er aus dem Naundörfchen auf den unvermeidlichen Steinweg einlenkte, und nur die Säbelhiebe seiner Bedeckung konnten ihm Bahn brechen. So gelangte der kaiserliche Zug, indem Alle einzeln hintereinander ritten, halb geschoben, halb getragen und eine Zeit lang fast über das Geländer weg in einen Arm der Elster gedrängt, bis zu dem äußern ranstädter Thore. Von dem Petersthor bis hierher hatten sie eine ganze Stunde gebraucht. Jenseits des Thors, bei der großen Funkenburg, sammelte sich das Gefolge wieder um den Kaiser, und der Weg nach Lindenau wurde nun ohne sonderliche Beschwerde zurückgelegt. So entrann Napoleon am 19. Oktober mit Noth aus Leipzig; ein Jahr zuvor, auf denselben Tag, hatte er Moskau verlassen.

Unterdessen waren Bülow, Bennigsen und Sacken, zu dem sich später auch Langeron gesellte, im Osten und Norden der Stadt in voller Thätigkeit. Ein königsberger Landwehrbataillon von der Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg — also von Bülow's Corps — betrat von allen Verbündeten Leipzig zuerst, indem es sich durch die grimmaische Vorstadt den Weg bahnte. Der ebenso tapfere als tüchtige Führer desselben war Major Friccius, vormals Ober-Landesgerichts-Rath, später General-Auditeur des preußischen Heers. Die Bataillone

Mühlenheim und Gleissenberg, ebenfalls von der ostpreußischen Landwehr, marschirten mit ihm. Diese braven Truppen waren, wie Friccius selber in seiner ausführlichen Darstellung der Ereignisse berichtet hat, seit 36 Stunden fast immer auf den Beinen gewesen, und hatten fast keine Nahrung zu sich genommen; aber die Begeisterung für die Sache des Vaterlands ließ sie Müdigkeit und Hunger vergessen, und selbst Verwundete spannten die letzten Kräfte an, um ihren Gefährten zu folgen. Friccius' Bataillon hatte, so erzählt er, im Felde vor der Stadt, bevor es, den andern voran, zum Angriff ausrückte, bereits einen rauhen Gruß von Seiten des Feindes erhalten. Eine feindliche Kanonenkugel hatte vier Landwehrmännern die Köpfe hinweggemäht, wodurch die Andern mit Blut und Hirn überschüttet wurden. Es war ein heißer Weg, den die Freiheitskämpfer durchschreiten mußten. Die Gartenmauern, die Gartenhäuser, der nahe Johanniskirchhof waren alle von dem Feinde besetzt, der ihrem Anrücken ein heftiges Geschütz- und Gewehrfeuer entgegensetzte. Als das ostpreußische Bataillon vor dem äußern grimmaischen Thor (jetzt dresdener Thor) ankam, fand es dasselbe stark verrammelt und mit eisernen Widerhaken versehen. Aus den Schießlöchern, welche man in der Nacht in dasselbe geschnitten, aus den umliegenden Gebäuden, ja von den Dächern und von dem Thurme der Johanniskirche regneten die Kugeln, und die Landwehrmänner, denen man weder Pionniere oder Zimmerleute noch Sturmgeräth mitgegeben hatte, waren ganz außer Stande, das Feuer des versteckten Feindes wirksam zu erwiedern. Schuß auf Schuß schlug in ihre Glieder ein; Friccius mußte absitzen und sein Bataillon zu Fuße kommandiren, da sein Pferd, in die Kinnlade getroffen, nicht aufhörte sich zu bäumen. Endlich gelang es dem wackern Major, mit einem Gewehrkolben ein Loch in die dünne, schadhafte Mauer neben dem Thore zu stoßen, das seine Leute schnell erweiterten. Mit den Worten: „Ihr werdet mich nicht verlassen", sprang er in die Bresche, und Offiziere und Soldaten waren hinter ihm her. „Kameraden, folgt mir!" rief Hauptmann Motherby, den Säbel hochhaltend; aber kaum hatte sein Fuß die Maueröffnung betreten, als er zum Tod getroffen lautlos einigen Leuten seiner Compagnie in die Arme sank. Motherby aus Königsberg, einer der trefflichsten Männer unter den Freiheitskämpfern, hatte seine Stellung als Regierungsrath aufgegeben, um an dem heiligen Kriege fürs Vaterland Theil zu nehmen. Sein Leutnant küßte mit Thränen in den Augen die plötzlich mit Todesblässe überzogenen Wangen des gefallenen Freundes, und stellte sich an die Spitze der

herrenlos gewordenen Compagnie, um sie dem Feind entgegenzuführen. Welche Opfer auch der gefährliche Weg kosten mochte, Friccius eilte in brennender Kampfbegier mit den ersten fünfzig Mann vorwärts, und Hunderte von Feinden flohen vor den gefällten Bayonneten seines Häufleins. Als Schüsse aus den Häusern in den Rücken der Landwehrmänner fielen, drangen diese in die Wohnungen, die dem Feinde zum Versteck dienten, ein; in den Zimmern, auf den Treppen und den Gängen kam es zu erbitterten Einzelkämpfen, wobei mehrere Franzosen hoch herab aus den Fenstern gestürzt wurden. Vor dem innern grimmaischen Thore war der Feind in großer Masse aufgestellt; weshalb sich Friccius mit seiner kleinen Schar auf sein Bataillon zurückzog, das nun auch durch die erbrochene Mauer in die Vorstadt eingedrungen war. Aber jetzt kam der Feind in großer Ueberzahl von der Esplanade her, und es erhob sich ein so grimmiges Streiten und Morden in den Straßen, daß zuletzt an manchen Stellen die Todten fünf und sechs Mann hoch gehäuft lagen. Unter den Landwehrmännern war besonders die Eisenfaust eines Grobschmiedes, genannt der schwarze Tiedtke, in großem Rufe. Als er nach dem Kampfe über die Zahl der erlegten Feinde befragt wurde, gab er: „Zwölf weiß ich gewiß", zur Antwort. Zuletzt entsank den Franzosen der Muth, länger Widerstand zu leisten. Zwei schwache Compagnien, die vom Kirchhofe kamen, waren so von Schrecken ergriffen, daß sie, statt mit ihren Kameraden gemeinschaftliche Sache zu machen, mit ihnen dem grimmaischen Thore zueilten, nachdem ein Theil der französischen Offiziere Friccius ihre Degen überreicht hatten.

Unterdessen war das äußere grimmaische Thor von den Barrikaden befreit und geöffnet worden, und der Prinz von Hessen-Homburg betrat mit den beiden andern Bataillonen seiner Brigade die grimmaische Vorstadt, die sich freilich noch nicht von dem Feinde gesäubert zeigte; denn kaum war der General eingeritten, als ihn ein Schuß traf, in Folge dessen er aus dem Gefechte gebracht werden mußte. Von den schwedischen Truppen kam hier diesmal eine Schar Jäger ins Feuer, und zwei Geschütze waren in Thätigkeit; aber die Hauptmacht wurde bei diesem letzten Entscheidungskampfe fern gehalten. Bessere Hülfe leisteten, auf Vorstell's Ansuchen, die Russen des Nordheeres: es waren die Bataillone Woronzof's, welche durch den Bose'schen Garten eindrangen, dessen Mauern durch die Batterien Bennigsen's zertrümmert worden waren. In den Gärten und den anstoßenden Häusern auf der Nordseite des äußern grimmaischen Thores rang die Brigade Borstell mit dem hart-

näckigen Feinde, bis endlich die Quergasse erobert war; worauf der grimmaische Steinweg bis zum Glacis von den Preußen besetzt wurde. Mit einem pommerschen Grenadierbataillone folgte Borstell, dessen Heldengestalt sich überall zeigte, wo die meiste Gefahr war, den Russen Woronzof's nach dem Roßplatze. Hier kam es noch zu einem sehr heftigen Kampfe, worin die Russen wankten, während Borstell's Bataillon auf dessen Zuruf unerschütterlich blieb. Endlich, um ein Uhr Nachmittags, war die Aufgabe des Nordheers: die Eroberung der grimmaischen Vorstadt, gelöst.

Um die Altstadt wurde nicht gestritten, und die Truppen Borstell's fanden, als sie zwei Stunden später das innere grimmaische Thor öffneten, nicht den mindesten Widerstand. Von Seiten der Einwohner wurden die Sieger mit jubelnder Freude begrüßt. Aus vielen Fenstern der grimmaischen Straße und des Marktes winkten schöne Hände; Tücher und Teppiche wehten. Da es an andern Lebensmitteln gebrach, warf man den hungrigen Soldaten Aepfel zu, und Diese konnten wohl merken, daß Borsdorf nahe bei Leipzig liegt. Der sächsischen Garde, die auf dem Markte vor der Wohnung des Königs stand, riefen die Preußen: „Hurrah, auf gute Brüderschaft!“ zu, was Jene mit: „Hoch, Preußen, hoch!“ beantwortete. Doch hielten sich die tapfern Pommern nicht auf, sondern eilten, an den Sachsen und Badenern vorüber, die Hainstraße hinab nach dem ranstädter Thore zur Verfolgung weiter.

Den schwersten Kampf und die größten Opfer kostete die Eroberung der halleschen Vorstadt, deren Vertheidigung dem tapfern Feinde durch die Oertlichkeit sehr erleichtert wurde. Diese Aufgabe war dem schlesischen Heere gestellt. Von den zwei russischen Corps, welche Blücher an diesem Tage allein zu Gebote standen, war anfangs nur Sacken, der den kürzeren Weg hatte, im Feuer. Vergebens bestürmte Derselbe, nach Eroberung des in Trümmer geschossenen Vorwerks Pfaffendorf, das stark verrammelte, mit Geschützen besetzte äußere hallesche (oder Gerber-) Thor. Als dann Langeron um Elf eingetroffen war, gelang es den vereinten Anstrengungen der beiden Corps, nach verzweifeltem Kampfe einzudringen. Blücher, der nicht müde ward, den Kämpfern sein Vorwärts! Vorwärts! zuzurufen, soll damals zuerst von den Russen den schönen Namen Marschall Vorwärts*) erhalten haben. Der Feind verließ die mit Leichen bedeckte Wahlstatt, und zog sich auf den Platz

*) „Perod“ in russischer Sprache.

vor dem innern halleschen Thore zurück, von wo er, auf der Nordwestseite der Stadt, über das Glacis nach dem ranstädter Thore zu entkommen suchte. Augenzeugen schildern die grenzenlose Verwirrung dieser Franzosen und Polen. Kanonen, Pulverwagen, Mundvorrath und Gepäck waren so eng in einander gefahren, daß es unmöglich schien, diesen Knäuel zu lösen, und nicht einmal ein Fußgänger sich durchzuwinden vermochte. Die Knechte hatten einen Theil der Pferde abgeschnitten und suchten vergebens einen Ausweg, indeß die Geschütze und Wagen, die sie zurückließen, wie Barrikaden in dem Wege sich thürmten.

Mit der Vertheidigung des inneren halleschen Thores war die hessen-darmstädter Brigade beauftragt worden; aber die Bundestruppen waren es müde geworden, den Feinden zu dienen, und streckten ohne Gegenwehr vor den preußischen Jägern ihre Waffen — wie denn überhaupt das Bewußtsein, einem gemeinsamen deutschen Vaterlande anzugehören, sich immer weitere Bahn brach. Prinz Emil von Hessen-Darmstadt, der Brigade-General, welcher sich in ein Haus zurückgezogen hatte, mußte sich an einen preußischen Freiwilligen übergeben.

Uebrigens ließ Blücher seine zwei Corps nicht in die Stadt einrücken, um deren Ueberfüllung nicht noch zu vermehren. Was die Russen vom Heere Bennigsen's angeht, so gelangten sie kurz vor Eins zur Altstadt. Sie hatten sich nach dem vergeblichen Versuche, den Bose'schen Garten zu erstürmen, weit von Bülow hinweg nach dem äußern Petersthore im Südosten der Stadt gezogen. Hier stand Poniatowski mit seinen tapfern Polen, die in den letzten Schlachttagen von 7000 Mann auf 2000 zusammengeschmolzen waren. Da der tapfere Polenfürst es für unmöglich hielt, mit so geringen und dazu noch ganz erschöpften Kräften die Vorstadt zu vertheidigen: zog er sich ohne Widerstand nach dem Glacis zurück, wo es jedoch zu einem sehr blutigen Kanonengefechte kam, das um Eins mit der Eroberung der polnischen Geschütze zu Ende ging. Einzelne Truppentheile von Bennigsen's Heer scheinen durch andere Thore und Eingänge zwischen dem äußern Peters- und dem äußern grimmaischen Thore eingedrungen zu sein. Eine strenge Ordnung war überhaupt bei der Erstürmung der leipziger Vorstädte nicht zu finden. Wenn sich die Corpsführer außer Stande sahen, in diesen Gassen und Gärten den Zusammenhang ihrer Truppenkörper zu erhalten: wie viel weniger war dies bei ganzen Heeren zu erwarten, zumal da der Oberanführer heute die Stürmenden sich selbst überließ. Auf diese Weise geschah es, daß Hauptleute, Leutnants, Unteroffiziere, freiwillige Jäger, ja sogar Hor-

nisten und Trompeter größere oder kleinere Haufen zu zersplitterten Unternehmungen anführten, und da und dort mit ihnen sich Eingang zu bahnen suchten. So sah der Dichter Friedrich Rochlitz von dem Fenster seiner Wohnung im Süden der Stadt zwischen Zwölf und Eins preußische Truppen von dem Peterstthor her über das Glacis kommen und jenes Barfußpförtchen sprengen, an das Napoleon drei Stunden zuvor vergeblich angepocht hatte. In der lebhaften Schilderung, die er von dieser Scene gibt, beschreibt er das Entzücken, welches er empfand, als die hellen Jagdhörner der Freiwilligen — dieselben, sagt er, unter denen Theodor Körner, Max Schenkendorf, Immermann, Friedrich Förster und so viele Andere in den Kampf gezogen waren — zuerst in sein Ohr erschallten. Obgleich noch Kugeln von Feinden, die in den nahen Gärten versteckt sind, an seinem Fenster vorüberpfeifen, reißt er es auf und läßt ein weißes Tuch zur Begrüßung flattern. Neben den Kriegern, die im Geschwindschritt einziehen, drängt sich die jauchzende Menge. Zwei preußische Freiwillige, ein blühendes Jünglingspaar, schreiten mit verschlungenen Armen, ihre Büchsen triumphirend in der Luft schwingend, voran. Da schlägt plötzlich eine französische Kugel dem einen der jungen Helden in die Brust; der Andere, der ihn nicht zu halten vermag, lehnt ihn halbaufgerichtet an eine Linde und kniet nieder, um dem Freunde beizustehen. Umsonst! Sein junges, warmes Leben entflieht — in dem Augenblick, wo er den Siegeskranz mit der Hand berührt. Mit Wehmuth ruht unser Auge auf diesem Bilde — und doch — kann es einen schöneren Tod geben?

Um halb Eins oder etwas später — zur Zeit, wo die Franzosen den Widerstand in den Vorstädten aufgeben mußten, und von allen Seiten in immer wachsender Verwirrung dem westlichen Ausgange zudrängten, so daß, wie Marmont als Augenzeuge berichtet, nicht eine Compagnie mehr zusammen war — erbebte Leipzig von einem furchtbaren Knall. Die Elsterbrücke am ranstädter Thore, über welche die Straße der Flüchtlinge führte, war in die Luft geflogen! Napoleon hatte Befehl zur Sprengung dieses massiven, mit zwei Bögen versehenen Baus gegeben, sobald der Abmarsch der Franzosen über denselben vollendet sei, um den nacheilenden Verbündeten den Weg abzuschneiden. Der damit beauftragte Oberst war nach Lindenau zu dem Major-General Berthier geritten, um sich nähere Unterweisungen zu holen, nachdem er den Korporal, der mit einigen Sappeurs bei der Brücke zurückgeblieben, ganz im allgemeinen beauftragt hatte, die Mine anzuzünden, sobald der Feind sich

zeige. Als nun zufällig eine Schar russischer Plänkler von Sacken's Corps, welche vom Rosenthal aus über einen Brückensteg, den der Feind abzubrechen versäumt hatte, herangekommen war, die mit Flüchtlingen bedeckte Brücke zu beschießen begann: eilte der Korporal, der, wie es schien, den Kopf verloren hatte, die Lunte an das Lauffeuer zu legen. Der Krach, mit dem die Brücke aufflog, bedeckte einen Augenblick das grauenhafte Geschrei und Getöse des Rückzugs. Von dem heftigen Schlage wurden Personen, die hundert Schritt entfernt standen, zu Boden geworfen und fortgeschleudert. Große Quaderstücke wurden häuserhoch emporgeworfen und stürzten in der Umgegend nieder. Vor wenigen Minuten hatte Marmont, „fast getragen von den Flüchtlingen", wie er berichtet, die Brücke glücklich überschritten; ein anderer General, der eben auf sie zuritt, wurde förmlich zerrissen, so daß die eine Hälfte des Körpers mit dem Pferde in die Elster, die andere in einen benachbarten Garten niederfiel. Was sich von Fußsoldaten, Rossen und Wagen auf der Brücke befand, wurde natürlich zu Staub zermalmt. Entsetzen ergriff die Feinde, die noch jenseits der Elster waren. Alles dachte nur noch auf Flucht, und diese war unmöglich geworden. Der sonst so kleine Fluß, der im Sommer von Kindern durchwatet wird, aber freilich von steilen Ufern eingeschlossen ist, floß jetzt, als ein guter Bundesgenoß der Deutschen, tief und voll dahin; die kleinen Holzbrücken, die in den Gärten über dies Wasser führten, waren schnell unter der Last der heranstürmenden Feindesscharen zusammengebrochen, und nur Wenige von Denen, die es mit Schwimmen versuchten, retteten, wie Macdonald, ihr Leben, während der Chef seines Generalstabs: General Dumoustier, ertrank. Gleiches Schicksal hatte der Polenfürst Poniatowski, das Bild eines schönen Helden. Er hatte sich bei Richter's Garten zu Roß in die Elster gestürzt und mitten in dem Flusse, von den Kugeln der Verbündeten getroffen, den Tod gefunden. Mit ihm wurden Tausende eine Beute des reißenden Wassers; Tausende fielen in den Gärten am Flusse, von ihren Verfolgern niedergeschossen oder erschlagen; Tausende ließen sich ohne Widerstand entwaffnen, was besonders in der Stadt geschah. Unter den Gefangenen waren die kommandirenden Generale Lauriston und Reynier, Prinz Emil von Hessen, Graf Hochberg, Zeschwitz, der obenerwähnte Befehlshaber der sächsischen Truppen, Baron Gersdorf, der sächsische Kriegsminister, und eine Menge anderer Generale.

Indeß so auf der westlichen Seite Leipzig's der Tod zu Wasser

und zu Lande reiche Ernte hielt, und das Wuthgeschrei des Krieges und die Angstrufe der Verzweiflung ertönten: war in der Stadt selber der Kampf verstummt, und die Einwohner konnten sich dem Gefühle der Rettung und der Freude über den Triumph der deutschen Sache hingeben. Je gepreßter die Herzen in den letzten Tagen und noch diesen Morgen gewesen, desto höher schlugen sie jetzt empor. Der Jubel aber erreichte seinen Höhepunkt, als der Kaiser von Rußland und der König von Preußen nach ein Uhr unter Kriegsmusik, von Schwarzenberg und vielen Generalen begleitet, an der Spitze ihrer Garden durch das grimmaische Thor ihren Einzug hielten. Das war ein Jauchzen und Vivatrufen auf den Straßen, aus den Fenstern, ja von den Dächern herab, ein Winken mit Händen, Hüten und Tüchern ohn' Ende. Man streute Blumen und Grün auf die einziehenden Sieger; man umarmte Nachbarn und Bekannte im Rausche der Gefühle. Auch Blücher, der Kronprinz von Schweden und Bennigsen stellten sich ein. Wie leuchteten Aller Augen, als der Held von Katzbach, der greise Achilles der Freiheitskriege, vom halleschen Thor hereinritt. „Willkommen, Feldmarschall!" rief ihm sein König zu und schüttelte herzlich die Hand, die vor allen andern Deutschlands Fesseln gesprengt hatte. Es war eine der schönsten Stunden unserer Geschichte.

Auf dem Markte hielten die Monarchen an, ohne den König von Sachsen, der hier wohnte, zu begrüßen. Welche Worte hätten sie auch an den unglücklichen Fürsten richten sollen, der bis zum letzten Augenblicke die Sache Deutschlands, die allgemeine Sache Europas, verläugnet hatte? Alexander ließ ihm erklären, daß er gefangen sei; vier Tage später wurde er mit zahlreichem Gefolge unter Kosakenbedeckung nach Berlin gebracht, und ihm dann das Schloß in dem benachbarten Friedrichsfelde als Aufenthalt angewiesen, wo er bis zum Jahre 1815, seinem Schicksal entgegenharrend, verweilte.

Nachmittags zog auch Kaiser Franz an der Spitze eines Bataillons in die Stadt ein, kehrte aber nach einer Stunde wieder in das östreichische Hauptquartier Rötha zurück.

Die Völkerschlacht bei Leipzig ist Deutschlands eigentliche Befreiungsschlacht. Wenn Napoleon auch noch Truppen genug hinwegführte, um, nach neuen Aushebungen, im nächsten Jahre den Verbündeten noch Monate lang Widerstand zu leisten: so war doch jetzt seinem Aufenthalt in unserem Vaterlande ein Ziel gesetzt; es war ein Scheiden des Feindes auf Nimmerwiedersehen. Ein ungeheurer Schlag hatte das stolze Haupt

des Despoten getroffen, ein Schlag, wie das Jahr zuvor in Rußland. Was damals der Czar unter dem Beistande des nordischen Winters vollbrachte, war jetzt durch Hülfe eines deutschen Frühlings errungen worden — wir meinen die neue Blüthe unserer zu jungem Leben erwachten Nation. Mochte auch die Niederlage in Rußland vollständiger sein: sicher war der Eindruck, den sie machte, nicht tiefer. Ein durch Naturgewalt überwundener Kämpfer ist vor den Menschen immer noch unbesiegt; diesmal war aber Napoleon durch die Kraft der Völker zu Fall gebracht worden.

Die Verluste des französischen Heers an den vier Schlachttagen belaufen sich auf nicht weniger als 45,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; hierzu kommen noch die am 18. übergegangenen sächsischen und würtembergischen Regimenter. In den Hospitälern von Leipzig blieben 23,000 Kranke und Verwundete zurück, von denen übrigens 15,000 schon vorher dort untergebracht worden waren. Außerdem hatte der Feind 300 Geschütze und 900 Wagen mit verschiedenem Kriegsbedarf eingebüßt. Die Zahl der Truppen, die mit Napoleon über die Elster entkamen, betrug nicht ganz 100,000; davon war nahezu ein Drittheil zu Grunde gegangen, als er zwei Wochen später den Rhein überschritt.

Sehr beträchtlich waren auch die Opfer, womit die Verbündeten den herrlichen Sieg errungen hatten. Die Zahl ihrer Gefallenen und Verwundeten betrug über 47,000, wozu noch 1000 gefangene Oestreicher kommen, die am 16. und 18. dem Feinde bei Markkleeberg und Schleußig (im Süden von Lindenau) in die Hände gefallen waren. Die geringsten Verluste hatten — wir meinen natürlich im Verhältniß ihrer Truppenzahl — die Schweden gehabt, die überhaupt mehr Zuschauer als Theilnehmer des ganzen Kriegs gewesen waren. Der Volkswitz hat damals die ängstliche Schonung dieser Truppen durch ein Bild verspottet, auf dem man Bernadotte, eine Heerschau über seine Schweden haltend, abgebildet sah, mit der Unterschrift: „Er zählt die Häupter seiner Lieben, „und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.“ Dagegen zählten die Preußen die größten Verluste. Von den Dörfern um Leipzig hatten 29 erheblich durch Beschießung und Brand gelitten; einige von ihnen, wie Möckern, Schönefeld, Liebertwolkwitz, Paunsdorf, Holzhausen, Probstheida, Dölitz, waren in Trümmer und Schutt verwandelt worden. In und vor denselben und auf dem Schlachtfelde lagen massenweise die Leichen von Soldaten und Pferden; unzählige Kriegstrümmer jeder Art

waren umhergestreut. Den schrecklichsten Anblick boten vielleicht der ranstädter Steinweg und die nächsten Wasserarme, wo die dichtgedrängten Haufen der Flüchtlinge durch Feuerwaffen, Explosion und Ertrinken mannichfaltigen Tod gefunden hatten. Aus dem Wasser ragten Köpfe und Glieder, ja ganze Schichten von aufeinandergethürmten Leichen empor. Ebenso sah man den Johanniskirchhof, wo am Morgen des 19. hartnäckig gekämpft worden war, mit Todten übersät, welche unbestattet auf den Gräbern lagen, als wollten sie bei den guten Leipzigern, die unter ihnen moderten, Einlaß begehren. Aber auch Lebende hausten dort und suchten Schutz gegen Regen und Nachtkälte in den Grüften der Bestatteten. Man fand verwundete Soldaten, welche die in den Gewölben beigesetzten Leichen bei Seite gesetzt und sich selber in die Särge gebettet hatten.

Zur Hinweggräumung der getödteten Soldaten und Pferde, wie auch der Kriegstrümmer, gebrauchte man an vierzehn Tage; dabei wurden oft Menschen und Rosse in dieselbe Grube geworfen. Monate lang fand man Leichen in Gebüschen und Hohlwegen, und als im nächsten Frühlinge der Pflug durch die Felder ging, stieß der Landmann noch auf manchen Erschlagenen.

Hatte Leipzig im Verhältnisse zu den Dörfern nur geringe Zerstörungen erfahren, so war es dafür anderen Prüfungen unterworfen. Es lagen daselbst 30,000 verwundete und kranke Soldaten, wovon beinahe drei Viertel dem Heer Napoleons angehörten; denn die Lazarethe der Verbündeten befanden sich großentheils weiter rückwärts. Daß das Loos dieser Unglücklichen, von denen zuletzt jeden Tag Tausende auf einmal eingebracht worden waren, ein sehr trauriges war, läßt sich erwarten, wenn man die außerordentliche Zahl Derselben, die Leichtfertigkeit der französischen Verpflegung und die Erschöpfung aller vorhandenen Mittel in Erwägung zieht. Viele waren in Kellerräumen und andern schmutzigen Orten untergebracht, wo die verpestete Luft kaum zu athmen gestattete; Andere in Schulen und Kirchen, deren zertrümmerte Fenster der Kälte vollen Eintritt gestatteten. Zwei Drittheile hatten weder Bett noch Strohsack, noch Decke, noch irgend ein Stück Wäsche; in blutigen Kleidern, mit zum Theil zerschmetterten Gliedern, lagen sie, wie sie gebracht worden waren, haufenweise zusammengeschichtet, frierend, hungernd und starrend von Unrath. Diejenigen, welchen die Wundärzte oder deren oft ganz unfähige Stellvertreter einige Aufmerksamkeit zu schenken Zeit fanden, wurden zum Theil mit ganz rohen Dach-

schindeln geschient und mit Stücken von Salzsäcken, die gleich einer Feile die Haut wegnahmen, verbunden. Solche Behandlung mußten auch nicht wenige Soldaten aus den Heeren der Verbündeten erleiden. In Folge der Ueberfüllung der Hospitäler verbreitete sich das Nervenfieber, das schon längere Zeit in Leipzig sich eingenistet hatte, mit entsetzlicher Heftigkeit in Stadt und Umgegend, und der Tod schien, nachdem der Krieg müde geworden war, ihm zu dienen, in der Seuche einen ebenso rüstigen Arbeiter gefunden zu haben.

Möchten wir doch nie vergessen, welche Opfer an Leben, Gesundheit, Vermögen und Annehmlichkeiten unsere Väter gebracht, ja welche Leiden und Qual sie übernommen haben, um die Kette, die sie an den fremden Zwingherrn band, zu brechen! Möchte die gleiche Opferfreudigkeit auch bei uns zu finden sein, wenn es sich um die Erwerbung hoher nationaler Güter handelt! In einer Zeit, die arm an Thaten ist, thut es doppelt Noth, das Herz an hohen Vorbildern zu stählen.

Ein großer Umschwung der Dinge war eingetreten. Die nur dem Namen nach Deutsche gewesen, waren es jetzt wieder in der That geworden: gegen diese Errungenschaft traten alle Verluste, wie schwer sie den Einzelnen auch betroffen haben mochten, in den Hintergrund. Eine Freude, wie sie nicht reiner und edler gedacht werden kann, ein gerechter Stolz schwellte die Herzen. Oeffentlich und in Familienkreisen wurden Festlichkeiten angeordnet, und gleich den Feuern, die noch Jahre lang zum Andenken des 18. Oktobers auf freien Plätzen und Berghöhen angezündet wurden, flammten fromme Dankgebete zum Himmel empor. Deutschland war, seitdem es sich der Freiheit vermählt hatte, wieder jung geworden, jung an Kraft, an Glück und Hoffnungen; es glich einer blühenden Braut, die den Mann ihrer Wahl gewonnen hat und eine goldene Zukunft vor Augen sieht. Seine Hoffnungen gingen auf nationale Größe. Freilich wurden sie getäuscht — wie auch später wieder. Aber es gibt Güter, welche die Nationen, wie Jakob seine Rahel, erst nach langem Warten und Dienen gewinnen können.

Nach seiner bisherigen Kriegführung konnte man von Schwarzenberg nicht erwarten, daß er bei Verfolgung des Feindes mit Kraft verfahren werde, zumal da, wie uns bekannt ist, politische Hintergedanken mit im Spiele waren. Um so eifriger betrieb Napoleon seinen Rückzug. Da seiner Armee die große Gefahr drohte, in der Ebene, welche sie zunächst bis zum Saalethal durchziehen mußte, durch starke Reiterangriffe der Verbündeten überwältigt zu werden: brach er am 20. schon

um drei Uhr früh, also in völliger Nacht auf, um Weißenfels möglichst bald zu erreichen. Mit Tagesanbruch hatte man Lützen im Rücken. Der Kaiser, den die alte Garde begleitete, ging zu Fuße stumm und nachdenkend an der Spitze seines Gefolges, das ebenfalls abgestiegen war und die Pferde am Zügel führte. Sein Gesicht drückte tiefe Niedergeschlagenheit aus, und die Männer seines Gefolges sagten sich leise: „Seht doch diesen Mann! Gerade so ist er voriges Jahr aus Rußland herausgegangen!"

An demselben Tage rückte Bertrand, der die Vortruppen führte, von Weißenfels das Saalethal hinauf, um durch Besetzung des wichtigen Passes bei Kösen seinem Kaiser den Weg zu sichern. Allein schon vor Naumburg hemmten ihn die Truppen Giulay's, der auch die Brücke bei Kösen, freilich nur mit unzureichenden Kräften, besetzt hielt. Dies bewog Napoleon, die große Straße nach Erfurt, unter dessen Kanonen er seine aufgelösten Truppen sammeln und mit neuem Schießbedarfe versorgen wollte, zu verlassen und einen schwierigen Umweg durchs Gebirge nach jener Festung anzutreten. Indem er aber von Weißenfels auf Freiburg an der Unstrut zog, um die Oestreicher zu meiden, traf er am 21. auf die Preußen. York hatte, wie uns erinnerlich ist, das leipziger Schlachtfeld, bevor die letzte Entscheidung gefallen war, verlassen müssen, und kam jetzt von Halle und Merseburg her über das roßbacher Schlachtfeld, um die Franzosen in dem Unstrutthale zu fassen. Da man nicht wußte, wo der Feind über das Flüßchen gehen werde: erhielt der tapfere Graf Henkel von Donnersmark den Befehl, mit seinen Reitern nach Laucha zu gehen, indeß das übrige Corps die Richtung auf Freiburg einschlug. Unterwegs erfuhr dieser Offizier, daß ein großer Zug von Gefangenen, gedeckt von zwei Bataillonen Polen, in der Nähe marschire. Henkel warf sich mit seinen Husaren auf den Feind; was nicht niedergehauen wurde, mußte sich ergeben, und die Gefangenen sahen sich zu ihrer größten Freude plötzlich in Freiheit. Es waren nicht weniger als 4000 Mann, meist Oestreicher; dazu 200 Offiziere aus den verschiedenen Heeren der Verbündeten.

Unterdessen war Napoleon mit der Hauptmasse seines Heeres nach Freiburg gekommen. Dies Städtchen liegt in einem tiefen Thalgrunde, zu dem von beiden Seiten enge, schlechte Wege steil hinabführten; zudem war der Lehmboden durch den Regen in tiefen Koth verwandelt. Von den anrückenden Preußen bedroht, beschleunigten die Franzosen in verwirrter Hast den Uebergang; Jeder wollte den Fluß zuerst über-

schreiten und sein Leben in Sicherheit bringen. Der Rückzug kam in bedenklicher Weise ins Stocken, und die Bande der Ordnung waren in einem Grade aufgelöst, daß man an die Beresina erinnert wurde. Als dann Napoleon Nachmittags bei den drei Brücken, die er hatte bauen lassen, erschien: fing der Knäuel an, sich einigermaßen zu entwirren. Aber jetzt war auch die Vorhut York's unter Henkel eingetroffen, und es entspann sich ein von dem Kaiser mit gewohnter Umsicht geleitetes Gefecht, das zwar nicht ohne Verlust für die Preußen war, aber auch den Franzosen 1000 Mann an Gefangenen und 18 Geschütze, die nicht mehr weiter zu bringen waren, kostete. Außerdem gingen etwa 1000 Deutsche vom feindlichen Heere zu den Preußen über, wie denn die Armee auf ihrem Rückzuge überhaupt fortwährend große Verluste durch Fahnenflucht erlitt. Zu beklagen ist es, daß die Verbündeten nicht früher in hinreichender Anzahl Stellung im freiburger Thal genommen hatten, und daß die treffliche Gelegenheit, den Franzosen schwere Verluste beizubringen, nicht hinreichend genutzt wurde.

Nachdem Napoleon so der ersten dringenden Gefahr entgangen war, lenkte er bei Eckardsberga wieder in die große Straße ein. Hier dehnt sich das Schlachtfeld von Auerstädt aus, wo sieben Jahre zuvor der französische Kaiser das jetzt triumphirende Preußen durch die bekannte Doppelschlacht, wie mit zwei Blitzen zugleich, niedergeschmettert hatte. Mit welchen Gefühlen mochte er jetzt diese Gegend durchschreiten, geschlagen und auf unfreiwilligem Rückzuge begriffen, inmitten einer hungernden, erschöpften, herabgestimmten, zusammenschmelzenden Armee! In der Nacht zum 23. langte Napoleon endlich in Erfurt an.

Da die großen Heere der Verbündeten nicht dieselbe Straße durch das ausgezehrte Land einschlagen konnten, rückte Schwarzenberg allein dem Feind in gerader Linie nach; was mit so viel Gemächlichkeit geschah, daß die Franzosen sich in Erfurt wenigstens eine kurze Rast gestatten und doch noch einen großen Vorsprung vor der böhmischen Armee behaupten konnten. Uebrigens war es ein trauriges Loos, den Spuren dieses Rückzuges zu folgen. Leichen und Sterbende lagen den ganzen Weg entlang, und der Zustand der meisten Gefangenen, die eingebracht wurden, war so zerrüttet, daß sie ebenfalls schnell dem Grabe verfielen. Ueberall streuten die Franzosen auf ihrem Marsche den tödtlichen Samen des Nervenfiebers aus, und wer von den nachziehenden Verbündeten ein Haus betrat, wer sich ein Bett bereiten oder nur Stroh zum

Nachtlager aufschütten ließ, mußte fürchten, die furchtbare Krankheit in sich aufzunehmen.

Die Nord- und die polnische Armee folgten Napoleon nicht. Bernadotte zog langsam nach Hannover, um Davoust von dem Rückzuge nach Frankreich abzuhalten, eroberte Lübeck und verfolgte dann die Dänen nach Holstein, um einen für Schweden günstigen Frieden zu erzwingen. Bennigsen erhielt die Bestimmung, an der Elbe zu bleiben, um die Vereinigung der großen Besatzungen, welche die Franzosen in den festen Plätzen an diesem Strome hatten, zu hindern. Was das schlesische Heer angeht, so hatte der Generalissimus ihm die schwierige Aufgabe zugewiesen, den Rückzug des Feindes von der rechten Seite her zu belästigen, und zu diesem Ende auf schlechten Wegen über Freiburg und Langensalza nach Eisenach und Fulda zu marschiren, während Wrede mit einem bairisch-östreichischen Heer über Würzburg anrückte und Napoleon von der Linken bedrohte. Nachdem York, dem wir bereits im Unstrutthale begegnet sind, vorangezogen war: folgte Blücher eifrig mit den beiden russischen Corps. Da der Feind die Saalebrücke bei Weißenfels zerstört hatte, mußte eilends eine andere geschlagen werden. Als bei der Wahl der Stelle Blücher Zweifel äußerte, ob sie den Erfordernissen entspreche: trat ein alter Zimmermann vor mit den Worten: „Herr General, eine bessere Stelle können Sie gar nicht treffen; gerade hier habe ich anno 57 die Floßbrücke mit schlagen helfen, auf welcher der alte Fritz die Preußen zur Schlacht von Roßbach geführt hat." „Na, so wollen wir's denn in Gottes und des alten Fritzen Namen versuchen", erwiederte Blücher. Nach vollendeter Arbeit nahm der heitere Greis den Zimmermeister bei der Hand mit den Worten: „Komm, alter Kamerad! wir sind hier die Altmeister, wir wollen vortanzen." Dies sagend schritt er mit ihm über die Brücke, und die Truppen folgten jubelnd nach. Am 26. Oktober trafen Blücher's Vortruppen unter York am Hörselberg bei Eisenach auf die Nachhut der Franzosen unter Bertrand, wobei es zu einem hitzigen Gefechte kam, das besonders für die Franzosen verlustvoll war. Am 28. — an demselben Tage, wo zwei russische Corps von den Heeren Blücher's und Bernadotte's in Kassel einrückten, und dem Königreich Westfalen ein Ende machten — überschritt die Hauptmacht des schlesischen Heeres die Werra, und war zwei Tage später in Fulda. So eilig die Franzosen dem Rheine zustrebten, so eifrig war Blücher neben oder hinter ihnen her, und oft trat der Feldmarschall Nachmittags unter dasselbe Dach, das der französische

Kaiser Morgens verlassen hatte. Das schlesische Heer litt freilich schwer bei dieser rastlosen Verfolgung, aber noch weit mehr die Feinde, denen unser Marschall Vorwärts in dem Nacken saß. Die Beiwachten, die sie mit dem frühen Morgen verließen, boten einen schrecklichen Anblick dar. Um das glimmende Feuer lagen, wie ein Augenzeuge berichtet, Kranke, Sterbende und Todte; oft waren die Letzten zurückgeschoben, um den Ersten Platz zu machen oder gar als Kopfkissen zu dienen. Von Hunger abgemagert, glichen die noch Lebenden den Todten; ihre zerfetzten Mäntel hatte das Feuer nicht selten halb zerstört. Mitleidig reichten die preußischen Husaren den Elenden eine Erquickung, und goßen dem mit dem Tode ringenden Feind einen Schnapps ein, um ihm den letzten Kampf zu erleichtern. Scharen von Kosaken umschwärmten unabläßig das französische Heer, wie Raubvögel ein auf den Tod verwundetes Wild; bald bedrohten sie die Spitze, bald die Seiten, bald den Rücken des Feindes; keine Beute blieb ihren scharfen Augen verborgen. In den Gebüschen und Wäldern zur Seite der Straße wurden überall Nachzügler von ihnen aufgehoben; eine Menge von Fuhrwerken und Kanonen, die auf der Straße im Stiche gelassen werden mußten, fielen in ihre Hände. Den Franzosen voraneilend, zerstörten sie ihre Magazine und mehrten die Noth der flüchtigen Armee.

Auffallender Weise erhielt jetzt Blücher den Befehl, die natürliche Rückzugslinie der Franzosen über Hanau, Frankfurt und Mainz zu verlassen und sich nach der Wetterau zu wenden, weil der Feind, vor Wrede ausweichend, wahrscheinlich über Gießen und Wetzlar marschiren werde. Dadurch wurde Napoleon fürs erste von seinen schlimmsten Verfolgern, denen er übrigens in den letzten Tagen, bei der rastlosen Eile, mit welcher er vorwärts ging, einen Vorsprung abgewonnen hatte, befreit, und er brauchte nicht zu fürchten, zwischen Wrede und Blücher zu gerathen und von da und dort einen gleichzeitigen Angriff zu erfahren. Von Schwarzenberg war nichts zu besorgen; denn Dieser stand noch mitten in Thüringen, als der bairische General dem französischen Kaiser bei Hanau entgegentrat. Wrede's Heer zählte 56,000 Baiern und Oestreicher — Alles frische Truppen mit 116 Geschützen. Napoleon hatte noch 80,000 Mann übrig, welche, obwohl abgemattet, schon durch ihre Ueberzahl den Gegnern gewachsen waren. Dazu kam noch seine ungeheure Ueberlegenheit als Feldherr. Wrede, ein persönlich tapferer Mann von langer Kriegserfahrung, hatte seit 1805 mit den Baiern an den Feldzügen Napoleons Theil genommen, und war von Diesem, nachdem

er sich bei verschiedenen Gelegenheiten als Divisionsgeneral ausgezeichnet hatte, 1809 zum Reichsgrafen ernannt worden. Aber der Meister zollte dem Schüler wenig Anerkennung. „Er ist zwar ein Graf von meiner Mache", sagte er bitter, nachdem die Schlacht bei Hanau Wrede's untergeordnete Befähigung an den Tag gelegt hatte, „aber kein General von meiner Mache." Wrede kam, nachdem er drei Tage mit der Eroberung der Stadt Würzburg verloren hatte, über Aschaffenburg nach Hanau. Entsendungen, die zum Theil unnütz waren, schwächten seine Streitmacht; den wichtigen Paß bei Gelnhausen, durch den Napoleons Weg führte, besetzte er ganz unzureichend mit einer Division. Als dann der Feind diesen schwachen Riegel, der ihm in dem engen Felsenthor vorgeschoben war, mit leichter Mühe zerbrochen hatte: welcher Erfolg war da noch bei einem Kampfe in offener Gegend für Wrede zu hoffen? Die Schlacht bei Hanau fand am 30. und 31. Oktober Statt. Am ersten Tage wurde der bairische General nach erbittertem Widerstande von den aus dem Lamboywalde hervordringenden französischen Garden auf das linke Ufer der Kinzig zurückgeworfen, wobei viele Oestreicher und Baiern in diesem Flusse den Tod fanden. In der Frühe des zweiten Tages nahm Napoleon zur Deckung seines Rückzugs Hanau. Als dann Wrede's Heer, dem es schon am 30. an Schießbedarf gefehlt hatte, Gefahr lief, aufgerollt und in den Main gestürzt zu werden: suchte der bairische General vorzudringen und die Stadt zu stürmen. Dies gelang, da die Franzosen im Laufe des Tages bis auf Bertrand's Corps ihren Marsch fortgesetzt hatten. Ein Theil Hanau's ging dabei in Flammen auf. Der letzte heftige Kampf fand bei der Kinzigbrücke Statt. Wrede, der hier selbst an der Spitze der Stürmenden war, erhielt einen gefährlichen Schuß in den Leib, in Folge dessen der Oberbefehl an Feldmarschall-Leutnant Fresnel, den Führer des östreichischen Corps, überging. Erst mit der Nacht brach Bertrand auf, um seinem Kaiser zu folgen.

Die Verbündeten hatten in diesen Schlachttagen einen Verlust von 10,000 Mann erlitten. Weit geringer war die Zahl der Verwundeten und Todten auf Seiten des Feindes. Wenn dessen Einbuße an Soldaten dennoch eben so beträchtlich war, so erklärt sich dies aus der reichen Beute an Gefangenen, eingebracht durch die meist russischen Streifcorps, welche gelegentlich an dem Kampfe Theil genommen hatten.

Auch der uns bekannte preußische Major von Colomb, der seit September wieder, wie vor dem Waffenstillstande, mit einer Hand voll Reiter kühne Abenteuer bestand, hatte sich eingefunden und von Wrede

die Erlaubniß erbeten, in der Schlacht hospitiren zu dürfen. Einige Wochen vorher hatte der gewandte Parteigänger zu Schleusigen im Thüringerwalde mit nur 150 leichten Reitern 380 wohl ausgerüstete sächsische Kürassiere und Ulanen aufgehoben, und treffliche Beute an Pferden, Kriegsmaterial und Geld gewonnen. Nach der Schlacht bei Hanau machte er einen unerwarteten Besuch auf Schloß Johannisberg, welches bis dahin mit den berühmten Weinbergen Eigenthum des Marschalls Kellermann gewesen war. Colomb unterbrach; wie er sehr ergötzlich in seinem Tagebuch erzählt, das Einpacken des Hausraths, der nach Mainz geflüchtet werden sollte, und legte sogleich Hand auf drei große Spiegel in Goldrahmen, indem er dem bestürzten Kammerdiener bemerkte, zwei seiner Offiziere und er selber hätten hübsche Frauen zu Hause, die sich ohne Zweifel weit besser vor diesen Glastafeln ausnehmen würden, als die alte Frau Marschall. Leider war der Elfer schon aus den Kellern hinweggebracht worden; es fand sich aber noch Nektar aus andern Jahrgängen genug, um die Kehlen und Börsen unserer Reiter zu füllen; denn der Major ließ den Wein, der nicht getrunken wurde, zum Besten des Kommandos verkaufen. — Drei Wochen später war Colomb in Holland, wo er sich General Bülow zur Verfügung stellte, und namentlich bei der Ueberrumpelung der Festung Arnheim gute Dienste leistete.

Am 1. und 2. November ging das französische Heer in der Stärke von 70,000 Mann mit 200 Geschützen über den Rhein: dies war der kleine Rest von 300,000 Mann und 1000 Geschützen! Da von der geretteten Mannschaft etwa noch die Hälfte in den Hospitälern eine Beute des Nervenfiebers wurde: so war der Ausgang der diesjährigen Kriegsrüstung Napoleons ungefähr derselbe, wie in dem verhängnißvollen Jahre 1812.

28. Die Befreiungskriege.

Fünfte Abtheilung.

> Alle wihr guht gesinnten wollen Schlagen, der Ehdle Alexander auch, aber die Deplomatiquer haben hundert andre Proiecte, soll die Sache guht Führ die Mensch- heit werden so müssen wihr nach Paris, dohrt können unsre monarchen einen guhten Friden Schliessen, ich darff Sagen Dictiren. Der Tiran hat alle Hauptstätte besucht, geplündert und bestohlen, wir wollen uns so was nicht schuldig machen, aber unsere Ehre fordert das vergell- dungsrecht ihm in sein neste zu besuchen.
>
> (Aus einem Briefe Blücher's an Vincke vom 28. Januar 1814.)

Nach und nach trafen die verbündeten Monarchen und ihre Diplomaten in Frankfurt ein, um die große Frage, ob der Krieg fortgesetzt werden solle, zu erörtern. Zuerst hielt der Czar einen feierlichen Einzug; an demselben Tage (den 5. November) verlegte auch Schwarzenberg endlich sein Hauptquartier in die Kaiserstadt. Am 6. November folgte Franz. Viele hegten die Erwartung, daß er nun die deutsche Kaiserwürde wieder annehmen werde; allein weder damals noch später bezeigte er Lust, nach der niedergelegten Krone zurückzugreifen, welche eher eine Schwächung als eine Stärkung der Krone, wornach er jetzt hieß und die seine eigentliche Macht begründete, in Aussicht stellte. Eine Woche später als Franz traf Friedrich Wilhelm ein, nachdem er seine Hauptstadt besucht hatte, und dort mit herzlicher Liebe empfangen worden war.

Unterdessen durchzog das schlesische Heer nach dem Willen des Generalissimus die Wetterau. Blücher schlug sein Quartier in Gießen auf, und das erste Glas Rheinwein, das er mit seinen Offizieren trank, wurde „auf einen baldigen Uebergang über den Rhein" geleert. Gneisenau begab sich nach Frankfurt und legte einem bei Alexander versammelten Kriegsrathe den neuen Feldzugsplan des Blücher'schen Hauptquartiers vor. Darnach sollte die Verfolgung keine Unterbrechung erleiden, vielmehr die Nordarmee sofort in die Niederlande einfallen, Blücher am Mittel- und Schwarzenberg am Oberrheine übersetzen, und das Ziel der gemeinschaftlichen Unternehmung, wie früher von der Elbe aus Leipzig, so vom Rhein aus Paris sein. Diesem durch die trefflichsten Gründe unterstützten Plane, der auch von Alexander gut geheißen und von den Engländern und Holländern im Kriegsrathe gebilligt wurde, stand die Erschöpfung des bisher so angestrengten schlesischen Heeres und

besonders des von York geführten Corps, das auf ein Drittheil der Mannschaft herabgeschmolzen und dessen Ausrüstung ganz in Verfall gerathen war, entgegen. General Knesebeck, der von York genauen Bericht empfangen, trat im Kriegsrath als entschiedener, einsichtsvoller Gegner Gneisenau's auf; der Plan des Blücher'schen Hauptquartiers wurde verworfen und dem schlesischen Heere der vorläufige Auftrag ertheilt, das böhmische Heer in der Blokade von Mainz abzulösen. Unwillig kehrte der greise Feldmarschall, der in seiner Ungeduld bis in die Nähe von Mühlheim am Rhein vorgegangen war, wieder um.

Am 13. November überschritten die York'schen Truppen den Taunus. Als sie zum erstenmal von dem waldigen Höhenzuge in die weitberühmten Fluren des Rheingaus hinabschauten, und den König der deutschen Ströme in seiner Majestät erblickten: brachen sie in Hurrahrufen aus und stimmten begeistert: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!“ an. Die ehemaligen heidelberger Studenten unter den Freiwilligen wiesen mit Stolz auf die sanftgeneigten Berghänge, wo die Sonne das flüssige Gold des Niersteiners, des Johannisbergers und des Rüdesheimers kocht. Die ans Ufer Gelangten schöpften mit Andacht von der Flut des durch unsere Geschichte und tausend Sagen geheiligten Stromes, und ließen ihre Rosse von seinen Wassern trinken. Das Gefühl, daß dies Ufer ganz Deutschland hinauf und hinab durch die Kraft ihres tapferen Armes wieder frei geworden war, lohnte für viele Mühe und Noth.

Ganz andere Gefühle bewegten den General York und seine Offiziere, als sie am 14. in Wiesbaden einritten, von Niemandem willkommen geheißen oder begrüßt. Während der Frühlingshauch des Nationalgefühls durch ganz Deutschland ging, wehte in den Hauptstädten und an den Höfen der rheinbündischen Fürsten noch die eiskalte Luft der Sonderpolitik. Sie hielten das Bestehen ihrer kleinen Herrschaften für gesicherter, wenn sie Vasallen des Despoten von Corsica blieben. Der Sieger von Wartenburg und Möckern war ergrimmt, auf deutschem Boden als Fremdling und Feind angesehen zu werden. Er ließ die nassauische Wache vor dem Schlosse durch seine Preußen ablösen, und erklärte dem Beschwerde führenden Kammerherrn, den ihm der Herzog schickte: es müsse dabei sein Bewenden haben. „Mir ist“, sagte er nach Förster's Erzählung zu dem Manne mit dem goldenen Schlüssel, „weder von der Anwesenheit des Herzogs noch von den nassauischen Truppen Etwas bekannt; ich kenne unter den Verbündeten so wenig einen Herzog von

Nassau, wie in der Kriegsmacht Derselben nassauische Truppen.“ Als dann der Kammerherr erschrocken die Frage that: „Eure Excellenz werden unsern allergnädigsten Herrn doch nicht detronisiren wollen?“ erwiederte York trocken: „Noch habe ich keinen Befehl dazu.“ — Der Herzog entwich nach Weilburg.

Auch die Höfe von Darmstadt und Baden verließen nur mit Bedauern die Sache Napoleons. Man hatte den Einwohnern der Rheinbundstaaten die herrlichen Siege in der Mark, in Schlesien und in Böhmen vorenthalten, und die strengüberwachten Zeitungen mußten selbst in den nächsten Tagen, die auf die denkwürdige Völkerschlacht von Leipzig folgten, von Niederlagen „des Feindes“, d. h. der Verbündeten, berichten, bis dann Diese selber als handgreifliche Widerlegung anrückten, und mit ihren blinkenden Bayonneten das Lügengewebe zerrissen. Am auffallendsten und für den Vaterlandsfreund wahrhaft empörend war die Haltung des despotischen Königs von Würtemberg. Er hatte den Reitern, die unter Normann in der leipziger Schlacht zu den Verbündeten übergegangen und dann von Blücher nach Hause geschickt worden waren, in Ludwigsburg einen schmählichen Empfang bereitet; bei der Kunde von der Besiegung Wrede's bei Hanau und von dem angeblichen Tode dieses Generals war er in laute Aeußerungen der Freude ausgebrochen; Unterthanen, welche von einer Befreiung Deutschlands sprachen und Napoleons Herrschaft ein fremdes Joch genannt hatten, wurden wegen ihrer „überspannten Ideen“ hart angelassen. Er verlangte von den Staatsdienern ausdrücklich, daß sie nur für ihren König und dessen Reich Theilnahme zeigen sollten; „jedes allgemeine Interesse enthalte eine strafbare Einmischung in die Absichten des Gouvernements.“ Darnach sollten wir in dem Augenblicke, wo ein neues Deutschland glorreich aus der Asche auferstand, nicht mehr Deutsche, sondern Nichts als Würtemberger, Hessen, Schwarzburger, Reuß-Greizer sein! Als das Aufgeben der Sache Napoleons für den König zur unumgänglichen Nothwendigkeit geworden war, wenn er sich überhaupt noch länger eine Krone bewahren wollte, deren Fortbestehen die Diplomaten bereits in Frage stellten: schloß sein Bevollmächtigter am 2. November in Fulda einen Vertrag mit Metternich, wornach dem „König“ Friedrich für den Anschluß an die Verbündeten der souveraine Besitz seiner Staaten gewährleistet wurde — gerade wie fast vier Wochen zuvor dem König Max im Vertrage zu Ried. Nachdem so die östreichische Staatskunst mit der Anerkennung der beiden von Napoleon geschaffenen Königreiche rasch

vorangegangen war: ließ auch die Bestätigung der übrigen Rheinbundstaaten nicht mehr lange auf sich warten, und natürlich boten sich Oestreich und Baiern die Hand, wenn es galt, die Fürstengewalt auf Kosten einer starken Verfassung zu heben.

Darmstadt, Baden, Nassau und Andere traten unter ähnlichen Bedingungen bei. Sobald sich das Königreich Westfalen aufgelöst hatte, kehrte der Kurfürst von Hessen, der freilich die großen Lehren der Zeit spurlos an sich hatte vorübergehen sehen, und sogar das lächerlich gewordene Merkzeichen des Veralteten: den Zopf, in der Länge von 18 Zoll, wieder auferstehen ließ, in seine Staaten zurück. Georg III. von England nahm durch den Herzog von Cumberland, seinen Sohn, nachmaligen König Ernst August, von Hannover Besitz, und die alte Regierung trat von neuem in Kraft — leider mit der noch jüngst als so nachtheilig erprobten Uebergewalt von Adel und Beamtenthum. Die Herzogthümer Braunschweig und Oldenburg empfingen mit Jubel ihre angestammten, nach langer Entfernung zurückgekehrten Fürsten. Die Großherzogthümer Berg und Frankfurt fielen natürlich auseinander.

Napoleon besaß jetzt noch 15 feste Plätze in Polen und Deutschland, deren Besatzungen — im Ganzen 120,000 Mann — mit Ausnahme der Rheinfestungen von Frankreich gänzlich abgeschnitten waren. Von Mangel bedrängt mußte St. Cyr im November Dresden an die Oestreicher, der tapfere Rapp im Januar Danzig an die Russen und Preußen übergeben. Die übrigen Plätze fielen theils im Laufe des Winters, wie Stettin, Torgau, Küstrin und Wittenberg, von denen das letztgenannte durch Tauentzien, der nach der Schlacht bei Leipzig mit der Belagerung der Festungen in Preußen und Sachsen beauftragt war, im Januar erstürmt wurde; theils hielten sie sich, wie Magdeburg, Erfurt, Wesel, Mainz und Hamburg, bis zum Sturze des Kaisers. Da die letztgenannte Stadt noch unvollkommen befestigt war, so hätte Bernadotte, welcher Ende November mit dem Nordheer an der unteren Elbe eingetroffen und nun auch im Besitze von Walmoden's Streitkräften war, sich recht wohl derselben bemeistern können; aber, von seinen schwedischen Planen allein in Anspruch genommen, wollte er vor dem großen Platze keine Zeit verlieren, und überließ, nachdem Davoust die ihm vorgeschlagenen außerordentlich günstigen Bedingungen nicht angenommen hatte, die Belagerung den ihm nachfolgenden 50,000 Russen unter Bennigsen. Gegen

Diesen hielt sich der Marschall noch den Winter durch mit Anwendung der härtesten, jedes menschliche Gefühl empörenden Maßregeln. Endlose Gelderpressungen und Mißhandlungen der Einwohner, Niederbrennung der Vorstädte nach nur achtstündiger Ankündigung, abermalige Vertreibung von 20,000 Einwohnern in strenger Winterszeit: dies waren die Thaten, womit der Wütherich sich in das Gedächtniß der Hansestadt einzeichnete. Als dann die Bourbons den Thron Frankreichs wieder bestiegen und mit den Verbündeten Friede machten: war Davoust klug genug, seine Truppen Ludwig XVIII. huldigen zu lassen, und Bennigsen gestattete dem Marschall, der die härteste Züchtigung wohl verdient hätte, im Mai 1814 mit Wehr und Waffen abzuziehen.

In den ersten Tagen des Decembers war Bernadotte, der jetzt, wo es den eigenen Vortheil galt, sich auf einmal wieder thätig bewies, in Holstein eingefallen, um die Dänen, die ihn durch Davoust zurückgehalten glaubten, zu überraschen. Schon am 16. war das Hauptquartier des Kronprinzen in Kiel. Einen Monat später mußten die von allen Mächten Europas verlassenen Gegner sich zum Frieden von Kiel bequemen, worin Norwegen an Schweden abgetreten wurde.

Während Bernadotte Dänemark zu seinem Willen zwang, rückte Bülow in Holland ein, und sprengte die jenem Lande von Napoleon angelegten Fesseln. Er hatte sich in Hannover von dem Nordheere getrennt, und kam auf seinem Marsche nach dem Rhein den 16. November nach Münster, wo er den raschen Entschluß faßte, in selbstständiger Thätigkeit die Niederlande von dem verhaßten Joche zu befreien. Der Prinz-Regent von England und der Prinz von Oranien stimmten ihm zu; der König von Preußen gab seinem Generale auf dessen Anfrage die Erlaubniß zu einem Unternehmen, wodurch der napoleonischen Macht eine neue tiefe Wunde geschlagen werden mußte, und auch das Hauptquartier der Verbündeten willigte hinterher ein, und bestimmte ihm sogar noch das Corps Winzingerode's, das freilich spät genug eintraf, zur Unterstützung. Bülow wurde von den Holländern mit Begeisterung aufgenommen und machte, da die Streitkräfte der Franzosen in diesem Lande zur Vertheidigung unzureichend waren, gleich anfangs große Fortschritte.

Unterdessen mußte in Deutschland eine neue Ordnung der Dinge begründet werden. Schon im Frühlinge 1813 war von Kaiser Alexander und von dem Könige von Preußen, in Uebereinstimmung mit dem Manifeste aus Kalisch, eine Centralverwaltung eingesetzt worden. Man ging dabei von dem Gedanken aus, eine oberste Verwaltungsbehörde

für ganz Deutschland herzustellen, bis dies zu einem politischen Körper würde umgeschaffen sein. In der Person Stein's, dem wir die Gründung dieser Kommission wohl zunächst zu danken haben, war zugleich der rechte Mann gegeben, um ihr vorzustehen. Es galt, Deutschland nicht allein von den Fremden, sondern auch von seinen eigenen Fürsten zu erobern, und das Zweite war noch viel schwerer als das Erste. Die Hauptthätigkeit der Centralverwaltung konnte erst nach der Schlacht bei Leipzig beginnen; auch erhielt sie erst mit dem 21. Oktober eine festere Gestalt.

Zunächst mußten die herrenlos gewordenen Landestheile, wie Sachsen, Erfurt, Berg, Frankfurt, Fulda, später auch die deutschen Herrschaften auf dem linken Rheinufer, in Obhut genommen werden — eine Aufgabe, deren Lösung nur durch die Gründung besonderer Verwaltungskommissionen für die einzelnen, zum Theil sehr weit getrennten Gebiete möglich war. Nachdem dann Oestreich, Rußland und Preußen außerdem noch gegen Ende des Monats November unter dem Vorsitze Schwarzenberg's und wiederum mit Hinzuziehung Stein's eine hohe Kommission zu Frankfurt am Main errichtet hatten, welche die Streitkräfte der neugewonnenen Länder in der dreifachen Gestalt als Linie, Landwehr und Landsturm zur Sicherstellung Deutschlands gegen die auswärtigen Feinde anordnen und 145,000 Mann Linie nebst eben so viel Landwehr auf die Beine bringen sollte: wurde der Centralverwaltung die Durchführung dieses Beschlusses in den ehemaligen Rheinbundstaaten zugewiesen. Leider fehlte bei den Kabineten dieser Staaten der gute Wille, sich zum Wohle des Allgemeinen, wenn auch nur kleinen, Beschränkungen zu unterwerfen. Mit der Errichtung von Landwehr und Landsturm war eine vollständige Landesbewaffnung gegeben. Eine solche setzte aber ein Verhältniß des Vertrauens zwischen Fürst und Volk voraus, das in vielen Staaten theils von vornherein nicht vorhanden war, theils bald genug verscherzt wurde. Ueberhaupt läßt sich eine eigentliche Landesbewaffnung nicht ohne hingebende Vaterlandsliebe denken, die am Ende doch nur in dem Gefühle, einem größeren Ganzen anzugehören, den rechten Halt findet. Kaum waren diese Rheinbundstaaten dem französischen Kaiser aus den eisernen Armen gerissen und zu Gnaden angenommen worden: als sie auch schon, von Oestreichs Schild bedeckt, sich aufblähten und eine Unabhängigkeit in Anspruch nahmen, die dem Kleinen überhaupt auf die Dauer niemals vergönnt ist. Sie verschmähten, die Glieder eines Körpers

von herrlicher Kraft und Schönheit zu sein, um lieber als besondere — leider nur zwergenhafte — Bildungen neben den Großstaaten auftreten zu dürfen. Gelang es ihnen wirklich, europäische, statt deutsche, Mächte zu werden: dann freilich konnten sie — die Gründlinge Europas heißen; was aber das Schicksal der Gründlinge, wenn sie mit großen Fischen schwimmen, zu sein pflegt, ist bekannt genug.

Gleich bei der so wichtigen Anordnung des Lazarethwesens stieß die Centralverwaltung auf den sprödesten Widerstand der Kabinete von Würtemberg und Baiern. Bekanntlich fordert der Tod die meisten Opfer, die im Kriege fallen, nicht auf dem Schlachtfelde, sondern in den Hospitälern, wo in der Regel ein sehr beträchtlicher Theil der Verwundeten und Erkrankten dahin gerafft wird. Bei der außerordentlichen Truppenzahl, welche die Verbündeten ins Feld gestellt hatten, mußte natürlich die Beschaffung und Besorgung der Verpflegungsanstalten eine höchst schwierige, kaum zu lösende Aufgabe sein, zumal da auch der Feind viele Tausende von Leidenden zurückgelassen hatte. Je weiter der Krieg fortschritt und sich nach Westen ausdehnte: desto fühlbarer wurde die Nothwendigkeit einer Oberleitung dieses Verwaltungszweiges, welche Ordnung und Zusammenhang in das Lazarethwesen der einzelnen deutschen Staaten brächte, und es gehörte sicher zu den wichtigsten Aufgaben und den heiligsten Verpflichtungen der Centralverwaltung, eine solche einzurichten. Auch säumte Stein nicht, in Frankfurt eine Central-Hospital-Verwaltung für Deutschland unter dem Vorsitze des ebenso eifrigen als tüchtigen Grafen Friedrich zu Solms-Laubach ins Leben zu rufen, die, wie die Centralverwaltung, den deutschen Reichsadler als Dienstsiegel führte. Hier nun zeigten die südwestlichen Rheinbundstaaten ihre unselige Sonderbundspolitik bis vor das Krankenlager und das Sterbebett der deutschen Freiheitskrieger! Baden zwar ordnete sich den Vorschriften der Central-Hospital-Verwaltung unter und hielt seine Lazarethe in guter Ordnung; in Würtemberg dagegen verweigerte man auf ausdrücklichen Befehl des Königs den „fremden" Soldaten, d. h. allen Denen, welche dem kleinen Königreiche nicht angehörten, die Aufnahme. Damals geschah es, daß ein östreichischer Offizier, trotz des abschläglichen Bescheides von würtembergischer Seite, durch die Noth gedrängt, gegen 300 Kranke aus dem überfüllten badischen Lazareth zu Villingen auf dem Schwarzwalde über die Grenze in das nahe Städtchen Rottweil im Neckarthale, wo die geeigneten Räume vorhanden waren, bringen ließ. Aber die Unglücklichen mußten, da man ihnen die Auf-

nahme weigerte, eine Zeit lang auf offener Straße halten, bis der Offizier den Eintritt in die betreffenden Gebäude förmlich erzwang. Hier lagen nun die Kranken und Sterbenden mehrere Tage lang auf dem harten, kalten Boden, bis aus Villingen das Nothdürftigste zur Herstellung von Lagern herbeigeschafft worden war, obgleich, wie sich später herausstellte, ein großer Vorrath von Decken, Kissen und Laken, die unter dem Dach eines nahen Klosters versteckt gehalten wurden, zur Verfügung stand. Zugleich war den Aerzten und Geistlichen in Rottweil bei Festungsstrafe untersagt, den Armen beizustehen!

Als dann die Kommission, welche im Auftrag der Central-Hospital-Verwaltung die Lazarethe der Rheinbundstaaten besichtigte, nach Würtemberg kam: verweigerte man ihr den Eintritt in die dortigen Anstalten, weil „Seine Majestät keine fremde Einmischung in Ihre Angelegenheiten dulden könne", und aller Notenwechsel zwischen dem Grafen Solms und dem würtembergischen Minister führte zu keinem andern Ergebnisse, als daß Dr. Dorow und Dr. Merrem — so hießen die beiden Kommissarien — unverrichteter Sache wieder abreisen mußten, wie Dorow in seinem Buche: Erlebtes aus den Jahren 1813—1820 ausführlich berichtet. Uebrigens hatten sie, nachdem es ihnen vorher noch durch List gelungen war, in fünf würtembergische Lazarethe einzudringen, die Ansicht aufgenommen, daß in jenem Lande das Hospitalwesen sich überhaupt in dem traurigsten Zustande befinde. In den bairischen Lazarethen, die sie dann auf ähnliche Weise besuchten, drängte sich ihnen die Ueberzeugung auf, daß zwar die Kranken des Königreiches recht gut, die Uebrigen aber um so schlechter besorgt seien, und als sie darüber, nach ihrer Pflicht, an Maxens Minister Montgelas berichteten: antwortete Dieser, daß Baiern die angebliche Kommission der sogenannten Central-Verwaltung nicht anerkenne. In einer Zusammenkunft mit Montgelas, welche Dorow dann noch in München mit Noth erlangte, ließ der bairische Minister seinen Ingrimm über die Central-Verwaltung aus, und äußerte sich über Stein in wahrhaft schmachvoller Weise. Es blutet dem Vaterlandsfreunde das Herz, Dergleichen von deutschen Fürsten und Regierungen zu berichten; allein es darf nicht verschwiegen werden. Faßt man dies selbstsüchtige Treiben der deutschen Klein- und Mittelstaaten ins Auge: den spröden Widerstand der Einen gegen Alles, was die deutsche Einheit, zum Heile von uns Allen, fördern sollte, und die thörichte Wiedereinführung veralteter Zustände der Andern: so muß man es schmerzlich beklagen, daß ein Mann wie Stein, der eine tiefe, damals

bei uns noch seltene Einsicht in so krankhafte Zustände mit der vollen Kraft des Handelns verband, nicht mit dictatorischer Gewalt ausgestattet war, um mit eherner Faust, wie sie die Rheinbündler von Napoleon her gewohnt waren, die Vielköpfigkeit unter einen Hut zu zwingen. Leider aber sank Stein's Einfluß mehr und mehr, und zwar in gleichem Maße, in welchem Metternich's Stern — der Unstern Deutschlands — im Steigen war.

Eine große Gefahr, welche den Deutschen inmitten ihrer Siege drohte, war die Neigung der Großmächte zum Abschluß eines faulen Friedens. Vorwiegenden Einfluß übte hierin das östreichische Kabinet, dem Deutschlands Zersplitterung gleichgültig war, wenn nur das Haus Habsburg seinen vormaligen Länderbesitz wieder erlangte. Der Friede von Luneville sollte als Maßstab dienen, mithin der Rhein die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich sein! Hierdurch wäre die schmähliche Beraubung, welche unser Vaterland nach den Siegen Bonaparte's in Italien erlitten hatte — jetzt, wo der Feind geschlagen, flüchtig und fast zu Grunde gerichtet war — bestätigt und fest gegründet worden! Es war wiederum Metternich, der die Schmach Deutschlands eifrig betrieb, indem er, von der angegebenen Grundlage aus, durch den französischen Diplomaten St. Aignan Unterhandlungen mit dem Kabinet der Tuilerien anknüpfte — zur großen Entrüstung der Vaterlandsfreunde und der Kriegspartei im Hauptquartier Blücher's, welcher in ehrlicher Derbheit vor Jedermann von diesen Friedensmännern um jeden Preis als von „Schuften, die den Galgen verdienen," sprach. Metternich's elende Politik scheiterte zunächst an der hochmüthigen Verblendung Napoleons, der sich zwar zu einem — in Mannheim abzuhaltenden — Kongresse verstehen wollte, den Frieden aber, der ihm ein umfangreiches, mächtiges, zwischen Meer, Pyrenäen und Rhein schön abgerundetes Frankreich und beliebige Frist zu neuen Rüstungen verschafft hätte, zurückwies. Zugleich verkündete das Regierungsblatt: der Moniteur, in prahlerisch herausforderndem Tone die neuen Rüstungen, die dem Lande wieder abgepreßt werden sollten.

Aber die Fürsten und Staatsmänner in Frankfurt nahmen die unzeitig aufgesteckte Friedensfahne bald zurück. Einen mächtigen Anstoß zu diesem glücklichen Umschlage gab Stein, der noch einmal Deutschlands guter Genius werden sollte. Als er in der Mitte des Novembers in der Mainstadt erschien, gelang es ihm sehr bald, dem Kaiser Alexander, dessen Ehrgeiz sich ohnedies durch den Gedanken, einen Na-

poleon nieder zu werfen, geschmeichelt fühlte, zu der Kriegspartei überzuziehen, und auch England schloß sich an. Von nicht geringem Gewicht in der Wagschale war ferner die öffentliche Meinung, die sich durch ganz Deutschland nachdrücklich in Prosa und Versen gegen das Niederlegen der Waffen aussprach. Während Metternich die Stirn hatte, in den Friedensvorschlägen, die er Napoleon machte, von dem Rhein als der natürlichen Grenze Frankreichs zu sprechen: war von dem wackern Arndt schon gleich nach der leipziger Schlacht eine in brennender Vaterlandsliebe abgefaßte kleine Schrift: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“ erschienen, die in Tausenden von Abdrücken in unserem Vaterlande verbreitet war und überall zündete. Bülow's Fortschritte in Holland und das Aufwachen der auch in Frankfurt thätigen bourbonischen Partei, in deren Dienst der schlaue Talleyrand geheime Ränke spann, waren natürlich auch von Wirkung auf den Entschluß der verbündeten Mächte.

So kam es, daß anfangs December die Fortsetzung des Kriegs beschlossen wurde, und zwar nicht gegen Frankreich, sondern gegen Napoleon, den gemeinsamen Feind Europas und Frankreichs, als welchen ihn ein bei dieser Gelegenheit ausgegebenes Manifest bezeichnete. Der Generalissimus hätte gern das Frühjahr abgewartet, um mit den Feindseligkeiten zu beginnen; aber nun sollten die Verbündeten schon auf Neujahr die Grenze Frankreichs überschreiten, und zwar Schwarzenberg, dessen große Streitkräfte sich noch beträchtlich durch die rheinbündischen Truppen vermehrt hatten, im Südosten Frankreichs; das schlesische Heer, welchem das erst später nachrückende Corps Kleist's zugetheilt wurde, am Mittelrhein.

Kam der Einbruch in Frankreich der Ungeduld Blücher's zu spät, so geschah er nach Napoleons Rechnung, dem dieser Winterbesuch keine Zeit zum Rüsten ließ, viel zu früh. Nachdem Frankreich seit 1812 über eine Million Krieger geliefert, welche durch den russischen Winter, durch das Schwert der Verbündeten und ihren furchtbaren Bundesgenossen, den Typhus, in zwei Feldzügen bis auf einen kleinen Theil dahingerafft waren: sollte das unglückliche Land von neuem über eine halbe Million Soldaten aus der noch unreifen Jugend stellen; die Steuern und Auflagen, die schon schwer genug drückten, sollten noch auf außerordentlichem Wege vermehrt werden. Aber nun zeigte sichs, daß diese Forderungen an Menschen und Geld nicht mehr ausführbar waren. Der französische Dichter Courier schildert Napoleon als einen

rastlos wilden Reiter, der das Roß „Frankreich“ von Sieg zu Sieg spornt, aber grausam dessen Kräfte überspannt. Kraftlos, keuchend, mit zitternden Knien steht das Roß da; doch der grimmige Reiter zerrt es an dem Zügel empor und schlägt ihm die Sporen tief in die Seiten, bis es sterbend zusammenbricht. Einen solchen Eindruck mußte das damalige Frankreich dem unbefangenen Auge machen. In der That bot die Lage des Kaisers wenig Hoffnung dar. Außer Holland verlor er jetzt auch die bis dahin von ihm abhängige Schweiz, welche der linke Flügel des böhmischen Heeres besetzte. Sein eigener Schwager Murat, König von Neapel, fiel, den Einflüsterungen Englands und Oestreichs Gehör schenkend, treulos von ihm ab und besetzte den römischen Kirchenstaat, der damals einen Theil des französischen Kaiserreichs ausmachte, in der thörichten Hoffnung, die ganze Halbinsel zu gewinnen und von den Verbündeten im Besitze derselben anerkannt zu werden. In Oberitalien stand der östreichische General Bellegarde mit 80,000, auf der Südwestgrenze Frankreichs Wellington, der vier Monate nach seinem Siege bei Vitoria die Pyrenäen überschritten hatte, mit 100,000 Mann. Zwei Feldherrn von erprobter Tüchtigkeit: Eugen und Soult, sollten die französischen Waffen aufrecht gegen sie erhalten; aber die Streitkräfte, über die sie geboten, waren unzureichend. So klopfte der Feind an alle Thore Frankreichs, und weit über eine halbe Million Krieger, also eine Streitmacht, welche die große Armee, die Napoleon nach Rußland führte, an Zahl noch übertraf, drohte von allen Seiten, den Mann, welcher Europa den Fuß auf den Nacken gesetzt, in Europas Namen zu züchtigen und zu zermalmen. Was Napoleon anfangs dagegen aufstellen konnte, waren etwa 150,000 Mann, die zum Theil noch nicht vollständig ausgebildet waren. Und nicht allein auf den Grenzen lauerte das Verderben auf ihn; auch der Boden des eigenen Reiches begann unter ihm zu wanken. Daß die Bourbonen und der alte Adel sich wieder regten, ist oben gesagt; aber auch der Bauer, welcher dem Kaiser als dem Sohne und Bezwinger der Revolution lange Zeit angehangen, und sich an dem Ruhmesglanze des Eroberers und seiner Armee geweidet hatte, grollte jetzt dem unersättlich Ehrgeizigen, der ihn doppelt arm machte, an Gut und an Söhnen; ja sogar aus dem Schoße des gesetzgebenden Körpers, der bisher nur das willenlose Werkzeug des Alleinherrschers gewesen war, erhoben sich Klagen, die den Abgrund, vor dem das neue Kaiserreich stand, schonungslos enthüllten. „Verhehlen wir es uns nicht“, sagte Reynouard, einer der Redner, „unser Unglück ist aufs höchste

gestiegen. Auf allen Grenzen des Vaterlands sind wir bedroht; vernichtet ist der Handel, verkümmert ist der Ackerbau, der Gewerbfleiß stirbt. Es giebt keinen Franzosen mehr, der nicht an seinem Vermögen oder an seiner Familie eine schmerzhafte Wunde zu heilen hätte. Lassen Sie uns in diese Thatsachen nicht weiter eingehen. Der Ackerbauer hat seit fünf Jahren keine Lebensfreude; kaum daß er noch sein Leben zu fristen vermag. Die Früchte seiner Arbeit sollen nur den Staatsschatz vermehren, der jährlich wieder durch die vielen Forderungen der aufgeriebenen und verhungerten Armeen erschöpft wird. Die Conscription ist für Frankreich eine unerträgliche Geißel geworden, weil diese Maßregel in ihrer Ausführung immer auf das Aeußerste getrieben wurde. Seit zwei Jahren mäht man unsere Jugend dreimal jährlich, wie das Getreide. Ein grausamer und zweckloser Krieg verschlingt in abgemessenen Zeiträumen unsere, der Erziehung, dem Ackerbau, dem Handel und den Künsten entrissene Jugend. Sind denn die Thränen der Mütter und der Schweiß der Völker das Erbgut der Könige? Es ist Zeit, daß die Völker wieder frei aufathmen, es ist Zeit, daß die Mächte aufhören, gegen einander zu kämpfen und sich bis in ihr Innerstes aufzureiben; Zeit endlich, daß sich die Throne befestigen, und daß der Vorwurf gegen Frankreich schweige, als wolle es in der ganzen Welt verheerende Brandfackeln umhertragen." Napoleon verhinderte den Druck dieser Rede, und ließ das Sitzungslokal des gesetzgebenden Körpers schließen. Der übermüthige Soldatenkaiser und Diktator bezeichnete diese freimüthige Handlung als „verrätherisch" und trat damit das Nationalgefühl mit Füßen, statt es mit Offenheit und Hingebung zu gewinnen und so Kraft aus ihm zu ziehen.

Die Frontlinie, auf welcher der Einmarsch der Sieger von Leipzig in Frankreich Statt finden sollte, erstreckte sich von der Zuider-See bis Genf in einer Ausdehnung von 110 deutschen Meilen. Aus Nordost, Ost und Südost sollten ihre Heere einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte: Paris, zustreben. Der Weg, welchen der Kriegsplan dem böhmischen Heer anwies, ging über die sanften Höhen im Norden und Süden der Vogesen und über den Jura durch Elsaß, Lothringen, die Freigrafschaft und den südöstlichen Theil von Burgund. Von hier gedachte man mit einer großen Schwenkung nach rechts die Hochebene zu gewinnen, wo die Seine mit ihren zwei Nebenflüssen Aube und Marne ihren Ursprung nimmt. Man vermied auf diese Weise den schwierigen, durch einen mehrfachen Gürtel von Festungen, Flüssen und Gebirgen geschützten Zugang vom Mittelrhein aus. Dieser letztere fiel dem schlesischen Heere

zu, welches gerade in westlicher Richtung auf Chalons und Vitry an der Marne rücken und dann, mit Schwarzenberg im Verein, auf die damals noch ganz offene Hauptstadt — das Herz Frankreichs — marschiren sollte.

Die Stärke der Truppen, welche zu dem unmittelbaren Einfall in Frankreich von Seiten der Verbündeten verwendet wurden, stand mit dem großen Schatze von Streitmitteln, über den sie verfügten, wenig im Verhältniß; es waren nur 270,000 Mann, wovon 50,000 auf das schlesische Heer kamen. Aber sowohl Blücher als Schwarzenberg minderten diese Kräfte noch beträchtlich, indem sie vor den Grenzfestungen Frankreichs, die sie nicht offen in ihrem Rücken lassen konnten, zahlreiche Mannschaften zurückließen. Der Einmarsch des böhmischen Heers, das von Weißenburg im Elsaß bis Genf auf einer Linie von 50 deutschen Meilen stand, erfolgte in der zweiten Hälfte des Decembers. Es bewegte sich nur langsamen Schrittes vorwärts, wozu freilich auch die grundlosen Wege das Ihrige beitrugen. Am 18. Januar legte Schwarzenberg sein Hauptquartier nach Langres an die Quellen der Marne; von seiner Armee waren aber erst 10,000 Mann zur Stelle.

Was das schlesische Heer angeht, so brach dasselbe mit dem Schlusse des Jahrs aus dem Rheinthal auf. Wie Schwarzenberg, hatte auch Blücher den Schein angenommen, als ob man gar nicht daran denke, den Feldzug vor dem Frühjahr zu beginnen, und wer den klugen Alten inmitten seiner Offiziere der Prüfung edler Rheinweine obliegen, oder am Spieltisch die Launen der Göttin Fortuna prüfen, oder gar, wie es am 1. December in Wiesbaden geschah, an der Seite junger Tänzerinnen an einer Kegel-Quadrille Theil nehmen sah, konnte weder die Ungeduld des Helden, hier müßig zu liegen, noch den nahe bevorstehenden Aufbruch vermuthen. Die Ueberschreitung des majestätischen Grenzflusses, der jetzt wieder Binnenfluß werden sollte, war bedeutsam genug; man wählte deshalb die heilige Nacht, wo das alte Jahr scheidet, um über den heiligen Strom zu gehen. Das Corps Sacken's, bei dem sich der König und der Kronprinz von Preußen befanden, setzte bei Mannheim, York und Langeron bei Caub und St. Priest, mit einem vierten dem schlesischen Heere zugetheilten Corps, das aus Russen bestand, bei Lahnstein und Koblenz über. Bei Mannheim, wo die Franzosen auf der linken Seite des Rheins, der Mündung des Neckars gegenüber, Befestigungen angelegt hatten, kam es zu einem nicht unblutigen Gefechte. Blücher, der sich dem Uebergange bei Caub angeschlossen hatte, erließ

zuvor folgenden Aufruf an seine Truppen: „Soldaten! Den Siegern an der Katzbach, bei Wartenburg, bei Möckern und bei Leipzig darf ich nur den Tag des Ruhmes zeigen und ich bin des Erfolges gewiß; allein ich hab' euch neue Pflichten aufzulegen. Die Bewohner des linken Rheinufers sind nicht feindlich gegen uns gesinnt; ich habe ihnen Schutz und Sicherheit des Eigenthums versprochen; ich that's in eurem Namen: ihr müßt es halten. Ehre bringt dem Soldaten die Tapferkeit; jedoch der Gehorsam und die strenge Mannszucht sind seine schönste Zierde."

Steile Ufer machen an jener Stelle, falls ein Feind zugegen ist, den Uebergang gefährlich; auch hatte Blücher die Vorsicht gebraucht, am rechten Ufer des Caubbaches und auf der alten Feste Gutenfels Geschütze aufpflanzen zu lassen. Es war eine sternhelle, kalte Nacht. 200 Mann vom Corps York's, die zuerst in aller Stille auf Kähnen unter Führung des Majors Grafen von Brandenburg über den angeschwollenen, mit Eisschollen treibenden Strom setzten, betraten unterhalb des Zollhauses das Ufer. Als die französische Zollwache, die nichts weniger als diesen Besuch vermuthet hatte, durch das freudige Hurrah der Gelandeten aufgeschreckt wurde, gab sie Feuer und entfloh nach Bacherach. Von dort erschienen dann bei Tagesanbruch mehrere hundert Mann von Marmont's Corps, welches das westliche Ufer von Mannheim bis Coblenz decken sollte, mit einem Geschütz; da sich aber unterdessen die Zahl der Gegner auf dieser Seite vermehrt hatte, konnten die Franzosen nicht daran denken, Stand zu halten. Bald wurden auch die nächsten Dörfer und Städtchen: rheinaufwärts Bacherach, rheinabwärts Oberwesel, vom Feinde gesäubert. Es war ein schönes Neujahrsgeschenk, das diese Preußen ihren deutschen Brüdern über dem Strome brachten, und mit herzlicher Freude wurden sie willkommen geheißen. — Blücher's Rheinübergang wird bis auf den heutigen Tag in Caub gefeiert.

Während die Vortruppen des schlesischen Heeres sich in der Umgegend verbreiteten, war man am Flusse, unter eifriger Mithülfe der Rheinschiffer, beschäftigt, dicht oberhalb Caub eine Brücke zu schlagen. Russische Pontons aus getherter Leinwand waren ihre Unterlage. Man benutzte dabei die kleine Pfalz-Insel — wo Blücher, um das Werk zu fördern, seinen Standpunkt genommen hatte — als Mittelglied der Verbindung von Ufer zu Ufer; doch machte die Strecke von der Insel bis zur linken Seite bei der heftigen Strömung des zwischen enge Ufer gepreßten Flusses große Arbeit. York drang nach seinem Uebergange gerade vorwärts in den rauhen Hundsrück. Seine Vorhut marschirte am Neu-

jahrstage über Stromberg nach Kreuznach, und lieferte am 3. Januar dem Feinde ein glückliches Gefecht bei Simmern. Langeron, der nach York den Rhein bei Caub überschritt, wandte sich mit einem beträchtlichen Theile seines Corps nach Mainz, um die Belagerung dieses Platzes zu übernehmen. Ueberall mußte der schnell zurückweichende Feind Gefangene und Vorräthe in den Händen der Sieger zurücklassen; überall fanden die Truppen der Verbündeten eine vortreffliche Aufnahme; ja, General Sacken, der die gesegnete Pfalz durchzog, sah sich veranlaßt, bekannt zu machen: man möge seinen Leuten nur das Nöthige an Wein und Branntwein verabreichen. St. Priest, welcher die Division Durutte in dem damals noch unbefestigten Koblenz überraschte, nahm ihr 500 Gefangene und 7 Kanonen ab; auch mußten sie ein Lazareth mit 1100 Kranken im Stiche lassen. Der letzte koblenzer Präfekt hatte, zur Verherrlichung des Einzugs der Franzosen in Moskau, dem Eingange der Castor-Kirche gegenüber einen Brunnen mit einem Obelisken errichten lassen, unter dessen Inschrift St. Priest die Worte: »Vu et approuvé par nous« mit Namen und Tag eingraben ließ.

Marmont hatte die Absicht gehabt, seine schwachen Streitkräfte durch 20,000 Mann neu ausgehobener Soldaten bei Kaiserslautern in der Pfalz zu verstärken; die Erscheinung des schlesischen Heeres trieb ihn aber, ehe dies geschehen konnte, über die Saar zurück; wobei er alle Brücken dieses Flusses zerstören ließ. Unaufhaltsam drang der alte Blücher vorwärts; seine Vortruppen standen am 9. Januar von Saarbrücken bis Trier; zu St. Avold, auf der Grenze Lothringens, mußte der flüchtige Feind, der sich hier zur Wehr setzte, den uns einst geraubten Boden mit seinem Blute düngen. Da jetzt das schlesische Heer in den Kreis zahlreicher, zum Theil sehr starker Festungen eingetreten war, erhielt York den Auftrag, die Erstürmung einiger derselben zu versuchen, und auch St. Priest blieb an der Mosel zurück, während Blücher mit den Corps Sacken's und den Resten Langeron's, nur 28,000 Mann stark, sich links gegen Nancy wandte, wenig bekümmert um die Nähe von 40,000 Franzosen unter Marmont, Ney und Victor. Wirklich zog er am 17. — unbehindert von den drei Marschällen, denen seine Schwenkung unerwartet gekommen war — in dem alten Sitze der Herzoge von Lothringen ein. Der Maire der vormals deutschen Stadt mußte den Feldmarschall mit einer deutschen Ansprache empfangen, und Dieser ließ sich in seiner Antwort über die Leiden Frankreichs unter dem despotischen Zepter ihres ehrsüchtigen Kaisers und

über das Gottesurtheil, das ihn jetzt treffe, aus. Diese Rede, welche man in Tausenden von Abdrücken in französischer Sprache durch das Land verbreitete, war, da Blücher mit der Feder nicht sonderlich umzugehen wußte, von Gneisenau verfaßt und von Müffling dem alten Feldmarschall unterwegs im Wagen eingeübt worden.

Zehn Tage später schlug Blücher sein Hauptquartier zu Brienne an der Aube im Herzen der Champagne, 24 Meilen von Paris, auf. So hatte er sich zwischen den Feind, der sich an der mittleren Marne sammelte, und Schwarzenberg's Heer, das jetzt in größerer Stärke an der obern Marne stand, hineingeschoben.

Napoleon hatte bis dahin Paris noch nicht verlassen; es schien ihm schwer zu werden, sich von dem Mittelpunkte seiner Gewaltherrschaft zu trennen, von wo die Arme der Telegraphen die Befehle des rastlosen Mannes nach den verschiedensten Punkten seines Reiches trugen. Seine Anwesenheit in der Hauptstadt gewährte außerdem noch dem besorgten Bürger das Gefühl einiger Sicherheit, sie legte dem Unzufriedenen Stillschweigen auf und hielt die heimlichen Feinde in Schranken. Aber jetzt war die Abreise nicht länger mehr aufzuschieben. Er setzte Marie Luise als Regentin und seinen Bruder Joseph, den vertriebenen König von Spanien, als Statthalter des Kaiserreichs ein, und ging, nachdem er von Gemahlin und Sohn, die er nie wiedersehen sollte, Abschied genommen, am 25. nach dem Kriegsschauplatze ab. Napoleon war frisch an Körper und Geist, und keineswegs ohne Hoffnungen auf einen guten Ausgang.

Unterdessen erhoben sich in Schwarzenberg's Hauptquartier zu Langres, wo sich mit den verbündeten Monarchen auch die Diplomaten eingefunden, hauptsächlich von östreichischer und englischer Seite, gewichtige Stimmen, welche jetzt, wo eine gesunde Entscheidung durchs Schwert nahe bevorzustehen schien, Wiederaufnahme der Friedensunterhandlungen begehrten. Zum Glück widersetzte sich Alexander mit Festigkeit, und ihm schloß sich bald auch Friedrich Wilhelm an — gegen den Rath seines Staatskanzlers Hardenberg, der die Plane der Thatkräftigen als „romanhafte fixe Ideen" behandelte. So wurde der Krieg, wenn auch im ganzen mit Lauigkeit, fortgesetzt: zugleich aber eröffnete man unter Metternich's Vortritt einen Kongreß in Chatillon, der freilich wie wir unten sehen werden, nicht zu dem von ihm gewünschten Ergebnisse führte. Daß Blücher mit seinem Feuerherzen ganz und gar zu Denen gehörte, die eine vollständige, rasche

Vernichtung des Kaisers begehrten, ist uns zur Genüge bekannt. „Herunter muß der Kerl vom Throne!“ war die stehende Rede und der regelmäßige Schluß der Trinksprüche des alten Husaren; „aber nicht durch die französische Nation“, setzte er hinzu. „Wir müssen ihn herunterbringen, wir.“

Als ihn Napoleon am 29. Januar mit überlegenen Streitkräften bei Brienne angriff, hielt er auf das tapferste Stand und ließ sich die kleine Stadt nicht entreißen; nur das höher gelegene Schloß, wo der Kaiser sechs Jahre lang Kriegsschüler gewesen, ging Abends durch einen unvermutheten Ueberfall verloren. Brienne wurde von den Franzosen in Brand geschossen. Sowohl der Feldmarschall und Sacken als Napoleon waren in großer Gefahr, in Gefangenschaft zu fallen. Der außerordentlich hartnäckige Kampf, welcher beiden Theilen einige Tausend Mann und den Franzosen überdies neun Geschütze kostete, dauerte bis in die Nacht und fand nur an der allgemeinen Erschöpfung seine Grenze. Blücher hatte sich verschworen: „der Kerl“ dürfe diese Nacht nicht in Brienne schlafen, und hatte es durchgefochten; doch konnte er selbst nun auch nicht länger mehr verweilen, und nahm nach Mitternacht, vom Feinde ganz ungestört, seinen Rückzug den Fluß hinauf gegen Bar sur Aube. Jedenfalls war Napoleons Absicht, den unternehmendsten seiner Gegner von Schwarzenberg zu trennen und vereinzelt zu vernichten, gänzlich mißlungen. Er hatte den neuen Feldzug auf eine eben nicht glückliche Weise eröffnet. Die eigentliche Schlacht, zu welcher seine Gegner sich jetzt, ohne daß er es hindern konnte, die Hände boten, stand noch bevor.

Es ist auffallend, daß der französische Kaiser, statt sich, bevor noch diese Vereinigung zu Stande kam, mit gewohnter Schnelligkeit und Kraft an Blücher's Fersen zu heften, eine späte, matte Verfolgung anordnete, ja, daß er eigentlich drei Tage lang Nichts unternahm, bis dann ein doppelt so starker Feind ihn zu einem nachtheiligen Kampfe zwang. Dies läßt sich nur aus seinem verderblichen Wahn erklären, das große Hauptquartier werde, unter dem Eindrucke des Treffens von Brienne, von dem weiteren Kampfe abstehen und ihm die Hand zum Frieden reichen. Aber sein Hochmuth rechnete falsch, wie dies schon früher wiederholt geschehen war.

Blücher's Rückzug ging nicht weiter als bis Trannes, zwei deutsche Meilen von Brienne. Hier stießen zwei Corps vom böhmischen Heere: die Würtemberger unter ihrem Kronprinzen und Giulay's Oestreicher zu

ihm, so daß jetzt seine Stärke 55,000 Mann betrug. Erst am 30. konnte Napoleon sein Hauptquartier in Schloß Brienne nehmen. So führte ihn das Schicksal zu einer Zeit, da sein Stern schon zu sinken begann, noch einmal in die Räume zurück, wo er in Dunkelheit als Knabe gelebt hatte. Am folgenden Tage ließ er die Gegend um das Dorf La Rothière, das auf halbem Wege zwischen Brienne und Trannes liegt, besetzen; aber seine 40,000 Mann reichten nicht aus, der weiten Aufstellung die erforderliche Stärke zu geben; weshalb er sich am Morgen des 1. Februars zum Rückzug anschickte. Schon waren die drei Gardedivisionen, die der Kaiser dem Marschall Ney übergeben hatte, aufgebrochen: als der Angriff der Verbündeten die Franzosen zum Stillstand brachte.

Ungewiß, wohin die Hauptunternehmung des Feindes gerichtet sei, hatte Schwarzenberg, dessen Hauptquartier sich damals weit ab zu Chaumont an der oberen Marne befand, nur Wittgenstein und Wrede zu Blücher stoßen lassen; immerhin waren es 85,000 Mann, die jetzt dem Feinde gegenüberstanden. Der Generalissimus trat für diesen Tag den Oberbefehl an Blücher ab; er selbst wohnte mit Alexander, dem Könige, dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm von Preußen der Schlacht als Zuschauer bei. Da der anhaltende Regen die Wege fast grundlos gemacht, war es für die Franzosen von doppeltem Werthe, im Besitze der vorhandenen Straßen zu sein. Starkes Schneetreiben, das wiederholt sich einstellte, hinderte die Führer und die Kämpfenden: Jene konnten keinen Ueberblick gewinnen und Diese keinen Gebrauch von ihren Gewehren machen. So war man auf die blanke Waffe und das Geschütz beschränkt, dessen Donner, selbst in geringer Entfernung, durch den Schnee hindurch kaum vernehmbar war. Der Angriff der Verbündeten begann um Mittag. Sacken, der das Centrum führte, eröffnete die Winterschlacht mit einem Angriff auf Marschall Victor, welcher La Rothière, den Schlüssel der feindlichen Stellung, besetzt hielt, indeß Giulay auf dem linken, der Kronprinz von Würtemberg und Wrede auf dem rechten Flügel gegen Gerard und Marmont vorgingen. Der bairische General griff auf seiner Seite mit dem starken Corps, das er führte, so weit über, daß er dem Feinde beinahe im Rücken stand. Das Wetter, die Wege und der hartnäckige Widerstand der Franzosen verzögerten ihre Niederlage bis zur Nacht. Sacken konnte anfangs nur mit der Hälfte seiner Geschütze vorgehen, weil die doppelte Bespannung nothwendig war, um sie vorwärts zu bringen. Nachdem

La Rothière von den Russen genommen war, setzte Napoleon die Garden, denen in der Schlachtordnung die zweite Linie angewiesen worden war, in Bewegung, und unter Oudinot's Führung drangen gegen Abend 5000 Mann in das Dorf, in dessen Gassen ein wilder verwirrter Kampf bis zur Nacht tobte. Blücher selber befand sich mitten in La Rothière und rief den frischen russischen Bataillonen, die den stürmenden Garden entgegen geworfen wurden, wiederholt sein Vorwärts! Vorwärts! zu. Der Feind mußte das Dorf räumen und wurde fast in gänzlicher Auflösung bis Brienne zurückgeworfen. Auch die Dörfer: La Gibrie und Chaumesnil, von denen das erstere, durch Wald und Sümpfe geschützt, dem Kronprinzen von Würtemberg besondere Schwierigkeiten bereitete, gingen für Marmont verloren, dessen Truppen verwirrt in der Flucht ihr Heil suchten. Dagegen wurde der Flecken Dienville auf dem linken Flügel bis Mitternacht behauptet, um welche Zeit Gerard ihn ebenfalls verließ. Napoleon, welcher sich Abends um Acht nach Schloß Brienne zurückbegeben hatte, spähte in großer Besorgniß aus den höchsten Fenstern nach dem dunklen Schlachtfelde, ob die Verbündeten nicht endlich von der Verfolgung ablassen würden, und gewann erst wieder einige Ruhe, als er ihre Wachtfeuer erglimmen sah.

Bei La Rothière wurde die erste siegreiche Schlacht geschlagen, in welcher die Baiern und Würtemberger unter den Fahnen der Verbündeten, und zwar mit Ehren, kämpften. Heißen wir sie auf dieser Seite herzlich willkommen! Möge nie die Zeit wiederkehren, wo sie die Waffen im Dienste eines deutschen Feindes erheben!

Der Verlust der Verbündeten belief sich auf 6000, der des Feindes auf 9000 Mann, worunter 3000 Gefangene; außerdem büßten die Franzosen 73 Kanonen ein.

Napoleon trat, nachdem seine Truppen einigermaßen gesammelt und geordnet worden, noch in der Nacht seinen Rückzug an. Man kann sich die düstere Stimmung seiner, auf den Tod ermatteten, hungernden Mannschaft denken; viele der jungen Soldaten verließen heimlich ihre Fahne und suchten nach der Heimat zu entkommen. Die Lage des Kaisers war jetzt so bedenklich, daß es von Seiten der Verbündeten nur eines zweiten, mit voller Kraft geführten Stoßes bedurfte, um die Zerrüttung des Feindes zu vollenden. Daß dieses nicht geschah, daß das blutige Trauerspiel noch zwei volle Monate weiter spielte, daran trägt die falsche Staatskunst der Verbündeten allein die Schuld. Während die Verfol-

gung des Feindes nur schwach betrieben wurde, traten die Monarchen, Generale und Diplomaten am 2. Februar auf Schloß Brienne zu einer Berathung zusammen, in welcher die hauptsächlich durch Oestreich und England (Metternich und Castelreagh) vertretene Friedenspartei geltend machte, daß jetzt, nach dem entschiedenen Siege bei La Rothière, ein günstiger Zeitpunkt gekommen sei, um sich mit dem französischen Kaiser zu vertragen. Alexander dagegen, auf welchen neben Stein auch der Corse Pozzo di Borgo, Napoleons Feind, der dem Czaren in dem Rang eines russischen General-Majors als Rathgeber zur Seite stand, von großem Einflusse war, und die meisten preußischen Generale, vor Allen Blücher, der sich, gleich Stein, mit großer Entschiedenheit aussprach, sahen in diesem Siege einen Sporn, ungesäumt mit vereinter Kraft auf dem Kriegswege fortzuschreiten. Die Auskunft, die das zwiespältige Hauptquartier traf, war, wie man denken mag, eine Halbheit. Es wurde nämlich beschlossen, den Krieg mit getrennten Heeren fortzusetzen. Blücher, der durch die in naher Aussicht stehende Vereinigung mit den nachrückenden Corps von York und Kleist und mit einem verfügbar gewordenen Theile der Truppen Langeron's (Infanterie-Corps von Kapczewitsch) die Stärke von 57,000 Mann erlangte, sollte selbstständig gegen Paris, das in sechs Tagemärschen erreichbar war, vordringen; hierdurch würde der Feind, so rechnete man, gezwungen werden, seine ohnedies schon schwachen Streitkräfte nach zwei Seiten zu theilen. Nicht geringen Einfluß auf diese Entscheidung, die auf eine gänzliche Verkennung der napoleonischen Kriegführung gebaut war, übte der Umstand, daß Blücher, der den Siegeskränzen von Katzbach, von Wartenburg, Möckern und Leipzig eben einen neuen hinzugefügt hatte, neben dem Generalissimus, auf dessen Weg kein Lorbeer sprießen wollte, in ein so helles Licht getreten war, daß man Bedenken trug, ihn Diesem jetzt noch unterzuordnen. Ueberhaupt gewähren die zwei Männer, in deren Hand der Feldzug gegen Napoleon vorzugsweise gelegt war: der feurige, dem hohen Ziele des Kriegs unablässig entgegenstrebende Blücher und der langsam bedenkliche, von diplomatischen Rücksichten überall gehemmte Schwarzenberg, einen merkwürdigen Gegensatz, der unwillkührlich an das Gespann vor Hansens Pflug in Schiller's „Pegasus im Joche“ erinnert. Wie sollte der große Kriegswagen, der gegen Napoleon in Bewegung gesetzt war, seinen Weg machen, wenn er auf der einen Seite vorwärts gerissen, auf der andern zurückgehalten wurde? Und was half es, daß diesmal ganz Deutschland gegen Frank-

reich in Waffen stand? Das, was unser Volk in vereinter Kraft vermag, konnte ja bei diesem Zwiespalte nicht zu Tage kommen.

Blücher's Marsch ging auf Chalons, von wo er die Marne hinab auf die Hauptstadt rücken wollte, indeß dem großen Heere der Weg längst der Seine blieb. Die Vereinigung mit York, Kleist und Kapczewitsch erfolgte in den nächsten Tagen. York hatte kurz zuvor bei La Chaussee an der Marne den Franzosen unter Macdonald, der im russischen Feldzuge sein Vorgesetzter gewesen war, ein glückliches Gefecht geliefert, worin die leichten preußischen Reiter die schwere Kavallerie des Feindes über den Haufen warfen. Er war dann vor Chalons gerückt, wo ein neuer gefährlicher Feind lagerte — wir meinen den Champagner in den Riesenkellern der Vorstadt St. Memmie, der nun seinerseits die Mannschaft York's überwältigte. Der Magistrat hat nachmals nicht weniger als 75,000 Flaschen dieses edlen Saftes in Rechnung gebracht. Uebrigens verließ Macdonald die Stadt am Morgen des folgenden Tags, nachdem die Preußen sie am Abend beschossen hatten.

Napoleon war nach der Schlacht bei La Rothière nach Troyes, an der Seine, zurückgegangen und mühte sich dort ab, sein Heer wieder kampffähig zu machen und die Lücken mit den angelangten Verstärkungen auszufüllen. Indem er dann einen sehr kleinen Theil seiner Streitkräfte gegen den unthätigen Schwarzenberg stehen ließ, fiel er mit Blitzesschnelle auf den arglosen Blücher, der sich von links her durch die große Armee gedeckt wähnte, und schlug vom 10.—14. Februar in alter Meisterschaft dessen zerstreut marschirende Heerabtheilungen, eine um die andere, trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr: zuerst die russische Vorhut bei Champaubert im Westen Chalons, dann, einige Meilen weiter, das Sacken'sche Corps bei Montmirail, dann das York'sche Corps bei Chateau-Thierry an der Marne und endlich die Corps von Kleist und Kapczewitsch, bei denen sich Blücher in Person befand, in der Gegend von Vauchamps, zwischen Champaubert und Montmirail. Bei Chateau-Thierry zeichneten sich General Horn und Oberstleutnant Sahr — zwei Namen, die uns aus den früheren Kämpfen des York'schen Corps in gutem Gedächtniß geblieben sind — ganz besonders aus, indem sie, der Eine mit seinen Füselieren, der Andere mit seinen Husaren, den Rückzug mit ruhmwürdiger Tapferkeit deckten; weshalb auch York, als diese Truppen am Abend, nachdem die blutige Arbeit gethan war, an ihm vorüberzogen, seine Anerkennung in herzlichen Worten aussprach. Der „tolle" Platen war verwundet in Gefangenschaft gerathen. Am

folgenden Morgen stellte er sich ganz unerwartet, von Wasser und Blut triefend, bei York ein. In der Nacht hatten ihn Chasseurs zwischen ihren Pferden hinweggeführt; er war aber von ihnen losgekommen und auf einem von dem Feind erbeuteten Kosakenpferde durch die eiskalte Marne zu den Seinen zurück geschwommen.

Bei Vauchamps übertrafen die Streitkräfte Napoleons der Zahl nach die seiner Gegner wenig; aber er hatte fünfmal so viel Reiterei, was dem Rückzuge Blücher's in offener Gegend die äußerste Gefahr brachte. Vier von Zieten geführte Bataillone wurden aus Vauchamps herausgeworfen und dann von der feindlichen Kavallerie niedergehauen. Unsterblichen Ruhm gewannen unterliegend Major von Wienskowski und seine 300 Preußen, die das Gehöfte Sarrechamp mit dem Befehle, sich aufs äußerste zu vertheidigen, besetzt hatten. Als der Major dem Bataillone seinen Entschluß mittheilte, den Posten auf Leben und Tod zu halten, sicherten ihm die braven Leute ihren Beistand „bis auf den letzten Mann" zu. Schwärmerlinien, welche Wienskowski vor das Gehöfte sandte, hielten die Reiterei des Feindes fern und brachten ihr großen Verlust. Wiederholte Aufforderungen, sich zu ergeben, wurden mit einem entschiedenen Nein beantwortet; auch als der Feind seine Feuerschlünde ins Gefecht brachte, hielten die Helden noch immer Stand. Der Major hatte eine Wagenburg errichten, die Thore verrammeln und Schießlöcher in die Mauer brechen lassen, durch welche seine Schützen feuerten. Endlich, um Sonnenuntergang, rückten noch zwei französische Garde-Bataillone an; die Mauern waren von schwerem Geschütz zertrümmert worden, und das Bataillon fiel, da alle Patronen verschossen waren, fast wehrlos dem rache- und mordbegierig eindringenden Feind in die Hände. Kaum gelang es, die noch Lebenden vor einer Schlächterei zu retten. Von den 300 Mann lagen mehr als die Hälfte erschlagen; die Uebrigen waren fast alle verwundet. Unter den Offizieren sah man auch nicht Einen, der nicht die blutigen Zeichen seines Muthes an sich trug.

Der Rückzug des Blücher'schen Corps war ein Werk von unsäglicher Schwierigkeit, da erst der Wald zwischen Champaubert und Etoges, der einige Meilen von Vauchamps entfernt ist, Schutz gegen den Ansturz der feindlichen Rosse, deren Zahl zum mindesten 7000 betrug, gewähren konnte. Enggeschlossen marschirten die tapfern Preußen unter beständigen Gefechten. In ihrer Mitte, auf der Straße, befand sich das Hauptquartier; hier ritt der sonst so schlachtenfrohe, ruhmstrahlende,

jetzt aber tiefgebeugte Feldmarschall mit Gneisenau, Kleist, Prinz August, Grolmann. Auf diesen Männern ruhte das Schicksal des Krieges und damit auch des Vaterlandes. Ging diese edle Schar — das Herz Deutschlands, wie man sie treffend genannt hat — verloren: so mußte Oestreich, das halb zu den Verbündeten, halb zum Feinde hielt, wieder Oberhand gewinnen. Die gefährlichste Stelle war die nur 15—1600 Schritt lange Strecke von dem Dorfe Champaubert bis zum Waldrande von Etoges. General Grouchy, der jenes Dorf mit 4000 Reitern umgangen hatte, drang in diesen Raum ein, und bedrohte die Verbündeten in der Front, indeß Nansouty mit der Gardereiterei von den Seiten anstürmte, und Napoleon mit Fußvolk und Geschütz sie im Rücken bedrohte. Es mußte ein Sturm auf Grouchy's Reiter unternommen, die dichten Geschwader mit dem Bayonnete durchbrochen werden. Plötzlich war Blücher mit dem Grafen Nostiz, seinem Adjutanten, verschwunden. In äußerster Besorgniß ritten Gneisenau und andere Offiziere des Hauptquartiers umher, um ihn zu suchen. Der Feldmarschall hatte Vorkehrungen gegen die immer mächtiger andringenden Feinde getroffen, aber ohne Hoffnung auf Erfolg. Die Unfälle, welche die verschiedenen Theile seines Heers in den letzten Tagen, ohne daß er sie nur angegriffen wußte, erlitten hatten, und die unermeßliche Gefahr der jetzigen Stunde hatten das Herz des alten Löwen auf einen Augenblick gebrochen. Er wollte sterben, um nicht gefangen in die Hand der verhaßten Feinde zu gerathen, und hielt im Kugelregen an, ruhig das Todesloos erwartend. Schon war eine Reiterordonnanz dicht neben ihm aus dem Sattel geschossen: als Major Nostiz, seine Absicht durchschauend, die herben Worte sprach: „Wenn Eure Excellenz sich hier, wo noch Nichts verloren ist, todt schießen lassen: so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches davon zu sagen haben." Blücher sah den Adjutanten ernst an, als ob er sagen wollte, daß er wahr gesprochen, und wandte sein Pferd. Als ihm dann Gneisenau entgegen kam, war die schwarze Wolke, die sein Gemüth überschattet hatte, schon wieder hinweggezogen, und er rief in seinem alten Husarenhumor: „Na, Gneisenau, wenn uns heute nicht alle der Teufel holt, so ist uns ein langes Leben beschieden, und ich hoffe in der Zukunft Alles wieder gut zu machen."

Indeß begann der Sturm gegen die Feinde unter dem Wirbeln aller Trommeln, unter dem Spiel aller Feldmusiken, unter dem Hurrahruf und dem Schlachtgesang der andringenden Soldaten. In unvergleich-

licher Tapferkeit schritt Prinz August von Preußen mit seiner Brigade voran. Als die Reiter Grouchy's mit entsetzlichem Geschrei ansprengten, ließ er seine Leute halten, im Viereck zusammentreten und aus wirksamer Nähe feuern. Vergeblich strebte der Feind, eines der Bataillone zu erschüttern; seine Rosse wurden unruhig bei dem Klange der kriegerischen Instrumente, bei dem wilden Schlachtgeschrei, bei dem Abfeuern der Gewehre und einiger russischen Kanonen, die glücklicher Weise zur Hand waren. Angriff um Angriff mißlang; bei einem derselben war das Generalquartier mit dem Feldmarschall nahe daran gefangen zu werden; aber Prinz August eilte schnell zur Rettung herbei. Nur ein bei Champaubert aufgestelltes Bataillon wurde von Nansouty's Reitern zusammengehauen.

Nachdem der Wald von Etoges Kleist's Corps aufgenommen hatte, bot dieses gleich wieder dem Feinde die Stirn, und erleichterte so dem nachrückenden Corps von Kapczewitsch den Eintritt. Unter dem doppelten Schutze des Waldes und der Nacht marschirte Blücher nach Etoges, indeß der Feind von der Verfolgung abstand; doch machten noch einige Bataillone französisches Fußvolk, welche, der Gegend kundig, auf einem näheren Feldwege nach Etoges gelangten, einen nächtlichen Angriff auf die Verbündeten, der große Verwirrung erzeugte und namentlich den Russen Verlust brachte. Weiter wurden die Verbündeten nicht belästigt, so daß Blücher, der schon vor Tagesanbruch seinen Rückzug nach Bergères fortsetzte, noch am 15. Februar in Chalons anlangte, wo er sein Hauptquartier nahm, während Napoleon in der Nacht vom 14.—15. nach Montmirail zurückeilte.

Die für den Feind so glücklichen Kämpfe vom 10.—14. Februar waren allerdings nur Gefechte, aber sie wogen in ihrer Gesammtheit so viel wie eine Schlacht, und brachten einen Verlust von 17,000 Mann und 27 Geschützen. Napoleon ließ die eroberten Kanonen und die Gefangenen nach Paris bringen und dort einige Tage hintereinander — die Soldaten in ihrem zerlumpten Anzuge — zur allgemeinen Augenweide über die Boulevards führen. Der Thron des französischen Kaisers schien durch die auf den gefährlichen Gegner geführten Streiche sich neu befestigen zu wollen. Die wankelmüthige Nation und die Armee begannen wieder an den Stern Napoleons zu glauben, und das Volk, welches im Januar in träger Niedergeschlagenheit die Verbündeten in das Land eindringen ließ, fand allmählich seine Thatkraft wieder und erhob sich gegen die Fremdlinge. Dies Gefühl erhielt einen Stachel in der Plünderungs- und Zerstörungslust, welche die Russen in Feindes-, wie in Freundesland,

zeigten, und in den Gewaltsamkeiten, wozu auch die Deutschen durch die Noth gezwungen wurden. Die Verwilderung des Soldaten war beklagenswerth, aber verzeihlich bei dem großen Mangel, den er in der Winterszeit auf dem Marsche durch zum Theil öde Gegenden erlitt, inmitten einer feindseligen Bevölkerung, welche jetzt anfing, ihre Vorräthe zu verbergen, ihr Vieh wegzutreiben und selber zu entfliehen. Die preußischen Offiziere suchten dem Unwesen möglichst zu steuern; besonders empört darüber zeigte sich der ordnungsliebende York. Mit gutem Beispiele vorangehend, forderte er von seinen Wirthen die Rechnung und zahlte baar — im großen Gegensatze zu den französischen Generalen, die in Feindesland nicht allein an kein Berichtigen einer Zeche dachten, sondern auch noch die Silbergeräthschaften, mit denen ihre Tafel bedeckt sein mußte, als gute Beute mit fortnahmen. Als York zu Pont à Mousson in dem Schloß eines französischen Generals, der 1806 in dem berliner Schlosse gewohnt hatte, im Quartier lag: zahlte er seine 20 Couverts, obgleich der Haushofmeister gar nichts annehmen wollte, sogar doppelt, indem er sagte: „Allerdings habe ich wohl die Macht und allenfalls auch das Recht, als Herr in diesem Schlosse zu hausen, es niederreißen zu lassen und Salz und Pfeffer auf die Stelle zu streuen, wo es gestanden — als Genugthuung für das Benehmen des Eigenthümers im königlichen Schlosse zu Berlin; allein es soll den Franzosen bekannt werden, welcher Unterschied zwischen einem französischen und preußischen General ist.“ — Aber dieser Edelmuth ließ sich nicht fortsetzen, und am wenigsten konnte der hungernde und frierende Soldat in den gewöhnlichen Schranken gehalten werden. Es ist damals vorgekommen, daß ganze Häuser und Dörfer über Nacht verschwanden, weil ihr Holzwerk abgerissen und zum Beiwachtfeuer verwendet wurde. Der französische Kaiser wußte von der Erbitterung der Einwohner Nutzen zu ziehen. Obgleich ihm alle vom Volk ausgeübte Gewalt und insbesondere die Volksbewaffnung verhaßt war, rief er jetzt die Nation zu einer allgemeinen Bewaffnung (levée en masse) auf, und verhängte die Todesstrafe über jeden Beamten, der den Aufstand der Einwohner gegen die Feinde niederhalten würde. Hierdurch wurde neben dem großen Krieg ein kleiner gegen die Verbündeten hervorgerufen, der besonders im Westen Frankreichs, also in ihrem Rücken, Nahrung fand.

Bei dem Glücke der kaiserlichen Waffen regten sich auch gleich wieder die Gelüste der alten Sonderbundsfürsten, die lieber Vasallen Napoleons und im übrigen ungebunden, als Glieder einer deutschen

Reichseinheit sein wollten. Ein bedrohliches Zeugniß davon gab ein von den Verbündeten aufgefangener Brief des Königs von Würtemberg, worin Dieser sich nicht entblödete, den Reichsfeind wegen seiner jüngsten Erfolge zu beglückwünschen. Napoleon selber war jetzt so erfüllt von dem Gefühle seiner Ueberlegenheit, daß er in verderblichem Uebermuthe sich über seine Gegner in den wegwerfendsten Aeußerungen vernehmen ließ. Nach seiner Niederlage bei La Rothière hatte er in großer Besorgniß Caulaincourt, seinen Bevollmächtigten auf dem Kongresse zu Chatillon, zu den nothwendigen Zugeständnissen ermächtigt; nun aber ertheilte er ihm Befehl, einen weit höheren Ton anzuschlagen; dabei vergrößerte er, um den vorsichtigen Staatsmann recht dreist zu machen, in seinem Schreiben an ihn seine Erfolge in lügenhafter Prahlerei. „Ich habe" — heißt es in seinem Briefe vom 17. Februar — „ohne fast die Waffen zu erheben, 30—40,000 Gefangene gemacht, worunter eine große Zahl Generale; ich habe 200 Geschütze erobert und mehrere Heere zerstört. Ich habe unermeßliche Vortheile über die Verbündeten erlangt, Vortheile, wie sie eine 20jährige kriegerische Laufbahn, die des Ruhmes nicht entbehrt, nirgends aufzuweisen hat."

Die Grundlage, von welcher aus die Verbündeten in Chatillon unterhandelten, war sehr verschieden von der des französischen Kaisers. Dieser konnte, nachdem er aus dem übrigen Europa hinausgedrängt und in Frankreich mit einem immer wachsenden Kriege überzogen war, sich natürlich die Nothwendigkeit nicht verbergen, daß er die größten Opfer zu bringen habe; allein er wollte wenigstens das Frankreich vom Jahre 1799, das er als Konsul überkommen hatte, festhalten, während die Verbündeten auf dem um 1400 Geviertmeilen kleineren Frankreich von 1792, auf Frankreich ohne Rheinpreußen, Rheinhessen, Rheinbaiern, Nizza, Savoyen und Belgien, bestanden. Allerdings wäre es eine Schmach für Napoleon gewesen, zu der Grenze des bourbonischen Königreichs zurückzukehren, gerade so wie es die Verbündeten für eine Schmach ansehen mußten, das schöne Stück Deutschland auf dem linken Rheinufer in den Händen des niedergeworfenen Gewaltherrschers zu lassen. So war die Einigung von vornherein fast unmöglich, und es hatte ganz den Anschein, als ob Napoleon sich nur deswegen bei den Unterhandlungen in Chatillon betheiligte, weil er eine Lähmung der kriegerischen Unternehmungen der Verbündeten davon erwartete. Wenn der faule Friede, nach welchem Oestreich und England aus politischen — natürlich widerdeutschen — Gründen trachteten, überhaupt noch erlangt werden

konnte: so mußte es unter dem Eindrucke der jüngsten Ereignisse geschehen. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo diese Partei im Kongresse durch die letzten Ereignisse das Uebergewicht erhielt; wo Alexander, der bis dahin nur nach der Entfernung Napoleons die Waffen aus der Hand hatte legen wollen, sich nachgiebiger zeigte; wo Stein's und Pozzo's Worte wenig mehr ins Gewicht fielen. Auch bot Schwarzenberg gleich die Hand zu einem Waffenstillstande — über den man sich freilich glücklicher Weise nicht einigte — nachdem Metternich schon vorher brieflich mit Caulaincourt angeknüpft hatte. Ließ sich jetzt Napoleon zu einigen Zugeständnissen herbei, so konnte, bei der nicht mehr zu bezweifelnden Nachgiebigkeit von Seiten der herabgestimmten Verbündeten, dennoch das unselige Friedenswerk gelingen. Vergeblich mahnte der redliche Caulaincourt seinen Herrn: er möge in so ernster Gefahr der günstigen Stunde wahrnehmen und nicht den Augenblick kommen lassen, wo es nicht mehr möglich sei, den Umsturz abzuhalten. Von Stolz verblendet, verstand sich der französische Kaiser zu keinem Opfer; ein anderes Mittel: ein Schreiben Napoleons an Franz, welches darauf ausging, Oestreich von der Verbindung zu trennen, schlug fehl — wie dies auch in Prag und Frankfurt mißlungen war. Bald verschwand für den Kaiser jede Aussicht auf eine friedliche Lösung. In der Furcht, Rußland und Preußen möchten den Krieg allein fortsetzen, sah sich Oestreich sogar veranlaßt, den Bund mit beiden Mächten und England am 1. März fester zu knüpfen durch den Vertrag von Chaumont, in welchem Sonderbündnisse ausdrücklich untersagt wurden, und jede Macht sich anheischig machte, 20 Jahre lang 150,000 Mann zum Kriege zu stellen. Unterdessen war die Zeit, wo Napoleons Waffen die Oberhand hatten, verstrichen. Die Zugeständnisse, die er dann bot, kamen zu spät und erschienen ungenügend, und der Kongreß von Chatillon löste sich am 18. März unverrichteter Dinge auf.

Doch wir kehren zu den Kriegsereignissen, die allein die Entscheidung bringen konnten, zurück. Von Montmirail, wo wir Napoleon nach dem Treffen bei Vauchamps verlassen haben, ging er den 15. und 16. Februar an die Seine, um Schwarzenberg, dessen Vortruppen Paris aus ziemlicher Nähe bedrohten, von der Front her anzugreifen. Wie er sich über die Politik Oestreichs getäuscht hatte, so ging auch diese Bewegung aus einer falschen Rechnung hervor, indem er seine Feinde theils unter-, theils überschätzte. Er unterschätzte Blücher, von dessen Verfolgung er zu früh abstand, in der irrigen Meinung, daß dieser

Gegner, dessen zähe Widerstandskraft nicht so leicht zu brechen war, auf längere Zeit gelähmt sei, und er überschätzte Schwarzenberg, den kriegsunlustigen Diplomaten im Waffenkleide, der zwar jetzt, so schien es, die Hand zum Streich erhoben hatte, aber doch nicht Willens war, ernstlich zuzuschlagen. Der Generalissimus, dem es von seinem Hofe ausdrücklich verboten war, mit der Masse seiner Truppen die Seine zu überschreiten, hatte sein Heer, nachdem er am 7. Februar Troyes besetzt hatte, zwischen Yonne und Aube weit umher in Dörfer und Städte einquartiert, als ob der Friede, um den in Chatillon seit wenig Tagen unterhandelt wurde, schon abgeschlossen sei. Obgleich er nicht ohne Kunde blieb, daß Napoleon über Blücher hergefallen war, geschah doch nichts Erhebliches zu dessen Unterstützung. Immerhin war es dem alten Helden von Nutzen, daß die Vortruppen Schwarzenberg's — mit mehr Eifer, als Dieser selbst gewünscht haben mag — in westlicher Richtung vorgingen, weil dadurch das Ungewitter von dem schlesischen Heere abgezogen wurde. Der Kronprinz von Würtemberg erstürmte am 11. Februar Sens an der Yonne. Zu gleicher Zeit kämpfte Wrede in großer Uebermacht bei Nogent gegen die Franzosen unter dem tapfern Bourmont, der sich dann am Abend, die Brücke sprengend, über die Seine zurückzog. Es ist derselbe Bourmont, der 16 Jahre später Algier erobert hat. Nicht geringer Schrecken kam über die Hauptstadt, als der Kosakenhauptmann Platof das nur sieben Meilen entfernte Fontainebleau besetzte. Ueber das wüste Treiben dieser Barbaren kann kein Zweifel sein; aber der Moniteur mußte sie noch weit schlimmer malen, als sie wirklich waren, um die Pariser zum äußersten Widerstande aufzustacheln. Er berichtet von überallher die haarsträubendsten Dinge von ihnen, und stellt sie als Geschöpfe dar, die „gar nichts Menschliches an sich haben". Von den Kosaken in Fontainebleau heißt es unter dem 20. Februar: „Diese Ungeheuer, welche dem Herrscher, der sie losgelassen, zur Schande gereichen, sind ganz mit Gold und Brillanten bedeckt. Bei Mehreren, welche von den Bauern todt geschlagen wurden, fanden Diese acht bis zehn Uhren; es sind diese Tataren wahre Straßenräuber." Auf die Weisung Joseph Bonaparte's zogen sich die Marschälle Oudinot und Victor hinter das Yères-Flüßchen vor Paris zurück, obgleich sie diesen Vortruppen Schwarzenberg's recht wohl gewachsen waren.

Die plötzliche Erscheinung Napoleons an der Yères veränderte sofort die Gestalt der Dinge. Die Streitkräfte, die er schnell zusammen-

brachte, betrugen 65,000 Mann; damit zertrümmerte er gleich am 17. bei Nangis die von Pahlen geführte russische Vorhut. Schwarzenberg fühlte die Nothwendigkeit, seine zerstreuten Scharen zusammenzuziehen; zum Schutze dieser Bewegungen sollten die Vortruppen unter Wittgenstein, Wrede und dem Kronprinzen von Würtemberg die Seine-Uebergänge bei Nogent, Bray und Montereau festhalten. Napoleon, der zu seinem Schaden das Heer nach drei Richtungen vertheilt hatte, fiel mit 30,000 Mann auf die 10,000 Würtemberger, welche die steile Höhe bei Montereau, wo die Yonne in die Seine geht — eine im Fall des Rückzugs sehr bedenkliche Stellung — besetzt hielten. Die ehemaligen Rheinbundsoldaten hielten sich brav unter ihrem ritterlich tapferen Prinzen; als sie dann nicht länger gegen den übermächtigen Kaiser, der selber die Geschütze auf sie richtete, Stand halten konnten: gingen sie nach starkem Verluste, aber nicht aufgelöst, wie er gehofft hatte, nach Bray zurück, indem sie den Ruhm mit sich nahmen, wenigstens mit Ehren vor ihrem alten Meister bestanden und dem Hauptheere Zeit zum Sammeln verschafft zu haben.

Um möglichst große Streitkräfte vor Napoleon zu sammeln, forderte Schwarzenberg Blücher auf, von Chalons nach der Seine zu kommen, damit er, mit ihm vereint, am 22. den Feind angreifen könne. Blücher, der sich schon wieder erholt und mit 10,000 Russen seine Lücken einigermaßen ausgefüllt hatte, gab sogleich zur Antwort: er werde schon am 21. mit 53,000 Mann und 300 Kanonen bei Mery an der Seine (unterhalb Troyes) zur Schlacht bereit sein. Der Marsch über die öden Kreidefelder der Champagne wurde bei strenger Kälte wirklich in der versprochenen Zeit ausgeführt, so daß nun die Truppen der Verbündeten an der Seine weit über das Doppelte von Dem betrugen, was Napoleon ihnen entgegen zu setzen hatte. Als aber Gneisenau im Auftrage des preußischen Feldmarschalls bei dem Generalissimus in Troyes erschien, um die versprochene Schlacht mit ihm zu verabreden: war der Wind völlig umgeschlagen. Schwarzenberg hatte unterdessen dem französischen Kaiser den oben erwähnten Waffenstillstand angeboten, und es war nur noch von Rückzug die Rede. Eine unbeschreibliche Entrüstung bemächtigte sich des Blücher'schen Hauptquartiers. Der greise Feldherr trug große Lust, ohne Schwarzenberg's Erlaubniß, „dem Bonaparte und den lieben Brüdern“ (den Oestreichern) „zum Trotz“, auf eigene Verantwortung vorzurücken. Kein Befehl hätte ihn vermocht, so lang er überhaupt an der Spitze eines Heeres stand, in solcher Unthätigkeit zu ver-

harren. Zum Glück fand Oberst von Grolman, der Chef des Generalstabs in Kleist's Corps, einen guten Ausweg, indem er vorschlug: Blücher solle die Monarchen um Erlaubniß angehen, die Corps von Bülow und Winzingerode an sich zu ziehen und in dieser Stärke wieder allein zum Angriff schreiten. Wirklich ging Grolman nach Troyes und gewann die Zustimmung Alexander's, der dann Schwarzenberg dem Plane beizutreten veranlaßte. Hierdurch vermehrte sich das schlesische Heer auf 100,000 Mann, die sich um so eher dem östreichischen Einfluß entrücken ließen, weil sie ausschließlich aus Preußen, Norddeutschen und Russen bestanden. Da ferner beschlossen wurde, daß Schwarzenberg das Corps Bianchi's nach dem Süden zur Unterstützung Bubna's abgäbe: so übertraf jetzt das schlesische Heer das böhmische an Truppenstärke, und die Hauptrolle des Kriegs, die bisher in östreichischer Hand gelegen hatte, ging an den preußischen Helden über. Dieser marschirte, einen Widerruf aus dem Hauptquartier fürchtend, sogleich in der Nacht auf den 24. Februar ab. Wirklich erfolgte, nachdem Schwarzenberg sein Heer auf Bar sur Aube geführt hatte, eine Aufforderung Dieses an Blücher, auf Dienville zurückzugehen; aber der preußische Feldmarschall weigerte unter schicklichem Vorwande den Gehorsam. Alexander selbst trat mit großer Festigkeit gegen die Friedenspartei auf, indem er zu Bar erklärte, er werde, wenn man auf einem allgemeinen Rückzuge bestünde, seine Russen dem böhmischen Heer entziehen und an das schlesische geben. So weit wollten es die Diplomaten doch nicht kommen lassen. — Wie dann aus Besorgniß vor diesem Bruch eine Erneuerung und Befestigung des Bundes durch den Vertrag von Chaumont hervorging, ist oben erzählt worden. Die neue Stellung Blücher's ist als der große Wendepunkt dieses Kriegs zu betrachten. Der preußische Feldmarschall selbst war von hoher Freude erfüllt, und sprach seinen Dank in einem Schreiben an Alexander aus, das wörtlich so lautet:

„Der Oberst von Grolman bringt mich die Nachricht, daß die Hauphtarmee eine Rückgengige bewegung machen wird, ich halte mich verpflichtet Ew. Kaiserl. Mayestedt die unvermeindlichen nachtheiligen vollgen davon alleruntertänigst vorzustellen.

1. Die gantze francösche Nation trit unter den Waffen
2. unsre siegreiche armee wird muthloß
3. wihr gehen durch rückgengie bewegungen in' gegenden, wo unsere

Truppen durch Mangel leiden werden, die einwohner werden durch verlust des letzten was sie haben zur verzweiflung gebracht
4. der Kaiser von Frankreich wird sich von seine bestürzung, worin er durch unser Vordringen gerathen, erholen und seine nation wieder vor sich gewinnen.

Ew. Kaiserl. Mayestedt danke ich alleruntertänigst, daß sie mich eine offensive zu beginnen erlaubt haben, ich darf mich alles guhte davon versprechen, wor sie Gnedigst zu bestimmen geruhen, daß die Generalle von Winzingerode und von Bülow meiner auforderung genügen müssen. in dieser verbindung werde ich auf Paris vordringen, ich scheue so wenig Kaiser Napoleon wie seine marschälle, wenn sie mich entgegenträten. erlauben Ew. Kaiserl. mayestedt die versicherung, daß ich mich glücklich schetzen werde an der spitze der mich anvertrauten armee Ew. Kaiserlichen mayestedt befehle und wünsche zu erfüllen.

Merry d. 22 (soll heißen d. 23) Februar 1814.

Blücher."

Zwei Tage später schrieb Friedrich Wilhelm aus Bar an seinen Feldmarschall, um die neue Aufgabe des schlesischen Heers ihm seinerseits mitzutheilen. „Der Ausgang dieses Feldzuges," heißt es am Schlusse dieses Briefes, „liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand. Ich, und die mit mir verbündeten Monarchen, rechnen mit Zuversicht darauf, daß Sie durch eine ebenso kräftige als vorsichtige Leitung Ihrer Operationen das in Sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen und bei der Entschlußkraft, die ihnen eigen ist, es nie aus den Augen verlieren werden, daß von der Sicherheit Ihrer Erfolge das Wohl aller Staaten abhängig ist."

So war das Schicksal Europas auf Blücher's Degen gestellt, und in der That, kein Kongreß — selbst die günstigste Wendung der Unterhandlungen vorausgesetzt — konnte helfen; jeder Friede mit diesem Manne des unauslöschlichen Ehrgeizes wäre für ihn nur ein Waffenstillstand gewesen, wie er es auch selbst nachmals gesagt hat. Das Schwert in kräftiger Hand konnte uns allein Rettung bringen; nur wenn der Thron Napoleons vollständig in Trümmer ging, wurde der Sonderbündelei der Rheinstaaten die Stütze genommen; nur so konnte unser Nationalgefühl starke, weitgestreckte Wurzeln schlagen. Mochte immerhin auch Rußland durch den Sturz des Corsen ein Uebergewicht in Europa und Deutschland erhalten: diesen Druck von uns zu werfen, blieb und

bleibt eine zweite Aufgabe, die nach der ersten gelöst werden mußte. Ueberdies hing an dem Namen Napoleon so viel deutsche Schmach, so viel übermüthig grausamer Druck und Zwang; es drängten sich um seine unheimliche Gestalt so viel blutige Schatten, die Schatten Palm's, der Waffengefährten Schill's, Hofer's und alle der Tausende edler Freiheitskämpfer, die auf den Schlachtfeldern durch ihn geblutet, daß eine volle Sühne tiefes, heiliges Bedürfniß war.

Während die Verbündeten so wichtige Beschlüsse faßten, war Napoleon von Montereau nach Troyes gerückt, wo er ein paar Tage dazu verwandte, um seine durch fortwährende Gewaltmärsche und Kämpfe hart angegriffenen Truppen zu ergänzen und neu zu ordnen. Durch Zuzüge, welche, seit ihm das Glück wieder zugewendet schien, sich reichlicher einstellten, war es ihm möglich geworden, sein Heer zu Troyes auf 70—80,000 Mann zu bringen und auch die Marschälle Marmont und Mortier zu verstärken, so daß er 100,000 Streiter auf dem engeren Kriegsschauplatze zusammen hatte. Aber auch das Südheer unter Augereau und die Truppen des Generals Maison in den Niederlanden wurden, so weit es möglich war, vermehrt, und wir dürfen die Streitkräfte, die er den Verbündeten trotz aller Erschöpfung noch entgegenstellte, im ganzen auf 150,000 Mann berechnen — eine Macht, die in solcher Hand immerhin bedeutend war.

Indem Napoleon mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnete, Schwarzenberg in den nächsten Tagen zu zertrümmern, wie er nach seiner Meinung auch das schlesische Heer zertrümmert hatte: mußte es ihn sehr befremden, daß sein linker Flügel unter Oudinot am 22. Februar zu Mery ganz unerwartet mit preußischen Truppen zusammentraf und einen harten Stoß von ihnen empfing. Blücher — dessen war er gewiß — stand noch zu Chalons und war mit der Wiederherstellung seines Heers beschäftigt; was also hier sich spüren ließ, konnten nur Vortruppen sein, die an Schwarzenberg zur Unterstützung abgegeben wurden. Wie sehr wuchs aber sein Erstaunen, als ihm in der Nacht zum 27. Februar gemeldet wurde, daß der preußische Feldmarschall, dessen Vernichtung er prahlerisch hatte verkünden lassen, mit all seinen Streitkräften an der untern Marne, wenige Meilen von Paris, stünde. Indem es ihm nicht entgehen konnte, wie viel ernster nun auf einmal seine Lage geworden war: entschlüpften ihm gegen seine Umgebung die Worte: „In wenigen Stunden hat sich das Schicksal des Krieges gewendet.“ Schnell gefaßt eilte er jedoch mit dem größeren Theile seiner Streitkräfte

Blücher nach, indeß der kleinere gegen das böhmische Heer zurückblieb. Daß dieses seinem Feinde die Stirn bieten werde, schien nach den bisherigen Erfahrungen nicht wahrscheinlich. Gleichwohl stellte sich Schwarzenberg gerade an dem Tage zum Kampfe, an welchem Napoleon, ohne zu wissen, daß eine Schlacht in seinem Rücken im Entstehen sei, seinen Marsch gegen Blücher antrat.

Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß gerade damals im Hauptquartier des böhmischen Heers eine — freilich nur vorübergehende — kriegerische Luft wehte. Dieses erschöpfende, thatenlose Hin- und Hermarschiren, und jetzt dies wenig ehrenvolle und dazu noch mit Verlusten verknüpfte Rückwärtsgehen nach Bar sur Aube und von da weiter auf Chaumont an der obern Marne bis in die Nähe von Langres, von dessen Hochebenen man im Januar in der stolzen Hoffnung, Paris zu gewinnen, hinabgestiegen war, hatte bei dem Soldaten eine so tiefe Verstimmung hervorgerufen, daß endlich Etwas geschehen mußte, um ihn wieder zur Ordnung und zum Selbstvertrauen zurückzuführen. Als der König von Preußen dann endlich Schwarzenberg bewog, sich dem Feinde zu stellen: brach lauter Jubel unter den Truppen aus. Wirklich kam diesmal am 27. Februar bei Bar sur Aube eine Schlacht zur Ausführung. Es waren die Corps Wittgenstein und Wrede, welche, an Mannschaft und Geschütz überlegen, die Franzosen unter Oudinot angriffen. Der Kampf, welchem Friedrich Wilhelm mit seinen beiden ältesten Prinzen beiwohnte, war glücklich für die Waffen der Verbündeten. Der Feind mußte Bar verlassen und nach einem Verluste von über 3000 Mann seinen Rückzug antreten; doch benutzte Schwarzenberg seinen Sieg nicht, sondern vergönnte seinen Truppen, sehr zur Unzeit, eine achttägige Ruhe.

Unterdessen zog Blücher über Sezanne nach der Marne, indem er den geraden Weg nach Paris einschlug. Beinahe hätte er das Corps Marmont's, das er unterwegs überraschte, im Rücken gefaßt und über den Haufen geworfen. Marmont entrann in Gewaltmärschen nach La Ferté sous Jouarre, wo er Mortier traf. Von hier setzten die beiden Marschälle ihre Flucht nach Meaux fort, indem sie alle Marnebrücken hinter sich abbrachen. Ein Theil von Blücher's Truppen drang bis vor diese Stadt, und Paris, das eben noch mit Siegesberichten Napoleons betäubt worden war, erbebte, als es vernahm, daß das todtgesagte schlesische Heer plötzlich wieder auferstanden sei, und nur zwei Tagemärsche entfernt stehe. Doch kam es diesmal mit dem bloßen Schreck

davon. Der Feldmarschall hatte darauf gerechnet, daß die Corps von Bülow und Winzingerode, die er aus den Niederlanden erwartete, früher mit ihm zusammentreffen würden. Ohne sie trug er mit Recht Bedenken — in der Front von den beiden Marschällen, im Rücken von dem nacheilenden Napoleon bedroht — die volkreiche, wahrscheinlich noch über beträchtliche Streitmittel gebietende Hauptstadt anzugreifen. Er entschloß sich deshalb, den zwei Generalen nach der Aisne entgegenzugehen. Der französische Kaiser eilte hinter ihm her, um ihn wo möglich noch vor der Vereinigung mit den beiden Corps zu fassen; aber zwei Nachtmärsche, welche Blücher unter Entbehrungen aller Art auf grundlosen Wegen machte, gaben ihm den Vorsprung. Vergeblich war Napoleons Hoffnung, das mit Mauer und Graben versehene Soissons — wo einst Karls des Großen Haus die Königswürde erlangt hatte — werde das schlesische Heer, welches daselbst die Aisne überschreiten mußte, bis zu seiner Ankunft aufhalten. Es lagen hier 1600 altgediente Polen unter General Moreau mit 20 Geschützen; hierzu kam die wenig bedeutende Nationalgarde einer Stadt von 8000 Einwohnern. Dagegen rückten die Corps von Bülow und Winzingerode, 45,000 Mann stark, an. Als die verbündeten Generale zum Sturme schritten, und die Preußen schon die Leitern an die Mauern legen wollten, übergab der Kommandant die alte Festung gegen freien Abzug, wofür ihn Napoleon erschießen ließ. Jetzt war die Schranke zwischen Blücher und den Truppen aus Niederland gefallen, und die Heere stießen am 4. März am rechten Ufer der Aisne zusammen. Die Gesammtstärke des schlesischen Heers betrug nun über 100,000 Mann mit nahezu 500 Feuerschlünden. Die ruhmgekrönten preußisch-russischen Corps, welche die glücklichen Schlachten des Jahres 13 geschlagen hatten, waren verschmolzen, und unter dem Oberbefehl des alten Feldmarschalls, der noch nie eine so große Truppenzahl kommandirt hatte, mischten sich die Fahnen eines York, eines Kleist und eines Sacken mit den Fahnen, die der Pulverdampf von Groß-Beeren und Dennewitz umwogt hatte. Mit Bülow hatten sich auch die bekannten Freicorps von Lützow, Colomb und Tettenborn eingestellt.

Aber welch' einen verschiedenen Anblick gewährten die jetzt vereinigten Truppen! Während die hartgeschmiedeten Krieger, die bisher schon unter den Befehlen Blücher's gestanden hatten, die Spuren der ungeheuren Strapazen in den magern, bärtigen, vom Rauch der Beiwacht

geschwärzten Gesichtern trugen und in verblichener Uniform mit zerfetzten Mänteln, trüben Waffen und struppigen Pferden daher kamen: sah man es den schmucken Männern, welche Bülow und Winzingerode heranführten, wohl an, daß sie bei Freunden an voller Schüssel gesessen und neben dem Kriege Zeit gehabt hatten, sich in gutem Stande zu halten. Blücher gönnte seinem Heer eine dreitägige Ruhe, und da bei dem York'schen Corps jetzt gerade eine Zufuhr von einigen Tausend Paar Schuhen anlangte, konnten die Sandalen aus Kuhhaut mit ordentlicher Fußbekleidung vertauscht werden. Bülow und Winzingerode waren in den Niederlanden, die sie bis auf wenige feste Plätze erobert hatten, durch den Herzog Karl August von Weimar, der die Truppen verschiedener deutscher Staaten führte, und andere Streitkräfte ersetzt worden, und nur mit Mühe behauptete sich General Maison, auf den Festungsgürtel an der Grenze Frankreichs gestützt, gegen die überlegene Macht der Verbündeten, so wie auch Carnot Antwerpen bis zum Ende des Kriegs gegen sie vertheidigte.

Was Bernadotte angeht — oder „Monsieur Bernadotte", wie ihn Bülow spöttisch zu nennen pflegte — so war er nach Abschluß des kieler Friedens in den langsamsten Märschen den Verbündeten nachgerückt, und stand jetzt unthätig und zuwartend bei Lüttich. Daß seine Verbindung mit den Gegnern Napoleons keinen andern Zweck hatte, als sich den Besitz Schwedens zu sichern, dieses möglichst zu erweitern und nebenher mit verdeckter Hand nach der Krone Frankreichs zu greifen, ist uns bekannt. Bülow hatte in Erfahrung gebracht, daß er durch geheime Sendboten Verbindungen mit Paris unterhielt; man wußte sogar, daß er mit Napoleon in Verkehr stand; daher man sich auch im schlesischen Heere mit diesem seltsamen Freund im Rücken eben nicht sehr behaglich fühlte.

So überlegen Blücher's Armee jetzt auch den Streitkräften Napoleons sein mochte: der französische Kaiser mußte, da die Unterhandlungen mit den Verbündeten zu Chatillon keine Aussicht mehr auf Erfolg boten, den verzweifelten Versuch machen, sie zu überwinden. Da Soissons sich in den Händen der Verbündeten befand, überschritt er die Aisne weiter oberhalb bei Bery-au-bac auf einer Schiffbrücke, um den linken Flügel der Gegner zu umgehen. Diese dagegen rückten ihm, sobald sie Kunde von seinen Bewegungen erhalten hatten, kampfbereit entgegen. Es kam den 7. Mai zu der Schlacht bei Craonne. Die Ungeschicklichkeit und Langsamkeit Winzingerode's, welcher dem

Feinde mit 10,000 Pferden und 60 Geschützen in den Rücken fallen sollte, war Ursache, daß der Plan des Feldmarschalls nicht zur Ausführung kam. So bewegte sich der wüthende, äußerst blutige Kampf um den Besitz der Hochfläche des Kalksteingebirges bei dem genannten Dorfe, welche die Russen unter Woronzoff und Sacken auf das hartnäckigste gegen den anstürmenden Ney vertheidigten, und endigte mit dem Rückzuge der Russen auf Laon, das Bülow mittlerweile besetzt hatte. Während die Russen nahezu 4800 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt hatten, zählten die Franzosen nicht weniger als 8000; besonders hatte die junge Garde gelitten. Unter den Schwerverwundeten war auch Marschall Victor, Herzog von Belluno, und Grouchy, der kommandirende General der Reiterei. So sah der Sieg der Franzosen einer Niederlage ziemlich ähnlich.

Napoleon bedurfte einer zweiten entscheidenden Schlacht. Diese suchte er zu Laon, einer kleinen Stadt im Nordosten Soisson's, die auf einem 35 Fuß hohen Felsen inmitten der Ebene liegt. Aber seine Kräfte reichten nicht aus, um die starke Stellung, welche die Verbündeten hier genommen hatten, zu bewältigen, und der Ueberfall in der Nacht vom 8. zum 9. März scheiterte vor den Batterien Bülow's. Am 9. wurde den ganzen Tag hindurch mit äußerster Heftigkeit, aber ohne Entscheidung gestritten, bis dann mit einbrechendem Dunkel der Kanonendonner verstummte. An dem Feuern der Geschütze hatte schließlich auch noch das Corps Marmont's Theil genommen, welches spät, in der Stärke von 16,000 Mann, auf der Straße von Rheims angelangt war, und jetzt bei dem Dorfe Athis, durch Sumpfland von dem übrigen französischen Heere getrennt, lagerte. Da der ihm gegenüber stehende rechte Flügel der Verbündeten unter York und Kleist ungewöhnlich stark war, weil man von dieser Seite her den Hauptangriff erwartet hatte: faßten die preußischen Generale den Entschluß, das feindliche Corps in der Nacht zu überfallen; York, welcher sich schon zu Möckern auf die Gedächtnißtafel Marmont's eingegraben hatte, übernahm, als ältester Befehlshaber, die Leitung des Unternehmens, und ordnete den Angriff auf das trefflichste. In tiefer Stille schritten die dichtgeschlossenen Bataillone durch die sternhelle Nacht, und nahten unbemerkt den ruhenden Franzosen bis auf wenige Hundert Schritte. Jetzt erklangen plötzlich, auf York's Wink, alle kriegerischen Instrumente; die Hörner schmetterten, die Trommeln wirbelten; dazwischen erscholl das grauenvolle Hurrah! Hurrah! der heranstürmenden preußischen Krieger.

Von Entsetzen ergriffen taumelte der schlaftrunkene Feind von seinem Lager empor; einen Augenblick versuchte er sich zu ordnen, stürzte aber bald, seine Geschütze im Stiche lassend, in wilder Flucht dahin. Als General Zieten, der mit seiner Reiterei hinter einem Gebüsche aufgestellt war, den Kriegslärm vernahm: brach er eilig hervor. Das für die französische Zunge unaussprechliche Wort: Heurich, womit damals im preußischen Heer der Fußsoldat seinen Kameraden zu Roß in neckischer Weise bezeichnete, diente in der Nacht als Erkennungszeichen. Zieten's Einhauen vermehrte nicht wenig die Verwirrung, welche so groß war, daß die Feinde sich selber anfielen, und ein Bataillon von Marmont's Truppen durch die Kürassiere des eigenen Corps niedergehauen wurde. Die Preußen ließen von der Verfolgung nicht ab, als bis die Erschöpfung ihnen Einhalt gebot, und erst zu Corbeny, einige Meilen hinter Athis, auf der Straße nach Rheims, war es dem Herzog von Ragusa möglich, seine Flüchtlinge zu sammeln. Er hatte bei dem Ueberfall 1500 Mann an Todten und Verwundeten, 2500 Gefangene, 45 Geschütze, 131 Munitionswagen und eine Menge Heergeräth eingebüßt. Hierdurch war die Schlacht von Laon zum Vortheil der Verbündeten gewendet.

Während dies geschah, lag Blücher krank darnieder. Er hatte sich am Morgen des 9. noch mit großer Anstrengung im Sattel oder auf den Beinen gehalten; Nachmittags aber mußte der 71jährige Greis zu Bette gebracht werden. In seinem Namen theilte Gneisenau, der dem Range nach unter den Corps-Generalen stand, die Befehle an Diese aus, wodurch natürlich die Leitung der Schlacht an Kraft und Einheit verlor. Als der alte Löwe auf seinem Schmerzenslager Kunde von dem Siege seines linken Flügels erhielt, leuchteten die Heldenaugen vor Freude. „Bei Gott", sagte er dem Adjutanten, „ihr alten York'schen seid brave Kerls! Wenn man sich auf Euch nicht verlassen könnte, da fiele der Himmel ein." Der fortwährend leidende Zustand Blücher's war Ursache, daß der Sieg von Laon, zur großen Unzufriedenheit der preußischen Generale und besonders York's, nicht zur Vernichtung des tieferschütterten Feindes benutzt wurde.

Napoleon zog sich, nachdem er am Morgen des 10. mit dem verzweifelten Versuche, in die Stadt zu gelangen, gescheitert war, nach Soissons hinter die Aisne zurück. Er hatte bei Craonne und Laon 17,000 Mann eingebüßt — ein Verlust, den er schwerlich überwinden konnte. Die morschen Stützen seines Thrones drohten mehr und mehr zusammenzubrechen. Aus Belgien trafen von dem tapferen

General Maison die bedenklichsten Nachrichten ein; Augereau, dem die Kraft seiner frühern Jahre und wahrscheinlich auch der gute Wille fehlten, hielt kaum in Lyon noch Stand gegen die wachsende Macht der Oestreicher. Soult zog sich vor Wellington auf Toulouse zurück, so daß der englische General von den zahlreichen Royalisten jener Gegenden willkommen geheißen, gegen Bordeaux vordrang. Nicht nur im südlichen Frankreich, auch in Burgund und in der Freigrafschaft erhoben die Bourbonen ihr Haupt von neuem, und in Paris, das abwechselnd vor Schwarzenberg und Blücher zitterte, schürten ihre Helfer ein heimliches Feuer, das täglich an Umfang gewann.

Indessen gab sich Napoleon keineswegs dem Gefühle seiner trostlosen Lage hin, sondern kämpfte gegen das Verhängniß, das langsam schreitend ihm nahte, in merkwürdiger Thätigkeit an. Während er in Soissons mit der Umbildung und nothwendigen Ergänzung seiner zerrütteten Armee beschäftigt war, wobei er theilweise die Lücken mit Nationalgarden ausfüllte: erfuhr er die Ankunft eines Hülfscorps des schlesischen Heers in Rheims. Es waren 14,000 Mann Russen und Preußen unter St. Priest, der sich, in Sicherheit gewiegt durch die Nachrichten von dem Siege bei Laon, dort ungefährdet glaubte. Schon am 13. März war Napoleon in überlegener Stärke vor der alten Krönungsstadt, zersprengte das Corps, welches einige Tausend Mann an Gefangenen und Todten — unter Letzteren auch den Führer — verlor, und rückte den 14. in Rheims ein.

Der Kaiser wandte sich nun, indem er Marmont und Mortier gegen das schlesische Heer zurückließ, den 17. wieder südwärts über Epernay und Fère Champenoise nach der Aube, um, mit Macdonald, Oudinot und Gérard vereinigt, dem böhmischen Heere, das er nach übertriebenen Berichten in seiner Hauptstärke weiter nach Paris vorgegangen glaubte, in den Rücken zu fallen und dessen einzelne Corps zu überwältigen. Schwarzenberg beharrte, statt den geringen Feind, der ihm bis dahin gegenüber gestanden, zu schlagen und gegen die Hauptstadt vorzudringen, auch nach Abschluß des Vertrags von Chaumont bei seiner alten Unthätigkeit. Wenn er jetzt seine weitzerstreuten Truppen zusammenzog, geschah es auf Alexander's Betreiben. Zum Glück für ihn blieb Napoleon bei seinem schnellen Anstürmen in Unkenntniß über die Stellung seiner Gegner, so daß sein Marsch in deren Rücken das Ziel verfehlte. Dagegen entschloß sich Schwarzenberg, diesmal die günstige Gelegenheit zu nutzen und dem mit Macdonald noch nicht vereinigten Kaiser

eine Schlacht zu liefern, welche Dieser gegen den Rath seiner Generale in leidenschaftlicher Hast annahm. So kam es den 20. und 21. März zu den Gefechten bei Arcis sur Aube. Gleich anfangs nahm der Kampf eine schlimme Wendung für die Franzosen, indem die russische und bairische Reiterei auf dem linken Flügel der Verbündeten die Reiterei Sebastiani's in die Flucht schlug. Mit gezogenem Degen warf sich Napoleon an der Brücke bei Arcis den aufgelösten Geschwadern entgegen, und schreckte sie mit den Worten: „Wer will eher über die Brücke als ich?" zurück. Wirklich gelang es ihm, die Ordnung der Schlacht herzustellen; aber seine Kräfte waren nicht ausreichend, derselben eine günstige Wendung zu geben. Hätte Schwarzenberg einen umsichtigen, entschlossenen Gebrauch von seinen großen Streitmitteln gemacht: schwerlich wäre der Kaiser einer entschiedenen Niederlage entronnen. Als Dieser am Morgen des 21. Gelegenheit hatte, eine Uebersicht des jetzt vollständig vereinten böhmischen Heers zu gewinnen: sah er, daß ihm Nichts übrig blieb, als der Rückzug über den Fluß; wobei besonders Oudinot's Truppen, welche die Nachhut bildeten, zu leiden hatten. Die beiden Tage kosteten den Franzosen 4000 Mann und einige Geschütze.

Da in jenen Tagen auch der Kongreß in Chatillon unverrichteter Sache, wie uns bekannt, zu Ende ging: so war nun die Entscheidung der Dinge allein aufs Schwert gestellt; 100,000 Mann unter Schwarzenberg standen hier, 100,000 Mann unter Blücher dort, und Napoleon durfte nicht mehr wagen, einen von ihnen anzugreifen. In dieser äußersten Bedrängniß blieben ihm nach dem Urtheil der Kriegskundigen nur noch zwei Wege offen, die wenigstens einen Schimmer von Hoffnung boten: entweder sogleich alle Streitkräfte vor der bedrohten Hauptstadt zu sammeln und mit Hülfe der zahlreichen pariser Nationalgarden den Feind von dem Herzen Frankreichs abzuhalten, oder sich auf seine Maas- und Moselfestungen zurückzuziehen, mit der Besatzung derselben sein Heer auf 100,000 Mann zu steigern und so den Rücken der Verbündeten zu bedrohen, was auch immer aus Paris werden mochte. Entschloß er sich für den zweiten Plan, zu dessen Gunsten er sich selber nachmals in St. Helena ausgesprochen hat: so konnte ihm auch die Volkserhebung in den östlichen Provinzen, die dort in Folge der Kriegsleiden weiter um sich gegriffen hatte, von Nutzen sein. Aber Napoleon schlug weder den einen noch den andern Weg ein, sondern wählte einen mittleren, der, wie alle Halbheiten, das Ziel verfehlte. Er marschirte auf Troyes in den Rücken der Verbündeten, von wo er bis zur Grenze

Lothringens ging, indem er sicher darauf zählte, daß er seine Gegner wegen ihrer Verbindung mit dem Rheine, wegen ihrer Zufuhren und Kriegsvorräthe, wie sie stets in dem Rücken eines Heers sich finden, besorgt machen und ohne Verzug von der Unternehmung auf Paris ablenken werde. Am 23. sehen wir ihn in St. Dizier an der Marne, am 25., einen großen Rückschritt machend, in Bar sur Aube, das Kaiser Franz mit den Diplomaten erst Tags zuvor verlassen hatte; dann erscheint er wieder in St. Dizier, von wo er, die Marne hinabgehend, den 27. in Vitry anlangt. So schweift er auf den Verbindungswegen seiner Gegner mit Deutschland umher, umschwärmt von Winzingerode's Reiterscharen, von Tschernitscheff's, Tettenborn's und Benkendorf's leichten Geschwadern. In eigensinniger Verblendung glaubt er, daß die Verbündeten ihm nachrücken, und er wird in diesem Irrthume durch die List seiner Gegner bestärkt, indem diese Reiter sich überall für Vortruppen ausgeben und Quartier für die Monarchen bestellen. Unterdessen waren Blücher und Schwarzenberg, wie gleich näher erzählt werden soll, gemeinschaftlich nach Paris aufgebrochen, sicher gemacht durch die Kunde von Napoleons Bewegungen und die günstigen Nachrichten aus dem Süden und Südosten Frankreichs. Schon am 12. März war Wellington in Bordeaux, Bubna am 22. in Lyon eingerückt, und der Löwe des Waldthals — das ist die Bedeutung des aus griechischen Worten gebildeten Namens Napoleon — wurde von den überallherandringenden Jägern immer enger umstellt. Die verzweifelten Kreuz- und Quersprünge des einst so starken und stolzen Thiers, wodurch die Waidmänner aus ihrem Kreise herausgelockt werden sollten, hatten keinen andern Erfolg als dessen gänzliche Erschöpfung, und jetzt, da es in krampfhaften Sätzen zurückeilte, um sein gefährdetes Lager mit dem jungen Löwen zu schützen: reichten Zeit und Kraft nicht mehr aus, dahin zu gelangen.

Mit dem Marsche der Verbündeten auf Paris ging es näher so zu: Nachdem Napoleon Rheims verlassen hatte, rückte das schlesische Heer, welches fortwährend dem Namen nach unter der Oberleitung des kranken Blücher stand, sogleich wieder von Laon nach der Aisne, nahm Rheims und drang südwärts gegen die Marne vor, indeß die Marschälle Marmont und Mortier, die der französische Kaiser, wie uns erinnerlich ist, gegen Blücher zurückgelassen, sich auf Chateau-Thierry zurückzogen. Die von ihnen mit Hast verfolgte Richtung brachte das Hauptquartier Blücher's auf den Gedanken, daß sie von ihrem Kaiser

zur Mitwirkung bei einem großen Unternehmen gegen Schwarzenberg bestimmt seien — wie es denn wirklich auch der Fall war. Man beschloß deshalb, dem böhmischen Heere zu Hülfe zu eilen und Napoleon von der Seite und im Rücken zu fassen. Aber jetzt verrieth ein aufgefangener Brief des Kaisers an seine Gemahlin den Marsch, welchen Dieser nach der Schlacht bei Arcis in östlicher Richtung auf St. Dizier angetreten hatte; andere Nachrichten, die einliefen, bestätigten die merkwürdige Wendung der Dinge, in Folge deren nun Blücher ganz ungestört an die Aube marschiren und Schwarzenberg die Hand reichen konnte. Die Vereinigung geschah am 23. März zwischen Chalons und Arcis, wo die Reiterei der beiden Heere sich berührte.

Da durch die neue Stellung Napoleons der östreichische Kaiser, der sich im Rücken des böhmischen Heeres aufzuhalten pflegte, gefährdet erschien: so begab sich Derselbe nach Dijon in den Schutz seines Südheers. Die Entfernung Franzens und seiner Diplomaten von dem eigentlichen Kriegsschauplatze war ein neuer Glücksfall, indem hierdurch die Partei, welche schlagen und nicht unterhandeln wollte, entschieden die Oberhand gewann. Auch rief Stein, als ihm die Kunde von des Kaisers Reise zukam, mit freudestrahlendem Gesichte: „Das ist das Beste, was uns hat begegnen können; jetzt wird Alles bald zu Ende sein.“

Der erste Gedanke des Generalissimus, als er Napoleons Marsch auf St. Dizier vernahm, war freilich, ihm nachzurücken, um die gefährdete Verbindung mit dem Rheine wieder zu öffnen, und sowohl das böhmische als das schlesische Heer erhielten Befehl, nach Vitry, also ostwärts, zu marschiren. Aber Alexander, den wir von Stein, der ihm nicht von der Seite wich, von Pozzo di Borgo und seinem eigenen Ehrgeize gestachelt wissen, war entschieden für den kühnen, glänzenden Plan, die Hauptstadt niederzuwerfen und so dem korsischen Imperator die Wurzeln in der Nation abzuschneiden. Zwar stimmte die Mehrzahl seiner Generale, die er zuerst sich aussprechen ließ, dagegen; als er dann aber eine Berathung mit dem Könige von Preußen und Schwarzenberg pflog — es geschah zu Roß auf freiem Felde an einem heitern Frühlingstage — stimmte Friedrich Wilhelm bei, und der Generalissimus erhob keinen Widerspruch mehr. Noch an demselben Tage, dem 24. März, wurde dem böhmischen Heere der Befehl ertheilt, auf Fère Champenoise zu marschiren, und Blücher eingeladen, die Richtung auf Montmirail zu nehmen; es war eine rechte Freudenpost für die braven Truppen. Am Morgen des 25. waren

die Fahnen der beiden Heere westwärts, statt ostwärts gerichtet, westwärts, wo Ruhm und Sieg, wo dauernde Befreiung vor dem gefährlichen Feinde lag. Nur Winzingerode folgte Napoleon mit 8000 Pferden und 24 Geschützen, um, in Gemeinschaft mit den obengenannten Kosakengeneralen, eine Scheidewand zwischen den Verbündeten und Paris auf der einen und dem französischen Kaiser auf der andern Seite zu ziehen und ihm das große Unternehmen seiner Gegner zu verhüllen. Es waren 170,000 Mann, die gegen die französische Hauptstadt marschirten, vom böhmischen Heere die Corps des Kronprinzen von Würtemberg, Wrede's, Giulay's und Rajewski's, so wie die preußischen und russischen Garden, vom schlesischen Heer die Corps von York, Kleist, Sacken und Langeron. Bülow war durch die Belagerung von Soissons zurückgehalten.

Den Marschällen Marmont und Mortier, die eben so wenig als ihr Kaiser von der Umkehr der Verbündeten wußten, war von Diesem vor Chateau-Thierry der Befehl zugegangen, ihre 25,000 Mann ihm schleunigst nach St. Dizier nachzuführen; ihr Marsch durchkreuzte sich bei Fère Champenoise mit dem des böhmischen Heers, und sie würden wahrscheinlich aufgerieben worden sein, hätten nicht die Gegner, auf die sie zuerst stießen: Graf Pahlen mit seiner russischen und der Kronprinz Wilhem mit seiner würtembergischen Reiterei, in ihrer Kampflust den Angriff übereilt, statt die Ankunft größerer Streitkräfte abzuwarten. Zu gleicher Zeit gerieth General Pacthod, der sich mit neuausgehobenen Truppen auf dem Wege zu den beiden Marschällen befand, etwas weiter nördlich an dem Flüßchen Petit Morin zwischen die beiden Heere der Verbündeten, und so heldenmüthig dieser Offizier sich auch zur Wehre setzte; so entschlossen er sich auch, obwohl schwer verwundet, in der schwierigsten Lage der Welt zeigen mochte: er mußte sich mit seiner ganzen Division ergeben. Dieser Tag, der 25. März, kostete den Feinden 5000 Mann an Todten und Verwundeten, 4000 an Gefangenen und 60 Geschütze. Es war ein großes Ergebniß. Hätten übrigens die Verbündeten den Feind bei Fère Champenoise gänzlich zertrümmert, wie dies bei größerer Umsicht geschehen konnte: so wären die Reste der beiden Corps, die jetzt auf Paris zurückgingen, keine Schutzwehr für dasselbe geworden; dann lag die Hauptstadt offen vor den Siegern da, und die Schlacht vom 30. März blieb ihnen erspart.

Unaufhaltsam drangen die beiden Heere gegen ihr Ziel vor. In der Nacht auf den 28. März erreichte die schlesische Armee die kleine

Stadt Meaux. General Compans hatte, was in Paris an Streitern aufzutreiben war, zusammengerafft, und trat jetzt, etwa 7000 Mann stark, der preußischen Vorhut in dem Walde bei Claye entgegen; aber er wurde nach hartnäckiger Gegenwehr bis Bondy zurückgeworfen, und Blücher's Truppen standen nur noch einen Marsch von der Hauptstadt entfernt. Auch das böhmische Heer rückte an, aber langsam, so daß den Marschällen Marmont und Mortier noch Zeit blieb, über Sezanne und Provins zur Vertheidigung der Hauptstadt heranzukommen. Am Morgen des 29. trafen auch die beiden Monarchen in Meaux ein, um das schlesische Heer, welches von da bis Ville parisis zu beiden Seiten der Straße aufgestellt war, in Augenschein zu nehmen. Friedrich Wilhelm ritt die Front des York'schen Corps hinab. Er hatte dasselbe seit seinem Aufbruche nach Frankreich nicht wieder gesehen, und erschrak jetzt — verwöhnt durch den schmucken Anblick seiner Garden, die freilich wenig in den Kampf gekommen waren — über die Erscheinung dieser Männer, die in langem Haupt- und Barthaar, in zerrissenen und zerflickten Uniformen vor ihm standen. Sie sahen freilich wie Bettler, aber auch wie Helden aus, und Helden sind auch als Bettler schön; sie waren auch als Bettler schön in ihrer stolzen, kraftvollen Haltung, mit dem trotzigen Mannesausdruck auf der festen Stirn, mit den flammenden Augen und den tiefen Narben, welche sie in so viel Schlachten, glücklich oder unglücklich, aber immer ruhmvoll kämpfend, davon getragen hatten. Friedrich II. würde den General York, als er ihm diese Truppen vorstellte, an das Herz gedrückt und ihm und seinen Kriegern in beredten Worten aus der Fülle seines Herzens gedankt haben; denn wie unter den Heeren der Verbündeten das schlesische am meisten gethan und gelitten hatte, so die York'schen unter den Corps, die Blücher führte. — — Friedrich Wilhelm kehrte, nachdem er das erste Bataillon entlang geritten war, sofort wieder um, ohne seine übrigen Krieger in Augenschein zu nehmen. „Sehen schlecht aus — schmutzige Leute" murmelte er nach seiner Art in abgebrochenen Worten gegen York. — Auch als später die Hauptstadt sich den siegreichen Verbündeten öffnete, zogen die Garden ein, während die „schmutzigen Leute" York's und Kleist's, noch blutend aus den frischen Wunden der Schlacht vor Paris, um die Stadt herummarschiren und auf entfernten Dörfern Quartier nehmen mußten. Und doch hätte es gerade ihnen vor Allen gebührt, jenen hohen Ehrentag mit zu begehen und die von ihnen niedergeworfene Hauptstadt festlich zu beschreiten.

Nach der abgebrochenen Truppenschau zog sich das schlesische Heer rechts nach der Straße von Soissons, um der böhmischen Armee, die jetzt herangekommen war, Raum zu geben. Die russischen Vortruppen derselben drängten Compans auf Paris zurück, und die Monarchen nahmen, nebst dem Generalissimus, ihr Quartier in Bondy, eine Meile von Paris. Da nun die beiden Heere der Verbündeten auf dem rechten Marne-Ufer standen, konnten die zwei Marschälle, die zwischen Marne und Seine — also auf dem linken Ufer jenes Flusses — heraneilten, ungefährdet nach der Hauptstadt gelangen.

Unterdessen marschirte Napoleon im Rücken der Verbündeten hin und her, umhüllt von den Reiterschwärmen der Russen, denen er am 26. bei St. Dizier ein für sie verlustvolles Gefecht lieferte. Weder die dringenden Vorstellungen seiner Generale, noch die einstimmige Aussage der Gefangenen von der Richtung der Verbündeten auf Paris konnten ihn von dem Wahne abbringen, daß sie ihm nachgefolgt seien, bis zuletzt die unwiderstehlichsten Zeugnisse seinen Starrsinn beugten. Mit einmal sah er in die Tiefe des Abgrunds, an dem er stand. Gegen seine Gewohnheit rief er am 27. März in seinem Hauptquartier bei Vitry einen Kriegsrath zusammen. Sein Plan, sich in die Vogesen zu werfen und mit Hülfe der Besatzungen ein großes Heer aufzustellen, wurde von sämmtlichen Generalen bekämpft, welche in dem Besitze von Paris die Entscheidung des Krieges sahen. Widerstrebend gab ihnen Napoleon nach, und noch an demselben Tage brachen die Truppen in westlicher Richtung auf, um in Gewaltmärschen nach der Hauptstadt zurückzueilen.

Da zu befürchten war, daß sowohl die gerade Richtung über Fère Champenoise, Sezannes und Coulommiers als auch der — übrigens nicht beträchtliche — Umweg über Arcis sur Aube und Nogent sur Seine von den Verbündeten versperrt oder bedroht sein würden: so ging Napoleon noch weiter südlich über St. Dizier, Montier en Der, Daulancourt (gleich unter Bar sur Aube), Troyes und Sens, wobei er die unwiederbringliche Zeit von mehr als einem ganzen Tage verlor. Hinter dem Walde von Fontainebleau, der etwa noch sechs Meilen von Sens und acht von Paris entfernt liegt, sollte das französische Heer sich sammeln und von da aus der Hauptstadt Hülfe bringen, welche, so hoffte er, so lang noch ausdauern werde. Was menschliche Kräfte vermögen, wurde aufgeboten, um rasch voranzukommen. Zu Doulevant (zwischen Montier en Der und Daulancourt) erreichte den Kaiser am zweiten Tage ein in Geheimschrift abgefaßter Brief, welcher so lautete: „Die Anhänger

der Fremden, aufgemuntert durch den Abfall von Bordeaux, heben das Haupt empor; geheime Kunstgriffe unterstützen sie. Napoleons Gegenwart ist nothwendig, wenn er verhindern will, daß die Hauptstadt dem Feind übergeben werde. Es ist kein Augenblick zu verlieren.“ Napoleon bedurfte dieser Mahnung nicht; aber jetzt trat Regenwetter ein, und die in Koth aufgelösten Straßen hemmten den Marsch der Truppen. Der Kaiser eilte mit seinen Reitern voraus. In Daulancourt an der Aube lief ein Schreiben seines Bruders Joseph ein, das den Stand der Verbündeten bei Claye, drei Meilen von Paris, meldete. Und er hatte noch einen Marsch von einigen dreißig Meilen! Die unermeßliche, von ihm selbst verschuldete Gefahr, in welcher sich jetzt sein Thron befand, fiel ihm zentnerschwer auf's Herz; aber er raffte sich bald empor, um anzuordnen, was möglicher Weise noch Rettung schaffen konnte. Boten gingen nach Paris und an Marmont und Mortier, um sie von seinem Kommen zu unterrichten. An den Kaiser von Oestreich sandte er ein eigenhändiges Schreiben, worin er sich bereit erklärte, die von den Verbündeten ihm gestellten Friedensbedingungen anzunehmen. Auch die beiden Marschälle sollten Schwarzenberg mit der Friedensaussicht zu ködern und vom weiteren Kampfe abzuhalten suchen. Aber es war zu spät; diese italienischen Künste konnten nicht mehr verfangen.

Von Daulancourt stürmte der Kaiser, nur noch von den zwei dienstthuenden Schwadronen begleitet, nach Troyes weiter. Unterwegs erfuhr er den Fall Lyon's. Er ritt so scharf, daß nur ein Theil der kleinen Bedeckung folgen konnte. Auf den Tod ermattet erreichte er Troyes am Abend des 29. März. Hier erließ er eine Ansprache an seine Truppen, worin er, um sie zur möglichsten Eile anzustacheln, Blücher's Vorrücken bis Meaux eingestand, die übrigen Ereignisse aber zu seinen Gunsten entstellte. Das Heer, für dessen Verpflegung auf dem Marsche alles Mögliche gethan wurde, sollte auch die Nacht marschiren und die Hauptstadt den 2. April erreichen. Am 30. — also an dem Tage, wo die entscheidende Schlacht vor Paris geschlagen wurde — kamen Napoleons Garden bis vor Sens; die Uebrigen gelangten wenigstens über Troyes hinaus. Er selbst sprengte Morgens um Zehn, von Caulaincourt, Marschall Lefebvre und verschiedenen Generalen und Adjutanten begleitet, auf der Straße von Sens dahin. Unterwegs traf ihn die neue Unglückskunde, daß die Kaiserin und sein Sohn aus Paris geflüchtet seien. In Villeneuve l'Archeveque, drei Meilen von Sens, warf er sich in einen Postwagen, und eilte ohne Bedeckung in rasender Eile fort nach

Fontainebleau, indeß der Kanonendonner der Schlacht vor Paris in dumpfen Schlägen zu ihm herüberscholl. Neue Pferde wurden vorgelegt; der Wagen brauste weiter. Um Elf in der Nacht, als die Schlacht längst zu Ende war, gelangte der Kaiser nach dem Dorfe Juvissy, zwei Meilen vor Paris. Da man ihm dort keine nähere Kunde über die Ergebnisse des Tages schaffen konnte, jagte er mit frischen Pferden weiter. Von dem rechten Seine-Ufer her glühten von Neuilly bis Vincennes die Wachtfeuer der Verbündeten im weiten Bogen vor Paris. Bald kamen ihm Geschütze und Reiterei entgegen: es war General Belliard von Mortier's Corps, das seinen Rückzug auf Fontainebleau nahm. Napoleon sprang aus dem Wagen, und der General theilte ihm mit, daß jetzt, nachdem die Schlacht verloren gegangen sei, Unterhandlungen wegen Uebergabe der Stadt gepflogen würden. Noch stand es dem Kaiser, bevor diese abgeschlossen waren, frei, nach Paris, das von der Südseite offen war, zu gelangen. Seine Gegenwart würde auch ohne Truppen Einfluß auf den Gang der Dinge geübt und vielleicht das Aeußerste von ihm abgewehrt haben. Dies schien auch seine Absicht zu sein; aber so wie schon früher zu Vitry die Kraft seines Entschlusses durch die Generale gebrochen worden war, so geschah es auch hier. Zwar befahl er anfangs Belliard, er solle auf Paris zurückmarschiren, und verlangte wiederholt nach seinem Wagen, von dem er sich im Gespräch entfernt hatte. „Ich muß nach Paris! ich muß nach Paris!“ rief er zu verschiedenen Malen. Der General, sonst ein tapferer Mann, war sehr niedergeschlagen. Er stellte dem Kaiser vor, daß sein Plan, nach der Hauptstadt zu gehen, eben so gefährlich als ohne Hoffnung auf Erfolg sei; andere Generale, die sich mittlerweile von dort her eingestellt und Caulaincourt, der den Kaiser bis hierher begleitet hatte, stimmten Belliard bei. Napoleon war erschüttert; er ließ, nachdem er nähere Bestimmungen über den Rückzug der Marschälle getroffen hatte, seinen Wagen umwenden, um in das Posthaus von Jüvissy zurückzufahren. Mit dieser Umkehr brach die letzte schwache Stütze seines Throns zusammen.

Doch wir haben den Ereignissen, welche sich am 30. vor Paris zutrugen, vorgegriffen, und kehren jetzt zu den Heeren der Verbündeten zurück. Die Eroberung der Hauptstadt war ihnen durch die schwachen Vertheidigungsmittel und den Geist der Bevölkerung wesentlich erleichtert. Aus einem Gefühle von Stolz hatte Napoleon sich nie dazu verstehen wollen, Paris zu befestigen, und bloß die Ostseite war mit Pfahlwerk umgeben worden. Schon im Januar hatte der Kaiser die Bildung

von 30,000 Mann Nationalgarden angeordnet; dieselbe war aber verschoben und verzögert worden, und jetzt standen nur 12,000 Mann zu Gebote, die nicht einmal alle vollständig bewaffnet waren. An Ergänzungsmannschaften der Garde und Linie waren noch einige Tausend Mann vorhanden, deren Ausbildung bis dahin nicht hatte vollendet werden können. Die Hauptstärke der Vertheidigung bildeten natürlich die Corps von Marmont und Mortier, die am 29. sehr erschöpft in Paris eingetroffen waren, und die Truppen Compan's, zusammen 21,000 Mann. Die ganze feindliche Streitmacht, die am 30. unter Waffen war, wird auf 40,000 Mann angegeben, von denen jedoch nur etwa 24,000 außerhalb der Stadt zum Kampfe gelangten.

Von russischer und englischer Seite waren längst geheime Verbindungen zur Wiederherstellung der Bourbonen mit Paris eingeleitet worden; denn die Politik der beiden Staaten verlangte dringender nach dem Sturze Napoleons als die östreichische. Paris zählte damals 800,000 Einwohner. Eine so beträchtliche Bevölkerung schloß natürlich eine Menge streitbarer Männer in sich, die von nicht geringem Nutzen bei der Vertheidigung der Stadt sein konnten; auch stellte sich eine beträchtliche Anzahl unter die Fahnen der beiden Marschälle, um die Hauptstadt zu vertheidigen, und die polytechnischen Schüler zeigten, wie auch bei andern Gelegenheiten, ihre Kampflust. An eine allgemeine Erhebung, wie sie in politisch erregten Zeiten in Paris Statt findet, war jedoch entfernt nicht zu denken. Der Arbeiterstand, in dessen Reihen Napoleon noch die meisten Anhänger zählte, war reich an ehemaligen Soldaten, bei denen es vielleicht nur eines Anstoßes bedurfte, um sie zum hartnäckigen Barrikadenkampfe zu entflammen; aber Niemand mochte diesen Anstoß geben. Nachdem Paris so lange in grober Täuschung über den Stand der Dinge gehalten worden war, hatte die plötzliche Erscheinung der Verbündeten tiefe Bestürzung verbreitet; man war es überhaupt hier, wie in ganz Frankreich, gründlich müde, der Spielball dieses gewaltsamen Kaiserregiments zu sein, dessen Ehrgeiz das Gut und Blut der Nation in stets wachsendem Bedürfnisse verschlang. Napoleon aufgeben — so urtheilten damals, von der bourbonischen Partei ganz abgesehen, viele Franzosen — hieß das Vaterland retten; des Kaisers Sturz war ja Frankreichs Friede. Nur mit Napoleon, nicht mit der Nation, führten die Verbündeten Krieg: dies hatten ihre Generale bei dem Ueberschreiten der Grenze laut verkündet; dies bestätigte jetzt eine Ansprache Schwarzenberg's aus dem Hauptquartier zu Bondy. Wozu sollte der Bürger

also den Kampf des Soldaten unterstützen? War, wenn die Einwohner sich zur Wehre setzten, nicht zu fürchten, daß der gereizte Gegner Rache für so viel erlittene Unbill an der schönen Hauptstadt nehmen, daß die Wuth der russischen Barbaren Moskau's Schicksal über sie verhängen würde? Wenigstens konnte der gemeine Mann sich nicht aufgefordert fühlen, sein Leben in die Schanze zu schlagen, da die Vornehmen der Gefahr den Rücken wandten. Schon verließen, nachdem die Kaiserin und der Prinz nach Tours abgegangen waren, die Großwürdenträger die Stadt; die öffentlichen Kassen wurden geflüchtet. Viele wohlhabende Familien wandten sich nach dem Westen, der allein von den Gegnern noch unberührt war. Während sich aber Paris von der einen Seite leerte, füllte es sich von der andern, indem die Bewohner der Städte und Dörfer, welche im Bereiche des Kriegsschauplatzes lagen, massenweise mit Vieh und anderer Habe zuströmten.

Die Streitkräfte der Verbündeten vor Paris betrugen, da Bülow noch vor Soissons stand, und Wrede und Sacken in Meaux gegen Napoleon zurückblieben, nur 100,000 Mann; davon machten die Russen etwas über die Hälfte 'aus. Von deutschen Truppen waren 22,000 Preußen, 15,000 Oestreicher und 10,000 Würtemberger und Badner zugegen. Der Angriff, welcher auf dem rechten Seine-Ufer Statt fand, war schwierig. Ostwärts, wo der durch die Division Compans verstärkte Marmont die Vertheidigung übernommen hatte, bot das hügelige, mit Dörfern, Landhäusern und Parks bedeckte Land den Franzosen vortrefflichen Schutz und Halt. Dann folgten der Ourcq-Kanal und weiter nordwärts die großen Ortschaften La Chapelle und La Villette, an die sich die lebendige Festung des felsigen über 400 Fuß hoch aus der Ebene aufsteigenden Montmartre anschloß. Diese Gegend hielt Marschall Mortier besetzt; die Barrieren von Paris hatte die Nationalgarde zu vertheidigen.

Da das schlesische Heer auf dem rechten Flügel stand, so fiel ihm die Aufgabe zu, die Nordseite der Stadt mit dem Montmartre zu erstürmen. Der alte Feldmarschall konnte wenigstens der Schlacht zu Wagen beiwohnen; seltsamer Weise trug er zum Schutze der kranken Augen einen Damenhut mit grünem Schleier. Im Centrum drangen das Corps Rajewski's und die preußisch-russischen Garden unter Barclay, denen sich ein Bataillon badischer Garde angeschlossen hatte, am Südufer des Kanals auf der Straße von Bondy gegen das Dorf Pantin vor. Den linken Flügel bildete das Corps des

Prinzen von Würtemberg mit Giulay's Oestreichern im zweiten Treffen, die aber nicht mehr ins Feuer kamen. Sie rückten auf dem rechten Marne-Ufer über Fontenay gegen Schloß und Park Vincennes und Charenton vor.

Schon in früher Stunde waren Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm zu Pferde; sie hatten, umgeben von großem Gefolge, die Straße, auf der ihre Garden marschirten, eingeschlagen.

Schwarzenberg's Besorgniß, von Napoleon überrascht zu werden; Alexander's Ungeduld, möglichst bald in Paris zu sein; endlich auch die Erwartung, nur geringen Widerstand zu finden, waren Ursache, daß die Schlacht vor Paris von Seiten der Verbündeten übereilt wurde. Die Vertheidigung war aber um so hartnäckiger, da die Franzosen bis Mittag ihren Gegnern an Zahl nicht nachstanden, und anfangs nur vereinzelte Angriffe im Centrum erfuhren. Dort nahm Rajewski mit seinen Russen nach blutigem Ringen das hochgelegene Dorf Romainville; vor Montreuil kam sein Corps jedoch zum Stillstande, da Marmont mit geschickter Benutzung der angedeuteten Hindernisse den tapfersten Widerstand leistete. Auch das Dorf Pantin, das die Verbündeten genommen hatten, drohte ihnen wieder verloren zu gehen, da sie hier ebenfalls mit zu schwachen Streitkräften vorgegangen waren. Von dem Ernste des Kampfes überzeugt, ließen deshalb die Monarchen gegen Mittag ihre Garden und Grenadiere zur Unterstützung des Centrums und des linken Flügels vorgehen. Die Hälfte der preußischen Gardebrigade warf sich unter Führung des Obersten von Alvensleben auf den Feind, und hielt bald vordringend, bald stehend anderthalb Stunden lang in dem mörderischen Kreuzfeuer der feindlichen Batterien aus. Jetzt schritt auch die zweite Hälfte unter Oberstleutnant von Müffling heran. Mit gefälltem Bayonnete drangen die Tapfern auf dem engen Raume zwischen dem Kanal und dem Rande der schroff abfallenden Höhe, von drei Seiten beschossen, vor; alle Trommeln der Brigade schlugen den Sturmmarsch und mischten ihren rauhen Klang in das tausendstimmige Hurrah. Vergeblich suchte der Feind diesem grimmigen Stoße zu widerstehen; er wich in vollständiger Verwirrung und ließ sämmtliche Kanonen, die er in der Front verwendet hatte, in der Hand der preußischen Garden zurück.

Da die von Schwarzenberg angeordnete Schlacht dem schlesischen Heere sehr spät angesagt worden war, so kam dieses erst gegen Mittag in Thätigkeit. York unterstützte mit einem Theile seines Corps nach

links den Angriff der Garden. Langeron, welcher das Dorf Aubervilliers erobert hatte, rückte gegen den Montmartre vor. Die übrigen Truppen waren mit der schwierigen Eroberung der Ortschaften zwischen diesem Hügel und dem Ourcq-Kanal beschäftigt. Als Joseph, Napoleons Bruder und Stellvertreter in Paris, der auf dem Montmartre seinen Standpunkt genommen hatte, um die Mittagszeit auch die Kriegsscharen Blücher's anrücken sah, entsank ihm der Muth; da er auch schon vorher von Marmont Nachricht erhalten, daß sein zusammengeschmolzenes Corps höchstens nur noch einige Stunden werde aushalten können: berief der Exkönig einen Kriegsrath, welcher einstimmig die Hoffnungslosigkeit der Lage anerkannte. In Folge dessen wurde den Marschällen Vollmacht zur Unterhandlung ertheilt; aber nur Marmont gelangte in Besitz derselben.

Am spätesten auf dem Kampfplatz erschienen der Kronprinz von Würtemberg und Giulay auf dem linken Flügel, weil sie den weitesten Weg zurückzulegen hatten. Jetzt erst war der große Halbkreis der Verbündeten geschlossen, und sie begannen nun auf allen Punkten die volle Kraft einzusetzen. Die Franzosen verloren Stellung um Stellung, und wurden immer näher auf Paris zurückgedrängt. Ein glänzender Angriff der Husarenregimenter Stössel und Sahr von der Division Prinz Wilhelm von Preußen nahm eine Batterie von 14 Kanonen, welche den Garden von der Seite her sehr verderblich geworden war. Um vier Uhr standen die Verbündeten zu beiden Seiten des Kanals vor den Barrieren von Paris.

Auch auf der Nordseite machten die übrigen Truppen des schlesischen Heers beträchtliche Fortschritte, und Mortier fühlte, der siegreichen Uebermacht gegenüber, seine Lage so verzweifelt, daß er auf eigene Hand Schwarzenberg um einen Waffenstillstand auf 24 Stunden mit Beibehaltung der gegenseitigen Stellungen anging. In dieser Zeit, hoffte er, werde Napoleon, von dem er Nachricht empfangen hatte, eingetroffen sein. Natürlich gingen die Monarchen auf seinen Vorschlag nicht ein, und der Marschall erhielt statt dessen die kurze Weisung, die Waffen zu strecken — was er verweigerte. Als nun aber Kleist's Corps den Fünf-Mühlen-Hügel, von wo Paris beschossen werden konnte, genommen; als sich die Division Horn und die Russen unter Woronzoff und Stroganoff durch die Eroberung der Ortschaften La Chapelle und La Vilette einen neuen Zugang zu Paris eröffnet hatten: da war Mortier's letzte Kraft gebrochen, und es blieb ihm Nichts übrig,

als sich im Anschluß an Marmont zu einer Waffenruhe ohne Bedingung zu bequemen.

Die Parks von Vincennes und Charenton waren jetzt im Osten durch den Kronprinzen von Würtemberg besetzt. Im Norden hatte Langeron noch nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes die Eroberung des Montmartre vollendet, und um fünf Uhr waren alle Punkte, die Paris auf dem rechten Ufer beherrschen, im Besitze der Verbündeten. Da lag sie, Frankreichs stolze Hauptstadt, die sich noch vor kurzem Europas Hauptstadt gedünkt hatte, zitternd unter dem Fuße ihrer Bezwinger! Mit befriedigtem Stolze sahen die Russen, mit tiefer Rührung die Preußen auf das nach unsäglichen Mühen erlangte Ziel. Es war eine große, unvergeßliche Stunde, deren Süßigkeit den Nachgeschmack manches bittern Jahres hinwegnahm, jene Abendstunde auf den Höhen von Paris am 30. März 1814.

Sobald die Kunde von der Waffenruhe sich unter den Truppen verbreitet hatte, wollte Alles Paris sehen. Oberst Below vom Corps York's ritt mit seinen trefflichen litthauischen Dragonern unter Trompetenschall den Montmartre langsam hinauf und auf der andern Seite wieder hinab, um ihnen das Häusermeer der Stadt mit ihren Thürmen und Schlössern zu zeigen, und als er von seinem Generale über den unbefohlenen Ausflug zur Rede gestellt wurde, gab er zur Antwort: er habe das seinen Leuten in Tilsit versprochen; zudem könne man nicht wissen, ob sie Paris in anderer Weise zu sehen bekämen.

Als die Nacht aus dem weiten Thale zu den Höhen emporstieg, begannen die Wachtfeuer der Verbündeten im großen Halbkreis aufzulodern; dieser flammende mit den zwei Enden auf der Seine stehende Bogen konnte für eine goldene Kette gelten, welche die Sieger um das niedergeworfene Babel der Neuzeit geschlungen hatten. Es waren dieselben Feuer, die dem in dunkler Nacht allein heranstürmenden, ohnmächtigen Napoleon entgegenflammten, die ihm das furchtbare: „Zu spät" in das Herz brannten.

Die Schlacht vor Paris hatte dem Feinde 16,000 Todte und Verwundete, dazu 126 Geschütze gekostet; der Verlust der Verbündeten belief sich auf 8000 Mann. Wegen der Uebergabe der Stadt, die seit 400 Jahren keine feindliche Besetzung erfahren hatte, wurde in La Chapelle bis in die Nacht mit Marmont und Mortier verhandelt. Man kam überein, die Marschälle sollten vor sieben Uhr Morgens Paris mit ihren Corps verlassen haben; was dann noch von Soldaten zurück war,

fiel in Kriegsgefangenschaft. Die Nationalgarde streckte die Waffen. Am Schlusse der Kapitulation wurde die Stadt der Großmuth der Sieger empfohlen.

Der französische Kaiser hatte auf seinen Siegeszügen den eisernen Fuß nach Wien, Berlin und Moskau gesetzt; jetzt waren die Monarchen erschienen, ihren Gegenbesuch in Paris abzustatten; aber großmüthig traten sie nur als Feinde Napoleons, nicht der Stadt oder der Nation auf. Nachdem die Barrieren in der Frühe des 31. von ihren Truppen besetzt worden waren, hielten sie selbst in der glänzenden Umgebung zahlreicher Prinzen und Generale mit 35,000 Mann auserlesener Truppen ihren feierlichen Einzug. Sie kamen durch die Martins-Vorstadt und durch das von Ludwig XIV. errichtete Siegesthor gleichen Namens, durchschritten — in westlicher Richtung, den Rand der Altstadt entlang, sich fortbewegend — die schönsten Boulevards, die mit Recht der Stolz von Paris sind, bogen dann unfern des Vendome-Platzes, von wo das Erzbild Napoleons von der hohen Säule herübersah, nach dem prächtigen Eintrachtsplatze, der 21 Jahre zuvor das Blut Ludwigs XVI. getrunken hatte, ein, und rückten nach den elysäischen Feldern, wo die Monarchen anhielten und die Garden an sich vorüberziehen ließen. Unter den Fürsten fehlte Kaiser Franz, der erst am 15. April nach Paris kam; unter den Generalen Feldmarschall Blücher, der noch nicht wohl genug war, um zu Rosse zu steigen. Die Erscheinung der zwei sieggekrönten Fürsten und Friedensspender inmitten ihrer stattlichen Truppen verfehlte nicht, einen günstigen Eindruck auf die Pariser zu machen. Beides waren hochgewachsene, schöne Männer; während aber Alexander in seinem Ausdruck etwas Weiches hatte, machte Friedrich Wilhelm so recht den Eindruck deutschen Ernstes und deutscher Kraft. Daß die Truppen weiße Binden am Arme trugen — ein Erkennungszeichen, das die Verbündeten seit der Schlacht bei La Rothière angelegt hatten — war für die Königlichgesinnten unter den Zuschauern von guter Bedeutung. An Gesinnungslosen, die Allem was glänzend und für den Augenblick mächtig ist, zujauchzen, fehlte es natürlich, zumal in einer so großen Stadt, nicht. So erklärt es sich, daß die Monarchen und ihre Truppen fast wie Freunde willkommen geheißen wurden. In den Straßen drängte sich eine dichte Volksmenge um die Soldaten; alle Fenster bis zu den höchsten Stockwerken, ja selbst die Dächer, waren mit Menschen angefüllt. Unter den jauchzenden Zurufen unterschied man die Worte: „Es lebe Alexander! es lebe Friedrich Wilhelm! es leben unsre

Befreier!" Weiße Tücher wehten ihnen aus den Festern entgegen; ein Regen von Lilien fiel auf sie herab. Auf diesen Triumphzug folgten dann in den nächsten Tagen die schmeichelhaftesten Huldigungen in den Theatern, wobei sich zugleich der Haß gegen das napoleonische Regiment aussprach. Man konnte über das Volk empört sein, das heute den Götzen anspie, vor dem es gestern im Staube gekrochen hatte; aber Eins lag offenbar zu Tage: daß man dieser kaiserlicher Sonne, welche glänzte, aber nicht wärmte, vollkommen müde war.

Eine Hauptrolle bei dem Sturze des französischen Kaiserthums spielte der kluge Talleyrand, Fürst von Benevent, der sich schon gleich nach der Schlacht bei Leipzig von Napoleon abgewendet hatte, und jetzt an der Spitze der Königlichen stand. Alexander hatte auf seine Einladung Wohnung bei ihm genommen und stand gänzlich unter seinem Einflusse. Da dieser Kaiser Zuneigung für die französische Nation empfand, und sich in seiner Eitelkeit ihr gegenüber geschmeichelt fand, Großmuth zu zeigen; da die Verbündeten überhaupt als Feinde Napoleons, nicht als Feinde Frankreichs, aufgetreten waren: hatte es keine Schwierigkeit, die Brücke zur neuen Ordnung zu schlagen. In einer Versammlung, der Alexander, Friedrich Wilhelm, Fürst Schwarzenberg, Talleyrand und andere Staatsmänner anwohnten, beschloß man, weder mit Napoleon noch mit einem andern Gliede seiner Familie zu unterhandeln. Damit war die Wiedereinsetzung der Bourbonen stillschweigend ausgesprochen. Talleyrand berief in seiner Eigenschaft als Vice-Großwahlherr den freilich nur unvollständig anwesenden Senat, welcher — einst ein knechtisches Werkzeug des französischen Kaisers und mit Titeln und Gold von ihm überschüttet, jetzt den Befehlen der Fremdlinge unterthan — „Napoleon Bonaparte" sammt seiner Familie für des Throns entsetzt erklärte, und eine Regentschaft aus fünf Königlichen mit Talleyrand an der Spitze aufstellte, die vorläufig den Zügel der Verwaltung in die Hand nahm.

Wir haben Napoleon verlassen, als er in der Nacht vom 30. zum 31. März nach dem Posthause Cour de France bei Juvissy zurückgekehrt war. In dem Wahne, jetzt noch Etwas durch Unterhandlungen ausrichten zu können, sandte er Caulaincourt von da nach Paris, um wo möglich dem Abschlusse der Kapitulation entgegen zu treten. Dieser gelangte ungefährdet in die Hauptstadt; aber weder dort noch zu Bondy in der Audienz, die ihm Alexander am Morgen gewährte, war Etwas zu erlangen, und Napoleon kehrte nach Fontainebleau zurück,

wo sein ermattetes Heer sich bis zum 2. April in der Stärke von 53,000 Mann sammelte. Was die Soldaten und die jüngern Offiziere angeht, so bewiesen sie Treue und Hingebung, und zeigten sich auf ihres Kaisers Wunsch bereit, gegen Paris zu marschiren; aber die Marschälle und die älteren Generale widerstrebten dem verzweifelten Kampfe. Sie waren längst des endlosen, Frankreichs Mark verzehrenden Krieges satt, und brachten einen Rückzug hinter die Loire in Vorschlag, da sie nicht offen abfallen wollten und auch Napoleon nicht geneigt sahen, der Krone zu entsagen. Wirklich setzte Dieser am Abend des 3. Aprils die Garden in Bewegung zum Anschluß an Marmont und Mortier, die am Essonne-Bach auf halbem Wege zwischen Fontainebleau und Paris standen. Da nun auch von Seiten der Verbündeten ansehnliche Streitkräfte auf das linke Seine-Ufer übergegangen waren, so hatte es ganz den Anschein, als ob es zu einer zweiten Schlacht vor Paris kommen werde. Aber jetzt kam es zu Tage, daß der Selbstsüchtige in der Noth auf keine Freunde zählen darf. Napoleon mußte die qualvoll bittere Erfahrung machen, daß die Marschälle, die Hauptstützen seines Soldatenkaiserthums, die er zu Fürsten erhoben und mit großen Einkünften ausgestattet hatte, in der letzten Stunde sich von ihm wandten. Als Schwarzenberg Marmont den Beschluß des Senates, der Napoleon des Thrones für verlustig erklärte, und Volk und Heer des Eides der Treue entband, nach Essonne mittheilte: erklärte sich Dieser sogleich bereit, mit seinen 10,000 Mann zu den Verbündeten überzutreten. Napoleon, der hiervon keine Ahnung hatte, rief am 4. seine Heerführer nach Fontainebleau, um den am folgenden Tage zu unternehmenden Angriff mit ihnen durchzusprechen. Es kamen hochberühmte Männer hier zusammen, mit stolzen Titeln, wodurch sie zugleich als Ruhmesgenossen ihres Herrn und Lehrmeisters bezeichnet waren: Ney, Prinz von der Moskwa, Berthier, Fürst von Neuchatel, Lefebvre, Herzog von Danzig, Macdonald, Herzog von Tarent, Oudinot, Herzog von Reggio, Moncey, Herzog von Conegliano, und Andere. Bekannt mit den Vorgängen in Paris, hatten sie untereinander verabredet, den Kaiser zu dem Schritte zu drängen, welchen freiwillig zu thun er sich nicht entschließen konnte, und, statt wie sonst willige Vollstrecker seiner Entwürfe zu sein, that Ney, der das Wort führte, Napoleon den Vorschlag, abzudanken, da dies unter den gegebenen Umständen das einzige Mittel sei, der trostlosen Lage Frankreichs ein Ende zu machen. Der harten Nothwendigkeit weichend erklärte Napoleon, zu Gunsten seines

Sohnes verzichten zu wollen; als aber die nach Paris entsandte Botschaft hiermit nicht durchdringen konnte: entsagte er den 11. April unbedingt für sich und die Seinen dem Throne. Man wies ihm die Insel Elba als Wohnsitz und Herrschaft und zwei Millionen Franken als Jahrgehalt an. Für seine Gemahlin und seinen Sohn wurde das Herzogthum Parma, für seinen Stiefsohn Eugen ein Fürstenthum außerhalb Frankreich bestimmt. Napoleon verzögerte seine Abreise von Fontainebleau, bis die Nachricht von dem Siege, den Wellington am 10. April bei Toulouse über Soult davon getragen hatte, ihm die letzte schwache Aussicht auf eine Wendung seines Schicksals raubte. Nachdem er den 20. April in dem Hofe des Schlosses zu Fontainebleau rührenden Abschied von seiner Garde genommen hatte, brach er nach Elba auf; 400 Mann erhielten die Erlaubniß, ihm in die Verbannung zu folgen. Von Kommissarien der verbündeten Mächte begleitet, eilte der gefallene Kaiser, dem statt des mächtigen Thrones der bloße Titel, statt des furchtbaren Heers eine Hand voll Soldaten, statt eines Ländergebiets, wie es Europa noch nicht gesehen hatte, eine unbedeutende Insel geblieben war, nach der Südküste Frankreichs. Seiner Reise drohte an verschiedenen Orten Gefahr. Das fanatisch aufgeregte Volk in der Provence ging so weit, ihm nach dem Leben zu trachten, und er mußte sich in fremde Uniform hüllen und die weiße Kokarde aufstecken, um den Händen der eigenen Unterthanen zu entrinnen.

Marie Luise begab sich, nachdem sie in Trianon eine Zusammenkunft mit ihrem Vater gehabt, auf Befehl Desselben mit ihrem Sohne nach Deutschland. Später erhielt sie für ihre Person das Herzogthum Parma. Napoleon der Jüngere lebte unter dem Titel Herzog von Reichstadt in Wien und starb 21 Jahre alt.

Gleich nach der Abdankung des Kaisers erschien auch schon Graf Artois in Paris, um die Regierung im Namen des Bruders zu übernehmen. Dann folgte Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra, und gab seinem Volke eine Constitution, wornach er demselben eine Vertretung in zwei Kammern (Pairs und Deputirte) zugestand; aber es zeigte sich bald genug, daß nur die Noth ihm dieses Geschenk abgedrungen hatte. — Durch Talleyrand, seinen Minister des Auswärtigen, unterhandelte er mit den Verbündeten den pariser Frieden, der am 30. Mai zu Stande kam. Frankreich erhielt darin die Grenzen, die es zu Anfang des Jahres 1792 gehabt, jedoch mit einer Abrundung, die gegen 150 Geviertmeilen Zuwachs in sich schloß;

England bekam den größten Theil der französischen und holländischen Kolonien, dazu die kleine friesische Insel Helgoland, die zu Holstein, also zu Deutschland, gehört hatte. Für Oestreich wurde Oberitalien bis zum Po und Tessin bestimmt; in das linke Rheinufer sollte sich das Haus Oranien, dem die Niederlande zuerkannt wurden, mit Preußen und andern deutschen Staaten theilen. Das Nähere, insbesondere die Auseinandersetzung der deutschen Verhältnisse, blieb dem bevorstehenden Kongresse in Wien aufgespart.

Bevor Friedrich Wilhelm die französische Hauptstadt verließ, war er dankbar auf die Belohnung seiner siegreichen Feldherrn bedacht: Blücher wurde zum Fürsten von Wahlstadt, York, Bülow, Kleist und Tauentzien zu Grafen von Wartenburg, Dennewitz, Nollendorf und Wittenberg ernannt. Uebrigens hatte der König die zarte Rücksicht für die Franzosen, daß er diese Beinamen, welche an ebenso viel Siege über Frankreich erinnerten, erst nach seiner Abreise aus Paris der Oeffentlichkeit übergab. Gneisenau wurde ebenfalls zum Grafen, Hardenberg, dessen Familie diesen Titel schon besaß, zum Fürsten ernannt. Mit diesen Erhöhungen waren Geschenke von Gütern verbunden. Stein ging allein leer aus. Von Rußland begehrte, von Preußen, dessen Beamter er nicht mehr war, erhielt er keine Auszeichnung, obgleich er durch Förderungen der deutschen Angelegenheiten unendlich viel für diesen Staat gethan. Den Männern, die in Oestreich am Ruder standen, war er geradezu verhaßt. — Halten wir ihn um so fester in unsern Herzen — und beschere uns Gott, wann wieder eine große Stunde für Deutschland schlägt, einen Mann von seiner Vaterlandsliebe, Kraft und Einsicht! Uebrigens ist Stein's Wirksamkeit noch lange nicht zu Ende; ja, man kann sagen, daß erst unsere Zeit den vollen Werth dieses Mannes allgemeiner schätzen gelernt hat, und daß sein politischer Standpunkt erst jetzt gebührend gewürdigt wird. Stein zog sich, mit dem Gange der europäischen Politik und insbesondere mit der Neugestaltung Deutschlands unzufrieden, nach dem wiener Kongresse ins Privatleben zurück und trat wenig mehr in öffentliche Wirksamkeit. Männer von trefflicher Gesinnung, wie Pertz und ganz kürzlich der 89jährige Arndt haben sein Leben und Wirken beschrieben oder Beiträge dazu geliefert, und eben jetzt (August 1858) läuft die frohe und gewiß bedeutsame Nachricht durch die Blätter, daß Preußen eine alte Schuld gegen ihn abtragen

und dem großen Staatsmann und Patrioten ein Denkmal in Berlin setzen wird.

Doch wir kehren zu unsrer Erzählung zurück. Auf die Einladung des Prinz-Regenten von England begaben sich Alexander und Friedrich Wilhelm, in Begleitung eines Theils ihrer Generale und Staatsmänner, von Paris nach London, wo die sieggekrönten Gäste, die dem britischen Staate einen Frieden von unermeßlicher Wichtigkeit erkämpft hatten, der Gegenstand allgemeiner Huldigungen waren. Besondere Triumphe bei Hoch und Niedrig feierte mit Recht der alte Blücher; in London spannte ihm das Volk die Pferde aus, um ihn selbst zu fahren, und die Damen priesen es als hohes Glück, eine — wenn auch noch so dünne — Locke von seinem grauen Haupte oder gar einen Kuß von seinem schnurrbärtigen Munde zu gewinnen. Als ihn die Universität Oxford zum Doctor erwählte, sagte er scherzend: „Nun müßt ihr Gneisenau zum Apotheker machen; denn Der hat mir die Pillen gedreht.“

Die Verbündeten schieden nicht in befriedigter Stimmung aus Frankreich. Gleich das erste Auftreten der Bourbonen hatte schon erkennen lassen, daß mit der Rückkehr derselben keine Sicherheit der Zustände geschaffen sei. Am unzufriedensten mußten die deutschen Patrioten mit den Ergebnissen des pariser Friedens sein. Die Bestimmung desselben: „Die deutschen Saaten sollen unabhängig und einheitlich mit einander verbunden sein“, war ein schlechter Trost; denn wie konnte die Einheit neben der Unabhängigkeit bestehen? An eine Rückforderung der geraubten Provinzen Lothringen und Elsaß mit der Perle Straßburg war gar nicht zu denken gewesen, weil Deutschland als solches im Rathe der friedenschließenden Mächte keine Vertretung hatte; weil Oestreich einzig und allein auf seine eigene Vergrößerung dachte, und Preußen, welches ohnedies schon die kleinste unter den vier Großmächten und bloß im Felde stark, im Kabinet aber schwach war, fürs erste gleichfalls nur für den Wiederaufbau seines zusammengestürzten Staates Sorge trug. Indem Rußland, dessen Einfluß überhaupt drückend zu werden begann, unzeitige Großmuth gegen die Besiegten geübt hatte: waren Diese, wenn man das königliche Frankreich von 1792 als Maßstab nahm, noch mit einem kleinen Gewinn aus dem Kampfe hervorgegangen; nicht einmal eine Kriegssteuer als kleinen Ersatz für die gebrachten Opfer hatte Stein durchsetzen können! Insbesondere verließen die Preußen den Kriegsschauplatz mit dem Gefühle, daß der Strauß

mit Frankreich noch nicht zu Ende gefochten, daß ihr Guthaben an diese Nation mit dem bloßen Sturze des Kaisers nicht getilgt sei. Uebrigens war Napoleon durch ein seltsames Abkommen nur auf die Seite geschoben, nicht vernichtet. „Ein lebender Trommler", hat er selbst gesagt, „ist mehr werth, als ein todter Kaiser". Europa sollte bald genug erfahren, wie wenig dieser Kaiser todt war.

Von London kehrte Alexander nach Rußland, Friedrich Wilhelm nach Preußen zurück, der Letztere, nachdem er vorher noch Neuenburg, sein kleines Erbland in der Schweiz seit Friedrich I., wieder in Besitz genommen hatte. Am 7. August zog er dann unter großem Jubel durch das brandenburger Thor, von dem jetzt wieder die Victoria mit ihrem Viergespanne niedersah, feierlich in Berlin ein. Unter den Linden war ein Altar errichtet, um welchen die Versammelten bei dem Dankgebete auf die Knie sanken. Und wahrlich, es war Ursache zum Dank vorhanden, trotz des kärglichen Friedens! Preußen stand wieder aufgerichtet in blühender Kraft, und neben den alten Ruhmeskränzen aus der Zeit des großen Kurfürsten und des großen Friedrich war jetzt ein neuer, nicht minder strahlender durch die Volkskraft errungen.

Der pariser Friede und der wiener Kongreß, von dem wir jetzt gleich in der Kürze berichten werden, haben in Bezug auf die staatliche Entwicklung Deutschlands Ergebnisse geliefert, die keineswegs mit den gebrachten Opfern im Verhältnisse stehen; aber es war doch Eins für uns gewonnen, worüber Diplomatenkünste keine Macht haben: der nationale Sinn war wieder geweckt worden; wir hatten wieder gelernt, uns als Deutsche zu fühlen. Der Mann, der uns am wehsten gethan: Napoleon, hatte doch auch zugleich als ein heilsames politisches Reizmittel auf uns gewirkt; dieser gewaltige Herrscher war in der Hand der Gottheit eine furchtbare Zuchtruthe gewesen, um uns aus langem Schlummer emporzugeißeln — und wer den Gang der Ereignisse bis heute verfolgt und die Entwickelung unserer Nation nicht auf der Oberfläche, sondern in ihrer Tiefe betrachtet, der wird sagen müssen: wir sind seitdem wach geblieben; wir schreiten langsam, aber stetig voran; wir haben ein schmerzliches, tagtäglich tief in unser Fleisch brennendes Gefühl unserer politischen Schwäche gewonnen, und wir werden mit der Zähigkeit, wie sie der germanischen Nation eigen ist, nicht ablassen, bis wir unser Ziel: eine kräftige, nationale Einigung, erreicht haben.

Die Befreiung Deutschlands vom Joche der Fremden, dies war ein

Gedanke, der zuerst Preußen und dann mehr oder minder die übrigen deutschen Staaten bis in die untersten Schichten ergriffen hatte. Die Befreiung Deutschlands von den Fesseln, die ihm durch seine politische Zersplitterung, durch das gothische Vielerlei und die Schwerfälligkeit seiner Einrichtungen, durch morschgewordene despotische Regierungsformen auferlegt waren, diese zweite uns gesteckte Aufgabe wurde freilich anfangs nur von den Gebildeten und Strebsamen beherzigt, aber auch sie machte sich in immer weiteren Kreisen fühlbar. Will man eine Vorstellung von dem großen Umschwunge gewinnen, der in Bezug auf Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten bei uns eingetreten war: so muß man einen Blick in die Presse jener Zeit thun und damit vergleichen, was die früheren Jahre auf gleichem Gebiete gebracht hatten. Es war auf einmal nach allen Seiten hin ein lebhafter Gemeinsinn aufgetaucht, und mochten die Ansichten, die sich aussprachen, auch unreif sein: das deutsche Leben hatte doch ein langentbehrtes Element wieder in sich aufgenommen. Wo früher Sand und Dürre gewesen, siehe, da war plötzlich ein frischpulsirender Quell hervorgebrochen; der Anfang zu einer ganz neuen Fruchtbarkeit war gegeben. Männer wie Stein, Arndt, Feuerbach, Luden, Jakobs, Gagern, Oken, Eichhorn, Niebuhr ließen in Zeitungen und Zeitschriften, in Flugbättern und Büchern ihre gewichtige Stimme vernehmen, und Görres, der damals noch kein Römling war, schrieb mit einer in Feuer getauchten Feder seinen rheinischen Merkur, dessen Wirkung in jener Zeit so groß war, daß dies Blatt die fünfte europäische Macht genannt wurde. Kampf gegen die Rückkehr zu überlebten Staatsformen, Ausbau des Neugegründeten, Zurückweisung des fremden Einflusses, Beleuchtung der selbstsüchtigen Sonderpolitik und des rheinbündischen Geistes, der bei einigen Kabineten auf das widerwärtigste zu Tage trat: dies waren Stoffe, die mit großem Eifer behandelt wurden. Im allgemeinen zeigte noch die Presse ein wirklich rührendes Vertrauen zu den Regierungen und Fürsten, von denen man hoffte, daß sie in dankbarer Liebe dem deutschen Volke für all das Gut und Blut, das es ihnen geopfert hatte, den einzig würdigen Lohn gewähren würden, nämlich eine Verfassung, wodurch unsere zersplitterte Kraft in einen — ebenso mächtigen als gedeihlichen — Strom gelenkt würde. Mit diesem hochwichtigen Gegenstande, der bis heute die eigentliche Lebensfrage Deutschlands in sich schließt, war besonders die Feder des wackern Arndt beschäftigt, der auf diesem Wege theils die Gedanken Stein's ausstreute, theils auch die Fülle des eigenen Herzens ergoß. In

verschiedenen Flugschriften suchte er nach einer Form der deutschen Einheit, indem er zugleich die Nichtigkeit und den Jammer der Kleinstaaterei vor Augen legte. Eine derselben stellt den Plan eines eidgenössischen Deutschlands auf mit einem aus dem Kreise der Fürsten gewählten Kaiser, der allein die Huldigung des Heers empfängt und Herr über Krieg und Frieden ist; dessen höchste Verwalter und Richter die Fürsten sind. Neben dem starken Kaiser steht ein beweglicher Reichstag, auf welchem Jener alle drei Jahre, von den Fürsten umgeben, erscheint. Kaiserliche Großboten durchreisen die deutschen Lande, um die Pflege der Gerechtigkeit und den Stand des Reichsheers zu prüfen. Alle Binnenzölle fallen Münze, Maß und Gewicht sind dieselben für das ganze Reich. Von Zeit zu Zeit werden öffentliche Spiele in glänzender Weise begangen; das Gedächtniß der großen Männer der Nation wird gefeiert, und deutsche Sprache, deutsche Geschichte und deutsche Tugend in jeder Weise gepflegt.

Von Bedeutung ist auch die Schrift, welche Oken, der berühmte Naturforscher, zu einer Zeit, als schon der Kongreß in Wien versammelt war, unter dem Titel: „Warum erwählt Ihr keinen Kaiser?“ in Luden's „Nemesis“ veröffentlichte. In kräftiger Weise und mit schlagenden Gründen entwickelt er, wie nicht nur die Wohlfahrt unserer Nation, sondern die ganz Europas gebieterisch verlange, daß Deutschland ein festgegliederter Staat mit einem Kaiser an der Spitze sei. Nur unter einem Kaiser, sagt er, ist wirkliche Einheit möglich; alle Einrichtungen und zeitgemäßen Besserungen erlangen erst durch ihn Bedeutung. Eine Bundesverfassung, statt des Kaiserthums, erklärt er für das schlechteste Ding der Welt, erzeugt aus dem Ermattungszustand eifersüchtiger Parteien; für einen elenden Nothbehelf, der weder Halt noch Schutz gewähre.

Doch es ist Zeit, daß wir uns nach der alten Kaiserstadt an der Donau wenden, um zu erfahren, welche Thaten dort die Diplomaten vollbrachten, nachdem die Krieger das Schwert aus der Hand gelegt hatten. Die Blicke von ganz Europa, das ja durch den Kongreß eine neue Ordnung empfangen sollte, waren jetzt nach Wien gerichtet. Die Eröffnung, erst auf Anfang August bestimmt, verzögerte sich bis November. Während der Herbstmonate trafen die Monarchen und ihre Rathgeber oder Stellvertreter ein, die höchsten Kronenträger der Christenheit, die feinsten Köpfe der Staatskunst aus aller Welt Enden. Es war eine Versammlung, wie man sie noch wenig gesehen hatte. Unter den Fürsten, welche dem Kongresse persönlich beiwohnten, gewahrte man die

Kaiser von Oestreich und Rußland und die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Würtemberg; unter den Abgeordneten den Fürsten Metternich für Oestreich, den Fürsten Talleyrand für Frankreich, den Grafen Nesselrode für Rußland, den Lord Castlereagh für England, den Fürsten Hardenberg und Humboldt für Preußen. Der Papst hatte den Kardinal Consalvi, Hannover den Grafen Münster, Baiern Wrede, Würtemberg Winzingerode, Nassau Gagern geschickt. Die spanischen und italienischen Bourbons, die Könige von Portugal und Sardinien, die kleineren deutschen und italienischen Staaten hatten sämmtlich ihre Gesandten in Wien. Neben den ältesten Fürstenhäusern sah man zwei napoleonische Herrscher bürgerlicher Abkunft bei dem Kongresse vertreten: Bernadotte und Murat, den Gastwirthssohn. Auch Sachsen, Norwegen und Genua hatten sich eingestellt, um Einsprache gegen die in Aussicht gestellte Einverleibung mit Preußen, Schweden und Sardinien zu erheben. Ebenso waren Abgesandte der Schweiz und der besondern Kantone, der freien Städte Deutschlands, der Standesherrn, der säkularisirten Stifter, der Johanniter, ja sogar einzelner Landschaften, Korporationen und Personen eingetroffen; sie alle hatten dem großen Schiedsgerichte Europas ihre — zum Theil sehr widersprechenden — Wünsche vorzutragen.

Sicher war die dem wiener Kongreß gestellte Aufgabe eine sehr weitschweifige, vielfach verwickelte und schwierige, und es soll das Verdienst der Staatsmänner, die so viele Klippen durchsteuern mußten, nicht in Abrede gestellt werden. Indessen machte die äußere Erscheinung der großen Versammlung durchaus nicht den Eindruck des Ernstes und des Fleißes, und der glatte, oberflächlich leichte, frivole Ton Metternich's, der den Vorsitz führte, schien das Ganze zu beherrschen. Die glänzenden Paraden, die üppigen Mahlzeiten, die prunkvollen Bälle, die Wasser-, Jagd- und Schlittenpartien, die Prachtopern, Ballete, Caroussels, Maskeraden, Feuerwerke und Feengärten, die einander auf dem Fuße folgten, konnten den Glauben erwecken, als sei man hier zusammengekommen, um die Tage in rauschenden Lustbarkeiten hinzubringen und sich in gekünstelten Lebensgenüssen zu überbieten. Man rechnete, daß Kaiser Franz nicht weniger als dreißig Millionen aufwendete, um seine hohen Gäste zu unterhalten. Europa tanzte auf dem Grabe des korsischen Löwen — der freilich nur den Todten spielte. In den Salons dieser vornehmen Gesellschaft hatten natürlich die Damen eine große Rolle übernommen, und übten einen Einfluß, der sich in die ernsten Geschäfte der Männer

hineinerstreckte. In solchen Kreisen, denen die strenge Tugend eines Stein sich fern hielt, waren die Arie eines Sängers, der Fuß einer Tänzerin oder ein Witzwort des alten Prinzen von Ligne von höchster Wichtigkeit. Was galt in dieser kleinen Welt das Edle und Große? Wie leicht wogen hier die Opfer, welche hochherzige Menschen in der Bedrängniß der letzten Jahre gebracht, und das Blut, welches die Freiheitskämpfer in dem heiligen Kriege gegen Frankreich vergossen hatten? Frankreich war ja wieder mit Europa ausgesöhnt; Ludwig XVIII. hatte sich behaglich auf seinem Thron eingerichtet und führte eine so zuversichtliche Sprache, als ob zwischen 1792 und 1814 nur eine Nacht vergangen sei; der scharfblickendste, verschlagenste aller Minister, der ihn auf dem Kongresse vertrat, gewann von Tag zu Tage größeren Einfluß auf die Fürsten und Staatsmänner. Nach der Ansicht der Bourbons war die Revolution kein nothwendiger Krankheitsausbruch eines mit ungesunden Säften angefüllten Staatskörpers, sondern eine bloße Volksausschweifung, von der man so schnell als möglich zu den alten Zuständen zurückkehren müsse. Diese Ansichten theilten die europäischen Kabinete mehr oder minder, und wir sehen jetzt die Anfänge einer rückgängigen Bewegung — einer Reaktion, wie man sie genannt hat — welche, durch die nach dem Sturze Napoleons rasch aufeinander folgenden Kongresse gehegt und gefördert, immer weiteren Boden gewinnt, bis sie dann an einer neuen Völkerbewegung ihre Grenze findet. Für diese Kongresse, wo ja die Fürsten und ihre Staatskünstler der allein thätige, die Völker aber der leidende Theil waren, galten die Nationen nur als Nullen, die, fast wie zu den Zeiten des französischen Kaiserthums, beliebig hinter diese oder jene Ziffer gesetzt wurden. Bei uns war dies um so leichter auszuführen, da ja die deutsche Nation als solche keinen Werth darstellte, sondern höchstens in der Eigenschaft als Preußen, Oestreich, Baiern in Rechnung kam. Was den wiener Kongreß insbesondere angeht, so gab es natürlich dort auch Staatsmänner, wie Humboldt, Gagern und vor Allen Stein — der jedoch der einflußreichen, amtlichen Stellung entbehrte — welche ein Verständniß der Zeit und der Bedürfnisse ihres Volkes hatten; aber sie vermochten gegen das ungeheure Uebergewicht auf der andern Seite nicht einzuwirken.

Indem wir die Arbeiten des Kongresses, in so weit sie das außerdeutsche Europa betrafen, übergehen: beschränken wir uns darauf, von der Gestaltung, welche die deutschen Ländergebiete, und von der Verfassung, die unser Vaterland erhielt, ein Wort zu sagen. Unter den deut-

schen Staaten hatte Preußen bei weitem das Meiste für das Befreiungswerk gethan. Preußen verdiente daher vor allen nicht allein für seine Verluste vollkommen entschädigt, sondern auch durch möglichst zusammenhängenden, festgeschlossenen Länderbesitz stark gemacht zu werden — was Deutschland dann ebenso zum Vortheile gereichen mußte. Auch sicherten ihm wiederholte Verträge mit Rußland vollständigen Ersatz; England und Oestreich schienen ganz einverstanden. Es entstand nun aber die schwierige Frage, wie dies zu bewerkstelligen sei. Da Alexander hartnäckig auf dem Besitze Polens bestand, mußte die Entschädigung in Deutschland gesucht werden. Hierzu war nach allgemeiner Ansicht Sachsen ausersehen, welches seit seiner Eroberung durch die Verbündeten, auf Anordnung Dieser, erst unter russischer, dann unter preußischer Statthalterschaft verwaltet wurde; denn Friedrich August, der bis zuletzt hartnäckig auf Seiten Napoleons gestanden hatte, und zuletzt als Feind in Gefangenschaft gefallen war, schien den Besitz seines Landes verwirkt zu haben. Obschon Oestreich durch Metternich früher seine Einwilligung hierzu gegeben hatte, so zog es dieselbe doch jetzt, wo die Worte zur That werden sollten, zurück, angeblich, weil es doch zu hart sei, ein so altes, durch verwandtschaftliche Bande mit Habsburg verknüpftes Haus, wie das sächsische, aus der Fürstenliste Europas zu streichen, in der That aber, weil es Preußen die schöne Abrundung nicht gönnte. Metternich wußte Frankreich und England für seine Ansicht zu gewinnen; natürlich legte auch Friedrich August die feierlichste Verwahrung ein. Als nun Preußen, gestützt auf Alexander, der hierdurch seine polnischen Plane zu fördern gedachte, von seinem Begehren nicht abging: schloß Oestreich im Januar 1815 ein Bündniß mit England und Frankreich, und schon drohte ein neuer europäischer Krieg mit umgetauschten Rollen, wobei wiederum Deutschland in zwei Heerlager getheilt war. Zum Glück gelang es noch, den leidenschaftlichen Czaren hinsichtlich Polens zu einiger Nachgiebigkeit zu stimmen, und man kam zur Entscheidung, daß Preußen die größere Hälfte von Sachsen mit Torgau und Wittenberg erhielt, während die kleinere Hälfte dem angestammten Herrscherhause verblieb; daß ferner ein nicht unbeträchtlicher Theil von Polen: Westpreußen und Posen, und ansehnliche Gebiete zu beiden Ufern des Rheins zur weitern Entschädigung Preußens dienen sollten. Dagegen kamen Ansbach und Bayreuth an Baiern, so wie Hildesheim und Ostfriesland an Hannover. Hierdurch ging leider die kostbare Verbindung mit der Nordsee verloren, welche erst in unsern Tagen durch Ankauf des Jahdebusens

einigermaßen wieder gewonnen worden ist. In Folge dieser Umgestaltung hatte das Reich der Hohenzollern eine Größe erhalten, welche ungefähr der von 1805 gleich kam — ein Ergebniß, womit das preußische Volk wenig zufrieden war, da es mit Recht einen höheren Lohn für seine Leistungen verdient zu haben glaubte. Die langgestreckte, durch Braunschweig und Hannover unterbrochene Gestalt des Landes, das mit dem Haupte an Rußland, mit den Füßen an Frankreich rührt, und im Vergleiche zu seinem Flächeninhalt eine Grenzlinie von außerordentlicher Länge hat, gleicht einem Gerippe, das noch Fleisch ansetzen muß, um als ein wohlgebildeter Körper zu erscheinen. Zwischen zwei großen, eroberungssüchtigen Völkern ausgespannt, hat der Adler Preußens die schöne, aber schwere Aufgabe, Deutschland gegen das eine und das andere zu schützen.* Er kann sie nur vollbringen, wenn ihm die deutsche Nation zur Seite steht. Schon die Lage Preußens — von all den innern Gründen abgesehen — nöthigt es also, im deutschen Sinne zu regieren. Jedenfalls ist die Wache am Rhein bei dem einköpfigen Adler am besten gewahrt. Indem sich Preußen, gleich den Aesten eines Baums, durch Deutschland verbreitet hat, soll es einerseits mit dem Salze, das ihm gegeben ist, unser Vaterland durchwürzen, andererseits aber auch den deutschen Geist in seiner Mannigfaltigkeit in sich aufsaugen und das ausschließlich Preußische ausmärzen. Seit der letzten Theilung von Polen war ein Drittheil Preußens polnisch geworden; nun aber hatte es soviel Slaventhum von sich abgethan und soviel deutsches Land in sich aufgenommen, daß es der einzige wesentlich deutsche Großstaat geworden war. Der wiener Kongreß hat es — ohne Zweifel wider seinen Willen — doch nicht übel mit Preußen gemeint; er hat es als einen Pfeiler durch ganz Deutschland hindurch aufgerichtet, daß wir Andern uns daran lehnen.

Zu den drei kleinen deutschen Königen, welche Napoleon geschaffen, und welche die Verbündeten bestätigt hatten, kam jetzt noch ein vierter hinzu, indem der Kurfürst von Hannover — damals noch eine Person mit dem Könige von England — diese Würde zu Anfang des Kongresses annahm. Das neue Königreich erhielt einen Zuwachs von 137 Geviertmeilen.

Baiern, das an Oestreich Salzburg, Tirol und Vorarlberg zurückgeben mußte, erhob, auf geheime Verträge mit dem Kaiser bauend, ausschweifende Forderungen. Allein es mußte dieselbe Erfahrung wie Preußen machen, daß nämlich Metternich, nach seiner doppelzüngigen

Politik, Hoffnungen erweckte, die zu erfüllen er nicht gemeint war. Auch Stein wirkte den Vergrößerungen, welche die Wittelsbacher am Rhein erstrebten, aus dem deutschen Gesichtspunkt entgegen. Der Kongreß sprach Baiern außer den preußisch-fränkischen Ländern noch Würzburg und Aschaffenburg zu, und es erlangte später noch die Rheinpfalz.

Um einen starken Wall im Nordwesten gegen Frankreich aufzurichten, erhielt Prinz Wilhelm von Oranien, der Günstling Englands, welcher gegen die Heere der Revolution und Napoleons in Waffen gestanden hatte, nicht bloß Holland, sondern auch Belgien, das übrigens lieber zu Oestreich zurückgekehrt wäre, nebst Lüttich und — als Entschädigung für seine Verluste in Deutschland — das Großherzogthum Luxemburg. Es war bei diesem Königreiche der Niederlande auf engen Anschluß an Deutschland gerechnet; aber die Hoffnung der gutmüthigen Mutter auf den unabhängig gewordenen Sohn zeigte sich bald als eitel.

Im Gegensatze zu Preußen blieb Oestreich ein wesentlich außerdeutscher Staat.*) Daß ihm Vorarlberg, Tirol und Salzburg wieder zufielen ist schon erwähnt. Ebenso kehrten Galizien und Illyrien zu dem Doppeladler zurück. Als Entschädigung für den Breisgau und Belgien erhielt es die Lombardei und Venedig als lombardisch-venetianisches Königreich nebst Dalmatien. So nahm in der östreichischen Völkermischung, die aus deutschen, slavischen, ungarischen und italienischen Stoffen seltsam gemengt ist, das wälsche Element auf Kosten des deutschen beträchtlich zu.

Was die übrigen italienischen Staaten angeht, so kam Genua und, in den Jahren 14 und 15, auch ganz Savoyen an Sardinien; denn man wollte auch hier eine starke Mauer gegen Frankreich erbauen. — Modena und Toskana fielen an Glieder des Hauses Lothringen-Habsburg, so daß Oestreichs Uebergewicht in Italien noch vermehrt wurde. — Pius VII. kehrte aus seiner Gefangenschaft nach dem alten Sitze der Päpste zurück, und der römische Staat verfiel wieder dem traurigen Loose der Priesterherrschaft. Pius legte durch Consalvi feierliche Verwahrung gegen die Kongreßakte ein, nicht nur, weil er zwei kleine

*) Gegenwärtig zählt Oestreich auf 38 Millionen Einwohner 8 Millionen Deutsche, während man in Preußen auf 17 Millionen Einwohner 14½ Millionen Deutsche rechnet.

Gebiete in Frankreich, welche die Revolution verschluckt hatte, nicht zurückerhielt, sondern auch, weil der römisch-deutsche Kaiserthron sammt den geistlichen Fürstenthümern am Rheine nicht wieder aufgerichtet wurde; aber das hochtönende: Protestor, resisto et contradico des Legaten hatte keine Wirkung mehr. — Was Murat anging, so führte er durch abenteuerliche Unternehmungen seinen Sturz und später sogar seinen Tod durch Erschießung herbei, und König Ferdinand bestieg im Juni den Thron der beiden Sicilien, nachdem der Kongreß ihm schon zuvor den alten Besitz zuerkannt hatte. — Auch in Spanien und Portugal ergriffen die Häuser Bourbon und Braganza ihr Zepter wieder. — Dänemark erhielt Schwedisch-Pommern als Ersatz für das an Schweden abgetretene Norwegen — ein Gebiet, das Preußen dann gegen Lauenburg eintauschte. — Der Schweiz wurden die drei von ihr abgerissenen Kantone Wallis, Genf und Neuenburg, der letzte unter preußischer Oberhoheit, wieder zugetheilt. Sie hatte sich eine Bundesverfassung gegeben, wodurch freilich das seltsame Gemisch von altaristokratischen, alt- und neudemokratischen Einrichtungen nicht beseitigt wurde. Diese bestätigte der Kongreß und sicherte ihr außerdem Unabhängigkeit und Neutralität zu. — Mit dem größten Gewinn an Land, Macht und Einfluß ging aus dieser Umgestaltung Europas das Reich des Czaren hervor. Nachdem dasselbe in den letzten Jahren Finland, Bessarabien und ein gutes Stück Moldau sammt der Donaumündung gewonnen hatte: trug es jetzt auch noch das Herzogthum Warschau davon, so daß gegenwärtig seine Ländermasse wie ein Keil zwischen Oestreich und Preußen gegen Deutschland vordringt. Uebrigens wurden die polnischen Länder von Alexander unter dem Namen Königreich unter besondere Verwaltung gestellt. Nur Krakau blieb eine freie Stadt, bis es dann 1846 mit Oestreich verschmolzen wurde.

Die schwierigste Aufgabe des wiener Kongresses war die Herstellung der Verfassung Deutschlands. Wo war die Möglichkeit, die losen Staaten zu einem festen Baue zusammenzufügen? Als Dach und Gipfel dieses Baus mußte ein Kaiser eingesetzt werden; aber die Wiederaufnahme dieser Würde, die von vielen Seiten begehrt und auch von Vaterlandsfreunden im Hinblick auf Habsburg aufrichtig gewünscht ward, scheiterte an der Weigerung Franzens, das Zepter Deutschlands zu ergreifen. Der östreichische Kaiser — ohnedies ein Fürst von engem Gesichtskreise — trug mit Recht Bedenken, zu seiner weitschichtigen Aufgabe als deutsch-slavisch-ungarisch-italienischer Herrscher eine zweite, die noch mehr

Schwierigkeiten bot, zu übernehmen. Wollte er nicht der alte Schattenkaiser des in Trümmer gesunkenen heiligen römischen Reichs sein, so mußte eine wesentliche Unterordnung der für unabhängig erklärten deutschen Staaten erreicht werden können. Wie aber war diese — ganz abgesehen von den vier kleinen Königreichen — für Preußen möglich, dessen deutschredende Einwohner gleich sind an Zahl den deutschredenden Einwohnern Oestreichs sammt den Einwohnern der drei Königreiche Hannover, Sachsen und Würtemberg und den Einwohnern der drei Großherzogthümer Luxemburg, Oldenburg und Weimar; für Preußen, das sich auf einer weit höhern Stufe der Entwicklung befindet als die östreichischen Staaten, das überdies gerade damals mit Habsburg im hohen Rathe Europas als gleichberechtigt saß — mit dem stolzen Gefühl in der Brust, die Hauptkriegsarbeit in den glorreichen Jahren 13 und 14 vollbracht zu haben?

Die Bewegung der Jahre 48 und 49 hat nachmals die Patrioten auf den Gedanken eines Kaiserthums unter Preußen geführt, woran Oestreich sich im engen Bunde anschlösse. Hierdurch würde der unheilvolle Zwiespalt, der in unser politisches Leben durch das Aufwachsen Preußens zum deutschen Großstaate gekommen ist, in für Oestreich und Deutschland gleich gedeihlicher Weise ausgeglichen werden. Für einen solchen Plan war das Jahr 49 noch nicht reif, wie viel weniger noch die Zeit des wiener Kongresses; er bleibt vielleicht der Zukunft aufgespart und kommt in Ausführung, nachdem die Politik des Hauses Hohenzollern — durch einen kräftigen Umschlag erstarkt — in die deutsch-nationale Bahn dauernd eingelenkt hat.

Einen von staatsmännischer Weisheit und wirklicher Vaterlandsliebe zeugenden Vorschlag machte der mecklenburg-schweriner Minister von Plessen auf dem Kongresse, nämlich daß der Kaiser — oder, wenn Dieser nicht durchzusetzen sei, das an seine Stelle tretende Direktorium — nicht allein von einer Bundesversammlung, sondern auch von Volksabgeordneten zu umgeben sei. Dies würde dem Oberhause der Bundesversammlung ein Unterhaus als nothwendige Ergänzung gegeben, und die Theilnahme der Nation dem Verfassungswerke zugewendet haben. Aber dieser Vorschlag, der in den Augen eines Metternich das Erzeugniß eines „revolutionären Kopfes" war, gelangte nicht einmal zur Berathung.

Da sich das Kaiserthum nicht herstellen ließ, so beschränkte man sich auf die Errichtung eines deutschen Bundes, dessen Zweck „die Erhal-

tung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten" sein sollte. Einen vorläufigen Abschluß erhielt derselbe durch die am 8. Juni 1815 auf dem Kongreß aufgestellte deutsche Bundesakte. Die Zahl der Bundesmitglieder war, nachdem Hessen-Homburg beigetreten war, 39, während man im alten Reiche mehrere Hundert zählte.*) Es gehörten dazu der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen für ihre deutschen Besitzungen**), ferner die vier kleinen deutschen Könige, der Kurfürst von Hessen-Kassel, dem es beliebte, diesen jetzt inhaltslosen Titel beizubehalten; sechs Großherzoge, wobei auch der von Sachsen-Weimar, welcher damals diesen Titel annahm***), und der König der Niederlande als Großherzog von Luxemburg; zehn Herzoge, wobei auch der König von Dänemark als Herzog von Holstein; zehn Fürsten, ein Landgraf und vier freie Städte. Ein Bundestag, bei welchem die Bundesglieder durch Gesandte vertreten waren, sollte dauernd unter Oestreichs Vorsitz in Frankfurt a. M. versammelt sein. Derselbe bildete einen weiteren oder engeren Rath. Der weitere Rath oder die Bundesversammlung trat zusammen, wenn es sich um Abänderungen oder Erweiterungen der Verfassung, überhaupt um organische Bundeseinrichtungen handelte; Oestreich und die fünf Königreiche führten „im Plenum" je vier Stimmen, Baden, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, Holstein und Luxemburg je drei, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin und Nassau je zwei, die übrigen Staaten je eine Stimme; im ganzen waren es 71, später 69 Virilstimmen. Der engere Rath entschied über die dem Plenum vorzulegenden Gegenstände und bereitete dieselben vor; ihm lag überhaupt die Bundesregierung ob. Von den 17 Stimmen, über die er verfügte, besaßen Oestreich und die fünf Königreiche, Baden, die beiden Hessen, Holstein und Luxemburg 11 Virilstimmen, während die übrigen Bundesstaaten zu Kuriatstimmen, d. h. in Gruppen von zwei bis sechs

*) Durch die Vereinigung von Koburg mit Gotha sank die Zahl der Bundesstaaten nachmals (1825) auf 38, durch die der beiden Hohenzollern unter Preußen in unsern Tagen (1850) auf 36. Andere Verschmelzungen (Hessen-Homburg mit dem Großherzogthume Hessen, Braunschweig mit Hannover) stehen in Aussicht.

**) Doch ist die Provinz Preußen, obgleich ein deutsches Land, dem politischen Deutschland, das heißt dem Deutschland der Diplomaten, nicht beigezählt.

***) Der Herzog von Oldenburg verzichtete auf die gleiche Rangerhöhung, die ihm ebenfalls der Kongreß eingeräumt hatte, und erst sein Nachfolger nannte sich (1829) Großherzog.

Staaten, die je eine Stimme führten, vereinigt wurden. In der engeren Versammlung entschied unbedingt die Stimmenmehrheit; in der weiteren durfte die Minderheit nicht über ein Drittheil betragen. In beiden war jedoch volle Einstimmigkeit gefordert, wenn es sich um Annahme oder Veränderung von Grundgesetzen, um organische Bundeseinrichtungen, um die Rechte einzelner Stände und um Religionsangelegenheiten handelte. Diese Bestimmung ist, wie man leicht sieht, die nachtheiligste von allen, weil dieselbe, so lange sie bestehen wird, jede gründliche Ausbesserung an dem durchlöcherten, wankenden Bau des deutschen Bundes geradezu unmöglich macht; das berüchtigte Veto des polnischen Reichstages ist durch Metternich und die andern Feinde Deutschlands dem Bundestage eingepflanzt. Oestreich und die vier kleinen Königreiche, welche vorzugsweise sich stets der deutschen Einheit unter Preußen entgegenstemmen werden, brauchen z. B. nur ein einziges Nein gegen einen dahin abzielenden Gesetzesvorschlag aufzustellen, und er fällt augenblicklich zu Boden.

So außerordentlich und tiefgreifend die Mängel auch waren, welche die Bundesakte an sich trug, so enthielt sie doch auch sehr nützliche Bestimmungen, die freilich nicht zur vollen Entwicklung gelangen konnten, da ihnen der gedeihliche Boden genommen war. In den elf ersten Artikeln der Bundesakte, welche, als von allgemeiner Bedeutung, der Kongreßakte einverleibt wurden, machten sämmtliche Bundesmitglieder sich anheischig, nicht nur Deutschland als Ganzes, sondern auch die einzelnen Bundesstaaten vor jedem Angriffe zu schützen; das Eine leistete dem Andern Gewähr für seine Besitzungen. Untersagt waren einseitige Unterhandlungen mit dem Reichsfeinde, sowie auch Bündnisse, welche das Vaterland gefährdeten, und gegenseitiger Krieg der Mitglieder. Streitigkeiten der Bundesmitglieder miteinander sollten durch besondere Schiedsgerichte, Austrägalgerichte, geschlichtet werden. Die Einrichtung eines eigentlichen Bundesgerichts scheiterte an dem Widerspruche Baierns und Darmstadts. Aus den neun folgenden Artikeln, welche der Bundesakte ausschließlich angehören, hebe ich die Forderung landständischer Verfassungen in sämmtlichen Bundesstaaten — den bekannten Artikel 13 — hervor; ferner die Bestimmung, wornach die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien keinen Unterschied im Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte bewirken sollte. Andere Artikel verhießen Freizügigkeit, Preßfreiheit, freie Schifffahrt auf den deutschen Strömen. Wie viel Fesseln sind noch zu sprengen, bis sie zur Wahrheit werden!

Es ist nicht zu läugnen, daß die Bundesakte der Selbstherrschaft einzelner Glieder wohlthätige Schranken setzte, gegen die sich natürlich anfangs besonders die Mittelstaaten sträubten, vor allen Würtemberg durch König Friedrich. Krieg und Friede war nicht mehr in ihre Hand gegeben; Verträge, die dem Bunde zuwiderliefen, durften nicht von ihnen vollzogen werden. Die Kriegsverfassung, welche sich der Bund gab, setzte die Militärhoheit der einzelnen Staaten auf ein geringes Maß herab. Sie waren auch nicht mehr in Bezug auf ihre Landesverfassungen frei, und bald warf sich der Bundestag — d. h. Oestreich, dem Preußen willig folgte — zum Richter über ihre Gesetzgebung auf. Endlich begann sich auch eine deutsche Handels- und Verkehrspolitik zu regen, und in Bezug auf hundert Dinge, die früher der Willkühr der Einzelnen überlassen waren, eine wohlthätige Uebereinstimmung zu fordern.

Die Beschränkung der deutschen Staaten zweiten und besonders dritten Rangs ist aber um so größer, als der Einfluß der beiden Großmächte nach dem natürlichen Gesetze der Schwere auf sie drückt. Nach allen Seiten hin zeigt sich die Verkehrtheit einer Zusammenstellung von großen, mittleren, kleinen und kleinsten Ländern zu einem politischen Ganzen — einer Zusammenstellung, die noch immer an die Rokoko-Zeiten des weiland heiligen römischen Reichs erinnert, und mit Recht längst ein Gegenstand des allgemeinen Spottes geworden ist. So lange Wien und Berlin einig sind, läßt sich die Bundesversammlung von ihnen bestimmen, und die Anträge des Präsidialgesandten finden, nachdem Preußens Zustimmung im voraus gesichert ist, keinen erheblichen Widerstand mehr. Gehen die beiden Großstaaten auseinander, dann freilich ist den Mittelstaaten Gelegenheit gegeben, sich geltend zu machen, je nachdem sie ihr Gewicht in die Schale Preußens oder Oestreichs legen; ein Ausschlag wird aber nicht leicht gegeben, weil beide ihre Parteigänger haben. Dann gleicht der Bund einem Wagen, an den gleich viel Pferde nach entgegengesetzten Seiten gespannt sind. Die Pferde ziehen, keuchen, schwitzen und matten sich ab; die Fuhrleute schreien sich heiser und zerfleischen umsonst den Rücken ihrer Thiere; der Wagen — kommt nicht aus der Stelle. Ein schlimmeres Geschenk konnte uns Napoleon nicht machen, als diese kleinen deutschen Könige. Weil sie Könige sind, wollen sie Etwas bedeuten, und können es nur dadurch, daß sie Deutschland zwiespaltig und schwach erhalten. „Wir begreifen, sagt ein Staatsmann der neuen Zeit in Bezug auf sie, die Weisheit nicht, die sich

ernstlich das Ziel setzen würde: den Körper zu verderben, um das Glied zu erhalten."

Die deutsche Bundesverfassung war nach den eigenen Zugeständnissen Derer, die sie machten, nur ein Nothbehelf; ja, sie ist nicht einmal mit dem Willen, ein durch Einheit starkes Deutschland zu schaffen, gegeben worden; sie verdammt uns, so lange sie besteht, zu einer schimpflichen politischen Ohnmacht, und verhindert uns überhaupt, unsere herrliche Kraft nach innen und außen zu entwickeln. Es ist deshalb das dringendste Bedürfniß nach einer andern vorhanden, welche wirklich „deutsch" ist und nicht bloß „deutsch" heißt. Man hat dem deutschen Herkules am 8. Juni 1815 ein Nessushemd übergeworfen; er weiß, daß es ein Nessushemd ist, denn es brennt ihn. Er hat es schon einmal abgeworfen, leider aber wieder aufnehmen müssen. Er wird, so hoffen wir zu Gott, es wieder ablegen, um es auf immer in dem Moder der vergangenen Jahrhunderte, wohin es gehört, zu begraben.

Noch war der Kongreß mit seinen Arbeiten nicht zu Ende, als ein Schreiben aus Genua, Morgens am 7. März 1815 in der Sitzung abgegeben, die überraschende Nachricht brachte: Napoleon sei von der Insel Elba verschwunden. Einige Tage später traf die Botschaft von seiner Landung an der Küste Frankreichs ein, und ehe der Monat zu Ende lief, wußte ganz Europa, daß der Thron der Bourbonen wie ein Kartenhaus zusammengestürzt, daß sie selber nach Gent entflohen und der abgesetzte Kaiser in den Tuilerien eingezogen sei. Als die wunderbare Kunde in Berlin anlangte, stürmte der alte Blücher in das Schlafgemach des englischen Gesandten mit der vorwurfsvollen Frage: „Haben die Engländer eine Flotte auf dem mittelländischen Meer?" Allerdings hatten Diese den Gefangenen von Elba nachlässig entkommen lassen. Man kann übrigens nicht sagen, daß Europa oder der Kongreß bei dem großen Ereignisse die Fassung verloren. Schon am 13. März, bevor noch die raschen Erfolge Napoleons in Frankreich den in Wien versammelten Großmächten bekannt sein konnten: erklärten sie ihn außer dem Gesetze. Die nach der Heimat ziehenden Heere mußten sofort umkehren. Oestreich, Preußen, Rußland und Großbritannien unterzeichneten einen Vertrag, wornach sie sich zur Stellung von 600,000 Mann anheischig machten; außerdem versprach England eine Geldleistung von fünf Million Pfund. Dem Vorgange der Großmächte schlossen sich die Mittel- und Kleinstaaten Europas an; auch die Rheinbündischen stellten sich ein, am letzten von Allen der König von Würtemberg; denn man

glaubte nicht, daß Napoleon den Kampf mit Europa bestehen könne. Die in Aussicht gestellten Truppenleistungen betrugen über eine Million Soldaten.

Der kühne Abenteurer der Insel Elba hatte seinen Plan, das Reich der Bourbonen wie eine schlechtbewachte Stadt zu überrumpeln und den Kaiserthron im Fluge wieder herzustellen, auf seine Nachrichten von der Unzufriedenheit der Franzosen mit ihren Zuständen und von dem — mittlerweile wieder beigelegten — Zwiste der Großmächte in Wien gebaut. Die verschiedenen Parteien Frankreichs waren dem alten, viel geprüften Herrscherhause mit Herzlichkeit entgegenkommen; man hatte gehofft, daß mit seinem Wiedereintritte der Schlund der Revolution wirklich geschlossen, daß es der Nation nun endlich gestattet sei, die Früchte dieser Umwälzung in Friede, Freiheit und Wohlstand zu genießen. Aber bald zeigte sichs, daß die Bourbonen „Nichts gelernt und Nichts vergessen", daß sie kein Verständniß für das neue Frankreich mitgebracht hatten. Die freien Staatseinrichtungen, die sie nothgedrungen gewährten, waren nicht ehrlich gemeint und nur ein schlechter Deckmantel des alten unumschränkten Gottesgnadenkönigthums, des Königthums der Junker und der Pfaffen. So kam es, daß die öffentliche Meinung in wenig Monaten einen völligen Umschwung erfuhr, und daß die Nation ihr Auge wieder auf Napoleon wandte, dessen eiserner Zepter wenigstens auf Allen gleich lastete und Frankreich hohen Glanz verliehen hatte. Was den Umsturz außerordentlich begünstigte, war die Erbitterung des Heers über die Mißachtung und ungerechte Zurücksetzung unter Ludwig XVIII. So reifte der Gedanke Napoleons, den aus morschen Brettern wieder aufgerichteten Bourbonenthron durch einen plötzlichen Einfall in Frankreich zusammenzustürzen, zur That. Am 1. März landete die Brigg l'Inconstant, welche ihn, die Generale Bertrand, Drouot und Cambronne sammt 900 Soldaten trug, im Golf von Juan an der Küste der Provence. Geschickt abgefaßte Proklamationen, die er ausstreute, zündeten schnell. Kleinere Truppenabtheilungen, die ihm zuerst entgegentraten, gingen sofort zu ihm über. Am 10. März öffnete Lyon seine Thore. Ludwigs XVIII. Heer fiel ihm jubelnd zu; die Marschälle, von denen viele in den Dienst der Bourbonen getreten waren, erklärten sich, durch die Erinnerung der alten Tage des Ruhms gelockt, gleich oder später für ihn. Ney, dem Ludwig ein Kommando anvertraut und der dem Könige bei seinem Abgange mit prahlerischen Worten versprochen hatte: er wolle den „Bonaparte" gefangen nehmen und, in einen eisernen Käfig ge-

sperrt, ihm zuführen, widerstand dem Zauber ebensowenig wie die Andern. Es war kein Kriegs-, sondern ein Triumphzug, der Napoleon ohne Schwertstreich durch ganz Frankreich führte, und schon am 20. war er in Paris. Als man ihn einige Tage später fragte, was man auf die Vendomesäule, die unter den Bourbonen seines Standbildes beraubt worden war, setzen sollte: erwiederte er bitter, aber wahr: „Eine Wetterfahne". Er hatte damit den Charakter der Nation bezeichnet. Ueberhaupt war die gute Aufnahme, die er bei den Franzosen gefunden, weit mehr ein Zeugniß gegen die Bourbonen als für ihn.

Obgleich Napoleons Heer durch die Rückkehr zahlreicher Kriegsgefangener und Festungstruppen beträchtlich gewachsen war, so konnte es ihm doch nicht in den Sinn kommen — jetzt, wo ihm nur die Hülfsquellen des engern Frankreichs zu Gebote standen — mit ganz Europa sich zu messen. Er mußte also, wenigstens fürs erste, den Frieden wünschen, und suchte auf mancherlei Wegen und durch Vermittlung dritter Personen mit den Mächten, welche den Bann gegen ihn geschleudert, einzeln anzuknüpfen; auch bei Metternich und Talleyrand ward leise angeklopft. Aber all diese Schritte hatten keinen Erfolg; man betrachtete ihn als einen verlorenen Mann. Seine Rundschreiben an die Höfe, worin er sich als den gesetzmäßigen Herrscher Frankreichs, den die Nation freiwillig auf den Schild gehoben, darstellte und seine Friedensliebe betheuerte, wurden zurückgewiesen.

Es blieb also Nichts, als die Entscheidung der Waffen übrig; aber gerade dies Mittel war nicht geeignet, ihm in Frankreich, wo er neue Wurzeln schlagen sollte, Halt zu geben. Zwar zeigte sich das Heer kriegslustig und brannte, die Scharten der Jahre 13 und 14 auszuwetzen; von den Marschällen und Generalen hatte sich jedoch nur ein Theil zu Napoleons Verfügung gestellt, und auch Diese waren ohne rechte Zuversicht. Was die Nation anging, so hatte sie natürlich von der Erschöpfung langer Kriegszeiten und dem Einbruche der Fremden im letzten Jahre sich nicht erholen können, und jetzt sollte Blutvergießen, Verwüstung und Noth neu beginnen. Auf den schnell verrauschten Jubel der ersten Wochen folgte eine sehr nüchterne Stimmung; ein kalter Wind wehte den Kaiser aus Frankreich an und benahm ihm selber den freudigen Muth. Die künstlichen Mittel, durch die er die Nation für sich zu gewinnen suchte, wie die Zurückberufung beliebter Republikaner und die Ertheilung einer Verfassung mit zwei Kammern, konnten diesen Zweck nicht erreichen, weil es nur Schaugerichte waren, von denen die Gäste nicht genießen

sollten. Gar bald lenkte er wieder in die alten Wege ein, und Lafayette, den er aus seiner Zurückgezogenheit nach Paris hatte kommen lassen, bemerkte treffend: „Bei seiner Ankunft in Frankreich hat er uns Bürger, halbwegs nach Paris Franzosen und zuletzt Unterthanen genannt.“ Es war überhaupt ein harter Widerspruch in Napoleons Lage. Die Rücksicht, die er auf die Nation nehmen mußte, legte ihm die Nothwendigkeit auf, sich selbst durch eine Konstitution zu beschränken, und doch bedurfte er gerade jetzt, wo es galt, die strengzusammengefaßte Kraft Frankreichs gegen den andringenden Feind zu wenden, einer diktatorischen Gewalt, die außerdem seiner Natur allein zusagte. Ein prunkendes Schauspiel, von dem der Kaiser einen großen Eindruck erwartete, das aber kalt ließ, war das am 1. Juni veranstaltete Maifeld. Am 12. zog er in den Krieg. Der Thron des verwegenen Spielers stand auf einer Nummer; wenn er nicht siegte, das fühlte er deutlich, war er rettungslos verloren.

Napoleon hatte ein Heer von 217,000 Mann in Bereitschaft, wovon 130,000 nach den Niederlanden, wo das Kriegsungewitter zum Ausbruch kommen sollte, bestimmt wurden; die Uebrigen standen im Elsaß, gegen Italien, Spanien und in der Vendee, die sich zu Gunsten der Bourbonen erhoben hatte. Die Truppen, die er mit sich in den Krieg führte, waren sehr tüchtig; sie bestanden aus den fünf Armeecorps Drouet d'Erlon, Reille, Vandamme — der, aus der russischen Gefangenschaft zurückgekehrt, sich zur Verfügung des Kaisers gestellt hatte —, Gerard und Lobau, aus der Kavallerie-Reserve unter Grouchy und den Garden unter Mortier. Die Zahl der für den Feldzug bestimmten Geschütze belief sich auf 350. Dagegen hatten seine Feinde, unter denen Rußland, Oestreich und Preußen weit mehr Mannschaft aufgebracht, als sie nach dem Vertrage gehalten waren, bis zum Juni weit über eine halbe Million ins Feld gestellt. Davon kamen 230,000 Mann auf die Oestreicher und Süddeutschen, die von Mannheim bis Freiburg im Breisgau standen (linker Flügel unter Schwarzenberg), 150,000 Mann auf die Russen, die auf dem Marsch nach dem Mittelrheine begriffen waren (Centrum unter Barclay) und 215,000 auf das niederländische Heer (rechter Flügel unter Blücher und Wellington). Auf die Letztgenannten als die nächsten und gefährlichsten Gegner warf sich Napoleon mit seiner ganzen Kraft. Hatte er diesen Feind, indem er die beiden Heere getrennt schlug, vom Nacken geschüttelt: so war eher die Möglichkeit gegeben, sich auch der Andern, die noch ferner

standen, zu erwehren. Da er aber gleich im ersten Anlaufe unterlag, so ist Blücher und Wellington der Ruhm zu Theil geworden, die Entscheidung allein herbeigeführt zu haben, und zwar in der kurzen Frist von drei Tagen.

Blücher's Heer zählte 115,000 Mann mit 304 Geschützen und war aus den vier Armeecorps Zieten, Pirch, Thielmann und Bülow zusammengesetzt. York, der mittlerweile General-Gouverneur von Schlesien geworden, sollte ein fünftes Corps, das in Preußen gebildet wurde, führen; aber die schnelle Beendigung des Feldzugs ließ es nicht mehr in Thätigkeit treten. Kleist war durch eine schwere Krankheit fern gehalten. Die Truppen Blücher's bestanden diesmal nur aus Deutschen, und zwar meist aus Preußen. Ihre Ausrüstung hatte, da es an Mitteln fehlte, nicht vollendet werden können, und es bedurfte immerhin noch einiger Wochen Zeit, um sie völlig kriegsbereit zu machen. Um der Geldnoth abzuhelfen, kam Blücher auf den Gedanken, einen Wechsel auf England auszustellen, den ihm die Kaufleute von Elberfeld wirklich auszahlten. Ein Fünftel des Fußvolks war Landwehr, die zum erstenmal ins Feld rückte. Es versteht sich, daß der Geist, welcher das Blücher'sche Heer beseelte, vortrefflich war.

Von dem niederländischen Heere bestand nahezu die Hälfte aus Deutschen, die Uebrigen, etwa zu gleichen Theilen, aus Engländern und Niederländern. Zu den Deutschen gehörte zunächst die deutsche Legion, welche in den letzten Jahren, neben den Engländern, mit großer Auszeichnung in Spanien gefochten hatte; ferner das hannövrische Reservecorps, meist Landwehr; das Corps des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der uns noch aus dem Jahre 1809 in gutem Gedächtnisse ist, und die Nassauer. Ueber diese nach Alter, Kriegserfahrung und Nation sehr verschiedenen Truppen, welche 220 Geschütze führten, gebot der Herzog von Wellington, damals ein Sechsundvierziger, also in gleichem Alter mit Napoleon. Er hatte schon früh im indischen Kriege Lorbeeren gesammelt und dann, wie uns bekannt ist, in Portugal und Spanien siegreich gegen die Franzosen gekämpft. Wellington war kein genialer Feldherr, aber tüchtig in der ganzen Schwere des Worts, ein nüchterner Mann von klarem Verstande, großer Willenskraft, eiserner Ausdauer und merkwürdiger Ruhe inmitten der Gefahr.

Als Napoleon am 14. Juni, dem Jahrestage von Marengo und Friedland, die belgische Grenze überschritt: gedachte er in einem Tagesbefehl an seine Truppen jener Siege und schlug einen sehr hohen Ton an, wie er zu

seiner jetzigen Lage gar nicht mehr paßte. Auch diesmal gelang es ihm, die Verbündeten in zerstreuter Stellung zu überraschen. Die Masse des niederländischen Heeres stand durch Hennegau und Westflandern von Mons bis Gent; kleinere Abtheilungen waren weiter entsendet. Die vier Blücher'schen Corps hielten die Sambre und Maas von Charleroi bis Lüttich besetzt; sie erstreckten sich also durch die Provinzen Hennegau, Namur und Lüttich. Der französische Kaiser wandte sich zuerst gegen die Preußen, weil, so rechnete er, der bedächtige Wellington nicht so leicht Blücher, als der rasche Blücher Wellington zu Hülfe eilen würde. Das erste Zusammentreffen fand am 15. bei Charleroi an der Sambre Statt: Zieten mußte vor der Uebermacht gegen Fleurus und St. Amand zurückweichen. Wellington, der sich zu Brüssel befand, traf Nachmittags Anordnungen zur Sammlung seines Heers, und verbrachte dann noch einen guten Theil der Nacht auf dem Balle der Herzogin von Richmond. Weder er noch Napoleon verfuhren mit besonderer Eile. Blücher hatte Zeit, drei Armeecorps bei St. Amand und Ligny in der Nähe von Fleurus zusammenzuziehen; Bülow war von Lüttich her noch unterwegs. Wegen der Nähe des niederländischen Heeres konnte Napoleon nicht daran denken, mit seiner ganzen Macht auf Blücher zu fallen; vielmehr trat er Ney über ein Drittheil seiner Streitkräfte ab mit dem Auftrage, von Charleroi auf der Straße über Quatrebras nach Brüssel vorzugehen, um Wellington's linken Flügel fern zu halten. Er setzte dabei voraus, daß der Marschall auf keine sehr ansehnlichen Truppenmassen stoßen werde.

Nachdem so Napoleon seine eigene Linke durch Ney gegen die Truppen des Engländers gedeckt hatte, schritt er am 16. Nachmittags zwischen Zwei und Drei zum Angriffe der Preußen, und damit nahm die Schlacht bei Ligny ihren Anfang. Obgleich er an Streitkräften Blücher nicht gleich kam, so war er doch auf dem eigentlichen Schlachtfelde, d. h. vor den Dörfern St. Amand und Ligny, der Stärkere. Der preußische Feldmarschall hatte nämlich, um die wichtige Verbindungsstraße über Namur festzuhalten, dem Thielmann'schen Corps, daß seinen linken Flügel bildete, eine durch Thalgründe abgesonderte Stellung gegeben, so daß es verhindert war, wesentlich in die Haupthandlung einzugreifen, und Napoleon sich darauf beschränken konnte, es mit wenigen Truppen zu beschäftigen. Dagegen hoffte Blücher, der den ungetheilten Feind gegen sich zu haben glaubte, auf seinem rechten Flügel von dem niederländischen Heer unterstützt zu werden; Wellington hatte ihm diese Hülfe mündlich zugesichert, als er Nachmittags um Ein auf der Wind-

mühlenhöhe Bussy bei Bry eine Zusammenkunft mit ihm hatte. Von jenem weitschauenden Punkte, den sich Blücher gewählt hatte, um von da die Schlacht zu leiten, konnte man auf der gegenüberliegenden Windmühlenhöhe bei Fleurus den französischen Kaiser mit seinem Gefolge sehen. Da an großen Männern auch das Kleine unsere Aufmerksamkeit erregt, so mag hier bemerkt werden, daß bei der erwähnten Zusammenkunft die äußere Erscheinung der zwei berühmten Feldherrn ihren Rang entfernt nicht ahnen ließ. Während Blücher in seinem schlichten Rocke mit rothen Kragen, mit dem alten Säbel an der Seite und der Mütze auf dem weißen Haar einem alten Soldaten, der sichs außer Dienst bequem gemacht hat, glich: gewährte Wellington im blauen Ueberrocke, weißer Halsbinde und weißen Beinkleidern, mit dem Degen an der Seite und dem dreieckigen Hütchen auf dem Kopfe das Bild eines englischen Gentleman. Von den Orden, womit Europa wetteifernd die beiden Helden bedeckt hatte, war Nichts zu sehen; nur Wellington trug eine vierfache Kokarde als Abzeichen der vierfachen Feldmarschallwürde, die ihm England, Portugal, Spanien und Niederland ertheilt hatten.

Daß Blücher sich trotz der ungünstigen Aufstellung, in der sich seine Truppen befanden, und trotz des Ausbleibens der englischen Hülfe bis in die Nacht wie ein Löwe schlug, darüber lauten alle Zeugnisse völlig übereinstimmend. Man stritt um den Besitz der Dörfer St. Amand und Ligny, welche während eines beinahe fünfstündigen Kampfes von beispielloser Hartnäckigkeit und Wuth theilweise von einer Hand in die andere gingen. In ihrer furchtbarsten Gestalt erschien die Schlacht in Ligny; in aufgelöster Ordnung kämpften hier Mann gegen Mann mit dem Bayonnet und dem Kolben; Pardon wurde nicht gewährt; die Gassen verstopften sich mit Verwundeten und Leichen, indeß die rothe Zunge des Feuers aus den Häusern emporschlug. Napoleon hatte seine Streitkräfte besser gespart als Blücher. Abends um halb Neun, als ein heftiger Gewitterschauer niederstürzte, führte er den Hauptstoß, indem er seinen um Ligny ringenden Truppen mit der Garde und schwerer Reiterei zu Hülfe kam. Große Verluste hatten das Centrum der Preußen sehr gelichtet; die Ermattung der Kämpfenden war so groß, daß einzelne Offiziere und Soldaten, vom Feinde unberührt, aus bloßer Erschöpfung todt zu Boden sanken. Durch die Eroberung Ligny's, die nicht länger mehr abgehalten werden konnte, wurde die Mitte der preußischen Stellung durchbrochen. Blücher, der von dem Windmühlenberge bei Bry herbeigeeilt war, machte noch einen letzten Versuch, das Hervorbrechen des

Feindes aus dem Dorfe durch den Rest seiner Reiterei zu hemmen. Das sechste Ulanenregiment unter Oberstleutnant Lützow — dem vormaligen Führer des bekannten Freicorps, das vor kurzem der Linie des preußischen Heers einverleibt worden war — wurde blutend zurückgeworfen, und Lützow selber fiel verwundet in Gefangenschaft. Ein gleiches Schicksal hatten die westpreußischen Dragoner, die kurmärkische Landwehrkavallerie. Noch einmal führte Blücher die geworfene Reiterei persönlich gegen den Feind. Umsonst! sie muß weichen; hinter ihr her brausen die französischen Kürassiere. Von einer Kugel getroffen jagt das Roß des Feldmarschalls in rasenden Sprüngen davon, bricht zusammen und begräbt den greisen Reiter unter seiner Last. Sein Sturz bleibt im wilden Getümmel beim Dämmerlichte unbemerkt. Um ihren Feldherrn unbekümmert eilen die Preußen weiter; nur Nostitz, der treue Adjutant, hält mit gezogenem Degen Wache. Auch die nachstürmenden Franzosen achten nicht auf den am Boden liegenden Kriegsmann im unscheinbaren Rocke, und als ein neuer Angriff der Preußen sie zur Rückkehr zwingt, sprengen sie zum zweitenmal vorüber, ohne seiner zu achten. Jetzt ruft Graf Nostitz einige Leute der nachfolgenden Geschwader an; Blücher wird unter seinem todten Rosse geschunden, gequetscht und halb bewußtlos hervorgezogen, auf das Pferd eines Reiters gehoben und mit genauer Noth gerettet. Denn kaum war er hinweggebracht, als der Feind wieder erschien und dauernden Besitz von der Gegend nahm, wo der alte Held gelegen hatte.

Als Blücher später einmal bei sich überlegte, welches, im Falle der Gefangenschaft, sein Schicksal gewesen sein würde, und die Möglichkeit an seinem Geiste vorüberführte, daß er, dem Volke zur Schau, im Triumph durch Paris geführt worden wäre: schauderte er zusammen und rief, gegen den treuen Adjutanten gewendet: „Nostitz, da hätten Sie mir doch wohl eher das Leben genommen, als mich solcher Schmach preisgegeben? Sagen Sie selbst, ehe mich die Franzosen fortgeschleppt hätten, was hätten Sie gethan?" „Was ich gethan hätte", erwiederte der Adjutant, „weiß ich nicht; aber ich weiß, was ich in solchem Falle hätte thun sollen."

In später Nacht zogen die Preußen, von Napoleon nur matt verfolgt, von dannen. Um dem Rückzuge Halt zu geben, wurden die Dörfer Bry und Sombref besetzt und so lang, als Noth war, festgehalten. Der Verlust der Preußen betrug 12,000 Mann und 21 Geschütze. Unter den Todten war der tapfere Oberst Thünen, unter den Verwundeten die Generale Jürgaß und Holtzendorff. So unvergleichlich die

Haltung der Blücher'schen Truppen im allgemeinen auch war, so gab es doch, wie in jedem Heere, Spreu unter dem Weizen, die bei dieser Gelegenheit auf- und davonflog. Tausende von Ausreißern, die zum Theil bis Lüttich und Aachen flohen, verbreiteten die Kunde einer großen Niederlage. Es waren dies hauptsächlich Soldaten aus den vor kurzem mit Preußen vereinigten Landestheilen, die theils zum erstenmal die Schrecknisse einer Schlacht erlebten, theils auch früher auf französischer Seite gefochten hatten; doch wetteiferten auch nicht wenige der Letzteren mit den altpreußischen Truppen an Tapferkeit und Ausdauer. Der Verlust der Franzosen belief sich auf 7—8000 Mann.

Napoleon hatte allerdings den Sieg über die Preußen davon getragen, aber unvollständig; sie waren nur erschüttert, nicht vernichtet, und nie ist im Krieg eine Scharte schneller, vollständiger und ruhmvoller ausgeschliffen worden, als die Scharte der Preußen zu Ligny. Der Sieg hatte nur dann Werth für ihn, wenn damit eine Trennung der Preußen und der Engländer erlangt war. Er hoffte und glaubte dies, aber er sollte schrecklich aus seiner Täuschung erwachen. Die weiteren Bewegungen der preußischen Truppen leitete General-Quartiermeister Grolmann, da Blücher's Zustand ihm jede Thätigkeit untersagte. Man nahm den Rückzug nicht östlich auf der Operationslinie des Heers nach Namur, sondern nördlich auf kleinen, elenden Wegen über Tilly nach Wavre in der Richtung auf Brüssel, um mit Wellington in Verbindung zu bleiben. Dieser Marsch, der den glücklichen Ausgang der Schlacht bei Belle-Alliance und den schnellen Sturz Napoleons nach sich zog, war der Gedanke Gneisenau's, dessen Name hierdurch allein schon Unsterblichkeit gewonnen hat; er verdient um so größeren Preis, weil es nach dem Urtheile der Kriegskundigen ohne Beispiel ist, daß ein geschlagenes Heer seine Rückzugslinie mit so geringem Verluste und in so guter Haltung verändert.

Drei Wegstunden westlich von Ligny bei dem Wirthshause Quatrebas, das auf dem Kreuzwege steht, den die Straßen von Namur nach Nivelles und von Charleroi nach Brüssel bilden, kam es an dem gleichen Nachmittage, an welchem Napoleon mit den Preußen rang, zu einem Treffen zwischen Ney und einem Theile des niederländischen Heeres; der Kanonendonner von Ligny scholl deutlich herüber zu den Kämpfenden von Quatrebras. Der Marschall, welcher ziemlich langsam auf der brüsseler Straße vorgerückt war, griff nach Mittag 7000 Niederländer und Nassauer unter dem Kronprinzen Wilhelm von Oranien,

dem Sohne des neueingesetzten Königs der Niederlande, mit überlegenen Streitkräften an und brachte sie zum Weichen. Als jedoch die fünfte englische Division unter General-Leutnant Picton und die hannöverische Brigade Best eintrafen, wurde das verlorene Dorf Piermont wieder gewonnen. Während Ney weitere Streitkräfte ins Gefecht zog, erhielt auch Wellington, der, von der Unterredung mit Blücher zurückgekehrt, fortan das Gefecht leitete, Verstärkung durch das braunschweiger Corps und durch andere Truppen. Der Kampf wogte unentschieden auf und ab, da von beiden Seiten mit Tapferkeit bei gleicher Truppenzahl gekämpft wurde; besonders zeichneten sich Picton's Hochschotten aus. Als endlich Ney seine Rückhaltstruppen und Valmy's Reiterei hervorzog, ging jenes Dorf wieder an den Feind verloren, und die Wage schien sich zu dessen Gunsten zu neigen. Aber jetzt trafen zur guten Stunde die Divisionen Alten und die englischen Garden ein; die Verbündeten zählten jetzt 30,000 Mann gegen 20,000 Franzosen; bloß an Geschütz und Reiterei war der Marschall noch überlegen. Da nun die von ihm erwartete Verstärkung nicht mehr eintraf, gab er die Hoffnung, in Besitz von Quatrebras zu gelangen, auf, und zog sich in die Stellung, die er Morgens inne gehabt, zurück. Erst um Neun traf dann das Corps des Grafen Erlon ein, das diesen Tag durch ein seltsames Geschick zu völliger Unthätigkeit verdammt war, indem es zuerst gegen Ligny geschickt wurde, dann aber unterwegs auf Ney's Befehl umkehrte, um bei Quatrebras Hülfe zu leisten, so daß es weder hier noch dort mit eingreifen konnte.

Der Verlust der Verbündeten in dem Treffen bei Quatrebras wird auf 5000, der des Feindes auf etwas weniger angegeben. Unter den Todten des niederländischen Heeres war auch der heldenmüthige Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig. Er hatte Tags zuvor mit Wellington jenem Balle bei der Herzogin von Richmond beigewohnt, und war, von einem fernen Schießen, das er zu hören glaubte, beunruhigt, noch in der Nacht aufgebrochen, um seine Truppen in Bewegung zu setzen. Am Morgen des 16. war er wieder bei Wellington und ritt mit ihm den sieben Stunden betragenden Weg von Brüssel nach Genappe in zweien. Ein kurzer Schlaf auf dem Boden entschädigte ihn — zum letztenmal vor dem ewigen Schlafe — für die ruhelose Nacht. Nachdem er mit seinen jungen und noch unerfahrenen Truppen in die Schlacht eingerückt war, ging er denselben mit trefflichem Beispiel voran, und hielt mit ihnen eine Stunde lang im Geschützfeuer, ohne dasselbe erwiedern zu können,

ruhig seine Pfeife rauchend, bis dann Wellington vier englische Kanonen sandte. Als sein Leibbataillon in besondere Bedrängniß kam, eilte er ohne besondere Begleitung herbei, um es in Ordnung zu erhalten, ward aber durch einen Flintenschuß zu Boden gestreckt. Ein Korporal und zwei Gemeine trugen den Schwerverwundeten auf ihren Gewehren hinweg, damit er nicht in die Gewalt der feindlichen Reiterei, die schon dicht herbeigekommen war, geriethe, und brachten ihn in ein Haus, wo er auf einem Strohlager verschied.

Wellington dachte, das Treffen bei Quatrebras solle die Einleitung zu einer großen Schlacht werden, die am 17. an jenem Punkte geschlagen würde. Durch Zuzüge, die seitdem sich eingestellt hatten, war sein Heer auf 70,000 Mann gewachsen, und er sah nur noch dem Erscheinen Blücher's entgegen, weil er sich nicht allein dem Angriffe des französischen Heers unter Napoleon aussetzen wollte. Als ihm früh um Sieben die Kunde von dem Kampfe bei Ligny und dem Rückzuge der Preußen auf Wavre zuging, so ließ er Blücher nach jenem Städtchen melden, wenn die Preußen gleich diesen Tag zu ihm stoßen könnten, so werde er bei Quatrebras schlagen; im andern Falle sei er Willens zurückzugehen und in der Stellung von Mont-Saint-Jean (einige Stunden weiter gegen Brüssel) am nächsten Tage, dem 18., eine Schlacht anzunehmen, vorausgesetzt, daß man ihm auch nur mit einem Corps zu Hülfe komme. Der Feldmarschall, der sich eben zur Ruhe gelegt hatte, gab zur Antwort: „Heute kann ich nicht kommen; meine Soldaten brauchen Pulver und Brot; aber morgen bin ich mit dem frischen Corps und auch den andern zur Stelle." Darauf brach Wellington noch vor Mittag auf, und sein Heer ging über Genappe auf der brüsseler Straße nach den Höhen des Weilers Mont-Saint-Jean.

Daß Blücher wieder frischen Geistes war, hat uns die oben angeführte Antwort bewiesen. Er war spät Abends in ein Dörfchen bei Tilly gebracht worden, wo ihm eine Schale Milch Labung gewährte, und ruhte, sein Pfeifchen schmauchend, mitten unter Schlafenden auf Stroh, als Gneisenau bei ihm eintrat. „Wir haben Schläge gekriegt, Gneisenau", rief er ihm entgegen; „wir müssen es wieder ausbessern". So dachte er, trotz seines traurigen Zustandes, schon wieder auf neuen Kampf. Von dem Sturze war ihm die Seite stark zerschlagen; er litt große Schmerzen und konnte sich nur mit großer Beschwerde bewegen. Doch ließ er sich's nicht nehmen, den Bericht über die Schlacht an den König selbst anzuordnen. Am Mittag des 17. trafen die Corps von

Zieten und Pirch, am Abend das von Thielmann, welches das Schlachtfeld später verlassen, bei Wavre ein. Da auch Bülow nicht mehr weit war, so hatte Blücher seine Streitkräfte beisammen, und durfte am Morgen des 18. seinem Kommissar in Wellington's Hauptquartier, General Müffling, schreiben: „Ich ersuche Sie, dem Herzog zu sagen, daß, so krank ich bin, ich mich dennoch an die Spitze meiner Truppen stellen werde, um den rechten Flügel des Feindes sogleich anzugreifen, wenn Napoleon Etwas gegen den Herzog unternimmt; sollte der heutige Tag aber ohne einen feindlichen Angriff hingehen, so ist es meine Meinung, daß wir morgen vereint die französische Armee angreifen.“ So hatte der alte, wunde Löwe trotz aller Noth und Qual Nichts von seinem Heldenfeuer verloren. Auch der Muth seiner Truppen war unversehrt, was um so größere Anerkennung verdient, wenn man bedenkt, daß sie die Nacht, welche auf den blutigen, unglücklichen Kampf folgte, hungernd und in tiefster Erschöpfung, unter beständigen Regengüssen, theils auf dem Marsche, theils im triefenden Korn und auf dem mit Pfützen bedeckten Boden gelagert, zugebracht hatten.

Napoleon besuchte von seinem Hauptquartier in Fleurus am Morgen des 17. nach seiner Gewohnheit das Schlachtfeld von Ligny. Mit seiner Umgebung sprach er auffallender Weise von der politischen Lage Frankreichs, als ob jetzt gar kein Krieg sei. Er hatte zwei Reitercorps zur Verfolgung der Preußen ausgeschickt, die er weit schwerer getroffen glaubte, als sie es wirklich waren. Mittags erhielt dann Grouchy den Auftrag, mit einigen 30,000 Mann die Preußen zu suchen und anzugreifen. Dieser marschirte widerwillig ab, weil ihm mit Recht die Verfolgung eines Gegners, der einen so weiten Vorsprung hatte, zwecklos schien. Zögernd ließ er seine Truppen theils die nördliche Richtung auf Gembloux, theils die östliche auf Namur einschlagen, wohin sich auch die beiden Reitercorps gewandt hatten; denn man hielt es für wahrscheinlich, daß Blücher seinen Rückzug auf dieser Straße genommen habe. „So theilte also Napoleon“, sagt Häusser, „in dem Augenblicke, wo die Preußen ihr ganzes Heer bei Wavre sammelten, seine Armee in zwei Theile. Statt daß es seine Lage und sein Feldzugsplan gebot, die Gegner vereinzelt zu bekämpfen, gab er sich selber vereinzelt ihrem vereinten Angriffe Preis“. In der That ließ der Kaiser in diesen Tagen, wo sein Thron auf der Spitze seines Degens schwebte, die alte Schnelligkeit, Kraft und Umsicht vermissen; nicht nur Ney und Grouchy, auch er war schlaff geworden, und es hatte fast den Anschein, als ob die Ver-

wegenheit des Spiels, das er spielte, ihm die Klarheit des Blicks geraubt habe.

Um Mittag brach Napoleon gegen Wellington auf. Als er gegen Quatrebras kam, war er ebenso erstaunt als aufgebracht, Ney noch vor diesem Orte zu finden. Der Marschall hatte sich durch die englische Reiterei, welche die Nachhut des niederländischen Heeres bildete, zu dem Glauben verleiten lassen, als ob Wellington mit allen Streitkräften noch vor ihm stünde. Kalte Regengüsse folgten nach einer drückenden Schwüle; der Marsch war sehr schwierig, und es kam nur zu einem kleinen Gefechte bei dem Hohlwege von Genappe. Als die Franzosen Abends um Acht herankamen, fanden sie das niederländische Heer in der Stellung von Mont-Saint-Jean, welche Wellington am Nachmittage noch einmal in Augenschein genommen und gut befunden hatte. Da in so später Stunde und bei so schlechtem Wetter an einen Angriff nicht mehr gedacht werden konnte: lagerten die beiden Heere einander gegenüber. Seltsamer Weise klagte Napoleon, daß er nicht, wie Josua, die Macht habe, die Sonne noch zwei Stunden aufzuhalten, da er doch sehr wohl so viel früher am Morgen hätte aufbrechen können. Der englische Herzog übernachtete in dem Dorfe Waterloo hinter Mont-Saint-Jean, vor dem großen Walde von Soigne, der Brüssel von dem berühmten Schlachtfelde trennt. Napoleon nahm sein Quartier in der Meierei Caillou. Die Aufstellungen, die er noch in der Nacht vornehmen ließ, fanden an der Dunkelheit und dem fortwährenden Regen ein großes Hinderniß. Um Ein Morgens ging er, von General Bertrand begleitet, aus, um zu erforschen, ob das niederländische Heer festhalte. Daß auch die Preußen zum Kampf erscheinen und ihn von der Seite fassen würden, dachte er sich gar nicht als Möglichkeit. Als er sah, daß Alles still war in Wellington's Lager, und als die ausgesandten Offiziere einige Stunden später sein Urtheil bestätigten: war er hochvergnügt. In gewohntem Uebermuthe sagte er um Acht beim Frühstück zu den um ihn versammelten Offizieren: „Wellington hat die Würfel geworfen, und sie sind für uns gefallen; sein Heer ist dem unsrigen fast um ein Viertel überlegen (was übrigens nicht der Fall war); dennoch haben wir nicht weniger als 90 Chancen für und nicht 10 gegen uns."

Napoleon hatte von Grouchy einen Brief erhalten, geschrieben in Gembloux am 17. Abends zehn Uhr, worin der Marschall ihm meldete, daß Blücher's Heer nach drei Richtungen (Wavre, Hannut und Namur) auseinander gegangen sei. Hierauf ließ der Kaiser dem General am 18.

Morgens Zehn die bevorstehende Schlacht mit der Weisung melden: er solle auf Wavre marschiren, um in Verbindung mit dem Hauptheere zu treten. Den in Wavre stehenden Theil der Preußen, hieß es weiter, solle er angreifen, die feindlichen Kolonnen aber, die zu seiner (Grouchy's) Rechten gegangen seinen, durch leichte Truppen verfolgen. Wir verzeichnen diese Vorgänge so genau, weil sie hinterher von französischer Seite — Napoleon mit eingeschlossen — ganz anders dargestellt worden sind, um die militärische Unfehlbarkeit des Kaisers zu retten. Der wahre Sachverhalt ist, daß Napoleon Grouchy für hinreichend hielt, um Das, was nach seiner Meinung von Preußen in Wavre stand, fern zu halten; daß er also auf des Marschalls Mitwirkung auf dem Schlachtfelde selbst durchaus nicht rechnete, und der Entfernung wegen auch nicht wohl rechnen konnte. Wirklich nahm Grouchy den Befehl seines Kaisers als einzige Richtschnur, ohne auf den Rath seiner Generale zu hören, welche auf dem Wege nach Wavre — durch das heftige Schießen, das von links herüberscholl, gemahnt — von ihm verlangten, er solle in der Richtung des Kanonendonners marschiren, und gelangte Nachmittags um Vier vor das Städtchen, wo er einen Theil von Thielmann's Corps — den Rest des abgezogenen preußischen Heeres — fand. Es kam mit einem so viel schwächeren Feinde zu einem sehr hartnäckigen Gefechte um den Uebergang über die Dyle bei Limale, welcher den Franzosen glückte, und um den Besitz Wavre's, welches vier preußische Bataillone in unvergleichlicher Tapferkeit bis tief in die Nacht gegen ein ganzes Armeecorps unter Vandamme festhielten.

Der Weiler Mont-Saint-Jean, wornach die Franzosen die weltberühmte Schlacht vom 18. Juni 1815 benennen, liegt fünf kleine Wegstunden von Brüssel an der Stelle, wo die aus Süd und Südwest kommenden Straßen von Genappe und Nivelles in spitzem Winkel zusammengehen. Die Gegend erhält eine wellenförmige Gestalt durch sanft abfallende Höhenzüge, deren einer von dem gewerbreichen Städtchen Braine la Leud im Westen, an Mont-Saint-Jean vorüber, ostwärts gegen Ohain führt. Diesen Hügelrand wies der englische Feldherr seinem ersten Treffen an, während Reiterei und Rückhaltstruppen etwas hinter den Höhen ihren Platz erhielten. Von hier herab konnten Wellington's Feuerschlünde ihre Eisenbälle ungehindert durch die offene Gegend schleudern; von hier konnte seine unvergleichliche Reiterei — eine Hauptwaffe der Engländer — sich massenhaft herabstürzen. In so vortheilhafter Stellung glaubte er wohl im Stande

zu sein, den Sturm der andringenden Feinde bis zu Blücher's Ankunft auszuhalten.

Den rechten Flügel des niederländischen Heers, der sich von Braine la Leud bis zur Straße von Nivelles erstreckte, befehligte Lord Hill. Dort standen, am meisten westlich, zwölf Bataillone Niederländer unter dem tapfern General Chassé, der sich in späteren Jahren als Vertheidiger der Citadelle von Antwerpen besonderen Ruf erworben hat. Dort fand man ferner die Division Clinton, bestehend aus Briten, einem Theile der deutschen Legion und vier hannövrischen Landwehrbataillonen, und die ganz aus Engländern zusammengesetzte Brigade Mitchell. Das Centrum, unter dem Oberbefehle des Prinzen von Oranien, hatte innerhalb der von beiden Straßen gebildeten Gabel seinen Platz. Hier war eine Division britischer Garde unter Cooke aufgestellt, ferner die Division Alten, bestehend aus der englischen Brigade Colin Halkett, aus der Brigade Ompteda von der deutschen Legion und aus der hannövrischen Brigade Kielmannsegge, endlich das seines Herzogs beraubte braunschweiger Corps und das nassauische Contingent. Während nur drei Regimenter Kavallerie dem rechten Flügel beigegeben waren, weil dort die steil abstürzende Höhe gegen Reiterangriffe schützte: sah man hier in der Mitte, die überhaupt eine besonders tiefe Aufstellung hatte, nicht weniger als vier aus Briten und Deutschen gemischte Kavalleriebrigaden unter Lord Uxbridge und drei niederländische Kavalleriebrigaden unter Collaert. Der linke Flügel — auf der Ostseite der Straße von Genappe — wurde von Sir Thomas Picton befehligt; es war die niederländisch-nassauische Brigade Perponcher, Picton's eigene Division, bestehend aus den englischen Brigaden Kempt und Pack, die sich vor zwei Tagen bei Quatrebras so wacker gehalten hatten, die zwei britischen Reiterbrigaden Ponsonby (Königsdragoner, schottische und irländische Dragoner) und Vandeleur, nebst der Reiterbrigade Vivian von der deutschen Legion.

Vor dem Centrum des niederländischen Heeres, jedoch weiter nach dem rechten Flügel und in der Nähe der Straße von Nivelles erhob sich Schloß Hougomont (oder Hougoumont) mit Wirthschaftsgebäuden, Garten und Erlenbusch. Wellington hatte dasselbe als einen Punkt, dessen Besitz für den rechten Flügel von großer Bedeutung war, von Garde besetzen und mit Schießscharten versehen lassen. Andere wichtige Orte waren die Meierei La-Haye-Sainte vor dem Centrum an der Straße von Genappe und drei Gehöfte vor dem Rande des linken

41*

Flügels: Smouhen, Papelotte und La Haye. Die erste wurde von einem Bataillon der deutschen Legion unter Major Baring, die anderen von Fußvolk aus der niederländischen Brigade des Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar vertheidigt. — Von Braine la Leud führte in Feldweg durch die eben bezeichnete Stellung des niederländischen Heers nach Papelotte. Auf einem weitschauenden Hügel, an dem Kreuzungspunkte dieses Weges mit der Straße von Genappe, verweilte Wellington einen großen Theil des Tages unter einem schattigen Baume, um die Schlacht zu leiten.

Die Franzosen hatten die Nacht auf Kanonenschußweite von ihrem Feinde gelagert und erschienen spät zum Kampfe. Dies erklärt sich zum Theil aus dem verderblichen Wahn, in dem sich Napoleon wiegte, daß er Nichts von den Preußen zu besorgen habe, theils aus der ungünstigen Beschaffenheit des thonigen Bodens und Ackerfeldes bei dem nassen Wetter; denn es hatte bis Fünf des Morgens stark, dann noch vier Stunden lang schwach geregnet. Freilich wehte seit der Frühe ein starker Wind, der das Erdreich zu trocknen geeignet war. Außerdem verlor der Kaiser ganze Stunden seiner kostbaren Zeit, um eine kunstreiche fächerförmige Aufstellung seines Heers zu Stande zu bringen. Die Franzosen marschirten in elf Säulen zur Schlachtstellung; vier derselben, nämlich Piré's leichte Reiterdivision, Reille's Corps, Erlon's Corps und Jaquinot's leichte Reiterdivision, bildeten von rechts nach links das erste Treffen; vier andere: Valmy's Kürassiercorps, zwei Divisionen von Lobau's Corps, die zwei leichten Reiterdivisionen Domont's und Subervie's und Milhauds Kürassiercorps, das zweite Treffen. Zum Schluß folgte dann die Garde als drittes Treffen und letzter Rückhalt in drei Heersäulen, bestehend aus den berittenen Grenadieren und Dragonern unter Guyot, dem Fußvolke (alte und junge Garde) unter Friant, Morant und Duchesme, und den Jägern zu Pferd und Lanzenreitern unter Lefebvre-Desnouettes. Mit einer Ordnung und Genauigkeit, als ob es zur Parade ginge, zogen die drei Treffen — das Fußvolk in der Mitte, die Rosse zu beiden Seiten — auf. „Nie hat man so große Massen mit solcher Leichtigkeit sich bewegen sehen", erzählte Napoleon nachmals selbst in seinen Denkwürdigkeiten. „Die alten Soldaten, die so vielen Kämpfen beigewohnt, bewunderten die neue Schlachtordnung und mühten sich ab, den Plan des Feldherrn zu errathen." Den Aufmarsch schildert er in folgenden Worten: „Um Neun gelangten die Spitzen der vier Säulen des ersten Treffens auf die Punkte,

wo sie sich entwickeln sollten. Zugleich wurden die Spitzen der andern sieben Säulen theils näher, theils ferner sichtbar; Trompeten schmetterten, Trommeln wirbelten; die Feldmusiken spielten Lieder, welche bei den Soldaten das Andenken an hundert Siege weckten. Die Erde schien stolz, so viele tapfere Krieger zu tragen. Dieses große Schauspiel mußte von mächtiger Wirkung auf die Feinde sein, welche aus ihrer Stellung die französischen Truppen bis auf den letzten Mann sehen konnten. Die Armee des Kaisers schien doppelt so stark, als sie wirklich war."

Napoleons Heer nahm, wie das niederländische, einen Höhenzug in Besitz, so daß die Stellung Beider durch die Straße von Genappe ungefähr rechtwinkelig durchschnitten wurde. Sein linker Flügel begann im Westen bei dem Vorwerke Mon Plaisir an der Straße von Nivelles; der rechte dehnte sich bis gegen das Schloß Frischermont aus, das sich in der Nähe des von den Niederländern besetzten Vorwerks La Haye befindet. Der hochgelegene, ringsum sichtbare Meierhof, der den Namen à la belle alliance trägt, bezeichnete die Mitte der feindlichen Schlachtordnung. Ihr Vortreffen war etwa 2500 Schritt von dem Wellington's entfernt. Gegen Elf, als die Aufstellung der Franzosen vollendet war, durchritt der Kaiser ihre Reihen. Er und seine Truppen hielten sich des Sieges für gewiß; das Fußvolk hob seine Czakos auf den Bayonneten, die Reiter ihre Helme auf den Schwertern empor, und noch einmal schlürfte Napoleon die alten Zurufe der Begeisterung, die freilich schon Tags darauf sich in Verwünschungen verwandeln sollten. Auf der Höhe von Rossomme — an der Straße von Genappe — zur Rechten seiner Garden, nahm er dann seinen Standpunkt, um die Schlacht zu leiten.

So standen sich also die Führer, die bis dahin noch nie mit einander geschlagen hatten, und die Heere gegenüber, wie Zuschauer auf den höchsten Stufen eines Amphitheaters; während aber Wellington's Rückhaltstruppen versteckt waren, zeigten die Franzosen prahlerisch ihre ganze Stärke. Das niederländische Heer zählte in Folge verschiedener Entsendungen, von denen die eine — nach Hal an der Senne zum Schutze des rechten Flügels und der Stadt Brüssel, unter dem Prinzen Friedrich von den Niederlanden — 18,000 Mann betrug, an diesem Tage nur 67,000 Mann. Dagegen führte Napoleon 71,900 Mann in den Kampf; er war also seinem Gegner um einige Tausend Mann Reiterei überlegen, und beinahe 100 Geschütze mehr standen ihm zu Gebote. In Bezug auf die Beschaffenheit

der Truppen hatte Napoleon den großen Vortheil, daß seine Soldaten, weil einer Nation angehörig, viel gleichartiger und, da die junge Mannschaft noch nicht mitkämpfte, fast alle versuchte Krieger waren, während Wellington ganz verschiedene Völker zur Schlacht führte, und — wie Blücher vor der Schlacht bei Ligny — eine Menge Neulinge in seinem Heere zählte.

Der Plan Napoleons scheint ursprünglich dahin gegangen zu sein, den Hauptangriff auf den linken Flügel seiner Gegner zu richten, diesen aufzurollen und so das niederländische Heer von der brüsseler Straße herabzuwerfen; wodurch es zugleich von den Bundesgenossen im Osten getrennt war. Aber die Ausführung scheiterte, wie wir unten sehen werden, an der plötzlichen Erscheinung der Preußen.

Um Elf — zur Zeit, wo die »vive l'empereur« tausendstimmig aus den französischen Linien nach der Höhe von Mont-Saint-Jean herüberschollen — traten die Verbündeten unters Gewehr, und von Seiten des Feindes ging Reille's Corps, durch seine leichte Reiterdivision gedeckt, auf dem linken Flügel vor. Es war 25 Minuten vor Zwölf, als eine Brigade dieses Corps unter Hieronymus Bonaparte mit einem Angriff auf Hougomont den ersten Zug in dem blutigen Kriegsspiele that. So wurde die Schlacht von einem Exkönig begonnen, um nach acht und einer halben Stunde mit einem — Exkaiser zu enden. In das Kleingewehrfeuer, das die Fronten hinabrollte, mischten sich jetzt, wie die Bässe in einem Concert, die Kanonen. Der Sturm, den Hieronymus zunächst gegen den Erlenbusch vor dem Schlosse unternahm, wurde abgeschlagen; bei dem zweiten fiel das Gehölz und der Garten in seine Gewalt. Aus dem letzteren warfen ihn die englischen Garden und die Nassauer, die an ihrer Seite kämpften, wieder heraus; aber als die Feinde mit Verstärkung andrangen, ging der Garten zum zweitenmal verloren. Um das Schloß, den Schlüssel zu seinem rechten Flügel, zu bewahren, rief Wellington noch die Braunschweiger herbei. Auch die Franzosen kamen mit neuer Mannschaft; Angriff und Vertheidigung wetteiferten in Tapferkeit. Wie die Brandung, Welle um Welle, gegen einen Felsen im Meere donnert und ihn doch nicht zu stürzen vermag, so die Heersäulen des Feindes vor Hougomont. Endlich befahl Napoleon die Scheunen und Dächer mit Haubitzen in Brand zu schießen. Dies geschah; aber die Mauern der Gebäude blieben aufrecht, und die Verbündeten ließen sich dieselben nicht entreißen.

Um den beabsichtigten Angriff auf den linken Flügel Wellington's

leichter ausführen zu können, wollte Napoleon erst dessen Mitte zurückdrängen, und übertrug deshalb Ney einen großen Angriff auf diesen Theil der Gegner. Erlon's Corps, das hierzu bestimmt wurde, stellte sich in Angriffskolonnen auf, während Jaquinot's leichte Reiter rechts vorgingen. Als sich der berühmte Marschall um ein Uhr in Bewegung setzen wollte, war Napoleon mittlerweile durch ein Ereigniß, dessen wir unten gedenken, veranlaßt worden, diesen Kampf noch eine Stunde lang zurückzuhalten. Dann begannen auf einmal gegen 80 Geschütze auf dem rechten Flügel der Franzosen ihre Donnerstimme zu erheben und eine furchtbare Saat von Eisen auszustreuen, um den Weg für Ney rein zu fegen. Jetzt rückte das Corps staffelförmig in vier großen Massen an; die erste der Heersäulen nahm ihren Weg auf den Meierhof La Haye-Sainte, welcher dadurch, daß Wellington seinen unbeschäftigten rechten Flügel einzog, allmählig zum Mittelpunkte seines Centrums wurde; die zweite, welcher die dritte zur Unterstützung gegeben war, ging weiter rechts, und die vierte marschirte gegen die Gehöfte auf der Ostseite. Unterdessen hatte sich Napoleon auf eine Anhöhe bei Belle-Alliance begeben, um nähere Einsicht von dem Schlachtendrama, das vor ihm spielte, zu nehmen und dem englischen Herzoge wo möglich hinter die Kulissen zu schauen.

Wellington war zu Pferde gestiegen und zu den Regimentern geritten, gegen welche das böse Wetter heranzog. Es war das 25. englische Regiment von der Brigade Kempt und das erste Bataillon von der deutschen Legion. Die Ungeduld dieser tapfern Truppen war kaum zu bemeistern. „Steh fest, Fünfundneunzigstes!" rief der Herzog seinen Engländern zu. „„Laßt uns auf sie, wir wollen hinunter auf sie!"" scholl es ihm aus den Reihen entgegen. „Noch nicht, meine Braven", erwiederte Wellington ruhig. „Was würde man in England sagen, wenn wir geschlagen würden? Aber ihr sollt bald auf sie." Es war die zweite der vier Kolonnen, die unter dem Grafen Erlon auf sie zurückte; aber die Deutschen und Engländer gaben ein so heftiges Feuer auf dieselbe, daß sie nach rechts auswich, und auf eine Brigade der niederländischen Division Perponcher fiel. Da die fünf Bataillone Belgier, aus denen die Brigade bestand, wichen: setzte sich Kempt, der zur Rechten der Belgier seine Stellung hatte, in Bewegung. Mit Ungestüm stürzten sich die Franzosen auf eines seiner Regimenter, entrissen ihm die Fahne und brachten es zum Wanken. Als der uns bekannte General-Leutnant Sir Thomas Picton dies sah, warf er sich mit zwei Regi-

mentern Hochschotten von der Brigade Pack, die links von den Belgiern stand, in die Flanke Drouet d'Erlon's, überschüttete ihn mit einem Hagel von Kleingewehrfeuer, und ging ihm dann mit dem Bayonnet zu Leibe, so daß er ganz erschüttert von dem Angriff abließ. Hierbei fand der tapfere Picton — von dem Heere „der rechte Arm Wellington's" genannt — seinen Tod durch eine Kugel, die ihm den Kopf zerschmetterte.

Während Perponcher die Belgier zu einem neuen Angriffe sammelte, und Erlon der nachrückenden dritten Heersäule besorgt entgegensah: brachen auf Befehl Lord Uxbridge's, die weiter zurückstehenden englischen Reiter-Brigaden Somerset und Ponsonby los. Lord Somerset führte zwei Regimenter Leibgarde, die blaue Garde und ein Dragonerregiment, Sir Ponsonby ein englisches, ein schottisches und ein irländisches Dragonerregiment, die bekannten Royals, Scotsch Greys und Inniskillings. Indem diese Geschwader, die trefflichsten des ganzen Heers, sich mit unglaublicher Heftigkeit auf die halbzerschmetterte Kolonne Erlon's stürzten: ritten sie dieselbe nieder, entrissen den vordersten Regimentern die Adler, brausten wie eine Windsbraut, Alles vor sich niederwerfend, hinter den Flüchtlingen her, sprengten dann auf ihren schlanken Rossen gegen die Batterien des Feindes und setzten die Geschütze außer Gefecht, indem sie die Artilleristen zusammenhieben. Aber bei dem wilden Ritt in die feindliche Linie waren sie auseinander gekommen; Napoleon, der den ganzen Angriff mit aufmerksamen Blicken verfolgt hatte, ließ seine Reiterei von drei Seiten auf sie einhauen, und die Engländer mußten sich mit ungeheurem Verluste auf die Höhe von Mont-Saint-Jean zurückziehen. Dabei büßte General-Leutnant Ponsonby das Leben ein. Sein Roß war in dem Lehmboden stecken geblieben, und er sah sich in einem Augenblicke gefesselt, wo er der Flügel bedurft hätte; denn schon drangen die feindlichen Lanzenreiter auf ihn ein, und stachen ihn mit seinem Adjutanten nieder. Man sah das Schlachtfeld mit Verwundeten und Leichen bedeckt; 3000 Mann von Erlon's Corps waren gefangen, 30—40 ihrer Geschütze verstummt, weil sie ihrer Bedienung beraubt waren. Erschöpft standen Freund und Feind wieder in der alten Stellung, und füllten die großen Lücken des Kampfes durch neue Truppen aus. In dem Zwischenakte, der unterdessen auf diesem Theile des Schlachtfeldes eintrat, übernahm das Geschütz wieder die Hauptrolle, und vor den furchtbaren Klängen der Schlachtorgel, deren Pfeifen Kanonen sind, zitterten, wie vor einem Erdbeben, Berg und Thal unter den Füßen der Kämpfer und ihrer Rosse.

Während dieser Vorgänge war die erste Heersäule Erlon's — wahrscheinlich unter der persönlichen Anführung Ney's — von einer Kürassier-Brigade Valmy's unterstützt, gegen La-Haye-Sainte, das wir von Truppen der deutschen Legion unter Major Baring vertheidigt wissen, vorgedrungen. Baring hatte seine Leute theils in den Gebäuden des Meierhofs, die nothdürftig mit Schießscharten versehen worden waren, theils in den nur von Hecken eingeschlossenen Gärten und sonst in der Nähe vertheilt. Zwar mußten die Legionäre vor der großen Ueberzahl des Feindes aus dem vorderen Garten weichen; allein da sie noch Unterstützung von dem Bataillon Lüneburg erhielten — Truppen von der hannövrischen Brigade Kielmannsegge, die sich in Anbetracht ihrer Jugend sehr wacker schlugen; da auch Lord Somerset mit seiner Gardereiterei dem vordringenden Valmy Schranken setzte, und jenes 79. englische Regiment, dessen Ungeduld Wellington zuvor kaum hatte bemeistern können, auf das tapferste mit eingriff: so führte der erbitterte Kampf vor La-Haye-Sainte und jenseits zu keinem Erfolge für die Franzosen. Es war viel Blut geflossen; namentlich hatte ein Bataillon der Legion gelitten, welches, von den französischen Kürassieren überritten, Fahne, Führer und eine Menge Leute verlor; aber der Theil des Feindes, welcher die Stellung des niederländischen Heeres erstiegen hatte, war doch heruntergeworfen worden, und die Gebäude der wichtigen Meierei blieben in dem Besitze des wackern Baring.

Auch die vierte Heersäule Erlon's unter Durutte, die überhaupt nicht mit Nachdruck verfuhr, vermochte nicht den wenigen und leichten Truppen des Prinzen Bernhard die Höfe Smouhen, Papelotte und La Haye zu entreißen.

Wellington war fest entschlossen, bis zur Ankunft Blücher's in der Vertheidigung zu verharren, und verstärkte sein Centrum gegen neue Angriffe. Bald nahte sich ein Sturm, der zu den heftigsten der Schlacht gehört. Napoleon hatte die Kürassiere Milhaud's und einen großen Theil der Garde-Reiterei, geführt von Lefebvre-Desnouettes, dem Marschall Ney übergeben, um die Schlachtlinie der Verbündeten im Westen der Straße von Genappe zu durchbrechen. Mehr als 40 Schwadronen Gepanzerte, Lanzenreiter und Jäger flogen — ein prachtvoller Anblick! — über den zitternden Boden dahin, wie einst Murat mit seinen Scharen in der leipziger Ebene. Von dem Hügelrand herab empfing sie ein rauher Kartätschengruß um den andern; aber unbekümmert um die blutigen Lücken, welche die Eisenbälle in ihre Glieder rissen, stürmten

sie weiter die Höhe hinan. Dort war das Fußvolk in Vierecken schachbrettartig aufgestellt; stumm und unbeweglich stand es, so daß man glauben konnte, es wolle sich von der Sturmflut, die heranbrauste, hinwegreißen und durch die Hufe der Rosse zerstampfen lassen. Plötzlich ertönte in deutscher, niederländischer und englischer Sprache das Kommandowort: Feuer! und ein Hagelwetter von Blei fiel aus sicherer Nähe auf die stolzen Reiter. Die Pferde bäumten sich wild empor; Hunderte von Sätteln wurden leer, und Verwirrung begann das Geschwader zu ergreifen. Jetzt brach die Kavallerie der Verbündeten hervor und warf die erschütterten Feinde die Höhe hinab. Die Artilleristen, welche sich bei dem Ansprengen der französischen Reiter in die Vierecke des Fußvolks zurückgezogen hatten, eilten wieder zu ihren Geschützen und donnerten den Zurückweichenden Abschiedsgrüße nach. Zum zweitenmal wiederholte sich, nachdem Rosse und Männer Athem geschöpft hatten, der Angriff; zum zweitenmal brach er sich an der Standhaftigkeit der englischen Veteranen und der jungen braunschweiger Truppen auf der Höhe, die weit schwächer an Zahl als die Feinde waren. Und wiederum kamen sie, durch Valmy's Kürassiere und die schweren Gardereiter unter Guyot zu 77 Schwadronen verstärkt; es war Alles, was Napoleon an Reiterei besaß. Gleich der wogenden, in der Sonne blitzenden See stiegen sie den Hügelrand hinan, und zum drittenmal wurden sie von den Briten und niederdeutschen Männern auf der Höhe in unerschütterlicher Tapferkeit zurückgewiesen.

Die Sonne neigte sich schon zum Abend; seit mehr als fünf Stunden wüthete die Schlacht; der Tod hatte in beiden Heeren ein schwelgerisches Mahl gehalten: weiter war bis jetzt Nichts erreicht. Weder Schloß Hougomont im Westen noch die Höhe im Osten hatte der Feind dem Gegner entreißen können, und gescheitert waren die wiederholten außerordentlich nachdrücklichen Angriffe mit Geschütz, Fußvolk und Waffen auf La-Haye-Sainte und die ganze mittlere Stellung der Verbündeten, welche zu brechen Napoleon sich jetzt offenbar als Hauptaufgabe gestellt hatte; ja sogar der letzte Sturm der Geschwader, wozu auch die im Rückhalt stehende Gardereiterei verbraucht wurde, war abgeprallt an dem festen Menschenwall auf der Höhe von Mont-Saint-Jean. Ging die Schlacht für Napoleon verloren, so blieben ihm jetzt keine Rosse mehr, um seinem Rückzuge Halt zu geben..... Aber sie durfte gar nicht verloren gehen; denn, wenn er heute unterlag, so stürzte sein Kaiserthron zum zweitenmal — und diesmal sicher auf immer — zusammen.

Also neuer Angriff, und Sieg um jeden Preis — wenn Sieg noch

möglich war. Um endlich La-Haye-Sainte in seinen Besitz zu bringen und damit festen Fuß vor dem Centrum der Verbündeten zu fassen, ließ Napoleon durch Ney Erlon's Fußvolk zusammenfassen und drei Divisionen in geschlossenen Kolonnen gegen den Meierhof anrücken. Es war jetzt fünf Uhr, um welche Zeit der große Reitersturm die Verbündeten auf der Westseite von La-Haye-Sainte noch in vollem Athem erhielt. Major Baring zog sich mit seinem Häuflein vor der ungeheuern Ueberzahl hinter die Mauern des Vorwerks zurück, welches dann der Feind von vorn und von den Seiten in dichten Scharen umgab. Das elende Gehöfte, zu dessen Befestigung so gut wie gar Nichts geschehen war; in welchem sich auch nicht ein Stück Geschütz befand, wurde zur kleinen Festung durch die Tapferkeit der Legionäre. Baring's Schützen zielten trefflich, und wer in den Bereich ihres Rohrs kam, war ein Kind des Todes. Von Seiten des Feindes wagten es kecke Bursche, zu den in die Mauern gebrochenen Schießlöchern heranzukommen, um die durchgesteckten Gewehrläufe zu fassen; aber die Meisten mußten es mit dem Leben bezahlen. Viele versuchten es auch, durch das zertrümmerte Thor der Scheune, das aus Mangel an Zimmerleuten nicht ordentlich hatte verrammelt werden können, einzudringen; doch die dahinterstehenden Deutschen schossen, stachen und hieben sie nieder, und es häufte sich ein Berg von Leichen vor diesen kleinen Thermopylen. Unglücklicher Weise ging der Schießbedarf der Deutschen auf die Neige, und die wiederholten Sendungen des Majors nach Ergänzung hatten keine andere Folge, als daß seine Mannschaft um eine Compagnie Legionäre und 200 Nassauer verstärkt wurde. Büchsenpatronen, wie Baring's Leute sie schossen, waren keine mehr vorhanden; der einzige Wagen, der welche enthielt, konnte nicht aufgefunden werden. Unterdessen hatte der Feind, dessen Verluste bei den Stürmen gegen das Thor sich immer nur vermehrten, die Scheune in Brand geschossen. Da jedoch die Belagerten Wasser hatten, so konnten sie das Feuer löschen; wobei sie sich der Feldkessel der Nassauer bedienten. Plötzlich zog sich der Feind zurück; die Deutschen athmeten auf und besserten die beschädigten Barrikaden, so gut sie konnten, aus. Man zählte die Patronen: es kamen noch drei oder vier auf den Mann; neue Botschaften des Majors hatten so wenig Erfolg wie die früheren. Bald kehrten die Franzosen mit erneuter Wuth zurück; abermals zündeten sie die Scheune an, und abermals gelang es den Deutschen, dem Brande Einhalt zu thun. Doch jetzt war der Schießbedarf der Helden völlig erschöpft, und Baring mußte den Rückzug durch einen

engen Gang nach dem hinteren Garten nehmen, was sich nicht ohne Verzögerung und empfindliche Opfer bewerkstelligen ließ. Er hatte große Verluste erlitten; von den Offizieren waren fast alle todt oder verwundet. So fiel endlich La-Haye-Sainte in die Hände der Franzosen.

Unterdessen waren die Gebäude des Schlosses Hougomont bis zu Trümmern herabgebrannt, wobei die dort untergebrachten Verwundeten elend zu Grunde gingen. Zwar hielten sich die Verbündeten noch in den rauchenden Mauern; aber die Franzosen hatten sich in Besitz des ganzen Wäldchens gesetzt, und waren so ziemlich Meister dieser Stellung geworden. Ebenso war es Durutte gelungen, die drei Höfe im Osten in seinen Besitz zu bringen.

Obgleich nun die bisher schwankende Wage des Glückes anfing, sich zu Gunsten der Franzosen zu neigen: hielt Wellington doch noch immer den Zügel der Schlacht mit gleich straffer Hand. Auf seinem rechten Flügel, den wir jetzt zu beiden Seiten der Straße von Nivelles zu suchen haben, erschien General Chassé mit seiner Division Niederländer, die von Braine la Leud hierher beordert war. In dem Centrum rückte Lambert's Brigade in das erste Treffen, und Lord Uxbridge befahl den zwei Reiterbrigaden Vandeleur und Vivian, die aus englischen Dragonern und aus Dragonern und Husaren der deutschen Legion bestanden, ebenfalls hier einzugreifen. Aber schon wirkte der Fall von La-Haye-Sainte nachtheilig auf den allgemeinen Gang der Schlacht ein. Da der Pachthof durch seine Lage in einer Einsenkung gegen die Geschütze der Verbündeten ziemlich gesichert war, so konnte die zurückgeschlagene französische Reiterei sich hier in der Nähe bergen und ordnen. Die Erhebung des Bodens hinter dem Meierhofe gab zugleich dem Feinde Gelegenheit, sein Geschütz vor der Schwelle Wellington's aufzupflanzen und dessen Centrum empfindlich zu treffen. Uebrigens war das Getümmel auf dem Schlachtfelde so groß, und es gab der wichtigen Vorgänge, die zu gleicher Zeit eintraten, so viele, daß es fast unmöglich ist, ein treues, anschauliches Bild des Kampfes zu liefern. Die Reiterangriffe, das Auf- und Abwogen der Geschwader beider Armeen in und vor dem Centrum des niederländischen Heers dauerten bis Abends Sieben. Einen schweren Stand hatte die Division Alten in der Mitte, weil sie dem Geschützfeuer von La-Haye-Sainte und den Stößen der französischen Kavallerie zugleich ausgesetzt war. Jetzt rückte, als gerade die Reiter sich und ihren athemlosen Rossen kurze Rast gönnten, eine feindliche Kolonne von der Meierei an. Alten befahl dem Obersten Ompteda, einem Brigade-

Führer der deutschen Legion, jene Franzosen mit dem fünften Bataillon, das im Viereck hinter einem Hohlwege aufgestellt war, anzugreifen. Der Oberst ließ melden, daß er jenseits des Hohlwegs feindliche Reiterei bemerke, die seinem Bataillon, wenn es jetzt den gedeckten Stand verließe, unfehlbar den Untergang bringen werde. Als aber der Prinz von Oranien heransprengte und den Befehl wiederholte, indem er hervorhob, wie wichtig es sei, das französische Fußvolk von dem Centrum fern zu halten: setzte sich Ompteda an die Spitze des Bataillons, führte es quer über den Hohlweg der feindlichen Infanterie entgegen, warf dieselbe zurück und fiel dann mit dem größten Theile seiner Mannschaft unter dem Schwerte der herangesprengten französischen Kürassiere. In diesen Stunden der äußersten Gefahr dachten auch die Höchstkommandirenden nicht daran sich zu schonen; Lord Uxbridge, Lord Hill, der Prinz von Oranien und Andere setzten sich überall, wo Hülfe Noth that, aus, und selbst Wellington verließ häufig seinen Baum und jenen Hügel, um mitten im Kugelregen seine braven Truppen zu den größten Leistungen anzuspornen.

Als die Kürassiere, welche Ompteda vernichtet hatten, weiter vordrangen, traf sie ein wirksames Gewehrfeuer der Legionäre im Centrum; General Ahrenschildt sprengte mit dem tapfern dritten Husarenregimente der deutschen Legion an. Dagegen kamen französische Lanzenreiter ihren Gefährten zu Hülfe; es war ein Kampfgewühl, bei dem die Rollen des Angriffs und der Flucht beständig wechselten.

Allmählig war das feindliche Geschütz näher gerückt, und das niederländische Heer litt furchtbar unter dessen Feuer. Von den Vierecken, welche Kielmannsegge's brave Hannoveraner gebildet hatten, wurden ganze Seiten von den Kugeln weggerissen. General Dörenberg hielt mit seinen deutschen Dragonern mannhaften Stand, obgleich sein Regiment fast alle Offiziere verlor. Die englische Gardereiterei unter Lord Somerset that es den Besten gleich oder zuvor. Sir Colin Halkett's Brigade hatte nur noch ein Drittel ihrer Mannschaft auf den Beinen; eines ihrer Regimenter war ganz vernichtet, und auch die Braunschweiger auf dem rechten Flügel rangen mit der letzten Anstrengung gegen Valmy's Kürassiere, welche freilich gleich erschöpft waren. Wellington's Lage war eine sehr bedenkliche. Nahezu die Hälfte der Geschütze des niederländischen Heeres konnte keine Dienste mehr leisten; ebenso war die Hälfte der Mannschaft als getödtet oder verwundet oder mit dem Fortschaffen der Verwundeten beschäftigt dem

Kampf entzogen; viele der Neulinge hatten auch die Fahne verlassen, und wer damals die brüsseler Straße hinter Mont-Saint-Jean sah, mochte wohl an eine Niederlage Wellington's glauben. Von den Truppen des Herzogs, die noch auf dem Schlachtfelde standen, war ferner ein großer Theil nichts als „Schlacken" — um mich eines militärischen Kunstausdrucks zu bedienen: Fußvolk, das keinen Schießbedarf, Reiter, die keine Pferde, Artilleristen, die keine Geschütze, überhaupt Soldaten, die in Folge der übermäßigen Anstrengung keine Kraft des Widerstandes mehr besaßen. Natürlich waren auch auf Seiten des Feindes Verlust und Erschöpfung außerordentlich groß; aber während gerade die besten Regimenter Wellington's furchtbar gelichtet waren, hatte — etwa um halb Sieben — Napoleon noch sämmtliche Garden zu seiner Verfügung. Jedenfalls kann als sicher angenommen werden, daß der französische Kaiser den Sieg davon getragen hätte, wenn er nicht bis dahin und im weiteren Verlaufe der Schlacht wesentliche Theile seiner Streitkräfte zur Sicherung gegen die Preußen hätte verwenden müssen. Auch beschlich jetzt den englischen Herzog, so fest und starr auch seine Haltung immer noch war, ein unheimliches Gefühl bei dem Blick auf seine zusammengeschmolzenen Kräfte. „Ich wollte, sagte er, es wäre Abend, oder Blücher käme." Indessen wankte sein Glaube, daß der greise Feldmarschall Wort halten werde, keinen Augenblick.

Bülow, dessen Corps als das frischeste den Vortritt haben sollte, hatte in der vorhergehenden Nacht den Befehl von Blücher erhalten, über Wavre auf die Höhe von St. Lambert zu rücken. Dies ist der halbe Weg von Wavre nach Belle-Alliance, welche Orte etwa vier Wegestunden auseinander liegen. Die Fortsetzung der Marschlinie Bülow's ging auf die Südostseite des Schlachtfeldes, wo sich das Dorf Planchenoit — halb zur Rechten, halb im Rücken des Feindes, eine kleine Viertelstunde von Napoleons Standpunkt zu Rossomme und etwas weiter von Belle-Alliance — findet. Pirch's Corps sollte Bülow folgen, Zieten dagegen auf Ohain, also in der Richtung auf Papelotte und den linken Flügel Wellington's, marschiren. Mit Tagesanbruch verließ Bülow sein Lager bei Dion-le-Mont am rechten Ufer der Dyle, brauchte aber auf den elenden Wegen in der vielfach durchschnittenen Gegend drei volle Stunden bis Wavre. Die Brigade Losthin bildete die Vorhut; ihr folgten Hiller und Hake, dann das Geschütz und die Reiterei der Reserve unter dem Prinzen Wilhelm von Preußen, endlich die Brigade Ryssel als Nachhut. Eine Feuersbrunst in Wavre verursachte Aufent-

halt, indem sie zu Umwegen um das Städtchen zwang. Gegen Mittag brachen dann auch Pirch und Zieten auf und marschirten in den angegebenen Richtungen.

Es mochte ein Uhr Nachmittags sein — zur Zeit, da Ney die vier Heersäulen gegen die Mitte und den linken Flügel des niederländischen Heers in Bewegung setzen sollte —: als Napoleon von seiner Warte einen schwarzen Punkt auf der Höhe von St. Lambert bemerkte. Er wollte den Marschall nicht vorrücken lassen, bevor er nicht über das unheimliche Wölkchen (nuage), wie er denselben nennt, im Reinen wäre, und 3000 Reiter unter Domont machten sich in dieser Richtung auf. Bald wurde ein preußischer Husar gefangen eingebracht, der einen Brief an Wellington bei sich trug. Es war kein Zweifel mehr: auf jener Höhe kam Bülow zum Vorschein, dessen Corps 30,000 Mann zählte. Sofort fertigte Napoleon einen Boten an Grouchy ab, der ihm einschärfte, auf St. Lambert zu marschiren. Zugleich erhielt, da auf Grouchy's Hülfe nur wie auf ein Wunder zu rechnen war, Lobau den Befehl, mit seinem Corps Domont zu Hülfe zu eilen und in günstiger Aufstellung die Preußen von dem Schlachtfelde fern zu halten — eine Maßregel, die für das niederländische Heer vom größten Vortheile war, da der Feind hierdurch sein zweites Treffen um 10,000 Mann schwächte. Uebrigens erfuhr Wellington erst kurz vor Vier die Ankunft der Preußen, welche damals in dem Walde von Paris, einem Gehölze im Osten des Schlachtfeldes diesseits St. Lambert, angelangt waren.

Blücher hatte am 17. in Folge seines Sturzes bei Ligny das Bett nicht verlassen; den 18. früh am Morgen war er gesund, weil er gesund sein mußte. Als ihn der Wundarzt vor dem Ankleiden noch einreiben wollte, wies er ihn zurück mit den Worten: „Ach was, erst noch schmieren! Laßt nur sein. Ob ich heut balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, wird wohl auf Eins herauskommen." Er saß nun wieder im Sattel; aber obwohl ihn noch jede Bewegung des Pferdes schmerzte, ließ sich's der treffliche Greis doch wenig anfechten. Als er den nassen Boden und den regenschweren Himmel sah, rief er heiter: „Das sind unsere Alliirten von der Katzbach; da sparen wir dem Könige wieder viel Pulver." Nachdem er die Bewegungen der andern Corps geordnet, begab er sich an die Spitze seines Heers zu Bülow. Die Marschirenden hatten fortwährend mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Der aufgelöste, in jeder Vertiefung mit Wasser bedeckte Boden, die hochangefüllten Gräben und Bäche, die schmalen Wald- und

Hohlwege des wie Wellen auf- und absteigenden Landes, wo die Truppenglieder zu dünnen Linien abbrechen mußten, dies Alles machte unsäglich viel Aufenthalt und Beschwerde. Fußvolk und Rosse wadeten in tiefem Kothe; die Räder der Geschütze versanken bis zu den Achsen; jeden Augenblick traten Stockungen ein. Während so die Truppen sich auf den Wegen und Feldern zerarbeiteten und vor Ermattung fast zusammenbrachen: war Blücher's Herz von der entsetzlichen Sorge gepeinigt, er werde nicht mehr zur rechten Zeit auf das Schlachtfeld, wo er schon seit zwei Uhr erwartet war, gelangen können. Ein Bote Wellington's um den anderen brachte Kunde von dem blutigen Hergange der Schlacht, und begehrte dringend um Hülfe in der mit jeder Minute wachsenden Gefahr. „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" dies Wort des Heldengreises wurde überall vernommen; überall, wo Noth war, hielt der Alte auf seinem Rosse, mahnte, schalt, munterte auf und war mit Rath und Befehl zur Hand. Und wenn ein Wort des Unmuths und der Hoffnungslosigkeit, eine Klage wie: „Es geht nicht, es ist unmöglich!" in seiner Nähe laut wurde: da wußte er den sinkenden Muth mit kräftiger Ansprache aus der Tiefe seines treuen, ehrenfesten Herzens neu aufzurichten. „Kinder! rief er, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl: es geht nicht; aber es muß gehen; ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen. Ich hab' es versprochen, hört ihr nicht? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Und seine Rede goß neue Kraft in die bleiernen, den gewohnten Dienst versagenden Glieder, und mit allen Waffen ging es wieder unaufhaltsam vorwärts.

Eine Stunde vor Mittag langte Bülow's Vorhut bei St. Lambert an, ohne wenigstens von Seiten des Feindes gehemmt worden zu sein; denn Napoleon hatte es versäumt, seine rechte Flanke durch Besetzung der Hohlwege und Engen zu sichern, so daß nicht einmal der nahe Wald von Paris besetzt oder beobachtet war. In diesem Gehölze nahmen die Vorhut und die nächstfolgende Brigade Hiller gegen drei Uhr Nachmittags eine verdeckte Aufstellung. Blücher wollte, bevor er seinen Marsch fortsetzte, die Ankunft der andern Brigaden und namentlich auch der Reiterei und der Geschütze abwarten; aber erneute Botschaften Wellington's und der bedenkliche Stand der Schlacht, die er von der Höhe überschauen konnte, bewogen ihn dann weiter zu eilen. „Er glaubte", sagt der Darsteller seines Lebens, „die Wirkung für das Ganze in diesem wichtigen Augenblicke jeder andern Betrachtung vorziehen zu müssen; sein einzelnes Unternehmen konnte scheitern, da nur erst so wenige Truppen heranwaren;

aber die Schlacht konnte dadurch zum Vortheil entschieden werden." Die Geschichte lehrt, daß nicht jeder Feldherr von Selbstsucht so fern ist, den eigenen Ruhm für das allgemeine Wohl auf's Spiel zu setzen, und wahrscheinlich würde Wellington an Blücher's Stelle gezögert haben.

So kamen um halb Fünf 18,000 Mann — denn mehr waren noch nicht zur Hand — von der Höhe herab auf das Schlachtfeld zu.

Und in geschloss'nen Reihen,
Schar über Schar, inmitten ihrer Donner,
An des Amphitheaters großer Treppe
Steigt flimmernd eine Fechterlegion
Die Stufen nieder in die brüllende
Arena. *)

Zwischen dem pariser Walde und Planchenoit stießen sie zuerst auf die leichte Reiterei Domont's, die sich bald zurückziehen und hinter Lobau's Corps, das in Vierecken auf der Höhe von Frischermont stand, Schutz suchen mußte. Der Kanonendonner, welchen Blücher schon aus weiter Ferne der feindlichen Kavallerie niedersandte, war zugleich ein Brudergruß für Wellington, der nun den Retter in der Noth am Rande des Schlachtfeldes angekommen wußte; für die Feinde dagegen war es eine Schreckensbotschaft, und schon damals begann ihr Troß, welcher mit den Wagen bei Caillou hielt, die Flucht. Indessen war auch Prinz Wilhelm mit der Reiterei angelangt, und die Geschütze der Preußen hatten sich vermehrt. Es erhob sich ein heftiges Kanonengefecht zwischen Bülow und Lobau, welches damit endete, daß der Feind das Schloß Frischermont räumte, und so den Preußen einen festen Punkt auf der Ostseite des Schlachtfeldes überließ. Als nun zwei Bataillone der Brigade Hake zur Unterstützung des Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar bei La Haye erschienen, war die Verbindung der Preußen mit dem linken Flügel des niederländischen Heeres vollzogen. Uebrigens waren die Brigaden Hiller und Ryssel auf Blücher's Befehl gegen Planchenoit vorgegangen, und Prinz Wilhelm schloß sich diesem linken Flügel Bülow's an, während der Kampf bei Frischermont noch von den Brigaden Losthin und Hake weiter geführt wurde.

Um diese Zeit kam Botschaft von Thielmann aus Wavre, wornach der preußische General Hülfe von Blücher gegen die Uebermacht des dortigen Feindes begehrte. Kam der siegreiche Grouchy rasch über

*) Aus Scherenberg's „Waterloo", wie auch die unten folgenden Verse.

die Dyle heran, so konnte das niederrheinische Heer zwischen zwei Feuer gerathen. Aber diese bloß mögliche und fernere Gefahr kümmerte den alten Feldherrn wenig. Vor ihm lag — wie es in seinem amtlichen Berichte heißt — die Entscheidung. Er wollte das große Glück, das ihm hier entgegentrat, fest an der Hand halten, und alle seine Truppen mußten im Vorrücken bleiben.

Es war eine harte Nothwendigkeit für Napoleon, einen Heertheil um den andern zur Abwehr gegen diese unerwarteten Preußen, die sich auch hier wie Rachegeister an seine Ferse hefteten, zu wenden, während er doch der ganzen Armee bis auf den letzten Mann bedurft hätte, um den zähen Widerstand des englischen Herzogs zu bewältigen. Bevor Ney den großen Reiterangriff gegen die Schlachtlinie Wellington's unternahm, hatte er den Kaiser um Fußvolk angegangen; Dieser hatte jedoch dem Marschall Kavallerie zugewiesen, weil Lobau gegen die Preußen stand, und das dritte Treffen: die Garden, für die letzte Entscheidung aufgespart werden sollte. Aber jetzt wich Lobau vor der Uebermacht der tapfern Preußen; zugleich schleuderten die stets vorrückenden Geschütze Bülow's, die auf der amphitheatralisch ansteigenden Höhe trefflich über und neben einander geordnet waren, ihr Eisen auf den linken Flügel der Franzosen bis nach Belle-Alliance und fast schon in ihren Rücken. Um diesen bösen Leck seines in Sturm und Klippen gerathenen Schiffs zu stopfen, nahm Napoleon acht Bataillone seiner jungen Garde mit Geschütz und warf sie unter General Duhesme nach Planchenoit. Da er dies tiefgelegene, von Wellington's Standpunkt gar nicht sichtbare Dorf schon um seines Rückzugs willen festhalten mußte: entbrannte der hartnäckigste Kampf um dasselbe. Auf dem Kirchhofe, in den Straßen, in den Häusern, von denen ein Theil in Brand gerieth, wurde mit äußerster Wuth gefochten; der Besitz des Dorfes ging von Hand zu Hand. Kurz nach Sieben gelangte auch die Spitze von Pirch's Corps auf die Wahlstatt, und die erste Brigade, von Tippelskirch geführt, bei welcher viele alte Lützower standen, nahm an dem Sturm auf Planchenoit Theil; aber auch Napoleon hatte noch vier Bataillone alter Garde unter Morand mit neuem Geschütz herangezogen. Von Zieten's Corps griff die Brigade Steinmetz, welche etwas früher bei dem linken Flügel Wellington's erschienen war, dort in den Kampf mit ein. Die übrigen preußischen Heertheile langten zu einer Zeit an, wo die Schlacht schon entschieden war.

Napoleon hatte vor zwei Jahren die Schlacht bei Leipzig abge-

brochen und den Rückzug angetreten, weil er sah, daß er den Verbündeten nicht mehr Stand halten konnte. Wenn er jetzt in einer ähnlichen Lage anders handelte und den hoffnungslosen Kampf fortsetzte: so läßt es sich nur damit erklären, daß er immer tiefer in die Rolle des verwegenen Abenteurers hineingerathen war. In einem neuen Angriffe opferte er die wenigen ihm noch übrigen Bataillone der alten Garde, womit er allein seinem Rückzug einigen Halt geben konnte — gleich dem verzweifelten Spieler, welcher die letzten Goldstücke in den Abgrund schleudert, in den er sein Vermögen gestürzt hat, um dann als Bettler davon zu gehen. Er hat damit sein Schicksal um so schneller erfüllt, seinen Siegern um so höheren Ruhm bereitet und Europa um so schneller den Frieden zurückgegeben.

So schlug denn vor ihrem Erlöschen noch einmal die Flamme der Schlacht die ganze Linie entlang empor. Zwar befand sich die feindliche Reiterei in einem so zerrütteten Zustande, daß sie in verdeckter Stellung sich ruhig hielt; aber Reillé und Erlon erneuerten mit den Trümmern ihrer Corps, der Eine über Hougomont hinaus, der Andere zu den beiden Seiten der Straße von Genappe, ihre Angriffe; zugleich setzten sich vier Bataillone der alten Garde unter Ney's Führung, von vier Batterien unterstützt, in Bewegung. Um den Muth der Truppen aufzustacheln, hatte Napoleon die falsche Nachricht ausstreuen lassen: Grouchy sei den Preußen in den Rücken gefallen — eine gefährliche Täuschung, die, wenn sie nicht half, um so tiefer entmuthigen und gegen ihren Urheber erbittern mußte. Die Garden stiegen, das Gewehr im Arm, unbekümmert um die Kugeln und Kartätschen, welche die Gegner niedersandten, zwischen den beiden Straßen über die Leichen ihrer Brüder die Höhe hinan. Oben war ihnen eine seltsame Ueberraschung bereitet. Von ihnen unbemerkt hatte sich das erste britische Garderegiment unter General Maitland zu Boden geworfen. „Auf, Garden, fertig!" erscholl plötzlich Wellington's Kommandowort, der zur Abwendung dieses letzten Sturms herbeigekommen war. Im Nu standen die Engländer, feuerten auf funfzig Schritt und drangen dann mit dem Bayonnet auf die französischen Garden ein. Diese begannen zu wanken. General Friant sank, von einer Kugel getroffen, schwer verwundet vom Rosse; General Michel trug den Tod davon. Ney, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, arbeitete sich unter demselben hervor und führte die Grenadiere zu Fuß weiter. Aber dieser Angriff war, wie trefflich auch die Krieger sein mochten, zu schwach, um den Streitkräften, die Welling-

ton hier gesammelt hatte, Trotz zu bieten. Von rechts her scholl ihnen das Kanonenfeuer der Preußen schrecklich in's Ohr; wenn der Wind den schweren Pulverdampf, der Alles einhüllte, auf Augenblicke wegführte, sahen sie dort ihre Landsleute in voller Flucht vor den tapfern Männern Zieten's, die wie ein Keil in die Schlacht eingedrungen waren. Die Garden konnten nun selber nicht mehr Stand halten; von drei Seiten wurde auf sie gefeuert, und jetzt fuhr noch eine englische Batterie in großer Nähe auf und zerriß ihre linke Flanke mit Kartätschen. Nachdem die Hälfte der Mannschaft todt oder verwundet war, wichen sie endlich.

Der Rückzug der besten Männer des Heeres, der übrigens in Ordnung vor sich ging, war für die Uebrigen ein Zeichen, das Gleiche zu thun. Als Wellington den Widerstand des Feindes schwinden und dessen Glieder sich lösen sah: befahl er ein allgemeines Vorrücken seiner Truppen, und Briten, Deutsche und Niederländer stiegen, das Fußvolk voran, die Reiter hinterher, um acht Uhr die Höhe hinab, um dem Franzmann gen Frankreich das Geleit zu geben. Mit dem letzten noch übrigen Gardebataillon kam der bleiche Kaiser Ney entgegen; aber es war an keinen Kampf mehr zu denken; die aufgelösten Truppen des eigenen Heers rissen die Garden mit sich fort. In diese Lücken des zurückströmenden Fußvolks schob sich überall die Reiterei der Verbündeten ein; die Preußen von Zieten's Corps ergossen sich von der östlichen Seite her auf das Schlachtfeld. Die Batterien, welche der Kaiser auf den Höhen von Belle-Alliance hatte aufpflanzen lassen, konnten dieser Fluth von Gegnern nicht mehr wehren und verstummten bald. Einer der letzten Schüsse, die aus französischen Geschützen kamen, zerschmetterte Lord Uxbridge das Bein. Die Verwirrung des Feindes war grenzenlos. Napoleon selber mußte, um aus dieser wogenden und wirbelnden Masse herauszukommen und nicht in die Gefangenschaft der nachdrängenden Verbündeten zu fallen, in das Viereck eines Gardebataillons, welches Cambronne führte, sich einschließen. Mit starrem Blick sah er, den Tod erwartend, die Zertrümmerung seines Heers und in ihr den Zusammensturz seiner Soldatenherrschaft. Die Generale bestürmten ihn, sein Leben zu erhalten, und er wandte sein Pferd zur weiteren Flucht. „Der Kaiser konnte — so erzählt er selbst — seinen Rückzug nur quer über das Feld bewerkstelligen: Reiterei, Geschütze, Fußvolk, Alles war durcheinander gemengt.“

Als die Brigade Steinmetz von Zieten's Corps um Sieben auf

dem rechten Flügel Wellington's erschien und mit einer Wuth auf den Feind stürzte, als wollte sie die Arbeit, welche die Andern seit Mittag gethan, in einer Abendstunde nachholen: rief ihnen Blücher, der sich in ihrer Mitte befand, zu: „Bravo! ich kenne euch, meine Schlesier! Heute wollen wir uns die Franzosen von hinten besehen." Wirklich hatte die Flucht des Feindes auf dieser Seite ihren Anfang genommen, und der verhängnißvolle Ruf: Sauve qui peut! war dort zuerst vernommen worden. Schnell erstürmten die Preußen die Vorwerke, welche Prinz Bernhard zuvor an Durutte verloren hatte. Das allgemeine Vorrücken des niederländischen Heeres fand erst Statt, nachdem hier von Steinmetz die Lücke gebrochen worden.

Weit schwieriger war die Arbeit der Preußen in und vor Planchenoit; mit verzweifelter Tapferkeit hielten die Kaisergarden dies Bollwerk des Rückzugs fest. Aber seit Pirch mit der Brigade Tippelskirch Bülow unterstützte, kamen sie in Nachtheil, und um halb Neun war das Dorf im vollen Besitze der Preußen. Die Leichen von Freund und Feind, womit die Gassen, die Gärten und Felder umher bedeckt waren, zeugten von dem Heldenkampfe, der hier Statt gefunden. Von der alten Garde war der größte Theil um die in Schwarz gehüllten Adler gefallen. Wahrscheinlich wurde aus ihrer Mitte das oft erwähnte Wort: „Die Garde stirbt, sie ergibt sich nicht" gesprochen — wenn es überhaupt gesprochen worden ist — aber nicht von Cambronne, der in Gefangenschaft gerathen war. Zwei Generale: Duhesme und Barrois, trugen tödtliche Wunden davon. Die übrigen Garden, von dem Prinzen Wilhelm und seinen Reitern verfolgt, entwichen und stürzten bald in wilder Flucht dahin.

Mit der Eroberung Planchenoit's war die Niederlage des Feindes vollendet, und das Sauve qui peut der Truppen Durutte's wurde nun die allgemeine Losung. Rückzugswege und Sammelpunkte waren nicht gegeben worden: so ergoß sich denn die ganze wirre Flucht auf der Straße von Genappe, statt sich auf ihr und der Straße von Nivelles zu vertheilen. Auch Napoleon schien die Besinnung verloren zu haben; wenigstens ertheilte er seinem unkriegerischen Bruder Hieronymus den Auftrag, die Heerestrümmer jenseits der Sambre zusammenzuraffen.

Es fing schon an zu dunkeln, als die beiden Feldherrn der Verbündeten bei der Meierei Belle-Alliance, deren rothes, aus der Ferne sichtbares Ziegeldach auch den vorrückenden Truppen der beiden Heere als Zielpunkt gegeben worden war, zusammentrafen und zu dem unge-

heuern Erfolge, den Einer durch den Andern errungen hatte, sich glückwünschend die Hände schüttelten.

— In ihrem Handschlag grüßten
Zwei Heere sich — zwei Siege — ganz Europa.

Der Greis, der vor 48 Stunden, von Feinden umringt, als ein Mann des Todes unter seinem Rosse gelegen hatte, stand jetzt frisch und heiter da, die stolze Brust von dem Gefühle geschwellt, den Bezwinger Europas zum zweitenmal gefällt, der Welt noch einmal den Frieden geschenkt und neue Lorbeeren gesammelt zu haben. Aber sein rastloser Geist strebte immer weiter; er verweilte auch in diesem großen Augenblicke nicht bei Dem, was gethan war, sondern dachte nur darauf, was noch zu thun sei. Als Wellington sagte: „Ich werde in Bonaparte's gestrigem Nachtlager schlafen", gab Blücher zur Antwort: „Und ich werde ihn aus seinem heutigen verjagen." Auch war, um die Vernichtung des fliehenden Feindes zu vollenden, sogleich von preußischer Seite geboten worden, daß der letzte Hauch von Mensch und Pferd zur Verfolgung aufgeboten werde.

Die Lage des Meierhofes, wo die zwei Feldherrn sich trafen, inmitten der französischen Linie, sowie die Bedeutung des Namens, der seinen Ursprung einem schönen jungen Paare, das hier wohnte, verdankt, veranlaßten Blücher, die Schlacht nach ihm zu benennen; Wellington hieß sie jedoch, einem englischen Gebrauche zu Folge, nach seinem Hauptquartier Waterloo. Wir Deutsche sollten den Namen Belle-Alliance festhalten, weil er das gemeinschaftliche, einträchtige Wirken der beiden Helden, das den Sieg bedingte, trefflich bezeichnet, während Waterloo nur eine Beziehung zu Wellington ausdrückt, und insofern eine Ungerechtigkeit gegen Blücher und seine Preußen in sich selbst schließt. Der Dichter Scherenberg weiß beide Benennungen schön zu vereinigen:

Die Schlacht
Heißt Waterloo, der Sieg heißt Belle-Alliance.
Der Tag kann mehr als einen Namen tragen.

Hatten sich das niederländische und das niederrheinische Heer zu dem großen Werke die Hand gereicht, so war die Verfolgung des Feindes das Werk der Preußen allein; gerade ihr verdanken wir aber die vollständige Auflösung der noch übrigen Streitkräfte und den jähen Fall

des Kaiserthrons — der noch weit schneller zusammenstürzen sollte, als er im März auferbaut worden war. Gneisenau erhielt den Auftrag, die nächtliche wilde Jagd, die dem Sieg erst die rechte Ernte brachte und in ihrer Schnelligkeit und Kraft kaum ihres Gleichen in der Geschichte hat, in's Werk zu setzen. „Wie man siegt, haben wir gezeigt — so lauten seine Worte —; nun wollen wir auch zeigen, wie man verfolgen kann.“ Sofort sprengte er nach Planchenoit, hinter welchem das 15. Regiment von der Brigade Hiller stand, und forderte die Füseliere auf, gleich von dem Schlachtfelde weg dem flüchtigen Feinde mit ihm nachzusetzen. Die wackern Männer waren seit Morgengrauen auf den Beinen; sie hatten einen furchtbaren Marsch gemacht und an einem mehrstündigen, äußerst heftigen Kampfe Theil genommen; jetzt war die Nacht, die Zeit der Ruhe und der Erholung nach so großer Erschöpfung, da; aber der Sieg hatte sie wieder frisch gemacht, und mit lautem Hurrah folgten sie dem Generale. Die Füseliere des 25. Regiments von Pirch's Corps schlossen sich an; andere Truppentheile Bülow's: zwei Bataillone der 16. Brigade und ein Landwehrkavallerie-Regiment, so wie ein paar Ulanenschwadronen mit General Röder vom Corps Zieten's, nahmen ebenfalls an der Verfolgung Theil. Es war nur eine kleine Zahl, aber sie machten gute Arbeit; die helle Mondnacht war mit den wackern Preußen im Bunde. Anfangs setzte sich noch dieser oder jener Flüchtling zur Wehre, indem er sein Gewehr auf sie abschoß. Bald aber wurde an keinen Widerstand mehr gedacht. Wie die Lämmerherde vor dem Gebell der nachjagenden Hunde, so stürzten die Franzmänner vor dem Trommelschall und Hörnerklang in ihrem Rücken dahin. Heerestrümmer jeder Art: Gewehre, Lanzen, Säbel, Tornister, Czakos, Helme, Bärenmützen, kurz Alles, was die Flucht beschweren konnte, bedeckte das Schlachtfeld und die Straße nach Frankreich. Wenige Truppen des Feindes würden im Stande gewesen sein, in dem Engpasse von Genappe, der hinter dem Städtchen mit einem Flüßchen und einer Brücke abschließt, der Verfolgung einen Riegel vorzuschieben; aber dies wurde nicht einmal versucht. Die Straße war von Franzosen gesperrt; wie auf einem Jahrmarkte standen sie Kopf an Kopf gedrängt, von einem hochemporschlagenden Feuer beleuchtet, und fielen massenweise in die Hände der Preußen. Hinter dem Städtchen wurden achtzig verlassene Geschütze aufgefunden.

Nach kurzer Rast ging es wieder fort. Konnte ein kleiner Trommler oder Hornist nicht mehr weiter, so wurde er auf ein Beutepferd gehoben.

Hier und dort an der Straße brannten Beiwachtfeuer, umringt von französischen Soldaten, welche den zerschlagenen Gliedern einige Ruhe gewähren wollten. Aber die anstürmenden Preußen schreckten sie auf, und Viele der Unglücklichen, denen Kraft oder Muth gebräch, die Flucht fortzusetzen, fielen in Gefangenschaft. Ebenso wurden die Häuser und Gehöfte am Wege vom Feinde gesäubert. An guter Beute konnte es den Verfolgern bei dieser grenzenlosen Verwirrung nicht gebrechen. Schon vor Genappe hatte man Napoleons Wagen an der Straße getroffen, eben erst von ihm selbst auf den Ruf: „Die Preußen kommen!" ohne Hut und Degen verlassen. Blücher, der bald darauf eintraf, behielt denselben als Siegeszeichen, wie auch den Mantel und das Fernglas des Kaisers; Hut, Degen und Ordensstern wurden dem König übersandt. Hinter dem Städtchen fielen die Geld- und Gepäckwagen Napoleons und der Marschälle, die ebenfalls verlassen worden waren, in die Hände der Füseliere vom 15. Regiment. Vor unseren Preußen waren jetzt plötzlich die Schätze von tausend und einer Nacht ausgebreitet: Gold, kostbare Juwelen und Kleinodien mancherlei Art — vielleicht auch eins oder das andere jener silbernen Tafelgeräthe, das die Marschälle, wenn sie in Schlössern und andern reichen Häusern im Quartier lagen, sich aufsetzen und dann als gutes Beutestück einpacken ließen. Es war des Kostbaren und Herrlichen auf einmal so überraschend viel, daß man nicht wußte, was man wählen oder behalten sollte. Da die guten Füseliere natürlich keine Kenner von edlen Steinen waren, so ging es ihnen nicht viel besser mit ihrer reichen Beute, wie einst den Schweizern bei Granson mit den Schätzen Karls des Kühnen: sie verschleuderten das Werthvollste und verschenkten nach rechts und links Diamanten, die sie für Glas ansahen. Einer dieser Steine, unter den Kronjuwelen Frankreichs mit dem Namen Pitt bezeichnet, war für anderthalb Millionen Thaler gekauft worden. Friedrich Wilhelm, der ihn von den Soldaten zum Geschenk erhielt, gesellte ihn den preußischen Kronjuwelen bei.

Die Verfolgung ging nun weiter nach Quatrebras und darüber hinaus in's Hennegau; nirgends fanden die Franzosen Ruhe vor dieser Hand voll Preußen. Welcher wunderbare Umschlag — ein ganzes Heer, an dessen Adlern die Erinnerung so vieler Siege haftete, auf der Flucht vor der Trommel eines müden Knaben! Zu Frasne, einige Stunden vor Charleroi, machte endlich Gneisenau mit Tagesanbruch Halt. 50 Mann hatten zuletzt noch mit ihm ausgehalten; seit vierundzwanzig Stunden auf den Beinen und müde zum Umsinken, suchten Diese jetzt

auch ein Lager. Ihre Arbeit war gethan: sie hatten den Ruin des Feindes vollendet.

Auch der 72jährige Blücher hatte trotz der vorgestrigen Wunden und trotz der ungeheuern Anstrengung und Aufregung des Tages an der Verfolgung Theil genommen. Noch in der Nacht wurden die Angaben zu dem Siegesbericht an den König gesammelt; zugleich erließ er einen Aufruf an sein Heer, der hier eine Stelle verdient: „Brave Offiziere und Soldaten des Heers am Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfre Waffengefährten. Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert: die erste war unglücklich; und dennoch ward euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen, und ihr trugt ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick, tratet ihr mit Entschlossenheit, vierundzwanzig Stunden nach einer verlornen, blutigen Schlacht, den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerschaaren, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure siegtrunkenen, übermüthigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hülfe der tapfern Briten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung aber sollte schlagen und kund thun, wer ferner herrschen solle, ob jener ehrsüchtige Abenteurer oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als ihr aus dem, euch verbergenden, Walde hervorbrachet, gerade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernst der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das, vor 48 Stunden erlittene, Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein und schrittet auf der Bahn des Sieges, unaufhaltsam, fort. Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine Massen gegen euch; aber euer Geschütz schleuderte den Tod in seine Reihen, und euer stetes Vorschreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen und endlich zur regellosesten Flucht. Einige Hundert Geschütze mußte er euch überlassen, und seine Armee ist aufgelöst. Alle große Feldherrn haben von jeher gemeint, man könne mit einem geschlagenen Heere nicht sogleich wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere, geprüfte Krieger wohl überwunden, daß aber ihr Muth nicht gebeugt werden kann. Empfangt dafür meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten; ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie euer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruhet mit Sicher-

heit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehn, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen."

Genappe, den 19. Juni 1815.

Blücher.

Gegen Morgen schrieb er an General Knesebeck wörtlich folgenden Brief: „Mein Freund. Die Schönste Schlacht ist geschlagen. Der herrlichste Sieg ist erfochten. Das Detallie wird er vollgen, ich denke die Bonapartesche Geschichte ist nun wohl für lang wieder zu ende. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittere an alle Glieder. Die anstrengung wahr zu groß."

Die Verluste der Schlacht bei Belle-Alliance mußten in Rücksicht auf Kämpferzahl, Dauer und Hartnäckigkeit auch für die Sieger sehr beträchtlich sein. Für das niederländische Heer betrugen sie über 12,000, für die Preußen, die zuletzt in der Stärke von einigen 40,000 Mann an der Schlacht Theil genommen hatten, gegen 6700 Mann. Dagegen hatte Napoleon über ein Drittheil seines Heers an Todten, Verwundeten, Gefangenen und überhaupt Vermißten eingebüßt — ein ungeheurer Verlust im Verhältnisse zu dem Abgang gewöhnlicher Schlachten. Diese Angaben sind nach der niedrigsten Berechnung. Auf dem Schlachtfeld allein wurden 182 Kanonen erbeutet; fast die ganze Kriegsrüstung, welche der Feind mit zur Schlacht geführt hatte, fiel den Siegern zu.

Wer jetzt das Schlachtfeld besucht, findet dort noch die Meiereien La-Haye-Sainte und Belle-Alliance. Von dem Schloß Hougomont ist nur noch eine Kapelle mit einem hölzernen Krucifixe übrig. Verschiedene Denkmäler erinnern an die großen Thaten und Verluste des 18. Juni, der übrigens der Jahrestag eines andern für die preußischen Waffen ruhmreichen Siegs: der Schlacht bei Fehrbellin, ist. Dem preußischen Heer ist auf der Ostseite der Wahlstatt eine Säule errichtet. Ein 150 Fuß hoher Hügel, von Menschenhänden bei Mont-Saint-Jean aufgethürmt, trägt einen kolossalen Löwen aus Erz, der mit dem Fuße eine Kanonenkugel hält, und den Blick drohend gegen Frankreich wendet.

Die weitere Flucht des geschlagenen Heers bot die schrecklichsten Bilder des Elends und der Verwilderung dar. Die Stimmung desselben gegen Napoleon war am Tage nach der Schlacht so bitter, daß die Soldaten, an denen er vorüberkam, einander zuriefen: „Seht da den Schlächter!" Umsonst versuchte er bei Charleroi an der Sambre und

dann unter dem Schutze der uns bekannten Felsenhöhe von Laon die Trümmer zu sammeln; nur die 30,000 Mann, die Grouchy brachte, hatten noch Zusammenhang und waren noch im Besitze von Kanonen. Neben den auswärtigen Feinden bedrohten ihn heimische: die Königlichen und die alten Freiheitsmänner der Revolution, wie Lafayette, welche ihre Stimme in den Kammern erhoben. Während die Verbündeten aus Nord, Ost und Süd anmarschirten; während die Sieger von Belle-Alliance schon aus der Nähe drohten: verhandelten diese heißen Köpfe über Verfassungsfragen! Aber der ränkevolle Fouché benutzte und betrog sie, indem er Alles zu Gunsten der Bourbonen lenkte und heimlich mit Wellington unterhandelte.

Nachdem Napoleon den Oberbefehl über die Truppen an Soult gegeben hatte, ging er aus Besorgniß vor den „Jakobinern" — wie er die ihm verhaßten Demokraten nannte — nach Paris, statt, wie man von ihm erwartete, das Vaterland mit dem Degen in der Hand zu schützen. Am 21. Juni traf er in der Frühe des Morgens in der Hauptstadt ein, und bezog, indem er Bedenken trug, das Schloß der Herrscher Frankreichs im Innern der Stadt: die Tuilerien, zu betreten, das Elisée-Bourbon, einen kleinen Palast zur Seite der elysäischen Felder. Die Gunstbezeugungen des Volkes, die er dort erfuhr, hatten keinen Werth für ihn, da alle Männer von Einfluß gegen ihn standen. Die Deputirtenkammer erklärte, daß sie nicht auseinandergehen werde, und begann über die Minister zu verfügen. Da er dies mit ansah und nicht mehr, wie in frühern Tagen, die Kraft fand, den Demokraten die Stirn zu bieten: ward er schon am folgenden Tage von den Volksvertretern zur Abdankung aufgefordert. Er leistete, wie das Jahr zuvor, zu Gunsten seines Sohnes Verzicht, an dessen Stelle einstweilen eine Regentschaft die Zügel führen solle. Statt dessen trat eine provisorische Regierung mit Fouché an der Spitze ein, und Napoleon wurde vermocht, seinen Sitz in dem benachbarten Malmaison aufzuschlagen.

Unterdessen marschirten die französischen Heeresreste, über welche jetzt Grouchy den Oberbefehl führte, in gleicher Richtung mit den Preußen auf Paris, während der englische Herzog mit seinen Truppen um zwei Tagemärsche zurück war. Die Feinde vermochten nicht den Fall der auf Blücher's Wege liegenden Festungen, die zum Theil ohne Gegenwehr übergingen, aufzuhalten; wenigstens gelang es ihnen, den Preußen einen Vorsprung abzugewinnen und vor der Ankunft Derselben sich zur Vertheidigung der Hauptstadt zu rüsten. Der Oberbefehl wurde jetzt in

Davoust's Hand gelegt. Als nun der schon in halber Verbannung lebende Kaiser, dem wenigstens die Kraft des Wortes noch zu Gebote stand, von Malmaison aus zuletzt noch eine würdige, trefflich auf den soldatischen Geist berechnete Ansprache an das Heer ergehen ließ: verhinderte Fouché den Druck derselben, und es wurde Napoleon auch die Verbindung mit der Armee abgeschnitten. Aus seinem Hauptquartier La Villette ging Davoust, der sich für die Bourbons hatte gewinnen lassen, am 30. Juni Wellington und Blücher um einen Waffenstillstand an. Zugleich machte er den beiden Feldherrn den Vorwurf, daß sie den Krieg fortsetzten, während Napoleon doch abgedankt und der östreichische General Frimont, der im Südosten Frankreichs gegen Suchet stand, eine Kapitulation mit Diesem abgeschlossen habe. Uebrigens erklärte sich der Marschall, im Fall die Feldherrn nicht in Unterhandlung treten wollten, bereit, ihnen auf dem Schlachtfelde zu begegnen. Blücher erwiederte dem Herrn „Kriegsminister, Marschall und Fürsten von Eckmühl", wie Davoust sich prunkend unterzeichnet hatte, in einem — zur großen Entrüstung des Empfängers deutsch geschriebenen — Briefe Folgendes:

Herr Marschall!

„Es ist irrig, daß zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Ursachen zum Kriege aufgehört haben, weil Napoleon dem Throne entsagt hat; Dieser hat nur bedingungsweise entsagt, nämlich zu Gunsten seines Sohnes, und der Beschluß der vereinigten Mächte schließt nicht allein Napoleon, sondern auch alle Mitglieder seiner Familie vom Throne aus.

„Wenn der General Frimont sich berechtigt geglaubt hat, einen Waffenstillstand mit dem ihm gegenüberstehenden feindlichen General zu schließen, so ist dies kein Motiv für uns, ein Gleiches zu thun. Wir verfolgen unsern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen.

„Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie thun, und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben; denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen würde.

„Wollen Sie die Verwünschungen von Paris, ebenso wie die von Hamburg, auf sich laden?

„Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von Seiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverlässiger Waffenstillstand Statt haben.

Sie wollen, Herr Marschall, dieses unser Verhältniß zu Ihrer Nation nicht verkennen.

„Ich mache Ihnen, Herr Marschall, übrigens bemerklich, daß, wenn Sie mit uns unterhandeln wollen, es sonderbar ist, daß sie unsere mit Briefen und Aufträgen gesendeten Offiziere gegen das Völkerrecht zurückhalten *).

„In den gewöhnlichen Formen conventioneller Höflichkeit habe ich die Ehre mich zu nennen,

„Herr Marschall,
Ihren dienstwilligen
Blücher."

Aus diesem scharfgeschliffenen Schreiben konnte Davoust klar ersehen, daß er schlagen oder sich ergeben müsse. Die Truppen Grouchy's waren mit den Resten von Belle-Alliance zu einem Heere von 50,000 (nach Anderen 60,000) Mann zusammengestellt worden; auch hatte man Paris diesmal von Norden her befestigt. Aber Blücher ging auf das linke Seine-Ufer über und nahm den 2. Juli sein Hauptquartier in Versailles. Davoust und die übrigen Marschälle, mit Ausnahme des 60jährigen Lefebvre, erklärten die Vertheidigung der Hauptstadt für bedenklich.

Endlich kam, nachdem französische Truppen unter Vandamme bei Issy auf der Südwestseite von Paris ein nachtheiliges Gefecht gegen Zieten's Corps bestanden hatten, die Kapitulation zu Stande. Dieselbe wurde in Napoleons Lieblingsresidenz St. Cloud verhandelt, wo Blücher seinen Sitz aufschlug, und wo sich auch Wellington, auf Einladung des preußischen Feldmarschalls, einfand. Es hätte nun in der Macht der Sieger gelegen, das Schauspiel, welches Napoleon seiner Armee 1805 vor Ulm gab, als er die Oestreicher die Waffen strecken ließ, zu wiederholen; denn die Stellung des französischen Heers zwischen Wellington und Blücher, von denen Jener das rechte, Dieser das linke Seine-Ufer beherrschte, war rettungslos; aber sie verzichteten darauf. Doch konnte Blücher sich nicht versagen, den drei Franzosen, die zur Abschließung der Uebereinkunft bevollmächtigt waren: dem General-Leutnant Guilleminot, der dem Generalstabe des Marschalls Davoust

*) Dies bezieht sich auf einen preußischen Major, den die Franzosen bei früheren, schon von Grouchy angeknüpften Unterhandlungen um Waffenstillstand zurückgehalten hatten, weil sie Zeit für den Rückzug gewinnen wollten.

vorstand, dem provisorischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Baron Bignon und dem Präsidenten des Seinedepartements Grafen Bondy, durch sein Benehmen fühlbar zu machen, daß die übermüthige Nation sich jetzt vor dem Sieger zu beugen habe; zugleich wollte er hierdurch die aalglatten Manieren, wodurch die Franzosen, den Deutschen gegenüber, so leicht ihren Vortheil erschleichen, von vornherein abschneiden. „Erst mußten sie“ erzählt uns Varnhagen, „im Vorzimmer lange warten; als ihre Geduld genugsam auf die Probe gestellt schien, durften sie endlich hereinkommen. Sie fanden Blücher sitzend, wie er seine Pfeife rauchte und den Dampf gleichgültig vor sich hinblies; er erlaubte ihnen dann, ihre Sache vorzutragen, und ließ sich den Inhalt in der Kürze dolmetschen. Als unter den Abgeordneten selbst über einige Punkte sich eine Verschiedenheit der Meinung zeigte, und besonders über das Zurückgehen des französischen Heeres hinter die Loire ein lebhafter Wortwechsel unter ihnen entstand: wurde Blücher das viele unverständliche und nutzlose Parliren zu arg. Zornig stand er auf, trat mit brennender Pfeife zwischen die Streitenden und gebot Ruhe; dann sagte er kurz: die Feindseligkeiten sollten sogleich wieder losgehen, wenn seine Forderung nicht zur Stelle angenommen würde, und nun blieb dem Abgeordneten nur übrig, in den Rückzug hinter die Loire einstimmig zu willigen. Als sie noch bedingen wollten, daß Paris, wie das vorige Jahr, von Einquartierung befreit bliebe, sagte Blücher: „Die Franzosen haben Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt; es soll kein Preuße, der mir hierher gefolgt ist, zurückkehren, ohne sagen zu können, daß die Pariser ihn gut bewirthet haben.“ Als Jene weitere Einwendungen machen wollten, hieß er sie schweigen; es sei genug. Anstatt ihnen, wie sie es verlangten, Sicherheit für die Museen zu gewähren, kündigte er ihnen an: sie müßten herausgeben, was sie zusammengeraubt; es solle diesmal nicht gehen, wie das vorigemal.“

Müffling, der Bevollmächtigte von preußischer Seite, hatte dann, nachdem so die Hauptpunkte in aller Kürze festgestellt waren, die weitere Ausführung der Kapitulation zu besorgen. Der zweite Artikel bedingte den oben berührten Marsch des französischen Heers hinter die Loire, womit gleich am folgenden Tage der Anfang gemacht werden sollte. In dem achten Artikel war bestimmt, daß sämmtliche Barrieren von Paris am 6. den Verbündeten übergeben werden sollten. So war der Krieg in 19 Tagen beendet, und die Welthauptstadt beugte in Jahresfrist ihr Haupt zum zweitenmal.

Am 7. Juli Morgens Elf rückte Blücher mit Zieten's Corps ein, nachdem er Tags zuvor den Truppen hatte einschärfen lassen, „sämmtliche Franzosen mit Ernst und Kälte zu behandeln", übrigens sich nicht „durch Uebermuth zu entehren". Bei dem Einzuge der Verbündeten im vorigen Jahre war es vorgekommen, daß ein thüringer Soldat — im Aerger über einen pariser Stutzer, der ihn und seine abgerissenen Kameraden ganz aus der Nähe durch ein Augenglas betrachtete — dem Nebenmanne das Gewehr reichend, aus dem Gliede getreten war und das Herrchen mit beiden Fäusten an den Schultern geschüttelt hatte, indem er sagte: „Siehst Du, elender Kerl, nun sind wir drinnen!" So nahe, gutmüthig rauhe Berührungen kamen diesmal schwerlich vor. Es war die stille, strenge Besetzung einer feindlichen Stadt, bei welcher die Truppen, die sich zur Vorsorge auf drei Tage mit Lebensmitteln versehen hatten, auf den Plätzen lagerten und die Brücken mit Kanonen besetzten. Der Einmarsch geschah durch die Barriere der Kriegsschule im Südwesten der Stadt; von da ging der Zug über das Marsfeld und die Jena-Brücke nach den Tuilerien; ein Theil des preußischen Corps kam dann wieder über die Austerlitz-Brücke auf die linke Seite von Paris zurück. Außer den Barrieren, Plätzen und Brücken wurden auch die Seine-Inseln und verschiedene öffentliche Gebäude, wie das Invalidenhaus und die kaiserlichen Schlösser, besetzt. Sobald die Truppen in den ihnen angewiesenen Stadttheilen angekommen waren, wurden Dankgebete für den Sieg in feierlicher Weise abgehalten. Blücher, der in Paris nicht wohnen mochte, behielt sein Hauptquartier in St. Cloud. Reiterei und Reserve-Artillerie nahmen von den elysäischen Feldern Besitz. Zum Kommandanten von Paris wurde preußischerseits der Oberst von Pfuel, zum einzigen Gouverneur General von Müffling ernannt.

Die übrigen Corps des Blücher'schen Heers folgten dann, so daß eins um das andere in der berühmten Stadt sich zeigen und deren Herrlichkeit in Augenschein nehmen konnte. Auch Wellington erschien am 7. mit zwei Brigaden in Paris und nahm daselbst sein Hauptquartier. Sofort stellten sich auch die Bourbonen ein, in deren Gefolge sich Talleyrand befand, und Ludwig XVIII. bestieg, nachdem er einen Tag später als die Verbündeten in aller Stille in seiner Hauptstadt eingetroffen war, zum zweitenmal als Nachfolger des gewaltigen Mannes aus Corsika den Thron seiner Väter. Man nennt die kurze Zeit der zweiten Herrschaft Napoleons vom 20. März bis zum 28. Juni, wo Ludwig in Cambrai die Regierung wieder ergriff, die hundert Tage.

Wir haben Napoleon in Malmaison verlassen, wo er, wie das Jahr zuvor in Versailles, trotz seiner Entsagung sich noch eine Zeit lang mit Hoffnungen trug. Als die Verbündeten Paris nahten, verschmähte er es nicht, sich der provisorischen Regierung als Feldherrn anzutragen. Da man fürchten mußte, daß er auch ohne Erlaubniß sich zum Heer begeben werde: ging ihm der Befehl zu, nach der Westküste abzureisen. Indem er Malmaison den 29. Juni verließ, entging er kaum der Gefahr, von Colomb's Husaren ergriffen zu werden. Bewacht von den Kommissarien der provisorischen Regierung, welche falsch und feige genug waren, ihn an die Engländer zu verrathen, ging er nach Rochefort, um sich nach Amerika einzuschiffen; aber die britischen Kreuzer verhinderten ihn auszulaufen, und es blieb zuletzt nichts Anderes übrig — wofern er nicht in die Gewalt der Bourbonen fallen wollte — als sich den 15. Juli auf eines dieser Schiffe, den Bellephoron, zu begeben und sich so den Engländern zu überliefern. In einem Schreiben, das er dem Prinzregenten Georg sandte, rief er dessen Gastfreundschaft an und harrte an der Küste Englands auf die Antwort. Dieselbe lautete, daß ihm die Insel St. Helena als Aufenthaltsort bestimmt sei, damit er der Mittel entbehre, Europa künftig in Verwirrung zu stürzen. Oestreich, Preußen und Rußland stimmten dieser Entscheidung in einem Vertrage bei, worin Napoleon zum „Gefangenen der verbündeten Mächte" erklärt wurde. Von Bertrand und einigen andern Getreuen begleitet, ging er den 7. August auf das Schiff Northumberland über, und landete den 16. Oktober an seinem Verbannungsorte. Ueber fünf Jahre verlebte er unter der strengen Hut Sir Hudson Lowe's auf der Felseninsel im fernen Ocean verstimmt und kränkelnd, bis ihn der Tod den 5. Mai 1821 der doppelten Pein der Körper- und der Geistesleiden entrückte. Als er starb, tobte gerade ein wilder Sturm über Meer und Insel. Auch Napoleon war ein wilder Sturm gewesen, welcher zerstörend über die Erde ging, aber auch manchen schweren Dunst, der auf ihr lagerte, mit sich fortführte. Für uns Deutsche hat er die besondere Bedeutung, daß er durch das Bestreben, unsere Nationalität zu vernichten, die Kraft des Widerstandes in ihr geweckt und ihr dadurch zu neuem Leben verholfen hat.

Während das niederrheinische und das niederländische Heer vorzugsweise die Kriegsarbeit des Jahres 1815 verrichteten, rückten die andern Verbündeten: die Russen, die Truppen der süddeutschen Staaten, die Oestreicher, die Schweizer und Sarden in Frankreich ein. Die

geringen feindlichen Streitkräfte, die gegen sie standen, konnten kein dauerndes Hinderniß bilden, und als Napoleon fiel, war es natürlich, daß die französischen Generale einen von vornherein hoffnungslosen Kampf nicht fortsetzten. So schlossen Brune am Var (auf der Südostgrenze Frankreichs), Suchet bei Lyon und Rapp im Elsaß am 9., 11. und 22. Juli Waffenstillstände mit einem sardinischen und zwei östreichischen Generalen.

Waren die Pariser das Jahr zuvor von Alexander mit Sammethandschuhen angefaßt worden, so ließ sie jetzt Blücher die Eisenfaust fühlen. Sein gerades deutsches Herz war den Franzosen, die sich gegen sein Vaterland so schwer versündigt hatten, bitterfeind. Dies trat in den kleinsten Zügen zu Tage. Als ein pariser Bettler ihn mit der Bitte: Oh Monseigneur, daignez faire la charité à un pauvre misérable! anging: warf ihm der Alte ein Goldstück zu mit den Worten: „Schweig still! Miserabel seid ihr alle.“ Er forderte 100 Millionen Kriegssteuer, und wollte die von Napoleon errichtete Jena-Brücke, deren Namen ihm ein großes Aergerniß war, durchaus abbrechen lassen. Als nun von der Golz, der preußische Gesandte bei Ludwig XVIII., im Namen Talleyrand's um Erhaltung der Brücke bat, schrieb ihm der Feldmarschall zur Antwort: „Ich habe beschlossen, daß die Brücke gesprengt werden soll, und kann Ew. Hochgeboren nicht verhehlen, daß es mir recht lieb sein würde, wenn Herr Talleyrand sich vorher darauf setzte; was ich Ew. Hochgeboren bitte, ihn wissen zu lassen.“ Wirklich machte Blücher Anstalten zur Zerstörung, und nur die Ankunft des Königs von Preußen, der am 10. Juli zugleich mit Alexander und Franz eintraf, that ihm Einhalt.

Es war eine bittere Zeit für die Besiegten; das sonst so hochmüthige Frankreich mußte Buße thun und in Sack und Asche gehn. In der Hauptstadt geboten, neben dem Könige, die Fremden als Herrn, und 900,000 Krieger standen auf seinem Boden und zehrten von seinen Kräften. Bald traten die Diplomaten zur Abschließung eines neuen Friedens zusammen: es waren im ganzen dieselben, die auf dem wiener Kongresse thätig gewesen. Ein Uebergewicht behaupteten Rußland und England, das diesmal durch Wellington kräftig vertreten war. Blücher hatte bei einem Feste, das der englische Feldherr kurz nach der Einnahme von Paris gab, den Trinkspruch ausgebracht: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so großer Anstrengung gewonnen wurde.“ Wie wohl

begründet der darin ausgesprochene Verdacht war, sollte sich bald genug herausstellen. Die deutschen Mächte mit Einschluß Oestreichs, das wenigstens anfangs in dieser Richtung thätig war, begehrten einmüthig Lothringen und Elsaß, damit der alte schnöde Raub zurückerstattet und gesühnt, damit deutsches Land wieder unter deutschen Zepter gestellt und mit den Vogesen eine von der Natur gegründete, feste Mauer gegen Frankreich erlangt würde. Aber Rußland und England widersetzten sich, und arbeiteten der Erstarkung Deutschlands gemeinschaftlich entgegen. Am 20. November kam dann der zweite pariser Friede zum Abschluß — eine Bezeichnung, die er im doppelten Sinne verdient, weil er nicht nur den Ort, sondern auch den Character mit dem ersten Frieden dieses Namens gemeinschaftlich hat. Frankreich trat in demselben an die Niederlande Bouillon mit den Festungen Philippeville und Marienburg, an Preußen einen beträchtlichen Theil des bisherigen durch seinen Kohlenreichthum ausgezeichneten Saardepartements mit Saarbrück und Saarlouis, an Oestreich Landau, das später mit der Rheinpfalz an Baiern kam, an Genf Gex und an Sardinien den bis dahin französisch gebliebenen Theil Savoyens ab. Durch diese wenig beträchtliche Einbuße an Umfang und Volkszahl kam es von dem Bestande des Jahres 1792, der bei dem ersten pariser Frieden als Maßstab gedient hatte, auf den des Jahres 1790. Hüningen, das bisher, der Schweiz zur Schmach, Basel mit seinen Kanonen beherrscht hatte; dessen Werke noch im September von den Oestreichern und Schweizern zerstört worden waren, durfte nicht länger mehr Festung sein. Die Kriegssteuer, welche Frankreich an die verbündeten Mächte zu zahlen hatte, war anfangs auf 1200 Millionen Franken bestimmt, schließlich aber auf 700 herabgesetzt worden. Ferner wurde festgesetzt, daß 150,000 Mann von den Truppen der Verbündeten zur Sicherung des Friedens auf Kosten der Besiegten drei bis fünf Jahre lang im Lande stehen bleiben sollten. Endlich mußten noch — in Uebereinstimmung mit einem Artikel, den, wie uns erinnerlich ist, schon Blücher in den Waffenstillstand aufgenommen hatte — die aus aller Welt von Napoleo nzusammengeschleppten Kunstschätze an ihre vormaligen Besitzer zurückerstattet werden.

Mit diesem Frieden war endlich der 23jährige Brand, der Europa verzehrt hatte, in Asche gesunken. Deutschland, das am meisten gelitten, war weit entfernt nicht im Verhältnisse zu den gebrachten Opfern entschädigt worden; gleichwohl hatte es ein Gebiet aus dem Sturme ge-

rettet, das noch immer den Kern unseres Welttheils bildete, und noch immer genügte seine Bevölkerung, um, kräftig zusammenfaßt, den Schwerpunkt Europas zu bilden.

Der Sieg über Napoleon war zugleich ein Triumph der Nationalitäten über die fränkische Universalmonarchie, wie sie sich unter dem Schalten des corsischen Eroberers immer ungeheuerlicher gestaltet hatte. Dieses Aufgehen Europas in Frankreich war aber natürlich keinem Staate gefährlicher, als einem so lose verbundenen und zuletzt ganz zerfallenen wie Deutschland.

Sicher ist es, daß die napoleonische Zeit eine ebenso heilsame als bittere Schule für uns war; denn, indem wir in Folge unserer Zersplitterung bis zum Untergange unseres staatlichen Lebens gelangten, und den Kelch der Leiden bis zur Hefe leeren mußten: erwuchs in uns das brennend schmerzliche Gefühl unserer politischen Unmündigkeit, das Bewußtsein von der Einseitigkeit unserer Entwicklung, und es erfüllte uns eine tiefe Scham, daß wir, obgleich zu einer Hauptrolle auf der Bühne der Welt berufen, in den letzten Jahrhunderten zu einer Nebenrolle herabgesunken waren. Neben dieser Kenntniß verdanken wir aber der napoleonischen Zeit noch ein Anderes. Dadurch nämlich, daß wir das uns aufgedrängte Joch der Fremden durch eine Anstrengung und Opferfreudigkeit ohne Gleichen von uns abwarfen, den corsischen Titanen in ruhmwürdiger Tapferkeit bewältigten, und mit dem Schwerte herrliche Siege in das Buch unserer Geschichte einzeichneten: gewannen wir das Vollgefühl unserer nationalen Kraft. Nach so viel Thaten auf dem Gebiete des Gedankens blühten endlich wieder die Thaten der Mannhaftigkeit und der Vaterlandsliebe, und Schiller's Wort, das an die Spitze dieses Werks gesetzt ist:

> An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
> Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
> Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft —

hatte wieder Geltung bei uns bekommen. So ist in uns ein Feuer gezündet worden, das, wenn auch bald heller bald dunkler brennend, nicht erlöschen, sondern vielmehr — von Vaterlandsfreunden gepflegt und durch die Erinnerung der großen Zeiten unserer Geschichte und die herrlichen Leistungen unseres Volks auf so vielen Gebieten genährt — weiter um sich greifen und sich Bahn schaffen wird.

Die beiden Heroen, die während der napoleonischen Zeit am kräf-

tigsten zu unserer Rettung wirkten, der Eine als Staatsmann, der Andere als Krieger: Blücher und Stein, von denen Scharnhorst sagte, daß er sie allein unter all den großen Männern, mit denen er verkehrt, ganz ohne Menschenfurcht erfunden habe, überlebten das glorreiche Jahr 1815, Jener um vier, Dieser um sechzehn Jahre. Blücher konnte lange als der volksthümlichste Mann in Deutschland gelten; als ein anderer Prinz Eugen war er der Liebling des deutschen Soldatenliedes, und sein Bildniß zierte jede Wand bis hinab zur niedrigsten Hütte. Die Lorbeeren, die auf seinem greisen Haupte lasteten, hatten ihn entfernt nicht übermüthig, stolz oder abgeschlossen gemacht; er blieb einfach, herzlich und mittheilsam, wie zuvor. Als er nach seiner Vaterstadt Rostock kam und Haus und Grab der Eltern besuchte: fragte er auch nach seinen Jugendgespielen. Der Einzige, der noch am Leben war, wurde ihm vorgeführt und redete den gefürsteten Feldmarschall mit „Durchlaucht" an. Aber Blücher fiel ihm um den Hals, indem er sagte: Närrischer Kerl, was fällt Dir ein? Warum sollten wir uns jetzt anders nennen, wie in unsern Knabenjahren? — Zeugniß von der tiefen Demuth, die einer der schönsten Züge seines Characters war, giebt uns folgendes Wort, womit er einst eine Lobrede, die man ihm hielt, durchschnitt: „Was ist's, das ihr rühmet? Es ist meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit." — Blücher starb 77 Jahre alt auf seinem Gute Kriblowitz bei Breslau den 12. März 1819. Das preußische Heer setzte ihm unter dem Schatten dreier Linden ein Grabmal aus schlesischem Marmor, vor dem ein Löwe als würdiges Sinnbild des Helden Wache hält. Andere Denkmäler errichteten ihm sein dankbarer König in Berlin und die Städte Breslau und Rostock. Jenes haben wir schon oben bei Gelegenheit Bülow's erwähnt. Gegenüber den Marmorbildern Bülow's und Scharnhorst's, welche die Königswache in der preußischen Hauptstadt zieren, sieht man die drei Erzbilder von Gneisenau, Blücher und York — den Marschall Vorwärts hoch in der Mitte, den Husarensäbel in der Hand, mit dem Fuß auf einer erstürmten Kanone; zu seiner Linken Gneisenau, die Hand erhebend und in die Ferne schauend, wie ein Mann, der Großes in seinem Geiste bewegt; zu seiner Rechten York, etwas abgewendet und die Hände trotzig über dem Gefäße des Schwerts zusammengelegt. Zu dem rostocker Denkmal hat Göthe die Verse geschrieben:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß —
So riß er uns vom Feinde los.

Nicht so glücklich, wie Blücher, sein Werk vollendet zu sehen, aber darum doch nicht minder groß und verdient um Deutschland, zog sich Stein nach dem pariser Frieden aus den Staatsgeschäften zurück, und lebte auf seinen Gütern zu Kappeln in Westfalen, wo ihn geschichtliche Arbeiten beschäftigten. Dort starb er im Jahre 1831 und wurde bei Nassau in der Gruft seiner Väter bestattet. Seine Grabschrift lautet: „Demüthig vor Gott, hochherzig gegen die Menschen, der Lüge und des Unrechts Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier."

Bei unserer Darstellung der Zwingherrschaft Napoleons in Deutschland und seiner Bewältigung in den Jahren 13—15 hat sich uns wiederholt Gelegenheit geboten, von dem Schriftenthume jener Zeit, insofern es für das große Werk der Befreiung thätig war, ein Wort zu sagen. Wir sahen Arndt 1812 von Petersburg aus thätig, die Schöpfungen seiner von Vaterlandsliebe, Franzosenhaß, Mannhaftigkeit und echter Frömmigkeit erfüllten Feder in die Welt zu geben — wie einst Hutten, mit dem er manche Aehnlichkeit hat, seine reformatorischen Schriften aus dem sichern Hafen der Ebernburg. So erschien in der russischen Hauptstadt der obenerwähnte Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, wie auch, in neuer Ausgabe, sein Geist der Zeit, der 1806 zuerst an den Tag getreten war. In Königsberg, wo auch seine wichtige Schrift: Was bedeutet Landwehr und Landsturm? die Presse verließ, wurde dann der Katechismus in Tausenden von Exemplaren wieder abgedruckt. Mit den Heeren der Verbündeten rückten dann diese Werke der Feder, das deutsche Volk entzündend, immer weiter nach Westen vor, und halfen — sie selber eine stahlgepanzerte, schlachtenfrohe Kriegsschar — den Feind aus dem Lande drängen. Arndt's Verherrlichung des preußischen Volksheers trat 1813 ans Licht. So sprang aus dem treuen, frischen, derben, männerstolzen und doch so bescheidenen Herzen des köstlichen Mannes eine Schrift um die andere, bis zu dem Tage, wo wir dies schreiben, hervor. Mit dem Verschwinden der Franzosen aus Berlin erwachte dort die Presse; die Zeitungen und fliegenden Blätter strömten ein

Feuer der edelsten Begeisterung aus; daneben schwang der bittere Spott seine Geißel gegen den Feind, welchen das große Gottesgericht im Norden getroffen hatte. War der Patriotismus, der sich hier aussprach, zuerst ein preußischer: so ging er doch bald in einen deutschen über. Preußen erhob ja nicht mehr bloß für sich das Schwert; es war der Vorkämpfer Deutschlands in dem allgemeinen heiligen Kriege.

Die edelsten Blüthen des bezeichneten Schriftenthums waren die Lieder. Es sei uns vergönnt, schließlich bei ihnen noch einen Augenblick zu verweilen.

Die Lieder der Befreiungskriege haben eine Ader der romantischen Poesie mit aufgenommen; es kann uns deshalb nicht befremden, einige Romantiker auf diesem Gebiete zu treffen. Wir heben Brentano, Kleist und Fouqué hervor. Der Erstgenannte schrieb in den Siegestagen des Augusts 1813 ein dramatisches Spiel: Victoria und ihre Genossen, dem ein Sturmlied eingelegt ist, das eine bacchantische Kampflust athmet. Kleist gehörte, wie uns erinnerlich ist, nicht zu den Romantikern, die sich vor der Gegenwart zurückzogen; vielmehr ist seine Poesie recht eigentlich von dem tiefsten, brennendsten Schmerze um sein niedergetretenes Vaterland erfüllt. Wie Schornhorst, Stein und Blücher, knüpft er an Deutschlands Fall die Hoffnung einer Wiedergeburt, und spricht sie mit ungemeiner Kraft aus. Zu dem Kampfe gegen Frankreich ruft sein gewaltiges Lied: Germania an ihre Kinder, dessen erste Strophen lauten:

Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Au'n,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Oderthal bebau'n,
Aus des Rheines Laubensitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Ost- und Nordsee her!

Chor.

Horchet! — Durch die Nacht, ihr Brüder!
Welch ein Donner ruft hernieder?
Stehst Du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

Deutsche, muth'ger Kinder Reigen,
Die, mit Schmerz und Lust geküßt,
In den Schooß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt,

Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbesiegtes Marsenblut,
Enkel der Kohortenstürmer,
Römerüberwinderbrut!

Chor.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab
Strömt in's Thal der Schlacht hinab!

Wie der Schnee aus Felsenrissen,
Wie auf ew'ger Alpen Höh'n
Unter Frühlings heißen Küssen
Siedend auf die Gletscher geh'n:
Katarakten stürzen nieder;
Wald und Fels folgt ihrer Bahn;
Das Gebirg hallt donnernd wieder;
Fluren sind ein Ocean:

Chor.

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser;
Schäumt, ein uferloses Meer,
Ueber diese Franken her!

Leichter wiegt das Lied des ritterlichen Fouqué; dagegen hat es den Vorzug, daß es dem Volkstone näher steht, und sein: Frisch auf zum fröhlichen Jagen 2c., das er im Februar 1813, als er dem Könige 70 Freiwillige nach Breslau zuführte, auf dem Marsche gedichtet hat, ist von den freiwilligen Jägern viel gesungen worden. Sein Lied verherrlicht die Siege der verbündeten Waffen; so „nach der Schlacht von Kulm":

Der Sieg schwang seine goldnen Flügel
Durchs Kampfesthal,
Und wie Altäre glüh'n die Hügel
In seinem Strahl.

Der hohen Berge Gipfel wallen
Voll Opfer-Pracht,
Derweil noch einzle Donner schallen —
Echo der Schlacht.

Hart habt ihr, schwer und hoch gerungen,
Manch heißen Tag;
Nun ists, ihr Brüder, ists gelungen!
Der Sieg ist wach!

Herüber tönts von Schlesiens Höhen,
Her aus der Mark,
Wie Preußens, Schwedens Banner wehen,
An Ehren stark.

— — — — — — — — — — — —

Könnt fassen ihr den reichen Segen
Von nah und fern?
Bist du nicht fast davor erlegen,
Du Volk des Herrn?

Unter den Dichtern der Befreiungskriege nehmen Körner und Arndt die erste Stelle ein. Körner zählte im Jahre 1813 22 Jahre, Arndt gerade doppelt so viel. Ihrem Alter entsprechend, stimmte Jener den Ton des schwärmerischen Jünglings, Dieser den des festgeschmiedeten Mannes an. Wir sehen über das, was an Körner, dem Dichter, noch unreif ist, gern hinweg, indem wir seine Jugend mit in Rechnung bringen, und erfreuen uns besonders seiner in Leier und Schwert gesammelten Lieder, in denen der außerordentliche Schwung der Geister, die opferfreudige Vaterlandsliebe, die Kampfbegier und der fromme Todesmuth jener Zeit einen vollen Ausdruck gefunden haben — jener Lieder, welche überdies der Zauber einer Persönlichkeit umfließt, die Alles vereinigt: Jugend, Schönheit, die Gunst der Muse und Heldenthum. Körner ist der Tyrtäos der Freiheitskriege genannt worden; aber er ist weit mehr als das; denn er hat nicht bloß durch seine Gesänge zum Kampfe begeistert, sondern auch den Inhalt derselben zur That werden lassen und die Echtheit seiner Gefühle durch seinen Opfertod besiegelt. Sein Lied erfrischt die deutschen Krieger in der Beiwacht und auf dem Marsche, und stärkt sie inmitten der Schlacht. Als ein Verklärter, ein Cherub mit dem Schwerte zieht er ihnen, der Frühgefallene, voran, und läßt ihr Herz nicht wanken auf der blutigen Straße des Todes. Schon in Wien, bevor Körner noch die Waffen ergriff, zeigte sich der neue Geist, der ihn erfüllt hatte. Er klagt in Hofer's Tod um den Fall dieses trefflichen Mannes, in den Eichen um den Untergang des deutschen Volkes, das aus der kräftigen Vorzeit sich nur noch seine herrlichen Bäume bewahrt habe. Gleichwohl flößt ihm die Tapferkeit der Östreicher

in dem Feldzuge von 1809 Zuversicht ein; er preist die Schlacht bei Aspern und deren Helden Karl; er tritt vor das Marmorbild der Königin Luise, und heißt sie aufwachen an dem großen „Tage der Freiheit und der Rache". Er jauchzt dem im Brande zusammenstürzenden Moskau entgegen, weil er den Phönix einer neuen Zeit aus dessen Flammen erstehen sieht. Als dann das Jahr 13 der thatendurstigen Jugend Raum giebt, ist er unter den Söhnen jenes vom Franzosenthume so tief angefressenen Sachsens einer der ersten, der sich dem Kampfe der Preußen anschließt. Zugleich schleudert er seinen berühmten Aufruf:

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen 2c.

als Mahnung zur Theilnahme wie eine Brandfackel unter das deutsche Volk. Der fromme Sänger bezeichnet mit seinem Liede den Krieg als eine religiöse Aufgabe:

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen.
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!

Auch den Frauen weist er ihre Rolle zu:

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt?
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten;
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

In dem Abschiede von Wien wirft er seinen Beruf, seine Hoffnungen auf Lebens- und Liebesglück in der Kaiserstadt von sich; er will der Kunst, die er bisher gepflegt, nicht länger mehr dienen, bevor ihr nicht ein Vaterland, in dem sie gedeihen kann, erstritten ist. Dem preußischen Adler, der ihm auf der Grenze entgegentritt, widmet er ein Sonnet von hoher Schönheit, beginnend mit den Worten:

Sei mir gegrüßt im Rausche deiner Flügel!
Das Herz verheißt mir Sieg in deimem Zeichen.

Die drei Jägerlieder: Frisch auf, ihr Jäger, flink und frei ꝛc. Ins Feld, ins Feld! Die Rachegeister mahnen ꝛc. und Lützow's wilde Jagd, so wie das Reiterlied zeigen ihn schon als fertigen Kriegsmann. Das Bundeslied vor der Schlacht, das Gebet während der Schlacht und der Abschied vom Leben, nach dem Ueberfalle bei Kitzen gedichtet, als er schwerverwundet im Walde zu sterben meinte, führen uns weiter in die Schicksale des gottergebenen Streiters ein. Als der im Juni geschlossene Waffenstillstand die Freiheitskämpfer in Bestürzung versetzte, sang er sich und Andern zum Troste:

Herz! laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott.
Gott wird es wohl verwalten,
Er ist der Freiheit Gott.

Laß nur den Wüthrich drohen;
Dort reicht er nicht hinauf.
Einst bricht in heil'gen Lohen
Doch deine Freiheit auf.

In seinem Nachlasse finden wir dann noch zwei Perlen seiner Leier- und Schwert-Lieder: Männer und Buben — in der Beiwachthütte bei Büchen an der Stecknitz gedichtet — worin die Hingabe der Freiheitskämpfer an die Sache des Vaterlands in den schärfsten Gegensatz zu der feigen Selbst- und Genußsucht gesetzt wird, mit dem prächtigen, wie Donner rollenden Anfang:

Das Volk steht auf; der Sturm bricht los:
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?

und seinen Schwanengesang, das unvergleichliche, von Weber so glücklich in Musik gesetzte Schwertlied, worin Krieger und Waffe von dem Dichter als Bräutigam und Braut, die in der Schlacht sich vermählen, darstellt werden.

Die Wirkung dieser Lieder läßt sich in einer Zeit, wie die unsere, die einen so ganz andern Inhalt hat, nicht ermessen. Wenn es erlaubt ist, Persönliches anzuführen, so mag hier eine der frühsten heiligsten Erinnerungen meines Lebens eine Stelle finden. Ich lag in den Jahren der Freiheitskriege als ein Kind, fiebernd und schwer erkrankt, in einer einsamen Wohnung am Walde, und meine Mutter saß in der langen

Winternacht an meinem Bette, indeß die andern Hausgenossen die Ruhe gesucht hatten. Noch sehe ich sie im Scheine des Nachtlichts über mich gebeugt — eine kleine schwarz-weiße Kokarde an der Brust, wie sie die Frauen damals den preußischen Rettern zu Ehren auch auf dem linken Rheinufer zu tragen pflegten. Mit angstbeklommenem Herzen nach Trost suchend stimmte sie Körner's „Gebet während der Schlacht" an:

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze;
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du, führe mich!

Ihre Lage war von der, welche der Dichter schildert, gewiß sehr verschieden, und doch suchte und fand sie Trost bei seinem Liede, das sie stets gern und mit großer Andacht zu singen pflegte; und auch mich beruhigte der kräftige, fromme Gesang aus dem sanften, in tiefster Bewegung zitternden Munde der Mutter, und wiegte mich bald in gesunden Schlaf.

Wurde Körner schon sehr bald durch einen „sel'gen Soldatentod" — wie es in einem seiner Lieder heißt — aus dem Dienste des Vaterlandes abberufen: so sehen wir in Arndt einen gegenwärtig schon 90jährigen Kämpfer, der noch immer in jugendlicher Begeisterung für die deutsche Sache wirkt. In der That scheint ein unverwüstlicher Lebensquell in dem Herzen des herrlichen Greises zu sprudeln, der erst neulich von dem westfälischen Dichter Gisbert von Vincke mit folgenden treffenden Worten begrüßt worden ist:

Altmeister deutscher Liedeskunst
Und deutscher Sitte treuer Hort,
Der nie den Nacken bog um Gunst,
Der nie zurückhielt freies Wort:
An dir vorbei zieht Jahr um Jahr;
Du aber stehest sonder Wanken;
Der Schnee des Winters deckt dein Haar;
Darunter sprießen sonnenklar
In Lenzesfrische die Gedanken.

Ich habe Arndt Kämpfer genannt, obgleich er, wie Stein, dessen Herold er gleichsam war, nicht das Schwert gegen Napoleon gezogen hat; aber seine in warmes Herzblut getauchte Feder hat es dem besten Degen gleich gethan. Was Arndt als Publicist und Dichter, was er als Forscher auf dem Gebiete der Geschichte und Völkerkunde geleistet, ist alles von dem-

selben Geiste der Vaterlandsliebe durchdrungen; doch sind seine Lieder wohl das Gelungenste, und haben die Nation am tiefsten und dauerndsten erfaßt. Wir müssen uns hier auf die Erzeugnisse des patriotischen Sängers beschränken, obgleich Arndt auch religiöse und andere Lieder von hoher Schönheit gedichtet hat. Ihre kräftige rhythmische Bewegung und ihre Sangbarkeit sind köstliche Eigenschaften, um den Heldengeist, der ihnen einwohnt, zu verbreiten. Wallt unser Blut nicht kriegslustig empor, wenn wir den Dichter in seinem — schon 1810 gedichteten — Schlachtgesange rufen hören:

Zu den Waffen, zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen,
Auf! Männer, auf! und schlaget drein!
Laßt Hörner und Trompeten klingen,
Laßt Sturm von allen Thürmen ringen:
Die Freiheit soll die Losung sein.

Das Schlachten- und Siegesjahr 13 brachte sein berühmtes Vaterlandslied:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte &c.

und unsern Nationalgesang: Was ist des Deutschen Vaterland?, der noch heute überall angestimmt wird, wo Deutsche gesellig vereint sind, und ihnen das Herz aufgeht. Es klebt freilich diesem Liede, das mit einer bedenklichen Frage anhebt, etwas Unbestimmtes an; daran trägt aber nicht der wackre Arndt, sondern die Getheiltheit unserer Nation Schuld. Erst wenn dieselbe sich enger zusammenfügt; erst wenn Deutschland, dieser edelste Krystall Europas, der seit 1813 wieder beginnt, die Flächen langsam aneinander zu rücken, seine Gestaltung erlangt hat: wird ein anderer Arndt einen anderen Vaterlandsgesang dichten, der auf festerem Boden steht.

Arndt's Lieder begleiten das große Drama der Freiheitskriege fast Schritt vor Schritt. Er ist nicht so blind von den Vorzügen seiner Nation eingenommen, daß er nicht auch ihre Fehler schmerzlich empfände und mit Strenge rügte. Seine derbe Faust schwingt die Geißel auf die politische Trägheit derselben, auf ihr Schmiegen unter Napoleons Fessel. In dem trefflichen Gedichte Noth des Vaterlandes heißt es:

Noch hat Germanien nicht genug
Der Faulheit Sünden abgebüßet,
Wo Schmach aus Schmach und Lug aus Lug,
Gleich Kröten aus den Sümpfen, sprießet.

Noch will kein Hermann uns erstehn;
Noch winkt kein Retter mit dem Schwerte.
Der Lüge bunte Fahnen wehn,
Und Frevler folgen ihrer Fährte.

Und Knechte krächzen Dohlen gleich:
Hierher! hier herrschet Ruhm und Freude!
Dem Korsen gab der Herr das Reich,
Daß er die Völker herrlich weide.

Und Fürsten zittern blaß und bleich
Des Wälschen fürchterlichem Willen;
Er winkt — sein Wink trifft Dolchen gleich,
Und seine Augen sind Bastillen.

So dient das Volk, so dient das Land,
Das in der Ahnen großen Tagen
Mit stolzem Muth und starker Hand
Des Römers langes Glück zerschlagen;

Das auf dem Schutt der alten Welt
Der Freiheit neue Tempel weihte,
Und nur den Herrn im Sternenzelt
Und keine andre Herren scheute.

Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann!
So hat es einst bei uns geklungen;
Was nie ein Eidschwur binden kann,
Das hielt die Treue fest umschlungen.

Jetzt brüten wir Verräther aus
Und feile Vaterlandsverächter;
Zertrümmert liegt der Freiheit Haus,
Zermürbt die mächtigen Geschlechter.

Im Xerxes und Sardanapal,
Da suchen Enkel tapfre Väter;
Beim Mahle, in dem Maskensaal,
Da sind sie großer Thaten Thäter.

Auf weichgeschwollnem Eiderflaum,
Wo Wollust unter Rosen lauert,
Da träumen sie den Heldentraum
Von Dem, was durch die Zeiten dauert.

Drum ist das Scepter und der Stahl
In ihrer Hand wie Rohr zerbrochen;
Drum hat der Herr im Sternensaal
Das Donnerwort: Seid Nichts! gesprochen.

Aber Arndt's Züchtigung ist die eines Vaters, sie geschieht aus Liebe. Wie sehr auch Einzelne in den Zeiten der Unterdrückung gegen das Vaterland mögen gefrevelt haben, der Kern der Nation ist noch gesund. Dies spricht er in dem schönen Gedichte: Deutsches Herz, verzage nicht! aus: Handle, sagt er darin, nach deinem Gewissen und sei dann ohne Furcht. Laß allen Schein fahren; List und Trug gerathen dir nicht.

Doch die Treue, ehrenfest,
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit
Stehn dir wohl, du Sohn von Teut.

Die Eigenschaften des Deutschen bürgen dem Dichter für dessen Zukunft; sein frommer Sinn, sein tiefes Gemüth, sein Freiheitstrieb, seine Tapferkeit. Dies sind, sagt er, „vier Helden";

Diese stehn wie Felsenburg,
Diese fechten Alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Das Zutrauen des Sängers zu seiner Nation wird durch deren Leistungen in dem Befreiungskriege wieder hergestellt. Sein Herz strömt über von Wonne, als er sieht, wie die deutschen Stämme sich die Hände zur Bewältigung des Feindes reichen. In dem Gedichte: Der Freudenklang heißt es:

In gleicher Liebe fest und treu,
In Einem Bund geschlossen,
Ihr Wälschen, ziehen wir herbei
Mit Männern und mit Rossen;
Wie Herbstesstürme brausen
Und wilde Meere sausen,
So kommen wir geflossen!,

Mit begeisterten Worten preist er das Gelingen des Freiheitswerkes, besonders die leipziger Völkerschlacht und „die Schlacht beim schönen Bunde:"

Auf! Victoria! auf! Victoria!
Welch ein Klang aus Niederland!
Ueber Strom und Berg geklungen,
Tausendstimmig nachgesungen
Rollet er die Welt entlang.

Er feiert die Vorkämpfer und Kämpfer der drei Siegesjahre, wie Schill, Dörnberg, Scharnhorst, Gneisenau und vor Allen Blücher, den „Jüngling mit dem weißen Haar",

Der wie Mars zu Rosse sitzet
Und wie Gottes Wetter blitzet.

In dem Liede vom Stein flicht er dem großen Staatsmanne einen Kranz. Die Klage um drei junge Helden gilt dem Bergbeamten Friedrich Eckardt aus dem Mannsfeldischen, der als Rittmeister bei Leipzig auf den Tod verwundet wurde:

Und Eckardt, der Vielgetreue,
Dem Gott und das Vaterland rief:
Nun schlummert der junge Leue
Im Grabe so still und so tief —

ferner jenem Friesen, dessen wir oben bei Gelegenheit der Lützower gedachten:

Mit kühnem und stolzem Sinne
Hast du nach der Freiheit geschaut;
Das Vaterland war deine Minne,
Es war dir Geliebte und Braut.
Du hast die Braut gewonnen
Im ritterlichen Streit;
Dein Herzblut ist verronnen
Für die viel edle Maid —

und dem Grafen Christian Stolberg, Friedrich Leopolds Sohn, der, ein neunzehnjähriger Jüngling, in der Schlacht bei Ligny fiel:

Es scholl die Kriegsdrommete
Des wälschen Aufruhrs neu,
Sie klang wie Hochzeitflöte
Dem Grafen stolz und frei;
Da ließ er sein Hengstlein zäumen,
Da hängt er den Säbel frisch ein,
Und sprengte mit heldlichen Träumen
Gar lustig wohl über den Rhein.

Zum Schlusse heißt es dann:

Es blühet um euren Frieden
Gedächtniß so golden schön:
Im Siege ward euch beschieden,
Für's Vaterland hinnen zu gehn.

In: Wer soll Hüter sein? erhält Max von Schenkendorf einen schönen Denkstein.

So ist Arndt nicht müde geworden, seine Stimme für das Vaterland zu erheben und ihm mit einer Inbrunst, einer Hingabe zu dienen, wie je ein Heiliger dem Himmel gedient hat. Das Gedicht: Warum rufe ich? das in seinem 68. Jahre entstanden, giebt Denen, die ihm sagen: er sei nun alt und möge rasten, zur Antwort: gerade weil er alt sei, wolle er rufen.

Ja, darum ruf' ich Vaterland
Und Freiheit! dieser Ruf muß bleiben,
Wann lange unsrer Gräber Sand
Und unsern Staub die Winde treiben;
Wann unsrer Namen dünner Schall
Im Zeitensturme längst verklungen:
Sei dieses Klanges Wiederhall
Von Millionen nachgesungen.

Ja darum, weil wir gleich dem Schein
Der Morgendämmerung verschweben,
Muß dies die große Sonne sein,
Worin wir blühn, wodurch wir leben;
Drum müssen wir an diesem Bau
Uns hier die Ewigkeit erbauen,
Damit wir von der Geisterau
Einst selig können niederschauen.

O Vaterland! mein Vaterland!
Du heilges, das mir Gott gegeben!
Sei Alles eitel, Alles Tand,
Mein Name Nichts und Nichts mein Leben —
Du wirst Jahrtausende durchblühn
In deutschen Treuen, deutschen Ehren:
Wir Kurze müssen hinnen ziehn;
Doch Liebe wird unsterblich währen.

Einen den Romantikern verwandten Ton schlägt Max von Schenkendorf an, 1784 zu Tilsit geboren, 1817 zu Koblenz als preußischer Regierungsrath gestorben. Obgleich durch einen gelähmten Arm verhindert, den Degen zu führen: zog er doch 1813 mit in's Feld und vereinigte so — gleich Fouqué und Körner — Leier und Schwert. Schenkendorf ist ein edles, reines, frommes, fast zu weiches Gemüth; in seiner An-

schauung schmilzt das Deutschland der neuen Zeit mit dem des ritterlichen Mittelalters zusammen, was z. B. in dem Gedichte: Warum er in's Feld zog, und in dem Liede vom Rhein, dem wir bei anderer Gelegenheit eine Strophe entnommen haben, stark hervortritt. Neben dem Ritterthume feiert dieser Sänger die deutschen Städte und den Bauernstand, und begrüßt mit begeisterten Worten die Volksbewaffnung in seinem Liede: Der Landsturm:

Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern.
Ha, Windsbraut, sei willkommen,
Willkommen Sturm des Herrn!

Der Krieg gegen die Franzosen ist ihm ein Kreuzzug. In dem schönen Soldaten-Morgenliede heißt es:

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh'!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth:
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott in Gnaden,
Schau her vom blauen Zelt:
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen
Und gieb uns heute Sieg;
Die Christenbanner wehen:
Dein ist, o Herr! der Krieg.

Das eiserne Kreuz wird in dem gleichnamigen Gedichte als das heilige Zeichen der Deutschritter gefeiert. — Als nun der Tag der Freiheit für Deutschland kam, welcher Sturm der Freude brach aus dem Herzen des Dichters hervor! In dem Frühlingsgruß an das Vaterland aus dem Jahre 14 heißt es:

Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum!

Aber, fährt er fort, eine ernste Geisterschlacht ist noch zu schlagen; der innere Feind: die Zwiespältigkeit, ist noch zu überwinden. Schenkendorf verlangt die Aufrichtung eines „heiligen deutschen Reiches“ mit dem Kaiser an der Spitze.

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dennoch treu —

sagt er in dem Gedichte: Erneuerter Schwur, und gelobt, auf diesem Standpunkte zu beharren. — Der Dichter legt poetische Kränze auf die Bahren der gefallenen Freiheitskämpfer; so widmet er Schill, Hofer, Scharnhorst, den drei jungen Grafen Gröben, Canitz und Dohna und dem Hauptmann Motherby, dessen wir oben bei der Erstürmung Leipzig's gedachten, tiefgefühlte Lieder, und erhebt Klage um die hochherzige Königin Luise:

Rose, schöne Königsrose,
Hat auch Dich der Sturm getroffen!

Zu der Gruppe dieser Dichter gehört auch Friedrich August von Stägemann, 1763 in der Ukermark geboren, 1840 als geheimer Regierungsrath in Berlin gestorben. Stägemann ist von patriotischer Glut erfüllt, leider aber hat er den feierlichen Ton der Rammler'schen Ode angeschlagen, der sich für einen so volksthümlichen Stoff wie die Freiheitskriege wenig eignet; doch trifft er auch wohl den rechten Ton, wie in dem Rheinübergange des ersten Heerzugs am 1. Januar 1814:

Was gleitet durch der Wogen Schooß
In dunkelstiller Nacht?
So feierernst, als würd' ein groß,
Ein Heldenwerk vollbracht.

— — — — — — — —

Es ist der Greis, der unverwandt
Nach Frankreichs Strömen wies:
Er trägt der Preußen Fackelbrand,
Die Landwehr, nach Paris.

Und hoch in hellen Wolken kreist
Ein königlicher Aar,
Als zög' ein alter Heldengeist
Voran der tapfern Schar.

Schließlich haben wir noch einen Dichter zu nennen, dessen reiche, in tausend Farben schillernde Poesien hier nur in so weit zur Sprache kommen können, als sie die Freiheitskriege berühren, nämlich Friedrich Rückert aus Schweinfurt in Franken, welcher 1814 unter dem Namen Freimund Raimar mit „deutschen Gedichten" auftrat, womit der damals 25jährige Sänger der großen Zeit, die vor ihm aufgegangen war, seinen Zoll darbrachte. Hier sind zunächst die geharnischten Sonnete hervorzuheben; nur Schade, daß die künstliche Form nicht selten der Kraft des Gedankens Eintrag thut! Eins derselben, worin die Rheinbündischen gezüchtigt werden, mag hier eine Stelle finden:

Nicht schelt' ich sie, die mit dem fremden Degen
Zerfleischen meines Busens Eingeweide;
Denn Feinde sind's, geschaffen uns zum Leide;
Wenn sie uns tödten, wissen sie weswegen.

Allein was sucht denn ihr auf diesen Wegen?
Was hofft denn ihr für glänzend Ruhmgeschmeide,
Ihr Zwitterfeinde, die ihr eure Schneide,
Statt für das Vaterland, sie hebt dagegen!

Ihr Franken und ihr Baiern und ihr Schwaben!
Ihr Fremdlingen verdungene zu Knechten!
Was wollt ihr Lohns für eure Knechtheit haben?

Eur Adler kann vielleicht noch Ruhm erfechten;
Doch sicher ihr, sein Raubgefolg, ihr Raben,
Erfechtet Schmach bei kommenden Geschlechten.

Neben den Ehrenliedern für die Helden der Freiheitskriege bringen die „deutschen Gedichte" Spottlieder auf die niedergeworfenen Feinde. Unter den Ehrenliedern nenne ich das auf Hofer, Kommandanten von Tirol, das auf Johanna Steger, jenes tapfere Mädchen, welches am 2. April 1813 in dem Treffen von Lüneburg bei einem umgestürzten französischen Pulverkarren Patronen auflas und sie in der Schürze, mitten im Kugelregen auf und abgehend, den Verbündeten zutrug; das auf Eleonore Prochaska, deren wir oben bei dem Gefecht an der Göhrde gedacht haben, und seine Blücher-Lieder. Unter denen, die mit Stachelversen bedacht werden, nennen wir Ney, den der Dichter nach der Schlacht bei Dennewitz so begrüßt:

Ei, ei,
Ney, Ney!
Was hast du verloren?
Die Königskron' von Preußen gar,
Die in Gedanken dein schon war,
So nah an Berlin's Thoren
Hast du, hast du verloren!"

In dem Brauttanze der Stadt Paris wird die französische Hauptstadt als Dirne dargestellt, welche, auf der Verbündeten Gebot, ihren Buhlen Napoleon fahren lassen und mit dem alten König Ludwig ihren Brauttanz antreten muß. In des heimkehrenden Kriegers Schmachlied macht sich der Grimm des deutschen Soldaten vom Jahr 14 Luft, weil der Sieg nicht die rechte Frucht gebracht hat, und Deutschland durch den Frieden nur halb versöhnt ist. Des Dichters Haß auf Paris und den französischen Kaiser ist so groß, daß er seinem Krieger das Wort in den Mund legt:

Mir stand vorm Blick als letztes Ziel
Der doppelte Triumph:
Das Räubernest der Flamme Spiel!
Des Räubers Haupt vom Rumpf!

Den Ton des einfach schönen Liedes hat Rückert in seinem Gedichte die drei Gesellen getroffen, worin ein Oestreicher, ein Preuße und ein Dritter, der einem der kleineren Staaten Deutschlands angehört, zum Tode verwundet auf dem Schlachtfelde liegen. Während die beiden Ersten sterbend Oestreich und Preußen ein Hoch rufen, läßt der Dritte Deutschland leben, und Jene lehnen sich sterbend an ihn und stimmen in seinen Ruf ein:

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei,
Mit einem Palmenstengel,
Und liegen sah die Drei.
Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie sie im Todesbunde
Gerufen: Deutschland hoch!
Da schlug er seine Flügel
Um alle Drei zugleich,
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

Wenn das Lob des Gegners ein doppelt großes Lob ist, so mögen sich die Freiheitskämpfer gegen Göthe zu Dank verpflichtet fühlen; denn er, welcher noch im Frühjahr 1813 zu Arndt und Körner in Beziehung auf Napoleon geäußert hatte: „Schüttelt nur an euern Ketten; der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen;" er, der überhaupt der Politik und den deutschnationalen Bestrebungen abgeneigt war, konnte nicht umhin, ein beschränktes Lob zu spenden, indem er sagte:

Die Deutschen sind recht gute Leut':
Sind sie einzeln, sie bringens weit;
Nun sind ihnen auch die größten Thaten
Zum erstenmal im ganzen gerathen.
Ein jeder spreche Amen darein,
Daß es nicht möge das letztemal sein.

Auch Soldaten-Volkslieder besitzt diese Zeit — Lieder von ungekannten Verfassern, die in der Muße der Beiwacht — ein Vers von Diesem, ein Vers von Jenem — zusammengefügt sein mögen, in stiller Abendstunde, wann die Krieger um das Feuer gelagert waren. Eins der beliebtesten begann mit den Worten:

„Holde Nacht! dein dunkler Schleier decket
„Mein Gesicht vielleicht zum letzten Mal;
„Morgen lieg' ich schon dahingestrecket,
„Ausgelöscht aus der Lebend'gen Zahl.

Dies Lied hat eine so wehmüthige Weise, daß, wenn es angestimmt wurde, auch die ausgelassensten Bursche unter den Lützowern — wie uns Förster erzählt — ganz zahm und still wurden, und zuletzt, wenn der Schlußvers von dem Liebchen kam:

„Mädchen, denke nicht an seidne Bänder,
„Denke nicht an Freud' und Hochzeittanz!
„Dein Geliebter schlummert unterm Sande,
„Nimmer grünet Dir der Myrthenkranz —"

zu schluchzen und weinen begannen, so daß Lützow zuletzt den Befehl ausgehen ließ: Das Lied: Holde Nacht, dein dunkler Schleier rc. soll nicht mehr gesungen werden, weil es den Soldaten zu weichmüthig macht. — Ein Volkslied, das damals viel in Oestreich gesungen wurde, hieß:

Wach auf, Franciscus! deine Völker rufen;
Wach auf! erkenne des Vergelters Hand!
Noch dröhnet unter fremder Rosse Hufen
Der deutsche Boden, unser Vaterland.

Zum Kampf! so lang auf unsrem deutschen Lande
Noch einen Finger drückt Napoleon.
Franciscus, auf! Dich binden keine Bande;
Das Vaterland hat keinen Schwiegersohn.

---

29. Deutschland seit dem zweiten pariser Frieden.

Die Gegenwart mit ihren Erscheinungen verkündet nicht die Rückkehr zur alten Zeit, sondern nur die Fortsetzung und Entwicklung einer schon lange begonnenen neuen Zeit.
(Feuerbach.)

Ein stiller Geist ist Jahre lang geschäftig:
Die Zeit nur macht die Gährung kräftig.
(Göthe.)

Wir haben bisher bei unserem Werke den Grundsatz festgehalten, die auf der Bühne der Zeit vorwärts schreitende Geschichte, je näher sie uns rückte und je inniger sie mit dem Leben, das wir leben, verflochten war, desto weiter in unserer Erzählung auszuführen und außerdem besonders diejenigen Theile in ein helles Licht zu setzen, welche das vaterländische Gefühl zu heben vorzugsweise geeignet sind. Jetzt, nachdem die Geschichte in den Vordergrund getreten ist, weichen wir von jenem Grundsatze — wenigstens, was den ersten Theil desselben angeht — ab, und beschränken uns darauf, die vierzig und einige Jahre, welche seit dem zweiten pariser Frieden bis zur Zeit, wo wir dies schreiben, dahingegangen sind, in bloßen Umrissen darzustellen, so wichtig dieselben auch für die staatliche Entwicklung Deutschlands sind. Man wird dies hoffentlich entschuldigen: gehört ja doch der kurze Abschnitt, den wir so raschen Schrittes durcheilen, dem Boden der Geschichte kaum noch an; sind doch die Männer, die in ihm gewirkt, zum Theil noch am Leben. Auch fällt das Urtheil über die Lösung der Aufgabe, welche unserer Nation während dieser Zeit gestellt war, je nach dem Gesichtspunkte der Partei sehr verschieden aus, und obgleich wir unsern festen Standpunkt genommen haben, mögen wir doch für Ereignisse, die so verschieden angesehen werden, unsere Auffassung nicht als die richtige geltend machen.

Die seit dem zweiten pariser Frieden bis heute verflossene Zeit bedeutet Viel für ein Menschenleben, Wenig für das Leben von Nationen, welchen, gleich der Eiche, unsere Monate nur Tage, unsere Jahre nur Monate sind. Aber wir Menschenkinder, bei denen Wiege und Sarg so nahe zusammengerückt sind, gewöhnen uns schwer, große Maßstäbe für große Dinge zu gebrauchen; ungeduldig wollen wir von aller Saat, die wir streuen, schon die Ernte genießen, und gleichen selten jenem weisen Vater, welcher Bäume pflanzte, von denen erst Kinder oder Enkel Schatten erwarten durften. Die Anwendung auf die Zeit, welche unmittelbar dem Fall Napoleons folgte, liegt nahe. Die siegreichen Kriege gegen Denselben hatten das Selbstgefühl der Völker in einem Grade geweckt, daß sie, nachdem die äußere Freiheit errungen war, nun auch die innere, die nationale Selbstständigkeit, erlangen wollten. Dieses Streben aber stieß gegen die Regierungsformen, die sich in jahrhundertjähriger Dauer gefestet hatten, gegen die Fürsten-, Adels-, Kirchen- und Beamtengewalt an, und es entstand ein auf und ab schwankender Kampf, der noch heute nicht zu Ende gekämpft ist; in welchem aber die Völker — dies ist ganz unverkennbar — sehr beträchtliche Fortschritte gemacht haben, und ganz gewiß noch weitere machen werden. Ich nannte den Kampf einen auf und ab schwankenden. In der That gewährt er, wenn man sich auf die Höhe der geschichtlichen Betrachtung stellt, einen Anblick, der sich mit den Brandungen des Meers vergleichen läßt. Bald mehr bald minder aufgeregt schlägt die See gegen einen Felsen, wird von diesem zurückgeworfen, kehrt aber zu immer neuen Angriffen wieder, bis sie allmählich das harte Gestein des Felsens höhlt. Die Ungeduldigen sind nun Denen zu vergleichen, die den Standpunkt der Betrachtung innerhalb der Brandung nehmen, und nur den Zeitraum eines einzigen Wellenschlags in's Auge fassen. Sie werden, je nachdem die Woge vor oder rückwärts schlägt, von Siegen oder Niederlagen sprechen, die doch nur auf Augenblicke vorhanden sind und im eigentlichen Sinne des Wortes nicht bestehen. Um die Zeit, bis zu der wir unsere Geschichtserzählung geführt, waren die Völker von einer Sturmflut emporgetragen; in ähnlicher Weise schwankten die Staaten in den Jahren 30 und 48 auf hochgehenden Wogen. Jedesmal steigerten sich die Erwartungen in's Ungeheure, weil sie nicht auf eine Abwägung der gegenseitigen Kräfte und Tüchtigkeit sich gründeten, sondern lediglich auf die Luftschlösser unserer Wünsche. Folgte dann auf die Woge der Opposition oder gar der

Revolution die Woge der Reaction, die um so stärker zurückschlug, je ungestümer der Anprall gewesen: so trat eine Hoffnungslosigkeit ein, die eben so überschwänglich war, wie zuvor die Hoffnung. Underdessen ging die Entwicklung der Völker ruhig ihren Gang; verborgen, wie der Maulwurf unter dem Boden, arbeitete der Zeitgeist weiter und zernagte, was an den alten Formen nicht mehr lebensfähig war. Manches ist auf diese Weise gefallen, Manches steht gegenwärtig noch, aber auf durchhöhltem Boden; Manches hat noch festen Grund unter den Füßen und trotzt den Angriffen mit eiserner Festigkeit. Daß die Völker auf all zu rasche Weise, wie es in Folge von Revolutionen geschieht, in den Besitz großer Rechte gelangen, die sie, wie das Kind ein Messer, noch nicht zu gebrauchen verstehen, welche gewiß nicht zu wünschen. Viel gedeihlicher ist ein allmähliches Hineinwachsen in die neue Form; der langsam vorsichtig aufgeführte Bau besitzt die meiste Haltbarkeit.

Welche Staatsform die beste sei, wer will diese Frage lösen? Sicher haben verschiedene Völker und Zeiten verschiedene Bedürfnisse; jedenfalls hat das rasch auflodernde und rasch wieder zusammensinkende Frankreich durch seine zwei Versuche mit der Republik bewiesen, daß es keinen Beruf dazu hat. Ueberhaupt ertragen die romanischen Staaten ein geringeres Maß der Freiheit als die germanischen; dies ist schon in dem Katholicismus begründet. In den nordamerikanischen Freistaaten, wo die Republik allein in großem Maßstabe besteht und auf festen Pfeilern zu ruhen scheint, finden in mannichfacher Beziehung außerordentliche Verhältnisse Statt, die auf uns keine Anwendung finden, und auch dort bricht neben der gerühmten Freiheit eine unbändige Willkühr hervor, wodurch gelegentlich eben so viel Druck von unten, wie anderswo von oben, gegeben ist. Europas Aufgabe scheint es zu sein, die constitutionelle Staatsform, in der Fürst und Volk sich die Hand reichen und als höchste Macht über sich das Gesetz erkennen, anzupflanzen und zur Reife zu bringen; der Vortritt Englands kann nur als ermunterndes Beispiel, nicht aber als Muster dienen. Was Deutschland angeht, so hat es die besondere Schwierigkeit zu überwinden, die constitutionelle Staatsform, in deren Besitz sich gegenwärtig seine einzelnen Staaten befinden, auf eine Gesammtbehörde zu übertragen und ihr so zum rechten Inhalte zu verhelfen.

Die Geschichte von 1815 bis heute ist wesentlich nichts Anderes als ein Kampf um Constitutionen und ein Durchsetzen derselben. In dem ersten Jahrzehend (1815—1825) finden diese Be-

strebungen eine Hauptschranke an einem Bunde der Fürsten gegen die Völker: die heilige Allianz genannt. Nachdem diese zerfallen, erhalten die Völker wieder das Uebergewicht, bis dieselben durch die Julirevolution plötzlich auf eine Höhe geschleudert werden, von der sie durch den Rückschlag in den dreißiger Jahren herabsinken. Aber auch diese Ebbe findet ihr Ende, und es beginnt wieder eine Flut, die in dem Jahre 48 ihren Gipfel erreicht. Für unser Vaterland findet der ganze Zeitraum seinen Abschnitt in dem wichtigen Ereigniß, daß der deutsche Großstaat Preußen in dem zuletzt genannten Jahre zu einer constitutionellen Staatsform gelangt.

Die heilige Allianz war ein Bund, welchen der weichherzige, frömmelnde Kaiser Alexander, dessen Einfluß wir als überwiegend kennen, mit dem frommen Friedrich Wilhelm und dem trockenen, klug berechnenden Franz im September 15, noch bevor sie Paris verlassen hatten, schloß, um nach den Grundsätzen christlicher Bruderliebe mit einander vereint den Frieden aufrecht zu erhalten und ihre Völker, wie Väter ihre Kinder, zu regieren. Auf die Einladung der drei Monarchen traten die übrigen christlichen Fürsten Europas dem Bunde bei; nur England hielt sich fern, weil es der Bruderliebe der Kabinete mißtraute. Auch Ludwig XVIII. schloß sich an, nachdem er auf dem Kongresse von Aachen (Oktober 1818) den Abzug der fremden Truppen aus seinem Lande durchgesetzt hatte. Die religiöse Grundlage, die dem Fürstenbunde gegeben worden war, mochte von Alexanders und Friedrich Wilhelms Seite ernstlich gemeint sein. Schlimm war es aber, daß Kaiser Franz und sein Rathgeber Metternich, der in diplomatischer Gewandtheit die Fäden in die Hand nahm, in der heiligen Allianz ein treffliches Werkzeug sahen, die Volkserhebung nicht etwa auf das rechte Maß zurückzuführen, sondern gänzlich zu unterdrücken, und den Fürsten die volle unumschränkte Gewalt wieder zurückzugeben. Es mußte in den Augen der Völker außerordentlich gehässig erscheinen, daß ein Bund, der von Tag zu Tage mehr zu ihrer Unterdrückung diente, sich in den Schein der Heiligkeit hüllte und auf das Christenthum gegründet sein wollte, das ja gerade die Berechtigung des Einzelnen verkündet. Schon auf dem erwähnten Kongresse zu Aachen kam der Umschlag der Dinge zu Tage; in Folge der Aufseherrolle, welche der Czar sich über Deutschland anmaßte, klagte dort ein russischer Staatsmann die deutschen Universitäten, wohin sich der sonst überall unterdrückte patriotische Geist geflüchtet hatte, als revolutionär an. Auf unsern Hochschulen hatte sich eine

Verbindung unter dem Namen Burschenschaft gebildet, die — im Gegensatze zu den Landsmannschaften, welche als solche die deutsche Zersplitterung vertraten und theilweise in Rohheit und Liederlichkeit versunken waren — eine Verbrüderung der deutschen Studenten auf der Grundlage eines sittlich religiösen Lebens und deutscher Gesinnung darstellen wollte. Es lag in diesem Streben viel Schönes und Gutes, und hätte man das edle Feuer, das hier loderte, in die rechte Bahn gelenkt, statt ihm gewaltsam jeden Weg zu versperren: es würde sich nicht selbst Ausgänge gesucht haben, die zum Unheil führten. Am 18. Oktober 1817 wurde auf Einladung der jenaer Burschenschaft von den Studenten verschiedener deutscher Universitäten und einigen Professoren auf der Wartburg ein großes Fest begangen, welches zunächst dem 300jährigen Bestehen der Reformation galt, durch die Wahl des Tages aber auch an die leipziger Schlacht erinnerte: es war also eine Doppelfeier der Befreiung von innern und äußern Banden. Zum erstenmal wurden hier wieder in der schwarz-roth-goldenen Fahne die alten Reichsfarben aufgepflanzt, welche seitdem das Sinnbild deutscher Einheit geblieben sind. Schließlich warf ein Student einen Zopf und einen Korporalstock als Symbole der alten Zeit des Ungeschmacks und der Knechtschaft in das angezündete Oktoberfeuer; gleiches Schicksal hatten einige als widerdeutsch angesehene Bücher. Diese ziemlich harmlosen Handlungen bei einer übrigens ernsten Feier und einige Reden, die gehalten worden waren, erschienen den Regierungen im schwärzesten Lichte. Mit der Strenge von ihrer Seite wuchs die Erbitterung von der andern. Besonders verhaßt war der Burschenschaft der Dichter Kotzebue, nicht allein wegen seiner auf unsittlichem Boden stehenden Lustspiele, deren Wirkung bei ihrer Verbreitung keineswegs gering anzuschlagen war, sondern insbesondere wegen eines Wochenblattes, in dem er das Studentenwesen und den deutschen Patriotismus zum Gegenstande seines Spottes machte, und weil er in seiner Eigenschaft als russischer Staatsrath geheime Berichte für das petersburger Kabinet in diesem Sinne schrieb. Ein schwärmerischer Student von sonst unbeflecktem Rufe, Karl Sand aus Wunsiedel, der auch an dem Feldzuge von 1815 als Freiwilliger Theil genommen hatte, faßte den unseligen Entschluß, den Mann, welchen er als Verräther am Vaterlande ansah, zu ermorden, und führte im März 1819 die blutige That in Mannheim aus; wofür er dann nach Jahresfrist, von ganz Deutschland betrauert, den Tod durch Henkershand erlitt. Die Folge war, daß auf dem Kongresse zu

Karlsbad im Sommer 1819 die Presse und die Universitäten großen Beschränkungen unterworfen und eine Centraluntersuchungs-commission zur Erforschung einer großen, geheimen Verschwörung der Patrioten, die gar nicht bestand, in Mainz niedergesetzt wurde. Die Burschenschaft wurde unterdrückt, die deutschen Farben untersagt, Studenten in Untersuchung gezogen und eingekerkert, Professoren ihres Amtes entsetzt. Damals kamen Arndt in Bonn und der Philosoph Fries in Jena außer Thätigkeit; Oken, der berühmte Naturforscher, wandte sich nach der Schweiz; Görres, der in seiner in brennende Farben getauchten Schrift: Deutschland und die Revolution den Regierungen geradezu gesagt hatte, sie und nicht die deutschen Patrioten bereiteten eine Staatsumwälzung vor, konnte nur durch Flucht dem Kerker entgehen. Jahn, der eben einem Rufe nach Greifswald folgen wollte, wurde verhaftet, von Festung zu Festung geschleppt, dann, als man ihm kein Staatsverbrechen nachweisen konnte, zwar freigesprochen, aber nicht wieder in Thätigkeit gesetzt. Die von ihm gegründete Musterturnschule in Berlin mußte geschlossen werden, ebenso die zahlreichen Anstalten dieser Art durch die ganze Monarchie. Demagogische Umtriebe, so hieß damals das Gespenst, das besonders die preußische Regierung beunruhigte, dem Männer wie der Geheimerath Kamptz unablässig nachjagten. Verdächtig war schon die von Jahn eingeführte, besonders bei den Burschenschaften beliebte deutsche Tracht — schwarzer Rock mit stehendem Kragen, Baret und lange Haare; ja, sie machte sogar den Eintritt in Oestreich unmöglich. Es ist traurig, einen wahrhaft väterlich gesinnten, an bürgerlichen Tugenden so reichen Fürsten, wie Friedrich Wilhelm, in politischer Aengstlichkeit so befangen zu sehen, daß er sein Ohr den besseren seiner Räthe, einem Humboldt, Boyen, Beyme und dem General Grolmann, verschloß, ja Dieselben sogar von sich entfernte und die Hand zu Verfolgungen von Männern und Jünglingen bot, die großentheils im schlimmsten Falle nur Unbesonnenheiten und Thorheiten begangen hatten; von denen Viele durch patriotische Tugenden ausgezeichnet waren, und, an die rechte Stelle gebracht, dem Vaterlande sehr nützlich werden konnten. Schmalz, ebenfalls ein preußischer Geheimerath, lästerte den Tugendbund und erklärte laut: die Einheit Deutschlands sei Etwas, das dem Geiste aller deutschen Völker widerstrebe — und dieser Mann wurde mit Orden geziert und fürstlichen Handschreiben beglückt! Es war ein merkwürdiger Kampf des Alten und des Neuen, in dem die Feinde des Vaterlandes geehrt und

dessen Freunde unterdrückt wurden. Der griesgrämige Arzt „Reaktion“ hatte den gesunden Leib Deutschlands für krank erklärt, weil er seit den Freiheitskriegen sich kräftiger zeigte als ehedem, hatte ihn gewaltsam zu Bett gebracht und goß ihm so viel vermeintliche Heilmittel ein, daß er in der That anfing krank zu werden. Glücklicher Weise können solche unnatürlichen Zustände nicht von Dauer sein.

Wir haben oben die Erwerbung liberaler Verfassungen als den Hauptinhalt des Zeitabschnittes, von dem wir hier noch in aller Kürze zu handeln haben, bezeichnet. Die im Kampfe gegen Napoleon zum Gefühl ihrer Kraft gelangten Völker konnten, nachdem sie das fremde Joch abgeschüttelt hatten, unmöglich die heimischen Fesseln wieder aufnehmen. Die verbündeten Mächte hatten selber die constitutionelle Monarchie als die jetzt zeitgemäße Regierungsform anerkannt; auch hatte Frankreich diese Form angenommen und war gleichsam als Muster vor Europas Augen gestellt. Was insbesondere die deutschen Staaten betraf, so versprach ihnen der 13. Artikel der Bundesakte, wie uns erinnerlich ist, ausdrücklich landständische Verfassungen. Die Zeit der Ausführung dieser Verfassungen und die Beschaffenheit derselben war freilich eine sehr verschiedene, je nach dem politischen Bedürfnisse der Völker und der Bereitwilligkeit ihrer Fürsten. Hatte der Norden Deutschlands mit Preußen an der Spitze vorangestanden, so lang es galt, den Reichsfeind mit dem Schwerte zu überwältigen: so muß dem Süden der Vorzug eingeräumt werden, daß bei ihm das constitutionelle Leben sich weit schneller Bahn brach und sich eine Heimat schuf, von wo es sich später nach dem Norden verbreiten konnte. Das Verhältniß der Rheinbundstaaten zu Frankreich hatte seine guten und schlimmen Seiten gehabt: seine guten, indem sie, wie wir oben sahen, die Erbschaft der Revolution vollständiger als das übrige Deutschland mit angetreten hatten, und im Besitze vieler freiheitlicher Einrichtungen waren, welche dieses mehr oder weniger noch entbehrte; seine schlimmen, indem man sie von dem Vaterlande losgerissen und unter die Gewaltherrschaft des Eroberers gestellt hatte. Mit dem Sturze Napoleons waren diese Nachtheile hinweggenommen und es blieb für die Entfaltung des innern Lebens ein reiner Gewinn. Dazu kam die größere Beweglichkeit jener Stämme, der Sinn für Oeffentlichkeit, die Rührigkeit der Presse. So war also hier ein heftigeres Drängen der Völker nach den neuen Errungenschaften des Staatslebens.

Den constitutionellen Reigen unter den deutschen Fürsten eröffnete

der treffliche Karl August, Großherzog von Weimar; seinem gegebenen Worte getreu ertheilte der deutsch gesinnte Fürst 1816 eine treffliche Verfassung, indem er sich gern einer Beschränkung unterwarf, die, aus einem höhern Gesichtspunkte betrachtet, doch nur eine neue Befestigung seiner Macht war. Es folgten in den Jahren von 18—21 die süddeutschen Fürsten, bei welchen übrigens der Gedanke: durch ihr rascheres Vorgehen eine neue Machtstellung neben den zwei Großstaaten zu erlangen, ein Hauptbeweggrund war: zuerst Nassau, dann Baiern, das vorzugsweise von Eifersucht gegen Preußen getrieben wurde, dann Baden unter Großherzog Ludwig, dann, nach langen Kämpfen mit den Unterthanen, welche ihre alten ständischen Rechte festhalten wollten, Würtemberg unter König Wilhelm I. und endlich Hessen-Darmstadt. Uebrigens war auch in diesen Theilen Deutschlands die politische Unreife noch sehr groß, so daß es vorübergehend geschah, daß die Stände sich mit auf die Seite der Reaktion stellten und in eigensinniger Verblendung die schätzenswerthesten freiheitlichen Gaben, die ihnen der Fürst bot, zurückwiesen. Die beiden deutschen Großstaaten standen diesen Bewegungen fern. Für das östreichische Kabinet war es allerdings höchst schwierig, den deutschen Theilen des verschiedenartigen Reiches eine zeitgemäße Verfassung zu geben, die Magyaren, Slaven und Italiener des Kaiserthums aber, die ohnedies von einer bedeutenden Gährung ergriffen waren, leer ausgehen zu lassen; völlig unmöglich aber mußte es erscheinen, eine Gesammtverfassung für die Monarchie aufzustellen. Die ganze Richtung in Oestreich stand in so schneidendem Widerspruche mit der constitutionellen Staatsform, daß man dort nur darauf dachte, sie von dem übrigen Deutschland fern zu halten oder dieselbe da, wo sie eingeführt war, nicht zum Gedeihen kommen zu lassen. Auch hatte Metternich die Stirn, den Grundsatz aufzustellen: Zeit und Art der Ausführung müßten von dem Willen der Fürsten abhängen — wodurch freilich den Regierungen Norddeutschlands, wo Unumschränktheit der Herrscher und Adelsvorrechte schwerer in's Gewicht fielen als im Süden, ein willkommner Vorwand gegeben war, ihrem feierlichen Versprechen gar nicht nachzukommen. In Betreff Preußens war es auf das tiefste zu beklagen, daß es den Lorbeeren des Kriegs nicht auch diese Lorbeeren des Friedens hinzufügte und die kostbare Gelegenheit versäumte, jetzt gleich als erster Verfassungsstaat an die Spitze Deutschlands zu treten und das constitutionelle Leben im Vaterlande, das ohne seinen Vortritt verkümmern mußte, zur rechten Entfaltung zu

bringen. Der Befreiungskampf hatte ihm die Herzen der Patrioten gewonnen; aber nun wandten sich Diese den Liberalen der süddeutschen Kammern und deren Anhang in der Presse zu.

Mit der Politik des Fuchses, der die allzuhochhängenden Trauben zu sauer fand, hatte Metternich die constitutionelle Regierungsform als „durchaus verderblich" für Preußen bezeichnet; eben dahin wirkte auch Rußland, das allen Brennstoff von Polen entfernt halten wollte. So sehen wir den von Natur schon ängstlichen, allem Entschiedenen und Neuen abholden König unter dem Einflusse zweier mächtigen Nachbarn, deren Mahnungen mit denen einer engherzigen, selbstsüchtigen Adelspartei im Lande sich überdies in vollständigem Einklange befanden. Es läßt sich nicht verhehlen: durch einen plötzlichen Umschlag hatte in Preußen die Reaktion den Sieg davon getragen — wenn anders da von einem wirklichen Siege die Rede sein kann, wo eine Richtung gegen das Bewußtsein der Einsichtsvollen eine Zeit lang künstlich aufrecht erhalten wird. Da der schwankende König sein Versprechen, dem Lande eine Verfassung zu verleihen, erneuerte, die Erfüllung aber niemals eintrat: bemächtigte sich der Getäuschten eine Bitterkeit, ein Geist des Widerspruchs, den die Regierung dann durch engherzige Verbote und Bestrafungen zu unterdrücken suchte. So wuchs, statt des gehofften Verfassungsstaats, der Polizeistaat empor. Die Zugeständnisse beschränkten sich auf Provinziallandtage; aber welchen Ersatz konnten Notabeln, die in Provinzialangelegenheiten eine berathende Stimme abgaben, für Kammern gewähren, welche die Nation dem Fürsten gegenüber zu vertreten hatten, und die kostbaren Rechte der Steuerbewilligung und der Theilnahme an der Gesetzgebung besaßen? In andern Gebieten sah man freilich den Staat der Hohenzollern noch immer auf der Seite des Fortschrittes. So benutzte Friedrich Wilhelm das Jubelfest der Reformation, um die Verschmelzung des lutherischen und reformirten Bekenntnisses, welche, wie uns erinnerlich ist, Zwingli 1529 vergeblich in dem marburger Religionsgespräch angestrebt hatte, jetzt, wo die fortgeschrittene Einsicht die schroffen Gegensätze abgeschliffen hatte, in seinem Lande einzuführen. Freudig traten die meisten andern Staaten Deutschlands der vereinten „protestantisch-evangelischen Kirche", welche die heilige Schrift allein als „Glaubensgrund und Lehrnorm" anerkannte, bei, und wie sehr auch in der neuesten Zeit das Altlutherthum gegen die Union eifern mag, es wird dieser kleinen katholisirenden Partei nicht gelingen, das schöne Werk des frommen Königs zu erschüttern. Diese Stärkung des Protestan-

tismus durch Einheit mußte um so mehr in einer Zeit erfreuen, wo Rom wieder zu den alten Waffen griff, mit denen es vordem das Werk der Reformation bekämpft hatte. Wir meinen die Erneuerung des Jesuitenordens durch Pius VII. im Jahre 1814, wodurch wohl zunächst dem Grundsatze christlicher Verbrüderung, wie die heilige Allianz ihn aufgestellt hatte, und den freiheitlichen Bewegungen der Völker entgegen gearbeitet werden sollte.

Ferner ließ sich die preußische Regierung, nach wie vor, die Förderung der Wissenschaften angelegen sein; Schulen und Universitäten erfreuten sich einer außerordentlichen Pflege; neben den alten Hochschulen blühte Bonn empor als Musensitz der neuerworbenen Rheinlande. An Fichte's Stelle wurde Hegel, der Gründer einer neuen Philosophie, nach Berlin gerufen und bildete dort eine weithin sich verbreitende, tief in alle Wissenschaften eingreifende Schule. Umfassende Kunde der Natur, wie sie vielleicht bis jetzt noch kein Mensch besessen hat, trug Alexander von Humboldt's Namen um das ganze Rund der Erde.

Wie zu Karlsbad für Deutschland, so wurden auf den Kongressen zu Troppau, Laibach und Verona in den Jahren 20—22 Fesseln für ganz Europa geschmiedet. In Troppau stellte man das Interventions-Prinzip auf, vermöge dessen die Großmächte das Recht in Anspruch nahmen, gefährdete Staaten mit Waffengewalt aufrecht zu erhalten. Hierdurch war das Mittel gegeben, politische Bewegungen — mochten sie auch aus dem tiefsten Bedürfnisse des Volkes hervorgegangen sein — niederzuschlagen und den alten Stand der unbeschränkten Fürstengewalt aufrecht zu erhalten. Da im Jahre 1820 in Spanien und Neapel Militäraufstände ausgebrochen waren, in Folge deren eine freilich verhältnißmäßig nur kleine Fortschrittspartei den tyrannischen Königen jener Länder liberale Verfassungen abnöthigte: so kam jener Grundsatz der Einmischung sogleich in Anwendung. Der Kongreß zu Laibach ermächtigte Oestreich in Italien, der zu Verona Frankreich in Spanien die absoluten Throne wieder herzustellen, und die durch fremde Gewalt befestigten Fürsten führten die alten Zustände auf blutige Weise zurück. Auf dem Kongresse zu Verona ließ Alexander sogar die Griechen, welche sich gegen die schnödeste Gewaltherrschaft der Türken erhoben hatten, im Stiche, weil auch sie das gefährliche Beispiel des Umsturzes gegeben hatten. Die Revolution in Südamerika, in Folge deren sich die dortigen spanischen Kolonien in Freistaaten umwandelten, konnte

freilich nicht zum Stillstand gebracht werden, weil der Arm der Mächte so weit nicht reichte.

Mit dem Tode Alexanders 1825 zerfiel der heilige Bund, und eine freiere Richtung gewann allmählich in Europa Platz. Hierzu trug nicht wenig der hochherzige britische Minister Canning bei, der dem Grundsatze der Allianz entgegentrat, indem sein klarer Geist wohl erkannte, daß die Fesselung der Nationen weder England noch den andern Mächten Heil bringen könne. Daher fanden auch die Freiheitsbestrebungen in seinem Vaterlande, wie auch in Griechenland und in Südamerika, eine Stütze an ihm, und er hatte die Freude, als er 1827 starb, den Staat der Hellenen gesichert zu sehen, wenn er auch kein „starkes Griechenland" gegen Nikolaus, den kräftigen Czaren, durchzusetzen vermochte. Die deutschen Zustände waren fortwährend unglücklich; in vielen Staaten unseres Vaterlandes hatte sich eine bedenkliche Kluft zwischen Fürsten und Volk aufgethan: als plötzlich ein welterschütterndes Ereigniß Europa aus seiner trüben Ruhe aufschreckte. Karl X., der seit 1824 in Frankreich herrschte, ein der alten Adelspartei ergebener, von den Jesuiten beherrschter Fürst, versuchte im Sommer 1830 durch verfassungswidrige Ordonnanzen die liberalen Staatseinrichtungen, die er angetreten hatte, zu zerstören. Als darauf in den letzten Tagen des Julis ein Aufstand in Paris ausbrach, sah er sich genöthigt abzudanken, und sein Vetter Louis-Philippe, Herzog von Orleans, wurde, mit Ausschließung des Hauses Bourbon, als „König der Franzosen" auf den Thron berufen.

Durch die Julirevolution, welche in Frankreich an die Stelle des Adels- und Pfaffenregimentes das des wohlhabenden Bürgerthums setzte, wurden in verschiedenen Ländern Europas bedeutende Veränderungen hervorgerufen. Die unnatürliche Vereinigung von Holland und Belgien zerriß, und während Holland im Besitze des angestammten Hauses Oranien blieb, gelangte in dem katholischen Belgien der Herzog Leopold von Koburg auf den Thron, ein weiser, echt constitutioneller Fürst, unter dessen Zepter das kleine Königreich sich blühend entfaltete. In Polen, dessen Freiheitsgelüste Alexander durch Verleihung einer Verfassung erregt hatte, brach gegen Ende des Jahres 30 eine Verschwörung gegen den barbarischen Statthalter des Königreichs: Großfürsten Constantin, aus, die erst im Herbste des folgenden Jahres nach großer Anstrengung von den Russen unterdrückt werden konnte. In Portugal stürzte ein Aufstand die Partei der Absolutisten unter Don Miguel, und erhob Donna Maria da Gloria auf den constitutionellen Thron.

In England brachen sich wohlthätige Reformen Bahn. In der Schweiz begannen die Verfassungen der Einzelstaaten eine freiere Gestalt zu gewinnen. Was endlich unser Vaterland angeht, so kam es bei der herrschenden Mißstimmung, die sowohl durch die besondern Zustände der einzelnen Staaten als auch durch die vollständige Unthätigkeit des Bundestags in nationalen Angelegenheiten hervorgerufen wurde, in Mittel- und Norddeutschland zu mancherlei Aufständen, während in Süddeutschland die Opposition in den Kammern ihre Stimme mit großer Kühnheit erhob. In Braunschweig trat, nachdem Herzog Karl, der Sohn des bei Quatrebras gefallenen Helden, von den mißhandelten Unterthanen verjagt worden war, dessen Bruder Wilhelm ein und verbesserte die Landesverfassung. In Kurhessen zwang die kasseler Bürgerschaft den Kurfürsten Wilhelm II., dessen Regiment nicht minder drückend war, den Landtag einzuberufen und die schreiendsten Mißbräuche abzustellen. Als man seine Maitresse, eine zur Gräfin von Reichenbach erhobene Goldschmiedstochter, zur Flucht aus der Hauptstadt zwang: folgte er ihr mit seinen Schätzen nach, und überließ dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm die Regierung, der sich dann genöthigt sah, mit den Ständen, unter denen der marburger Professor Jordan die Hauptstimme führte, eine freisinnige Verfassung zu vereinbaren. In dem protestantischen Sachsen, wo seit 1827 der dem Einflusse der Jesuiten hingegebene Anton an der Spitze einer in ganz veralteten Formen sich bewegenden Regierung stand, kam es in verschiedenen Städten zu Aufständen, bis dann der hochbetagte König seinen Neffen Friedrich August zum Mitregenten ernannte, welcher dem Beispiele der vorgenannten Fürsten folgte. In Hannover setzte man, nachdem zu Osterode und Göttingen Unruhen stattgefunden hatten, an die Stelle des Adelsregimentes eine auf constitutionelle Grundlage erbaute zeitgemäße Leitung des Staates.

Von den süddeutschen Kammern ist besonders die badische hervorzuheben, wo, unter der Regierung des „bürgerfreundlichen" Großherzogs Leopold und unter dem Ministerium des freisinnigen Winter, die freiburger Professoren Rotteck und Welker das Wort führten. Der Letztere trug auf eine Umgestaltung der Bundesverfassung an, und setzte die Preßfreiheit durch; aber dieser Beschluß wurde von Frankfurt aus wieder aufgehoben, und es ergab sich bald, daß die große Politik, welche die Kleinstaaten machten, Schläge ins Wasser waren, da die zwei Großstaaten dagegen standen, und sich des Bundestages als eines Werkzeugs

bedienten, um die Neuerungen niederzuhalten. So hatte zwar das Revolutionsjahr 30 die constitutionellen Staatseinrichtungen weiter verbreitet; aber es waren fürs erste noch bloße Verfassungen auf dem Papier, welche zur Wahrheit zu werden die Reaktion, die nun wieder ihr Haupt erhob, verhinderte.

Wie die Burschenschafter 15 Jahre zuvor durch die Wartburgsfeier, so reizten die Liberalen von der äußersten Linken im Mai 1832 durch das Fest in der hambacher Schloßruine bei Neustadt an der Hardt die Regierungen zur Unterdrückung der neuen Grundsätze. Dieses Fest, das angeblich der bairischen Verfassung galt, wurde von den Radikalen in Anwesenheit einer großen Volksmenge und unter Theilnahme polnischer Flüchtlinge und französischer Republikaner abgehalten; Dr. Wirth, der ehrenwerthe Vertreter vaterländischer Gesinnung, hatte Noth, der Versammlung ihren deutschen Charakter zu bewahren. Im Vergleich mit dem hambacher Fest macht das auf der Wartburg den wohlthuendsten Eindruck; denn während hier jugendlich begeisterte Gemüther ihren edlen patriotischen Gefühlen Luft schafften, wurde dort ein wilder Geist verbitterter, mißverstandener, vaterlandsloser Freiheit heraufbeschworen. Durch wessen Schuld war aber das Fieber der deutschen Freiheit so bösartig geworden? Wer hatte die „Milch der frommen Denkart“ in „Gift“ verwandelt?

Der Bundestag antwortete auf die hambacher Herausforderung einen Monat später mit einer Reihe von Beschlüssen, wodurch die karlsbader Bestimmungen — Censur und Ueberwachung der Universitäten — erneuert, Vereine und Volksversammlungen untersagt und der Wirksamkeit der Stände sehr erhebliche Schranken gesetzt wurden. Vergeblich legten die deutschen Kammern der Reihe nach Verwahrung gegen diese die Rechte der Einzelstaaten verletzenden Beschlüsse ein. Die Erbitterung gegen den hohen Rath in der eschenheimer Gasse war so groß, daß eine Hand voll liberaler Abenteurer im April 33 den Beschluß faßten, den Bundestag zu sprengen; aber sie wurden, nachdem sie die Hauptwache überrascht hatten, leicht bewältigt, und das frankfurter Attentat diente nur, wie vormals die blutige That Sand's, dazu, die Verfolgung der Liberalen zu schärfen.

Wie wenig die freiheitlichen Verfassungen den Völkern noch Schutz gegen die Uebergriffe der Regierungen gewährten, zeigt das Beispiel Kurhessens und Hannovers. In jenem Lande widersetzte sich der Kurprinz durch seinen Minister Hassenpflug allen Forderungen

der Fortschrittspartei, löste die Kammern wiederholt auf und zwang Jordan zum Austritte; in diesem stürzte König Ernst August, mit dessen Regierungsantritt Hannover von England sich ablöste, 1837 die Verfassung um und setzte eine andere, die dem starren Tory besser zusagte, an die Stelle, ohne daß der Bund zum Einschreiten bewogen werden konnte. Die sieben göttinger Professoren: Dahlmann, Jakob und Wilhelm Grimm, Gervinus, Ewald, Albrecht und Weber, welche gegen die neuen Wahlen Einsprache erhoben, weil es „ihnen nicht zustehe, mit den Eiden zu spielen", wurden abgesetzt, und wenn sie auch in der außerordentlichen Theilnahme Deutschlands einen moralischen Sieg feierten und bald an andern Universitäten Lehrstühle fanden: so wurde doch das an ihnen und dem ganzen Lande geübte Unrecht nicht gesühnt. Dabei geschah es, daß der preußische Minister von Rochow in einem Verweise, den er der Stadt Elbing wegen ihrer Beifallsadresse an die „göttinger Sieben" zu ertheilen für gut fand, das berühmte Wort vom beschränkten Unterthanenverstande aufbrachte.

Während Preußen in dieser Zeit der Gährung neben Oestreich festen Stand auf Seiten der Reaktion genommen hatte, war es doch zugleich auf eine andere Weise thätig, von Land zu Land eine Verbindung zu knüpfen, die Deutschland zunächst nur staatswirthschaftliche Vortheile brachte, in zweiter Linie aber auch politische Bedeutung hatte. Seit alter Zeit hatte sich in Deutschland ein Mauthwesen erhalten, das durch eine Menge von Binnenzöllen Handel und Gewerbe aufs äußerste benachtheiligte. Als der preußische Staat wieder neu erbaut war, dachte man dort darauf, diese Fesseln wenigstens im eigenen Lande zu brechen, und hob 1818 die Binnenzölle, welche die Provinzen von einander absperrten, auf. Vorschläge zu einem deutschen Zollvereine wurden zwei Jahre später durch den badischen Finanzrath Nebenius gemacht; aber sie scheiterten an der Ohnmacht des Bundestags. Erst mit dem Vortritte Preußens kam das Unternehmen in gedeihlichen Fortgang. Diese Macht einigte sich 1828 mit Darmstadt, 1831 mit Kurhessen, 1833 mit den seit fünf Jahren verbundenen Baiern und Würtemberg, mit Sachsen und den thüringischen Landen, 1836 mit Baden, Nassau und Frankfurt; 1841 stellten sich endlich Braunschweig, Lippe und Luxemburg ein. Offenbar gewann Preußen durch diesen Verein, der jetzt schon ein Gebiet von nahezu 27 Millionen Menschen umfaßte, an Einfluß in Deutschland, und erlangte zugleich einen Vorrang vor Oestreich, welches eifersüchtig

der Verbindung insgeheim entgegen gearbeitet hatte, und sich selbst beharrlich abschloß. Freilich wurde, wie beim Bundestage, Einstimmigkeit der Beschlußfassung bei wichtigen Dingen festgesetzt; aber diese Sperrkette der Weiterentwickelung läßt sich wohl mit der Zeit entfernen. Jedenfalls war hier der Anfang einer deutschen Einheit gewonnen, die sich nach außen Geltung verschaffte, indem der Zollverein als deutsche Handelsmacht eine Rolle in dem Welthandel übernahm.

Es waren gerade hundert Jahre seit dem Regierungsantritte des großen Friedrich verflossen, als Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Thron bestieg. Die Augen von ganz Deutschland waren auf diesen Fürsten gerichtet, der eine reiche Bildung mit Geist, Gemüth und Religiosität verband; von dem man wußte, daß er neue Wege einschlagen werde. Die Kräftigung Deutschlands durch engen Anschluß der Mittelstaaten an ein constitutionelles Preußen, welche Paul Pfizer in Würtemberg schon im Jahre 1833 in einer Schrift, die in ganz Deutschland Wiederhall gefunden, als einziges Heilmittel des kranken Vaterlands verkündet hatte, schien jetzt ausführbar zu werden. Der neue König hegte die Absicht, „das deutsche Wesen zu stärken". Als er 1842 den Grundstein zu dem Weiterbau des kölner Doms legte, dessen Vollendung allgemein als eine vaterländische Aufgabe betrachtet wurde: rief er die vielversprechenden Worte: „Der Geist, der diese Thore baut, ist der Geist der deutschen Einheit und Kraft." Friedrich Wilhelm IV. empfand recht wohl die Mängel des Bundes und wollte ihm, wie er sagte, „neues Leben einhauchen." Männer von ähnlicher Richtung, wie Radowitz, waren seine Freunde. Aber der Erfolg zeigte, daß ihm die Charakterkraft fehlte, den schönen, wohlgemeinten Worten nachzukommen.

Auch König Ludwig von Baiern, der in seiner Hauptstadt München in wenigen Jahren eine wunderbare Blüthe der Kunst entfaltet hatte, zeigte seine deutsche Gesinnung auf mannichfaltige Weise. Als Becker in Köln den Anmaßungen der französischen Redner und Zeitungsschreiber, welche damals ein Geschrei nach dem Besitze des linken Rheinufers erhoben, mit dem bekannten Liede: Sie sollen ihn nicht haben antwortete, beschenkte er ihn reich. Für berühmte Deutsche ließ er bei Aschaffenburg einen Ehrentempel, Walhalla genannt, erbauen, in den nachträglich auch Luther kam.

Diese Aufregung der Zeit zeigte sich auch auf dem kirchlichen Gebiete. Der römische Stuhl hatte, seitdem er wieder aufgerichtet war, die Zügel straffer angezogen und schon während der letzten Regierungs-

jahre Friedrich Wilhelms III. war in Bezug auf die gemischten Ehen ein neues schroffes Verfahren geltend gemacht worden, das die Regierung in Streit mit dem Clerus gebracht, und 1835 die Verhaftung des kölner Erzbischofs Clemens August Droste zu Vischering zur Folge gehabt hatte. Damals schrieb der kühne Denker Strauß sein Leben Jesu. In Arnold Ruge's halleschen Jahrbüchern traten die Junghegelianer mit glänzenden Waffen auf die Bühne. Börne sandte von Paris seine bitteren Pfeile gegen deutsche Zustände, und bald gesellte sich ihm Heine bei. Auf der äußersten Linken der Hegelianer erschien Ludwig Feuerbach. Um die unwillkommene Saat, die Hegel in Berlin gestreut hatte, zu ersticken, berief der neue König den um die Wissenschaft hochverdienten Schelling, dessen Zeit aber längst vorüber war; denn seine Philosophie ist ein Uebergang von Fichte zu Hegel. Eine rationalistische Richtung unter den Protestanten erhob sich in den Lichtfreunden. Weit größeren Erfolg hatte ein den ganzen Protestantismus umfassender Verein, der seinen Namen dem Glaubenshelden Gustav Adolf entlieh, und sich die Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen als Ziel setzte — eine Aufgabe, welcher derselbe bis heute mit dem edelsten Eifer und schönem Erfolge nachgekommen ist. Als der trierer Bischof Arnoldi im August 1844 den sogenannten heiligen Rock ausstellte, hatten die Ultramontanen den Triumph, eine Million Menschen zu ihm wallfahren zu sehen; dagegen rief dies Stück Mittelalter die Entrüstung aller mit dem Geiste der Zeit Fortgeschrittenen hervor, und im Schooße der eigenen Kirche erfolgte der Abfall der Deutschkatholiken, veranlaßt durch Ronge's bekannten Brief. Die Woge der Volksgunst erhob diese Partei, in welcher anfangs das Religiöse und Politische in trüber Mischung erschien, hoch empor; die Liberalen kamen ihr mit offenen Armen entgegen, und selbst viele Evangelische hofften eine Zeit lang durch sie eine Verjüngung des Protestantismus, die wohl auf einem andern Wege erfolgen wird.

So unreif die freiheitlichen Bestrebungen der Zeit sowohl auf dem religiösen wie auf dem politischen Gebiete sein mochten: so beruhten sie doch auf einem wirklichen Bedürfnisse und verdienten die eingehende Beachtung der Regierungen. Während Friedrich Wilhelm IV. den freiheitlichen Bestrebungen auf dem religiösen Gebiete sich entgegenstellte, und diesen ihm widerwärtigen Geist durch Synoden und Maßregeln der äußersten Beschränkung zu unterdrücken strebte: fühlte er ein Be-

dürfniß, den freiheitlichen Bestrebungen auf dem politischen Gebiete in Etwas entgegen zu kommen. In diesem Sinne kann man sagen, daß er dem constitutionellen Wesen, von dem sein Vater sich ganz abgewendet hatte, den kleinen Finger reichte — worauf ihn dann freilich die Ereignisse bei der ganzen Hand nahmen. Nachdem er im Herbste 1842 Ausschüsse der Provinziallandstände versammelt hatte, die nicht befriedigen konnten: berief er, von den Provinziallandtagen mit Mahnungen bestürmt und von der wachsenden Aufregung der Zeit gedrängt, durch das Patent vom 3. Februar 1847 den vereinigten Landtag. Es war dies eine Art Notabelnversammlung, eine Vereinigung der aus engster Wahlurne hervorgegangenen Provinzialstände, mit keinem jener großen constitutionellen Rechte ausgestattet, die der Landesvertretung Gewicht verleihen, geschieden in eine Herren- und Ständecurie. Schon gleich in der Thronrede, womit Friedrich Wilhelm am 11. April den Landtag eröffnete, offenbarte sich die große Kluft, die zwischen den Ansichten des Königs und den Wünschen des Landes aufgethan war. Indem er äußerte, er werde es nimmermehr zugeben, daß sich zwischen ihn und das Land ein geschriebenes Blatt dränge: verwarf er den Rechtsboden, auf dem allein die neue Verfassung erwachsen konnte. Auch war es dem, übrigens würdigen, Minister von Bodelschwingh nicht möglich, der Opposition von Männern wie Beckerath, Camphausen und Hansemann aus den Rheinlanden, von Vincke aus Westfalen, von Auerswald aus Königsberg und Milde aus Breslau zu begegnen und die Einigungsversuche Arnim's mußten scheitern. Ganz Europa hatte seine Augen auf jene trefflichen, von der edelsten Vaterlandsliebe durchglühten Männer gerichtet, und wenn der König nicht bewogen werden konnte, von seinem Patente abzugehen: so hatte der Landtag doch vor der Welt einen großen moralischen Sieg erfochten, dessen Früchte nicht ausbleiben konnten.

Wie in Deutschland, so herrschte in einem großen Theile Europas eine politische Gährung, und es war nur ein Funken ins Pulverfaß, als plötzlich eine neue Revolution ausbrach. Bewegungen in Italien und der Schweiz gingen voran. In Italien war 1846 auf den bigotten Gregor XVI., der sich nur mit Hülfe östreichischer und französischer Bayonnete erhalten konnte, Pius IX. gefolgt, durch dessen Zugeständnisse der niedergedrückte Volksgeist auf einmal in den heftigsten Flammen aufschlug. In der Schweiz stritten sich die Radikalen und Conservativen schon seit Jahren. Letztere, welche besonders in den katholischen Kantonen

ihren Sitz hatten, zogen die Jesuiten zur Leitung des Jugendunterrichtes heran, und traten zu einem Sonderbunde zusammen. Dagegen setzten die Radikalen auf der Tagessatzung einen Beschluß durch, welcher die Entfernung der Jesuiten und die Auflösung des Sonderbundes gebot. Wirklich wurde dieser Beschluß ausgeführt, nachdem ein Bundesheer unter General Dufour Luzern und Freiburg nach schwachem Widerstande im Anfang des Winters 1847 genommen hatte. Die Großmächte, besonders Oestreich und Frankreich, hatten sich auf die Seite der Jesuitenpartei gestellt; aber die Ereignisse in der Schweiz waren ihrer Stillstandspolitik zuvorgekommen; nur England begünstigte die Liberalen. Indem nun die Eidgenossenschaft in dem Bundesrathe zu Bern eine oberste Regierungsbehörde schuf, hatte sie einen großen Schritt zu ihrer nationalen Einheit gethan.

Wie im Jahre 30, so gab Frankreich auch 1848 die Parole zu einer neuen Staatsumwälzung. Die Regierung Louis-Philippes hatte nicht den Beifall der Franzosen gewinnen können, weil sie ohne Kraft und Glanz und auf Selbstsucht gegründet war; die Kammer galt für erkauft; Alles drängte nach einem neuen Wahlgesetze. Reformbankette wurden zu dessen Durchführung in einigen Städten abgehalten. Als die Regierung ein solches Fest, das in Paris veranstaltet werden sollte, untersagte: kam die Hauptstadt in wilden Aufruhr; Barrikaden erhoben sich in allen Straßen, und, von der Nation im Stiche gelassen, mußte der Julikönig am 24. Februar mit seiner Familie flüchten. An die Stelle der bisherigen Regierungsform trat die demokratische Republik. Nachdem die von socialistischen Ansichten erfüllten Arbeiter, welche eine neue Umwälzung zu ihrem Vortheile versuchten, in den blutigen, verzweifelten Kämpfen des Junis niedergeworfen worden waren: ernannte die Nationalversammlung den General Cavaignac zu ihrem Präsidenten, und die neue Staatsform schien sich zu befestigen.

Der Brand, welcher plötzlich in Frankreich ausgebrochen war, zündete rasch von Land zu Land weiter. Die politische Aufregung steigerte sich ins Maßlose. Man glaubte den Augenblick gekommen, wo man den Baum der Freiheit nur zu schütteln brauche, um ausgereifte Früchte von ihm zu erlangen. Schwärmer griffen, die natürlichen Schranken der Nationalität vergessend, den ungeheuerlichen Gedanken einer europäischen Republik auf. Freiheit und Gleichheit, das alte Zauberwort der Revovolution von 89, unter den Fahnen des Socialismus und Communismus ausgerufen, betäubte das Ohr des gemeinen Mannes. Abenteurer, die

Nichts zu verlieren hatten, stellten sich überall, wo es zu gewaltsamen Bewegungen kam, ein, und drängten sich in die Genossenschaft Derer, die es ehrlich mit der Erwerbung der Freiheitsgüter meinten, um in dem Umsturze gute Beute zu gewinnen.

In Deutschland mußten jetzt die staatliche Zersplitterung, der große Mangel an politischer Erfahrung und der ungleiche Grad derselben doppelt schmerzlich empfunden werden. Zunächst wurde das im Westen und Süden von Republiken eingeschlossene Baden in den Strudel gezogen, wo schon vorher die lebhafteste Bewegung geherrscht hatte. Ehe noch die Februarrevolution in Paris ausbrach, hatte Bassermann in der Kammer zu Karlsruhe einen Antrag auf Volksvertretung am Bundestage gestellt — ein Verlangen, das in tausend deutschen Herzen freudigen Wiederklang fand. Dies geschah am 12. Februar. Jetzt begannen die Wogen höher zu schlagen. Sturmpetitionen aus Mannheim, wo der Schwärmer Struve den Führer machte, und anderen Theilen des Landes begehrten anfangs März Preßfreiheit, Volksbewaffnung, Schwurgerichte und das schon früher von Bassermann beantragte deutsche Parlament. Die Regierung ging nicht allein auf die drei ersten Forderungen ein, die sie allein gewähren konnte; sie machte auch dem Lande durch eine billige Aufhebung der Feudallasten ein hochwichtiges Geschenk. Aehnliche Vorgänge fanden in andern deutschen Ländern Statt; überall wurden freiheitliche Zugeständnisse gemacht; überall traten liberale Minister ein, so in Würtemberg Römer und Pfizer, in Darmstadt Heinrich von Gagern. Baden schickte Welker, Kurhessen Jordan als Bundestagsgesandten nach Frankfurt. In Baiern hatte der sonst volksbeliebte König Ludwig durch den Einfluß, den er der zur Gräfin Landsfeld erhobenen spanischen Tänzerin Lola Montez schon vor der Februarrevolution gestattet hatte, das Vertrauen seiner Unterthanen verloren, und übergab nun seinem Sohne Max die Zügel der Regierung. Um nicht ganz in Vergessenheit zu sinken, machte sogar der Bundestag Zugeständnisse, indem er Preßfreiheit gewährte, und siebzehn als Vorkämpfer der deutschen Freiheit bewährte Vertrauensmänner berief, unter deren Beirath eine Umgestaltung dieser Behörde vor sich gehen sollte. Der Reichsadler und die drei seit den Zeiten der Burschenschaft verpönten Farben waren plötzlich wieder in Frankfurt zu Ehren gekommen.

Die Haltung der beiden Großmächte und namentlich Preußens

mußten den Ausschlag in Deutschland geben. Was zunächst den östreichischen Kaiserstaat anging, so hatten die pariser Vorgänge die verschiedenen Nationalitäten desselben merkwürdig aufgeregt. Ungarn, welches die Stunde der Selbstständigkeit gekommen glaubte, erhob sich unter Kossuth zum Aufstande. Prag war der Mittelpunkt der slavischen Bewegungen; in einem großen Kongresse dieses Völkerstamms — wo aber die Nordslaven mit den Südslaven deutsch sprachen, um sich zu verständigen — berieth man sich über die Mittel, die Gewalt in Oestreich an sich zu reißen. Auch in Wien, das der greise Metternich den 13. März eilends verlassen hatte, wurden von einem Volke, welches durch das bisherige faule System in der größten Unmündigkeit gehalten worden war, die ungemessensten Freiheiten begehrt und ertrotzt. Bald führten, da die schwache Regierung gar keinen Widerstand übte, die Bürgerwehr und die Studenten das Regiment in der Stadt. Kaiser Ferdinand entwich mit dem Hofe in die Berge Tirols, und kehrte, nachdem die Stadt durch die Entfernung der Truppen beruhigt und im Juli eine Nationalversammlung von Erzherzog Johann eröffnet worden war, auf deren wiederholtes dringendes Ansuchen nach Wien zurück.

Diesmal sollte auch Preußen von der Revolution nicht unverschont bleiben. Lange weigerte sich der König, die liberalen Zugeständnisse, welche auch hier von allen Seiten immer dringender begehrt wurden, zu gewähren. Als dann in Wien das Feuer gezündet hatte, erkannte die Regierung die Nothwendigkeit nachzugeben; aber sie reizte die Gemüther durch Zögerung; Polen und andere Revolutionsmänner von Gewerbe schürten unterdessen heimlich das Feuer. Endlich wurde am 17. März die Presse freigegeben, und Aussicht auf Umgestaltung der Landesverfassung und des deutschen Bundes eröffnet; aber diese zu anderer Zeit hochwillkommenen Gaben befriedigten jetzt die Aufgeregten nicht mehr. Man verlangte, das Militär, welches bei mehreren Gelegenheiten den Zusammenrottungen blutigen Einhalt gethan hatte, sollte die Stadt räumen, und am 18. begaben sich die Demokraten und die Bürgerschaft mit ihrer Behörde in zwei Zügen nach dem Schlosse. Zwei Schüsse, welche plötzlich fielen — man weiß nicht ob, aus ihrer Mitte oder von Seiten der aufmarschirten Truppen — erregten die furchtbarste Wuth. Das Geschrei: „Verrath! man will uns ermorden! Zu den Waffen!“ war das Losungswort zum Aufstande. Trotz der Breite der Straßen erhoben sich in zwei Stunden einige Hundert Barrikaden durch die ganze

Stadt; bis tief in die Nacht rangen Volk und Soldaten im blutigen Kampfe mit beispielloser Heftigkeit. Am Morgen des 19. befahl der König den Rückzug der Soldaten, und gab sich und die Stadt in die Hände der Bürgerwehr. Eine furchtbare Prüfung war es für ihn, als die Leichen der gefallenen Bürger und Barrikadenkämpfer in den Schloßhof gebracht wurden, und er sich genöthigt sah, das Haupt vor ihnen zu entblößen. Der starre Widerstand gegen den Geist der neuen Zeit war nun gebrochen. Noch an diesem Tage traten in Graf Schwerin und Auerswald zwei treffliche Männer von liberaler Richtung in das Ministerium, zu dessen Haupt später Camphausen ernannt wurde. Natürlich mußte der König jetzt auch die langersehnte constitutionelle Staatsform gewähren, und schon im Mai stellten die zum letztenmal vereinigten Stände das Wahlgesetz zu einer preußischen Nationalversammlung auf. So hatte sich der Genius der Freiheit vorübergehend mit der wilden, gesetzlosen Revolution verbunden, um durchzuführen, was auf anderem Wege nicht zu erlangen war. Die schleichende Krankheit, die bis dahin an Preußen gezehrt hatte, war endlich in ein ungestümes Fieber umgeschlagen; aber dies Fieber, wie gefährlich es auch scheinen mochte, war doch der Anfang einer langsamen Genesung.

Einen ebenso stürmischen Verlauf nahm die Bnndesangelegenheit. Schon in den ersten Tagen des März hatten liberale Männer in Heidelberg, worunter die badischen Abgeordneten Welker, Bassermann, Mathy, von Soiron, von Itzstein, Hecker und Struve, ferner Gervinus, Gagern, Römer, Hansemann und Kirchgeßner, eine Zusammenkunft gehalten, welche den Aufruf zur Bildung eines Vorparlaments an Deutschland ergehen ließ. Dasselbe wurde den 31. März von dem heidelberger Professor Mittermaier eröffnet, und bestand der Mehrheit nach aus den bisherigen Oppositionsmännern der kleineren Staaten Deutschlands, außerdem aus verschiedenen politischen Flüchtlingen, denen die neuen Regierungen die Rückkehr in's Vaterland eröffnet hatten, und aus Männern der liberalen Presse. Es wurde beschlossen, daß eine nach dem unbeschränktesten Wahlgesetze zu bildende Nationalversammlung eine deutsche Reichsverfassung entwerfen sollte — und zwar ohne Zuziehung der Fürsten, die doch immer noch im Besitze der Macht und Inhaber sämmtlicher Heere waren. Mit Recht machte Pfizer geltend, daß man nur in Gemeinschaft mit Preußen zum Ziele gelangen könne. Die Stimmung gegen diesen Staat war in

Folge der Politik Friedrich Wilhelms IV. so bitter, und die demokratische Flut ging so hoch, daß jenes weise Wort keinen Anklang fand.

Der deutsche Liberalismus hatte, so lang er bloß als Opposition in den Ständekammern und der Presse sich geltend machte, bei Bekämpfung der Reaktion nahe zusammengehalten; jetzt, wo er, statt der Rolle des Verneinens und der Abwehr, sich plötzlich die des Handelns und des Schaffens auferlegt sah, mußten die verschiedenen Ziele dieser Partei sich scheiden und abklären; der echte Vaterlandsfreund und der selbstsüchtige Wühler mußten zu Tage kommen. Eine große Spaltung in Alt- und Neuliberale, in Constitutionelle und Republikaner trat nun durch ganz Deutschland ein. Bei dem Landvolk erschienen die Vorgänge des Bauernkriegs, ungefähr in denselben Gegenden, sich erneuern zu wollen: Schlösser wurden zerstört, Grundbücher vernichtet und überall der Jagdbann gebrochen. In der Versammlung zu Frankfurt vertraten hauptsächlich Hecker und Struve die äußerste Linke. Diese zwei Demagogen beantragten eine deutsche Republik und, als diese keinen Anklang fand, die Unauflösbarkeit des Vorparlaments, das sie dann allmählich zu einem deutschen Konvente umzugestalten hofften. Als sie auch damit nicht durchdrangen, traten sie aus, und schon im Monat April sehen wir sie an der Spitze eines gewaffneten Aufstands im badischen Oberlande. Der Name Hecker's, der als Haupt der Unternehmung galt, war damals im Munde der vom demokratischen Schwindel ergriffenen Menge; er wurde im Lied als Volkserretter und Held gepriesen, und: „Hecker hoch!" war die Losung der Partei. Aber die zum Theil mit Zwang zusammengetriebenen Freischaren versprachen wenig Erfolg. Hecker hatte gehofft, daß die gegen ihn ausgesandten Bundestruppen, deren man sich bediente, weil das badische Militär nicht mehr zuverlässig war, zu ihm übergehen würden; es erfolgte jedoch am 20. April in dem Treffen bei Kandern im Schwarzwalde das Gegentheil; denn hier gaben die Soldaten den verlockenden Rufen der Aufständischen kein Gehör, sondern jagten sie, ergrimmt über den Tod ihres Generals, des edlen Friedrich von Gagern, der gleich zu Anfang des Treffens von einer feindlichen Kugel gefallen war, mit leichter Mühe in die Flucht. Hecker zog sich darauf in die Schweiz zurück. Andere Haufen wurden bald darauf von dem badischen General Hoffmann bei Güntersthal unweit Freiburg zerstreut und diese Stadt den Freischaaren entrissen. Eben so erging es bei Dossenbach dem von Herwegh aus Frankreich herangeführten Zuge, der aus deutschen Arbeitern und Abenteurern aus allen Ländern bestand.

Der Bundestag hatte die Anordnung der Wahlen zur Nationalversammlung zugesagt, worauf das Vorparlament, nachdem es vier Tage lang in Thätigkeit gewesen war, auseinander ging, und nur einen Ausschuß von fünfzig Männern in Frankfurt zurückließ, welcher die Ausführung jener Zusage überwachen sollte. In allen Bundesstaaten wurden die Wahlen unter dem größten Antheile der Bevölkerung in völliger Unumschränktheit vollzogen, und schon am 18. Mai die Sitzungen des deutschen Parlaments in der Paulskirche mit 300 Mitgliedern — die später auf 500 stiegen — eröffnet. Mit Stolz darf das deutsche Vaterland auf diesen Reichstag blicken, wenn es auch noch nicht an der Zeit war, daß sein Werk gelang, und schwerlich dürfte eine ähnliche Versammlung irgend einer Nation so viel edle Gesinnung und hohe Bildung — wir meinen Bildung im allgemeinen, nicht im politischen Sinne — aufzuweisen im Stande sein. Auch war bei der Vereinigung dieser Blüthe Deutschlands das Herz der Vaterlandsfreunde von den höchsten Hoffnungen erfüllt; es war, als ob die großen Zeiten unserer Nation wiederkehren sollten — — und sie werden auch wiederkehren; wir haben damals nur in trunkener Freude den Morgenstern für die Sonne gehalten. Der Frühling des Jahres 48 war ungewöhnlich schön; mit ihm schien ein deutscher Völkerfrühling angebrochen zu sein, wie in dem glorreichen Jahre 13 — mit dem Unterschiede jedoch, daß der Lenz des aufblühenden Vaterlandes jetzt von den Rheinbundstaaten seinen Ausgang nahm, als wollten sie dem deutschen Norden sagen: Seht, diesmal sind wir die Vorkämpfer!

Zum Vorsitzenden des Reichstages wurde Heinrich von Gagern, unter den trefflichen Männern einer der Trefflichsten, gewählt. Die große Aufgabe der Versammlung war, Deutschland eine Verfassung zu geben; sie wollte dieselbe allein und aus eigener Machtvollkommenheit aufstellen, weil eine Vereinbarung mit den Fürsten ihr Werk unendlich erschwert, freilich aber auch auf gute Grundmauern gestellt hätte. Man hoffte bei diesem „kühnen Griffe" — um ein Wort Gagern's zu gebrauchen — auf die Macht der politischen Bewegung, die ja die Hauptstädte der beiden Großstaaten Deutschlands so wunderbar schnell niedergeworfen hatte, und auf die des künftigen Reichsoberhauptes; denn daß ein solches zu wählen sei, darüber waren Gagern, Dahlmann und ihr großer Anhang schon einig. Da die Demokraten in dem deutschen Parlamente sich entschieden in der Minderheit befanden, und hier für ihre republikanischen Plane keinen Boden zu gewinnen vermochten: so suchten sie den Reichs-

tag von außen her auf jede Weise zu unterwühlen. Schmähartikel in der zügellosen Presse, vom Geist des Aufruhrs erfüllte Volksversammlungen, Besetzung der Gallerien in der Paulskirche mit ihren Kreaturen, welche tumultuarisch Beifall oder Mißfallen spendeten: dies waren die Mittel, die sie gebrauchten. Wie die Jakobiner der 90er Jahre wollten sie „terrorisiren“ — ein Wort, womit schon Hecker sein Verfahren im Vorparlament bezeichnet hatte. Am 14. Juni beschloß das Parlament — zunächst zur Unterstützung der schleswig-holsteinischen Sache, auf die ich unten komme — eine deutsche Flotte aufzustellen, und bestimmte für's erste sechs Millionen Thaler aus der Bundeskasse zu diesem Zwecke. Ein großer Jubel ging durch das ganze Vaterland bei diesem Beschlusse; denn jetzt schien eins der dringendsten Nationalbedürfnisse befriedigt und eine der stärksten Ketten, welche den Arm des deutschen Riesen bis dahin gehemmt, zersprengt zu werden. Bei der bekannten außerordentlichen Anstelligkeit des Norddeutschen zum Seedienste hoffte man bald etwas Erhebliches zu erreichen, und durch das ganze Vaterland wurden Sammlungen für die deutsche Flotte veranstaltet.

Da das Parlament keine ausübende Gewalt besaß, der Bundestag aber bei der Nation als eine Leiche angesehen wurde, der man kein Leben mehr einzuhauchen vermöge: so mußte, bis zur Wahl eines Reichsoberhauptes, eine provisorische Reichsbehörde aufgestellt werden. Als Reichsverweser wurde der in dem Rufe der Volksthümlichkeit stehende Erzherzog Johann gewählt, nachdem man vorher in der Stille sich die Zustimmung der Regierungen gesichert hatte. Derselbe hielt am 11. Juli seinen feierlichen Einzug in Frankfurt, und als der Bundestag am 12. seine Gewalt in die Hände des östreichischen Prinzen niederlegte, schien diese Behörde auf immer ihr ruhmloses Leben beschlossen zu haben. Sämmtliche Bundestruppen, wie auch die Bürgerwehren, welche sich durch ganz Deutschland gebildet hatten, waren schon vorher aufgefordert worden, dem Reichsverweser zu huldigen; aber nur die Klein- und Mittelstaaten leisteten Gehorsam; Oestreich und Preußen entzogen sich der Sache, und Baiern huldigte nur bedingt. So kam die Schwäche der neugeschaffenen Gewalt gleich von Anfang zu Tage.

Schon im Mai hatte das Parlament, trotz der Gegenvorstellungen des Demokraten Robert Blum, den Beschluß gefaßt, daß die Landesversammlungen der Einzelstaaten ungestört ihren Fortgang nehmen sollten, in der Hoffnung, Kraft aus dem nationalen Geiste, der sich in ihnen entwickeln würde, zu schöpfen. Aber die besten Männer des constitutio-

nellen Deutschlands tagten in Frankfurt, und jene Versammlungen wurden Träger des Sondergeistes. Die in Berlin wurde — bei den fieberhaften Zuständen, in welchen sich das dortige Staatswesen noch befand — gleich anfangs den Männern des Umsturzes zur Beute. Die Demokratie der Straße stürmte, die rothe Fahne voran, das Zeughaus. Eine neue Verfassung mit noch viel weiteren Zugeständnissen wurde ertrotzt, und Camphausen trat die erste Stelle im Ministerium an Hansemann ab. Die äußersten Parteien rechter und linker Seite reichten sich zur Verwerfung der frankfurter Beschlüsse die Hände, und das altpreußische Wesen gewann wieder Boden. Die Soldaten begannen die schwarz-roth-goldene Kokarde, die neben der Landeskokarde getragen wurde, abzureißen, und das Lied: „Ich bin ein Preuße; kennst du meine Farben?“ wurde die Losung des starrsten Borussenthums. So begann der dreifarbige schöne Regenbogen Deutschlands, welcher den Ernst und die Herzensglut unserer Nation so trefflich darstellt, das alt-ehrwürdige Sinnbild des Gesammtvaterlandes, wieder zu erblassen. Daß die Macht der Landesfürsten gegen die des Parlamentes wieder im Steigen war, konnte man am 15. August beim Dombaufest in Köln spüren, zu welchem Friedrich Wilhelm den Reichsverweser eingeladen hatte, und wobei sich auch der Präsident des Parlaments mit vielen Mitgliedern zur Begrüßung des Königs einstellte. Dieser zeigte sich freundlich und leerte sogar einen Becher auf das Wohl des deutschen Parlaments; aber er ließ zugleich den Herrn fühlen und sagte zu Gagern: „Vergessen Sie nicht, daß es noch Fürsten gibt, und daß ich einer davon bin.“

Doch nicht bloß Worte, sondern auch Thaten bewiesen, daß die Reichsversammlung den Boden unter den Füßen zu verlieren begann. Dies kam besonders in der schleswig-holsteinischen Sache zu Tage. Nach altem Rechte standen die Herzogthümer Schleswig und Holstein, von denen zwar nur dieses dem Bund angehört, jenes aber zu zwei Drittheilen unsere Sprache redet, unter gleicher Verwaltung. Zwischen diesem Deutsch-Dänemark und dem Inselstaate bestand ein entschiedener Gegensatz, wie zwischen Belgien und Holland. Die Herzogthümer waren mit ihren Bedürfnissen, mit ihrem Verkehr auf Deutschland gewiesen; unser Vaterland war der Quell ihrer Bildung; sie stellten einen Baum dar, der alle seine Wurzeln nach Deutschland und keine nach dem Inselstaate trieb. Plötzlich aber sollten diese Wurzeln gewaltsam nach einer andern Richtung geführt werden. Es trat nämlich für Dänemark die Gefahr ein, daß, bei dem wahrschein-

lichen Erlöschen der Nachkommenschaft des Königs, die Herzogthümer, in denen männliche Erbfolge galt, an das deutsche Haus Augustenburg fielen, während der übrige Staat, in Folge des weiblichen Erbrechts nach dänischem Gesetz, an einen hessischen Prinzen gekommen sein würde. Um nun dem Verluste der Herzogthümer, dem besten Besitze Dänemarks, vorzubeugen: erließ Christian VIII. im Jahr 1846 den offenen Brief, in welchem er die weibliche Erbfolge auch für Schleswig-Holstein geltend machte. Diese Rechtsverletzung rief nicht nur in den Herzogthümern, sondern in unserem ganzen Vaterlande große Entrüstung hervor, die auch in dem vielgesungenen Liede: „Schleswig-Holstein meerumschlungen ꝛc." einen Ausdruck fand. Die Stände der Herzogthümer thaten Einsprache, die deutschen Kammern erhoben ihre Stimme; sogar der Bundestag ließ sich zu der Mahnung: Dänemark möge die Rechte Deutschlands und der Erbberechtigten wahren, herbei. Als im Januar 1848 der kinderlose Friedrich VII. an die Stelle seines Vaters trat, gab er dem Gesammtstaate Dänemark statt der bisherigen Provinzialstände eine liberale Verfassung, indem er hoffte, Schleswig-Holstein durch den Köder der Freiheit zur Verzichtleistung auf ihr Recht zu verlocken; allein die Herzogthümer, die sich um keinen Preis von ihrer Mutter Deutschland wollten abreißen lassen, erhoben neue feierliche Einsprache. Unterdessen war die Februarrevolution ausgebrochen; Volksversammlungen wurden abgehalten, und die Gemüther erhitzten sich immer mehr. Von Frankfurt, wo das Vorparlament zusammengetreten war, bot man den deutschen Nebenländern die Hand; nicht nur die Provinz Preußen, auch Schleswig wurde in den Bund aufgenommen, und in der That gab es keine Rettung für dies arme Land, als bei uns. Daß die Aufregung auf Seiten der Dänen, deren nationale Eitelkeit und Empfindlichkeit bekannt sind, nicht minder groß war, läßt sich denken; sie sahen in dem drohenden Verluste der Herzogthümer den Ruin ihres Staats und spannten alle Kraft an, um sie zu erhalten. Sturmpetitionen gingen an den König; die Großmächte Europas, die ja überhaupt das Wachsen Deutschlands mit ungünstigen Augen ansahen, und besonders Rußland, für das sich ein nahes Erbrecht auf Dänemark durch die Verbindung jenes hessischen Prinzen mit der Tochter des Czaren eröffnet hatte, wurde zu Hülfe gerufen. Der weitere Verlauf der Dinge war nun der, daß Schleswig-Holstein in seinem Nothstande sich gegen Dänemark erhob, indem es eine provisorische Regierung einsetzte, an deren Spitze sich Christian von Augustenburg, der rechtmäßige

Erbe, befand. Sehr erfreulich war es, daß sich nicht nur der deutsche Bund, der jetzt einen schleswig-holsteinischen Gesandten in seine Mitte aufnahm, sondern auch der König von Preußen der bedrängten Brüder im Norden annahm; in der That gab es kein schöneres Mittel für ihn, wieder in Deutschland Fuß zu fassen, als indem er den gordischen Knoten mit dem guten Schwerte Preußens durchhieb, und seinem gekränkten Heere die schöne Aufgabe zuwies, ein echt deutsches Werk zu vollbringen. Durch einen Auftrag des Bundes vom 4. April ermächtigt, gebot Friedrich Wilhem IV. seinen Truppen unter General Wrangel gegen den Reichsfeind zu marschiren; ein hannövrisches Hülfscorps unter Halkett schloß sich an. Bevor noch die Bundestruppen zur Stelle waren, kam es bei Bau in Schleswig zwischen den überlegenen dänischen Truppen und den noch unfertigen Schleswig-Holsteinern, denen sich deutsche Freischaren — worunter viele Studenten — beigesellt hatten, zu einem unglücklichen Gefechte. Doch jetzt rückte Wrangel an; am Ostersonntage stürmten die preußischen Garden in heldenmüthiger Tapferkeit das Danewerk; am Tage darauf (den 24. April) siegten die Hannoveraner bei Oeversen, und bald stand der preußische General mitten in Jütland. Aber plötzlich trat ein Umschlag in der preußischen Politik ein. Wrangel erhielt am 24. Mai aus Berlin Befehl, seine Truppen zurückzuführen! Fragen wir, was Preußen bewog, den siegreichen Feldzug plötzlich abzubrechen: so tritt uns hauptsächlich der Einfluß Rußlands entgegen; doch waren auch England und Schweden thätig. Da Friedrich Wilhelm sich wieder von Deutschland zurückzog, mußte seine Thatkraft vor dem drohenden Finger der Großmächte erlahmen. Sicher warf auch die Handelsbedrängniß der Nordküste ein Gewicht in die Wagschale; Dänemark hielt die Häfen blokirt, und wir hatten zu unserer Schmach der Flotte des kleinen Inselstaates Nichts entgegenzustellen; es war wie der Kampf eines Vierfüßers mit einem Vogel. Zu Lande blieb Dänemark im Nachtheile. Als am 6. Juni die hannövrischen Truppen bei Düppel im Sundewitt mit den Dänen im Kampfe waren, eilten die Preußen herbei und schlugen den Feind blutig aus dem Felde. Der tapfere Baier von der Tann vollbrachte, Nordschleswig durchstreifend, mit seiner Freischar kühne Thaten.

Da die Reichsbehörde es Preußen überlassen hatte, den Frieden mit Dänemark anzubahnen: so schloß diese Macht am 26. August den Waffenstillstand zu Malmoe, der freilich wenig ehrenhaft für die Herzogthümer und für Deutschland war. Darnach sollte an die Stelle

der bisherigen provisorischen Landesverwaltung, deren Gesetze und Verordnungen für aufgehoben erklärt wurden, eine neue von Preußen und Dänemark gebildete Regierung treten. Nachdem die Waffenruhe im März 1849 abgelaufen war, und die Friedensunterhandlungen keinen Erfolg gehabt hatten: griffen die Dänen, als die wieder offen gewordenen Häfen auch den Krieg zur See fortzusetzen erlaubten, von neuem zu den Waffen. Bundestruppen aus Nord- und Süddeutschland traten in Schleswig ihnen gegenüber; einer unserer Fürsten, der durch deutsche Gesinnung ausgezeichnete Herzog Ernst von Koburg-Gotha, war unter den Führern. Je lästiger die Seetüchtigkeit Dänemarks empfunden wurde, desto größer war der Triumph ganz Deutschlands, als es am 5. April gelang, das Linienschiff Christian VIII., eins der größten und trefflichsten Fahrzeuge des Feindes, durch die Strandbatterien in der Bucht von Eckernförde zu vernichten und zugleich die schöne Fregatte Gefion zu erobern. Letztere wurde der deutschen Flotte, die sich zu Bremerhafen unter Kapitän Brommy bildete, einverleibt, und kam dann, nachdem diese 1851 aufgelöst worden war, an Preußen. Wenige Tage nach den Vorgängen bei Eckernförde wurden die düppler Schanzen, welche den Uebergang vom Sundewitt nach der Insel Alsen deckten, von den Baiern und Sachsen erstürmt. Der preußische General von Bonin, der dieses Jahr den Oberbefehl führte, siegte mit dem Hauptheere bei Kolding an der Südgrenze von Jütland; aber weiter vorzudringen war ihm untersagt. Während die Diplomaten unterhandelten, kam der Krieg immer mehr in's Stocken. Unerwarteter Weise unternahmen die Dänen am 5. Juli einen Ausfall aus Fridericia auf die weit schwächeren schleswig-holsteinischen Truppen, und brachten ihnen, trotz der tapfersten Gegenwehr, einen schweren Schlag bei. Endlich kam der zweite Waffenstillstand am 10. Juli in Berlin zu Stande, worin die Trennung Schleswigs von Holstein ausgesprochen, und die Brücke zur Niederdrückung der Herzogthümer durch die Dänen geschlagen war. Welche lange Reihe von Leiden nun über unsere Brüder im Norden, die zu den edelsten Stämmen Deutschlands gehören, kam; welche grausam widernatürliche Danisirung namentlich über die Schleswiger verhängt wurde und heute noch verhängt ist, muß hier mit Stillschweigen übergangen werden. Dänemarks Zweck ist jedenfalls nicht erreicht worden; die braven Einwohner des Herzogthums sind deutscher gesinnt als je, und harren in fester Ausdauer der Stunde,

wo die Staatskunst Deutschlands stark genug sein wird, die unwürdigen Fesseln der eifersüchtigen Großmächte von sich abzustreifen.

Doch wir kehren zur Reichsversammlung in Frankfurt im Jahr 48 zurück. Da sie über keine äußere Macht zu verfügen hatte, konnte sie dem Waffenstillstande zu Malmoe ihre Zustimmung nicht versagen, obschon sie erst nach heftigen Kämpfen sich dazu entschloß. Die Umsturzpartei nahm die Nachgiebigkeit derselben als Vorwand, um mit neuer Kraft das Feuer des Aufstandes zu schüren. Am 18. September erhoben sich Barrikaden in den Straßen: das Parlament sollte gesprengt werden; aber wenige Bundestruppen genügten, um die wüsten Gesellen auseinander zu jagen. Vor dem Thore wurden Fürst Lichnowski und der General von Auerswald, Beides preußische Parlamentsmitglieder, von dem Pöbel grausam gemordet. Diese Auftritte hatten die Demokratie in ihrer häßlichsten Gestalt gezeigt; sie fühlte, daß sie den Kürzeren zog, und wie Hecker und Struve das Vorparlament, so verließen jetzt Robert Blum, Fröbel und Arnold Ruge das Parlament und gingen nach Wien und Berlin, wo sie einen Boden zu finden hofften, der sich leichter für ihre Zwecke aufwühlen ließe.

Die hochwichtige Arbeit, welche die Reichsversammlung seit Anfang Juli beschäftigte, war die Aufstellung der Grundrechte des deutschen Volkes. Uebergroße Gründlichkeit und mancherlei Ereignisse, die störend eingriffen, verzögerten dieselbe mehr als gut war, so daß, als nun die Abgeordneten ihr verdienstvolles freiheitliches Werk gegen Ende des Jahrs zu Stande gebracht hatten, die Regierungen wieder so weit erstarkt waren, daß sie der Einführung desselben in ihren Staaten verzögernd und hindernd in den Weg treten konnten.

Eine schwierige Frage, welche zwischendurch abgehandelt wurde, war die Stellung Oestreichs zu Deutschland. Die vom weiteren Bunde, welche man auch die großdeutsche Partei nannte, verlangten die Aufnahme des ganzen Kaiserstaates in den Bund, während die Anhänger des engeren Bundes oder die kleindeutsche Partei die Ansicht aufstellte: Oestreich könne nicht in den Bundesstaat aufgenommen werden, weil das Hereinziehen so vieler undeutschen Bestandtheile eine gesunde, feste, freiheitliche Staatsordnung in Deutschland verhindere. Gagern,[*] der an der Spitze dieser Partei stand, wollte, neben dem engen deutschen Bundesstaate ohne Oestreich, eine deutsch-östreichische Union, d. h. eine ausgedehntere Verbindung Deutschlands mit Gesammtöstreich aufgestellt wissen, worin äußere Verhält-

nisse, wie Zoll und Handel, übereinstimmend geordnet wären. Oestreich blieb dann mit Deutschland in der Weise verbunden, wie es vermöge seiner staatlichen Mannichfaltigkeit allein mit ihm verbunden sein konnte, in so fern überhaupt ein fest gegliedertes Deutschland geschaffen werden sollte. Dieser Vorschlag, welcher allerdings ein schmerzliches Opfer in sich schloß, aber allein der Getrenntheit Deutschlands in zwei Heerlager ein Ende machte und überhaupt eine Heilung der tiefen Schäden des Vaterlandes in Aussicht stellte, fand bei den Oestreichern, bei den Süddeutschen und der linken Seite des Parlamentes lebhaften Widerspruch. Derselbe entsprang theils aus Eifersucht oder Abneigung gegen Preußen; denn, wenn Habsburg in den Hintergrund trat, hatte Hohenzollern keinen Nebenbuhler mehr; theils aus Gefühlspolitik, die eine Lostrennung Oestreichs von dem engeren Deutschland als eine Beraubung des Vaterlandes ansah, und doch keine andere Auskunft wußte. Die Katholiken wollten keinen protestantischen Fürsten an der Spitze Deutschlands, ohne zu bedenken, daß diejenige Konfession, welche die größere Duldung übt, besser geeignet ist, die erste Stelle einzunehmen. Die Umsturzpartei im Parlamente verabscheute natürlich die Oberleitung Deutschlands in Preußens Hand aus denselben Gründen, aus welchen sie Gagern ihm anzuvertrauen begehrte. Sie fürchtete, er wünschte eine feste Leitung.

Die Frage über Oestreichs Stellung zum Bunde mußte beschleunigt werden, weil hiervon die Ernennung des Reichsoberhauptes abhing. Da nun aber Herr von Schmerling, der bisherige Vorstand des Reichsministeriums im Einklange, mit der östreichischen Regierung, deren Unterthan er war, die Entscheidung dieser Frage möglichst weit hinaus zu rücken suchte, und in schlauer, versteckter Politik für Habsburg gegen Deutschland arbeitete: so mußte er von seinem Posten abtreten, und Gagern trat für ihn ein, während Simson aus Königsberg auf den Präsidentenstuhl in der Paulskirche erhoben wurde. Ganz offen stellte Gagern den Nichteintritt Oestreichs in den Bund und die Union Oestreichs mit Deutschland als den Angelpunkt seiner Politik auf, und erkämpfte ihm am 13. Januar 1849 die Annahme.

Unterdessen waren, wie schon erwähnt, die deutschen Grundrechte zum Abschlusse gebracht worden, und auch die deutsche Reichsverfassung kam unter großen Kämpfen zu Stande. Die Würde des Reichsoberhauptes sollte — so wurde am 23. Januar beschlossen — einem regierenden deutschen Fürsten, der den Titel Kaiser führen sollte, über-

tragen werden. Die Erblichkeit dieser Würde und die Uebertragung derselben an den König von Preußen konnte erst am 27. und 28. März mit einer äußerst geringen Mehrheit durchgesetzt werden, nachdem man zuvor die Linke mit demokratischen Zugeständnissen, namentlich in Bezug auf das Wahlgesetz, beschwichtigt hatte.

So war der deutsche Kaiser aus dem Hause Hohenzollern mit Noth durchgesetzt worden, und einige dreißig Mitglieder des Parlaments begaben sich mit ihrem würdigen Präsidenten nach Berlin, um Friedrich Wilhelm das bedenkliche Geschenk der deutschen Krone zu überbringen. In banger Spannung sah ganz Deutschland der Entscheidung entgegen. Es waren Zeichen vorhanden, welche günstigen Erfolg versprachen; aber, wie es scheint, hatte der König seinen Entschluß in der zwölften Stunde geändert, und als die Reichsboten den 3. April 1849 im Rittersaale des berliner Schlosses vor ihn traten, erfolgte eine Ablehnung! Es war ein schwerer Schlag für Deutschland, daß, als der große Augenblick gekommen war, kein Mann auf dem Throne der Hohenzollern saß, der die Kraft hatte, ihn zu erfassen: aber es wäre thöricht, deshalb an unserer politischen Zukunft verzagen zu wollen. Das Jahr 48 hat uns sehr unvorbereitet getroffen; namentlich war Preußen, das eine Hauptrolle übernehmen sollte, politisch noch sehr unentwickelt. Es besitzt jetzt eine Constitution und wird seine Schule machen. Andere günstige Stunden werden sich einstellen, und wir werden gereifter an sie herantreten.

Wir können bei dem Verfalle, in den jetzt unsere Nationalversammlung gerieth, nicht verweilen. Zwar hatten im April 28 Regierungen ihren Zutritt zur Reichsverfassung erklärt; aber die kleinen Königreiche und Preußen, so wie natürlich auch Oestreich, hielten sich fern, und die Kluft zwischen ihnen und Frankfurt ward immer größer. Die Unterthanen derselben begannen aus dem Parlamente auszuscheiden und der demokratischen Partei Raum zu lassen, welche zuletzt — etwa in der Stärke von 100 Mitgliedern — als Rumpfparlament in Stuttgart tagte, und dort am 18. Juni 1849 ein trauriges Ende nahm. Unterdessen war der Thron der Hohenzollern neu befestigt worden, und auch Oestreichs Kaiser hielt die Zügel, die ihm entfallen waren, großentheils wieder in seiner Hand. Preußen hatte nicht nur die Empörung in Posen, welche schon im Frühjahr 1848 ausgebrochen war, niedergeworfen, sondern auch die Demokratie im eigenen Lande nach langem Kampfe bezwungen. Sein treffliches Heer, welches — von unbedeutenden Vor-

gängen in der Landwehr abgesehen — in seiner Treue nicht gewankt hatte, war jetzt von großem Nutzen zur Dämpfung der Bewegung im übrigen Deutschland. Indem Preußen dem benachbarten Sachsen in der Noth beistand, wurde im Mai 1849 ein gefährlicher Aufstand in Dresden unterdrückt. Ein von dem Prinzen von Preußen geführtes Heer hielt ferner die bairische Rheinpfalz, welche der Tummelplatz des Aufruhrs geworden, empor, und schlug das langgeschürte Feuer nieder, welches durch die am 11. Mai 1849 in Rastatt ausgebrochene und bald über ganz Baden verbreitete Soldatenempörung einen gefährlichen Charakter angenommen hatte. Der Vorwand der Führer: der Aufstand werde zur Durchführung der Reichsverfassung unternommen, war eitel, da Großherzog Leopold mit der Annahme derselben den übrigen deutschen Fürsten vorangegangen war; da überdies zwei würdige Männer von liberaler Gesinnung: Bekk und von Dusch, an dem Steuer seiner Regierung standen. Dadurch, daß Römer das Rumpfparlament, welches diesen frevelhaften Unternehmungen Vorschub leistete, auseinanderzugehen zwang, und überhaupt kräftig auftrat: wurde das Umsichgreifen der Empörung in Würtemberg gehindert; sie blieb auf Baden beschränkt und war bald ohne Hoffnung des Gelingens. Mieroslawski, ein polnischer Abenteurer, der sich zuvor in Posen und Sicilien als Insurgentenführer versucht hatte, und nun den Oberbefehl über die Aufständischen in der Pfalz und in Baden übernahm, war, obgleich er etwas mehr Geschick in den Widerstand der empörten Truppen und Freischaren gegen die Preußen und die Bundestruppen brachte, hier nicht glücklicher als in jenen Ländern. Nachdem er das Treffen von Waghäusel verloren hatte, war der Aufstand bald auf die Festung Rastatt beschränkt. Der genannte Pole, Brentano, Struve und andere Häupter der Verschwörung entflohen; die Reichsfestung mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben, und der Großherzog kehrte wieder von Frankfurt in sein Land zurück.

Eine Monarchie von so ungleichartiger Zusammensetzung wie Oestreich löst sich leicht, wie Nagelflue, bei starker Erschütterung; wir sehen daher das Reich der Habsburger in der Umwälzung der Jahre 48 und 49 einem völligen Umsturze nahe gerückt. Hier waren nicht allein die revolutionären Bewegungen in Wien, sondern auch in dem lombardisch-venetianischen Königreich und in Ungarn zu unterdrücken, und es bedurfte der höchsten Spannung der Kraft — ja diese reichte nicht einmal aus — um sie zu bemeistern. Schon im Jahr 48 war ganz Italien

großen Erschütterungen ausgesetzt gewesen. Pius IX., der liberale Priester auf Petri Stuhl, hatte im November 48 aus Rom flüchten und der zügellosen Demokratie den Platz räumen müssen. Karl Albert, König von Sardinien, welcher die Herrschaft Oestreichs in der Halbinsel stürzen und an die Spitze eines constitutionellen Italiens treten wollte, hatte mit den aufständischen Lombarden und Venetianern gemeinschaftliche Sache gemacht, und viele „Kreuzfahrer"*) aus Mittelitalien waren ihm zugeströmt; doch Oestreichs Feldmarschall Radetzky, der 86jährige Heldengreis, erfocht den 25. Juli 1848 bei Custozza in der Lombardei einen glänzenden Sieg, und hielt im August seinen Einzug in Mailand. Karl Albert war erfreut, einen Waffenstillstand zu erhalten; als er gleichwohl im nächsten Jahre neue Feindseligkeiten begann, warf ihn Radetzky in einem Feldzuge von vier Tagen, der in der Schlacht bei Novara in Piemont ein glorreiches Ende fand — vom 20. bis 24. März 1849 — zum zweitenmal zu Boden und veranlaßte ihn, schon am folgenden Tage seinem Sohn Victor Emanuel den Thron zu räumen. Italien kehrte darauf unter seine alten Herrscher zurück. Der Papst wurde durch die Hülfe der Franzosen wieder eingesetzt, und verzichtete fortan auf liberale Zugeständnisse; ja, die starre Satzung nahm ihn wieder so festgefangen, daß er, zu ihrer weiteren Befestigung, im Jahr 1854 — zum Staunen aller Welt und sogar vieler eifrigen Katholiken — das neue, seltsame Dogma von der unbefleckten Empfängniß Marias schuf.

Daß die Februarrevolution gleich anfangs auch in Ungarn Bewegungen hervorrief, ist schon erwähnt worden. Der kräftige Stamm der Magyaren glaubte die Gelegenheit günstig, der Krone Ungarn die alte Selbstständigkeit zu erkämpfen, und der Advokat Kossuth, ein Mann von glühender Beredtsamkeit, nahm die Leitung der Dinge in die Hand. Aber dies Unternehmen fand in den slavischen Stämmen im Süden des Königreichs, die ihm bisher in drückender Abhängigkeit untergeordnet gewesen waren, erbitterte Feinde, und Jellachich, Ban von Kroatien, kämpfte an der Spitze seiner wilden Völker gegen die Magyaren.

Im Oktober 48 war Wien dem wildesten Treiben der Demokratie Preis gegeben. Der Pöbel ermordete den Kriegsminister Latour, der mit dem Ban im Einverständnisse war, auf die schmählichste Weise; der

*) Crociati — diesen heiligen Namen legten sich die Freischaren bei.

Kaiser entwich nach Olmütz, und schickte den Fürsten Windischgräz, um Jellachich in der Bekämpfung der empörten Hauptstadt zu unterstützen. Am 2. November rückte der Ban in das niedergeworfene Wien ein, und es wurde strenges Gericht über die Häupter der Empörung gehalten; auch Robert Blum, der an dem Kampfe Theil genommen, starb den Tod „durch Pulver und Blei". Erschüttert von so viel Stürmen entsagte der kränkliche Kaiser Ferdinand den 2. December seiner Krone, und sein jugendkräftiger Neffe Franz Joseph trat an seine Stelle.

Mittlerweile brachte Kossuth ein Heer von 200,000 Mann zusammen, welche theils aus regelmäßigen Truppen, theils aus Honveds (Landwehr) bestanden, und verlegte, als Windischgräz und Jellachich gegen ihn anrückten, die aufständische Regierung nach Debreczin. Dembinski, Bem und andere polnische Flüchtlinge von reicher Kriegserfahrung traten als Führer in das Heer. Unter den ungarschen Führern zeichnete sich ein junger ehrgeiziger Mann: Arthur Görgey, durch große kriegerische Begabung aus. Windischgräz war nicht im Stande, Herr über die Feinde zu werden. Görgey schritt von Sieg zu Sieg, und eroberte, gegen Wien vordringend, Ofen und Pesth, wo der östreichische General Hentzi, ein Schweizer, nach verzweifelter Gegenwehr fiel. Im April erklärte Kossuth die Unabhängigkeit Ungarns; aber gerade dieser Schritt, der auf eine magyarische Republik abzielte, entzweite ihn mit Görgey, welcher der aufständischen Regierung um so erfolgreicher Trotz bieten konnte, weil er an Dembinski's Stelle den Oberbefehl des Heers erhalten hatte. Außer Stande, die Ungarn zu bemeistern, nahm Oestreich die Hülfe der Russen, die den Brand in des Nachbars Haus mit Besorgniß ansehen mußten, in Anspruch, und Ende Mai überschritt Paskiewitsch, der Sieger in Persien und Polen, von Krakau aus die ungarsche Grenze. Da auch Jellachich von Süden her anrückte, war der Aufstand von allen Seiten umstellt, und es blieb Görgey keine Hoffnung mehr, sich gegen eine solche Ueberzahl zu halten. So kam es, daß er am 13. August 1849 zu Villagos mit 30,000 Mann vor dem russischen General Rüdiger die Waffen streckte, und Paskiewitsch durfte seinem Kaiser melden: „Ungarn liegt besiegt zu den Füßen Eurer Majestät."

Damit war das letzte Feuer des europäischen Brandes gelöscht; der nothwendige Rückschlag der Revolution: die Reaction, trat ein, und die neuaufgerichteten Monarchien schienen um so fester gegründet,

als im December 1852 die französische Republik in einen unumschränkten Kaiserstaat sich umwandelte, der durch die kluge Führung Ludwig Napoleons, des Kaisers Neffen, von Jahr zu Jahr tiefere Wurzeln schlug. Freilich gleicht Frankreich den schönen, gefährlichen Schlangen, die sich gern und oftmals häuten. Wer gibt Europa die Versicherung, daß die Haut, in der es jetzt schimmert, von Dauer ist? Dann erfolgt neuer Umsturz, und wohl den Regierungen, die, auf freiheitliche Staatsformen gestützt, in der Liebe und Treue der Staatsbürger eine Abwehr gegen die Gefahr finden!

Bald nach der Ablehnung der Kaiserwürde (Mai 49) machte der König von Preußen den Versuch, ohne Vermittlung einer Nationalversammlung die deutsche Einheit zu begründen, und trat mit einem von Radowitz bearbeiteten Verfassungsentwurfe hervor, wornach sämmtliche deutsche Staaten einen Bundesstaat mit gemeinschaftlichem Parlament und einheitlicher Centralgewalt bilden, mit der östreichischen Gesammtmonarchie aber durch einen völkerrechtlichen Bund verknüpft sein sollten. Statt des Kaisers war ein Reichsvorstand gesetzt, dessen Würde erblich mit Preußen verknüpft war, und dem ein Fürstenkollegium zur Seite stand. Diesen Entwurf, welcher die Dreikönigsverfassung genannt wurde, weil Hannover und Sachsen ihren Beitritt, freilich nur bedingt, erklärten, wies Oestreich ganz von sich; Baiern erklärte sich entschieden gegen die preußische Reichsvorstandsschaft; Würtemberg hielt sich auf derselben Richtung; die übrigen Regierungen traten allmählich bei.

Der preußische Bund, der später Union genannt wurde, fand durch ganz Deutschland bei der konstitutionellen Partei großen Anhang; die Presse erklärte sich laut für ihn, und auch die Gagern-Dahlmann'sche Partei war, da Besseres nicht erreichbar schien, geneigt, ihn zu unterstützen, und hielt im Juni 1849 zu Gotha eine dahin abzielende Besprechung. Durch ihr Organ: Die deutsche Zeitung, suchte sie ihren Ansichten immer weitere Geltung zu verschaffen.

Im Januar 1850 kam durch Vereinbarung zwischen Friedrich Wilhelm und seinem Volke ein constitutionelles Staatsgrundgesetz zu Stande; in Preußen behaupteten sich also die freiheitlichen Staatsformen, während Oestreich, dessen Angelegenheiten damals der kluge Fürst Schwarzenberg, ein Neffe des uns bekannten Feldmarschalls leitete, alles Constitutionelle, als mit der Gesammtmonarchie unverträglich, gründlich hinwegzuräumen begann.

Im März 1850 traten die hohenzollerschen Fürsten ihre kleinen in Schwaben gelegenen Länder an die königliche Linie ihres Hauses ab, und der Adler Preußens dehnte seine Flügelspitze noch weiter aus im Süden Deutschlands.

Da die Verfassung des Bundesstaates, den Preußen gründen wollte, einem durch alle Unionsstaaten zu beschickenden Reichstage zur Prüfung und Zustimmung vorgelegt werden sollte: schritt man zu den Wahlen, die aber nur unter ziemlich geringer Theilnahme des Volkes vor sich gingen. Die Linke dieser den 20. März 1850 in Erfurt eröffneten Versammlung bestand aus der gothaer Partei, die Rechte aus Anhängern der Adels- und Beamtenherrschaft; den Vorsitz führte Simson. Eine glänzende Rede des Reichskommissärs, Generals von Radowitz, eröffnete das neue Parlament; er suchte Preußens Staatskunst zu rechtfertigen; aber die Eröffnungen über das, was nun geschehen solle, befriedigten wenig; fast schien es, als verzage Friedrich Wilhelm an seinem Werke. Doch übte auch die große Anzahl einsichtsvoller, hochbegabter und vaterländischgesinnter Männer, welche die Versammlung enthielt, ihre Wirkung, und es kam eine Annahme der Verfassung in Bausch und Bogen unter beträchtlicher Majorität zu Stande. Am 29. April ging dann das erfurter Parlament wieder auseinander.

Um der Union eine Macht gegenüber zu stellen, rief Oestreich den 26. April den Bundestag wieder in's Leben, der aber von Friedrich Wilhelm und seinem Anhange für's erste noch nicht anerkannt wurde. In Preußen selber arbeitete die Junkerpartei, welche viel lieber einen schwachen Staat, worin sie eine möglichst vortheilhafte Stellung hätte, als ein freiheitliches starkes Preußen an der Spitze Deutschlands wollte, der östreichischen Reaktion eifrig in die Hände. Dabei stand Rußland als mächtiger Rathgeber oder Schiedsrichter im Hintergrunde.

Daß die Regierung in Preußen immer weiter in die Rückströmung gerieth, kam in der kurhessischen Angelegenheit auf das deutlichste zu Tage. Dort schaltete der wieder eingesetzte verhaßte Minister Hassenpflug in rücksichtsloser Weise, und verfügte ohne ständische Verwilligung Steuern, wogegen die Kammer Verwahrung einlegte. Als nun der Kurfürst über sein wackres Volk den Kriegszustand verhängte, führten die höheren Behörden des Landes und die Mehrzahl der Offiziere die angeordneten Gewaltmaßregeln nicht aus, und der Kurfürst entwich

nach Frankfurt, um die Hülfe des Bundestages in Anspruch zu nehmen. Dieser ließ sich bereit finden, und Oestreich, Baiern und Würtemberg setzten Truppen in Bereitschaft. Von der andern Seite rückte von der Gröben mit einem preußischen Heer in Kurhessen ein, und wurde überall als Retter willkommen geheißen. Schon stand ein Bürgerkrieg zwischen Union und Bundestag in Aussicht: als durch das Dazwischentreten des Czaren Friedrich Wilhelm zum Nachgeben bewogen ward. Von der Gröben erhielt Befehl, zurückzugehen; Bundestags-Truppen rückten in Kurhessen ein; es erschien sogar ein östreichisches Corps in Holstein, um dem letzten Widerstande der Herzogthümer ein Ende zu machen. In Preußen trat ein Ministerium der vollständigen Reaktion unter Manteuffel ans Ruder, und die Mitglieder der aufgelösten Union kehrten im Mai 1851 zu dem in seinen alten Formen wieder hergestellten Bundestage zurück.

Da wir uns für den letzten Abschnitt dieses Buches auf eine bloße Zeichnung in Umrissen beschränken mußten, so können wir auch von dem Schriftenthume dieser Zeit nur ganz kurz berichten. Hier müssen wir zunächst der lyrischen Dichter in Schwaben gedenken, als deren Haupt Ludwig Uhland erscheint. Wir verdanken diesem 1787 in Tübingen gebornen Sänger eine Sammlung von Liedern, Balladen und Romanzen, in denen tiefes Gemüth, wie es seinem Volksstamme besonders eigen ist, und deutsche Gesinnung mit zarter Romantik sich vermählt haben. Seine Gedichte sind längst ein Lieblingsbuch der Nation. Von vaterländischem Geiste durchweht sind auch seine Dramen Herzog Ernst von Schwaben und Ludwig der Baier. — Zu der Schule Uhland's gehören der treffliche Romanzen- und Balladen-Dichter Gustav Schwab, der schwermuthsvolle, humoristische Justinus Kerner, der gedankenreiche Gustav Pfizer, der sinnige Eduard Mörike und der geschickte Maler kleiner Landschaftsbilder Karl Friedrich Mayer.

An sie reihen wir den anmuthigen Liederdichter Wilhem Müller aus Dessau und den Franzosen Adalbert von Chamisso in Berlin, der mit Geschick und Geist das deutsche Saitenspiel rührt.

Friedrich Rückert aus Franken ist schon oben unter den Sängern der Befreiungskriege erwähnt worden. Seitdem hat sein Lied den rauhen Klang der Waffen vergessen und ergeht sich in weicheren Tönen. Rückert münzt die Weisheit des Morgenlandes für uns um, und behandelt als sprachgewandter Dichtervirtuose alle Beziehungen

des Lebens. Von besonderer lyrischer Schönheit ist sein frischduftiger Liebesfrühling.

Ein Lehrdichter, wie Rückert, von pantheistischer Weltanschauung, aber weniger spielend, weit weniger formgewandt und tiefer, ist Leopold Schäfer aus Muskau, der Verfasser des Laienbreviers. Wir schließen hier gleich zwei spätere Dichter, die sich mit dem Geiste des Orients erfüllten, an: den priesterfeindlichen, den Sinnengenuß erhebenden Schüler des Hafis: Georg Friedrich Daumer aus Nürnberg und Friedrich Bodenstedt in München, der die Rosen des Ostens uns aus Tiflis, wo er längere Zeit verweilte, herüber gebracht hat.

Eine eigenthümliche, den Romantikern und besonders den Schicksalsdichtern feindliche Stellung nimmt Graf August von Platen-Hallermünde, 1796 zu Erlangen geboren, 1835 zu Syrakus gestorben, ein, weil seine lyrischen und dramatischen Werke, wie keine andern, von der Formschönheit der Alten durchdrungen sind. Sein literarischer Gegner Karl Immermann (1796 in Magdeburg geboren, 1840 in Düsseldorf gestorben) hat zu viel männliche Sprödigkeit zum Lyriker; große Anerkennung dagegen verdienen sein unvollendetes Epos: Tristan und Isolde, das er dem gleichnamigen Werke Meister Gottfrieds nachgedichtet, und sein Roman Münchhausen mit dem westfälischen Bauernidyll.

Eine besondere Gruppe von Schriftstellern und Dichtern bildet das „junge Deutschland", in denen der revolutionäre Geist der dreißiger Jahre sich spiegelt. Den Reigen eröffnen die Israeliten Ludwig Börne und Heinrich Heine, Jener ein tief ernster, verbitterter Charakter, dessen Schriften — theils politischen, theils ästhetischen Inhalts — eine große Schärfe des Geistes verrathen; Dieser ein anmuthiger, empfindungsreicher Dichter ohne sittlichen Halt, dessen Poesie durch den Hohn, der ihr einwohnt, sich selbst zerstört. Zu der genannten Gruppe im engeren Sinne, der jugendlichen Umsturzpartei auf dem Gebiete der schönen Literatur, gehören Karl Gutzkow, Ludwig Wienbarg, Heinrich Laube, Theodor Mundt, Gustav Kühne und Andere. Die erste Stelle dieser geistreich modernen Dichter und Kritiker nimmt Gutzkow ein, der als Journalist, Dramatiker und Romandichter bis auf diesen Tag eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet hat.

Lyriker, in denen die philosophischen Bestrebungen der Zeit mit der Poesie vermählt erscheinen, sind Julius Mosen und Friedrich von

Sallet, von denen Jener mehr von Hegel, Dieser von Strauß angeregt erscheint.

Sind wir oben einer Schar schwäbischer Liederdichter begegnet, so gelangen wir jetzt zu einem Häuflein östreichischer Lyriker, die wir sehr gern, obgleich wir uns zur Politik des „engern Bundes" bekennen, in die Zahl der deutschen Dichter aufnehmen. Während jene Schwaben in ihren Romanzen und Liedern mehr der Vergangenheit und insbesondere dem romantischen Mittelalter zugewendet sind, erscheinen diese Oestreicher als die Söhne einer neuen Zeit. Wie im 16. Jahrhundert das Licht der Reformation, so ist jetzt das Licht der neuen staatlichen Freiheit in das Ostland gefallen, und hat die Spitzen der Bevölkerung, die Vornehmen, berührt; sie sind die Herolde der politischen Zeit, deren eigentliche Sänger uns in einer späteren Gruppe begegnen werden. Ihre Lyrik zeichnet sich durch reiche Bilderpracht aus; das goldene Schiff der Poesie scheint ihnen die Donau herauf die brennenden Farben des Orients gebracht zu haben; aber ihre von Allegorie überwucherte Dichtung entbehrt der festen, plastischen Form, und die Gestalten, die sie uns vorführt, haben leicht etwas Schattenhaftes. Hierher gehören Joseph Christian Freiherr von Zedlitz aus östreichisch Schlesien, der Dichter der Todtenkränze; ferner der von Weltschmerz zerrissene Elegiker Nikolaus Lenau (Niembsch von Strehlenau) aus Ungarn, dann Anastasius Grün (Alexander Graf von Auersperg) aus Laibach in Krain, dem wir die Spaziergänge eines wiener Poeten und den Schutt verdanken, und der ebenso reich begabte jüdische Ungar Karl Beck, der Sänger des fahrenden Poeten, dessen Dichtungen zum Theil eine socialistische Richtung nehmen. — Neuere östreichische Lyriker von Talent sind Moritz Hartmann und Alfred Meißner.

Einen ganz besonderen Platz in der deutschen Lyrik müssen wir Ferdinand Freiligrath (1810 in Detmold geboren) einräumen, da er es verstand, den Zauber orientalischer und überhaupt fremder Natur mit einer Farbengluth zu malen, wie kein Anderer vor ihm. Zugleich zeigte er hohe Meisterschaft in der Nachbildung ausländischer Poesien. Das Streben, seinen Gedichten einen tieferen Inhalt zu geben, und das politische Fieber der Zeit zogen ihn dann — nicht zur Mehrung seines Künstlerruhms — auf andere Bahnen; der gute, gemüthliche Sänger steckte seiner Muse die blutigrothe Jakobinerfahne in die Hand.

Als politischer Dichter steht Freiligrath in einer Gruppe mit Georg Herwegh, Robert Prutz, Franz Dingelstedt, Hoffmann

von Fallersleben und dem Grafen Strachwitz, welche dem Sturme der vierziger Jahre in wilderen und sanfteren Weisen entgegensangen. Ihnen schließt sich dann noch Max Waldau (Spiller von Hauenschildt) als poetischer Nachkämpfer dieser Periode an.

Unter den neusten Lyrikern gebührt wohl dem anmuthigen, formengewandten Emanuel Geibel der erste Kranz. Daneben nennen wir den heiteren August Kopisch, den liebenswürdigen Robert Reineck — Beides Maler und Dichter zugleich — ferner Annette von Droste-Hülshoff, die Dichterin der Heidebilder, Karl Simrock, dessen beste Leistungen Umdichtungen der erzählenden Poesie des Mittelalters sind, Gottfried Kinkel, Wolfgang Müller, Rudolf Gottschall, Paul Heyse und Oskar von Redwitz, dessen schwächliches lyrisches Epos Amaranth von der Woge der Zeitgunst schnell gehoben wurde, um dann ebenso schnell zu sinken. Uebrigens ist die Entwicklung dieses Dichters, der sich auch auf dem dramatischen Gebiete versucht, noch nicht abgeschlossen. Einen vollen Gegensatz zu Redwitz bildet der originell kräftige, nicht selten rauhe und barocke, aber gesunde epische Sänger Christian Friedrich Scherenberg, welchem die von preußischem Patriotismus glühende Muse noch spät das treffliche Lied „Waterloo“ brachte.

Von den deutschen Dramatikern dieser Zeit können wir ebenfalls nur die bedeutendsten hervorheben. Nachdem die Schicksalsstücke, deren wir oben gedacht haben, ihre Geltung verloren hatten: herrschte Ernst Raupach als ein fruchtbarer, gewandter, aber nüchterner Poet bis zu den dreißiger Jahren, während Dramatiker von hoher Kraft, wie Christian Grabbe und Georg Büchner von der Bühne ausgeschlossen blieben, weil ihr Talent in wüste Verwilderung gesunken war, und der an Shakespeare sich anschließende Immermann nicht durchzudringen vermochte, da seine Charaktere als Ganzes nicht zur rechten Lebendigkeit gelangten. Eine gewisse Verwandtschaft mit Grabbe und Büchner hat ein neuer Dichter: der geniale Friedrich Hebbel, dem die volle Anerkennung versagt bleibt, weil seine Stücke eigensinnig die Nachtseite der menschlichen Natur und der Gesellschaft hervorkehren. Daß der vielgewandte Gutzkow auch auf der Bühne Fuß gefaßt, ist oben angedeutet. Wir nennen ferner noch Mosen, Prutz, Laube, Halm (Graf Münch von Bellinghausen), für das Lustspiel Benedix und Freytag, und den Dichter der wiener Zauberpossen Raimund.

Unter den Roman- und Novellendichtern führen wir zunächst als ausgezeichnet auf dem Gebiete des geschichtlichen Romans: Wilhelm Hauff, den Verfasser des Lichtenstein, auf; ferner Karl Spindler als Verfasser des Juden, Willibald Alexis (Wilhelm Häring), den „preußischen Walter Scott", Ludwig Rellstab, Heinrich König, Laube, Mundt, Heinrich Kurtz und Otto Müller. Hauptvertreter des Zeitromans ist Gutzkow, in dessen Werken sich das Kulturleben der letzten Jahrzehnte bis ins Einzelne spiegelt. Zu ihm gesellen sich Levin Schücking, Max Waldau und Freytag, der mit seinem „Soll und Haben" einen Kernschuß gethan hat. Als Novellendichter heben wir, nachdem Namen wie die Heinrich Zschokke's und Karl van der Velde's fast schon ganz erblaßt sind, Hauff, Theodor Mügge und Adalbert Stifter hervor. Schöne Lorbeeren haben auch Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius), Jener als Dichter von „Dorfgeschichten" und überhaupt als Volksschriftsteller, Dieser als Verfasser von Schweizer-Volksromanen, gewonnen.

Ueberschaut man den deutschen Dichtergarten eines so kurzen Abschnittes, so ist man erstaunt über die außerordentliche Fülle des Schönen, die vor uns ausgeschüttet liegt. Freilich werden diese poetischen Schätze nicht mehr in dem Grade hochgehalten, wie vor sechzig, siebzig Jahren, zur Zeit unserer literarischen Einseitigkeit. Die deutsche Welt ist materieller, aber darum nicht schlechter geworden. Wir haben auf dem Boden der Interessen des praktischen Lebens festeren Fuß gefaßt, und schon dadurch ein Anrecht auf politische Entwicklung gewonnen.

Demselben Reichthume wie auf dem Gebiete der Poesie, begegnen wir in der bildenden Kunst; auch in der Musik haben wir noch immer bedeutende Meister aufzuweisen. Eine Bildhauerkunst, aus der uns die Namen Rauch, Schwanthaler und Rietschel, dem sogar die Franzosen vor drei Jahren in der großen europäischen Industrie- und Kunstausstellung den ersten Preis in der religiösen Plastik zugestehen mußten, entgegentreten; eine Malerkunst, die von einem Cornelius, einem Lessing, einem Kaulbach und einem Rottmann emporgehalten wird, stehen ebenbürtig oder siegreich neben den Leistungen der gebildetsten Nationen. Unsre hohe Meisterschaft in den Wissenschaften ist unbestritten, und auch das Vaterländische ist mehr wie je in ihr Gebiet gezogen, weil das Nationalgefühl mächtig bei uns erwacht ist, und alle Adern des deutschen Lebens zu durchdringen begonnen hat. Welches

Volk kann einen Forscher der eigenen Sprache aufweisen, der sich nur entfernt mit unserm Jakob Grimm vergleichen ließe? Wer ist so tief in den Geist der heimischen Sitte eingedrungen als Riehl? Welche treffliche Schar von Forschern deutscher Geschichte haben wir aufzuweisen: Luden, Stenzel, K. A. Menzel, Barthold, der von heiligem Zorn entflammte alte Friese Schlosser, mit ihm seine Schüler Gervinus und Häusser, ferner Raumer, Ranke, Pertz und so viele Andere.

Wir freuen uns, daß sich gerade jetzt, wo wir zum Schlusse dieses Werks gelangt sind, ein schöner Blick in die Zukunft Deutschlands zu öffnen scheint. Der Rückschlag der Bewegung von 48 und 49 hat, wenigstens in unserem Vaterlande, sein Ziel erreicht, und es ist klar wie der Tag, daß die Strömung wieder die andere Richtung eingeschlagen. Hoffen wir, daß diesmal Fürsten und Völker, durch bittere Erfahrungen gewarnt, Maß halten; daß es zu keiner neuen Ueberstürzung komme und daß sie einander die Hand bieten zu dem friedlichen Ausbau eines neuen Staatswesens, wie es die Zeit verlangt. Wir blicken heiteren Auges nach rück- und vorwärts: nach rückwärts, weil trotz so vieler — zum Theil überschwänglicher — Erwartungen, welche die letzten Jahre gebracht und zertrümmert haben, doch auch Errungenschaften geblieben sind — Keime der Freiheit, welche die Sonne zu Blüthen und Früchten entwickeln wird; nach vorwärts, weil diese Sonne bereits ihre wärmenden Strahlen auszusenden begonnen hat. Die Errungenschaften bestehen in der Entfernung von Feudallasten, Hörigkeitsverhältnissen und Standesvorrechten, in der Trennung von Gerechtigkeitspflege und Verwaltung, in der Errichtung von Schwurgerichten und andern freiheitlichen Staatseinrichtungen. Dadurch allein, daß der neue Geist im Einzelnen und Kleinen gegründet wird, erhält der Bau liberaler Verfassungen erst die rechte Grundlage. Die größte und nicht genug zu schätzende Errungenschaft der vierziger Jahre aber ist das Eintreten Preußens in die Reihe constitutioneller Staaten; denn so lange bloß die kleinen Staaten eine Volksvertretung besaßen, konnte diese nicht zur rechten Entwicklung kommen, theils weil sie in zu kleinen Staatswesen zur Anwendung kam, theils weil die beiden anticonstitutionellen Großstaaten sie in allen großen Fragen von allgemein deutscher Bedeutung niederhielten. Wollte man die Einwendung machen, daß

Preußen diese Staatsform schon ein Jahrzehend besitzt, ohne daß sie von erheblicher Wirkung gewesen sei: so erwiedern wir: der preußische Constitutionalismus ist, während der Dauer der Reaktion, eine todte Form gewesen, die sich jetzt mit Leben füllen wird — ein Samenkorn, das einen harten Boden durchbrechen mußte, aber nun die ersten grünen Blättchen hervorsendet. Der Umstand, daß der Prinz von Preußen in diesen Tagen die Zügel der Regierung ergriffen hat, ist nicht hoch genug anzuschlagen, und wird auch von ganz Europa nach seiner vollen Schwere empfunden. Nach der Eidesleistung auf die Verfassung, den 27. Oktober 1858, soll der neue Regent gesagt haben: dieser Akt sei die Trauung gewesen, die ihn mit seinem Volke auf bleibende Zeiten verbinde. Es wird nun allem Anschein nach Ernst mit der Constitution werden; es wird der Zerbröcklung der Verfassung ein Ziel gesetzt und der gesunden Entwicklung derselben Raum gegeben sein; die Junkerpartei und der Einfluß des Czaren, welcher Preußen auch in dem russisch-türkischen Kriege eine so unvortheilhafte Rolle spielen ließ, werden in den Hintergrund treten; am ersten wird England, mit welchem der Thronfolger schöne verwandtschaftliche Bande geknüpft hat, wohlthuenden Einfluß üben. Der Staat der Hohenzollern wird, wie es seine Bestimmung ist, durch sein materielles und moralisches Gewicht der Schwerpunkt Deutschlands werden.

Was Oestreich angeht, so hat es in der letzten Zeit finanzielle, handelspolitische und gewerbliche Fortschritte gemacht; aber die Politik, auf welche der neue Kaiser zur Erhaltung seiner Kronen sich stützt, nöthigt dieser Monarchie einen Standpunkt auf, welcher unter dem unsrigen ist, und das Concordat, das vor einigen Jahren mit Rom abgeschlossen wurde, hat noch weitere unübersteigliche Schranken zwischen ihm und uns aufgerichtet. Oestreichs Staatskunst kann nicht deutsch, Preußens Staatskunst muß deutsch sein. Während Preußen die hohe Bestimmung hat, Deutschland einer glücklichen Zukunft entgegenzuführen: ist es der schöne Beruf von Deutschlands Bruder Oestreich, die Kultur unsers Vaterlandes nach Osten zu tragen und das Slaventhum, welches, auf sich allein gestellt, versumpfen würde, durch deutschen Geist und deutsche Sitte in gesunden Fluß zu bringen.

Daß in Deutschland Alles nach Einheit drängt, ist unverkennbar. Zunächst ist ein vielseitiges Streben nach materieller Einheit sichtbar, deren Frucht eine höhere Einheit sein wird. So hat der Zollverein den norddeutschen Steuerverein in sich aufgenommen; die wenigen deutschen

Staaten, die ihm noch ferne stehen: die Hansestädte und Mecklenburg, werden sich mit ihm verschmelzen, sobald er die nothwendige Umgestaltung erfahren hat, und Oestreich wird mit seiner Gesammtmonarchie durch einen Vertrag sich diesem engeren Bunde anzuschließen haben. So wie Einheit im Zollwesen angestrebt wird, so auch in Bezug auf Post- und Münzwesen, auf Handelsgesetzgebung und andere Verhältnisse. Kirchliche, gewerkliche, Gelehrten- und Künstlervereine der verschiedensten Art schlingen von einem deutschen Lande zum andern ein schönes Band, und machen sich noch in weiter Fremde geltend, wie denn z. B. die deutsche Bevölkerung in Nord-Amerika sich zu krystallisiren beginnt, und mit jedem Tage größeren Einfluß erlangt. Dies wird sogar von Amerikanern anerkannt und gewünscht. So hat neulich Senator Douglas bei Gelegenheit des New-Yorker Musikfestes unsern Landsleuten große Anerkennung gezollt, und den deutschen Bürgern der Union eine wichtige Aufgabe in Bezug auf Ausbildung des amerikanischen Nationalcharakters zugewiesen; sie hätten, sagte er treffend, durch ihr Gemüth die schroffen Härten des amerikanischen Wesens abzuschleifen und durch ihren Ideenreichthum die kaltberechnende Praxis zu vergeistigen.

Als sehr achtunggebietende Einheit erscheint Deutschland, dem Auslande gegenüber, durch sein Militärwesen; 600,000 deutsche Soldaten — denn so viel betragen die Bundeskontingente — sind eine Macht, wie sie kein anderer Kulturstaat der Welt aufzustellen vermag.

Es ist eine thörichte Politik der Großmächte, das friedliebende Deutschland niederhalten zu wollen, damit es nicht gefährlich werde: liegt ja doch für Europa eine weit größere Gefahr in einem schwachen, zersplitterten Deutschland, als in einem erstarkten, einheitlichen. Ein starkes Deutschland ist allein ein fester Wall zwischen Frankreich und Rußland, den zwei begehrungssüchtigen Großstaaten des romanischen und slavischen Völkerstamms; es bietet allein eine sichere Schutzwehr gegen den Dämon der Eroberung und der Revolution.

Wie aber auch die Großmächte sich gegen uns verhalten werden, fassen wir nur selber unsere Kraft zusammen, so wird ihre Politik ohnmächtig gegen uns sein. Das kleine Dänemark, das uns bisher getrotzt, so lange der preußische Adler seine Flügel gesenkt hielt, ist bei seinen ersten Flügelschlägen zusammengeschrocken; es hat seine deutschen Provinzen von der Gesammtverfassung ausgeschlossen und dadurch einen Anfang zu ihrer Selbstständigkeit gegeben. Nehmen wir das als ein

gutes Zeichen. Preußen, baue auf Deutschland; Deutschland, baue auf Preußen, und unsere edle Nation wird sich den Platz erringen, den sie verdient. Und so laßt uns zum Schlusse die Hände zum Himmel erheben und mit Strachwitz, dem Dichter, dessen wir oben gedachten, sprechen:

Daß dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt du der Weltenblüthe,
Völkerehre,
Stern der Ehre,
Daß du strahlst von Meer zu Meere,
Und dein Wort sei fern und nah',
Und dein Schwert, Germania!

Register.

C.

F.

G.

H.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Berichtigungen und Zusätze:

Erster Theil:

S. 319 Z. 9 v. u. statt „Wittenberg“ lies: in der Schweiz.
S. 345 Z. 17 v. o. Reuchlin hat wahrscheinlich nie in Tübingen gelesen.

Zweiter Theil:

S. 62 Z. 7 v. o. statt „dritte“ lies: vierte.
S. 81 Z. 15 v. o. statt „Mai“ lies: März.
S. 192 Z. 14 v. u. statt „Zumsteg“ lies: Zumsteeg.
S. 195 Z. 10 v. u.: Zu dem Bilde Spiegelberg's hatte der nachmalige Maler Koch verschiedene Züge geliefert.
S. 287 Z. 11 v. o. statt „Würg“ lies: Wörgl.
S. 303 Z. 8 v. o. statt „Therese“ lies: Luise.
S. 304 Z. 12 v. u.: Haspinger's Leiche wurde nach Innsbruck gebracht und bei Hofer bestattet.
S. 481 Z. 12—14 statt „Wenigstens — haben“ lies: „Wenigstens hat ein Mann aus Biebern bei Simmern auf dem Hundsrück sich zu dieser That bekannt.